





Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1860

Zweiter Band.



Historisch-politische

Blätter

für das

katholische Deutschland,

redigirt

von

Edmund Jörg und Franz Binder.

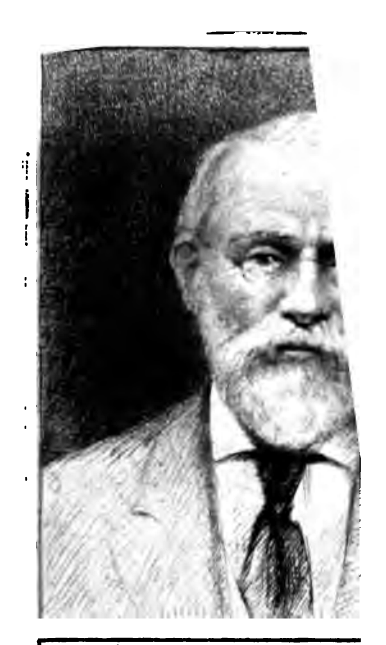
(Eigenthum der Familie Görres.)

Sechsundvierzigster Band.



München, 1860.

In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.







Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschlan

Des Jahrgangs 1860

Zweiter Band.

Historisch-politische
Blätter
für das
katholische Deutschland,
redigirt
von
Edmund Jörg und **Franz Binder.**

(Eigenthum der Familie Görres.)

Sechsundvierzigster Band.



München, 1860.
In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.



Inhaltsverzeichniß.

Die Verhandlungen sind aber entweder verloren gegangen, oder warten noch auf einen glücklichen Finder. Die Synode des bezeichneten Jahres stützt sich übrigens vollständig auf die des Jahres 1366. Von neuen Verordnungen tritt das Verbot der Jagd für die Geistlichen, sowie der Entfremdung, Veräußerung oder Verpachtung der Klostergüter besonders hervor. Noch wichtiger ist aber das auf uns unbekannte, jedenfalls aber bemerkenswerthe Vorgänge zielende Verbot, weder Priester ohne Seelsorge (clerici non curati), noch Laien, wenn gleich gelehrte, (laici quantumcunque literati), welche predigen wollten, ohne erzbischöfliche Ermächtigung zur Predigt zuzulassen. Noch eindringlicher, und nicht ohne das Gefühl einer gewissen Beklommenheit verfertigt, sind die Statuten des Concils von 1374, in deren Anfange Erzbischof Johann sich an den ganzen Klerus mit einer bewegten Aufforderung wendet, keusch zu leben, alle Würfelspiele sowie den unnöthigen Besuch der Wirthshäuser zu unterlassen, überhaupt alle Gebräuche der Laien, durch welche der geistliche Stand entehrt werde. Auf jede Uebertretung dieser Gebote wurde eine Geldstrafe gesetzt, von deren Betrag die eine Hälfte für den Bau der Prager Kathedrale, die andere für die Archidiaconen bestimmt war, die die Strafen einzutreiben hatten. Mit gleicher Strenge wurde überhaupt jede Einmischung in Geschäfte der Laien, am bestimmtesten aber die Ausübung des Notariatsgeschäftes den Geistlichen verboten. Diebe, Räuber und herumschweifende Kleriker sollten nicht gastlich aufgenommen, besondere Gebete für den Kaiser, den Beschützer des Klerus und des ganzen christlichen Volkes angestellt, ungeeignete eigenmächtige Processionen unterlassen, die Synodalstatuten fleißig gelesen und bekannt gemacht werden.

Der wahre Grund der eigenthümlichen Haltung der Synode des Jahres 1374 tritt bei der nachfolgenden (1377) noch klarer hervor, da gleich der erste Canon den Fall bespricht, wenn ein Kleriker oder sein Zinsmann Beraubung an Gütern,

wissen wir, daß Hus in weißen und grünen Kleide
ging, die er nachher von Constanz aus als überf
machte. Jetzt wurde verboten, gewisse hinten a
offene und insbesondere weiße Joppen nach Art der
Schwarz gefärbt zu tragen, Schnabelschuhe und
Die Beobachtung der Adventfasten wurde bestimmt,
der Gebrauch, auf Mitterfasten ein Bild des Tode
stimmten Gesängen, welche uns erhalten sind, feierl
Fluß zu werfen, strenge abgestellt. Dem Mißbrauch
die Archidiaconen von ihrer Amtsgewalt bei Visitati
ben, wurde gesteuert. Den Dekanen ward die Au
die Pfarrer, beiden die über Häretiker und Wuch
schärft, das Messelesen aus Gewinnsucht verpönt,
der Petitoren zurückgenommen, jeder Pfarrer zur A
eines Pfarrsiegels verpflichtet, in Betreff der Ki
Entfernung aller ungeziemenden Gesänge und insbe
ner ungeeigneten Instrumentalmusik verordnet. En
ten diejenigen, welche sich von erzbischöflichen Officia
tern und Archidiaconen in ihren Rechten beschwert
nach den jährlichen Synoden am St. Veits- und
ihre Beschwerden anbringen können; schließlich wurd
Beobachtung der gebotenen Feiertage und die Entha
knechtischen Arbeiten eingeschärft *).

Obwohl wir nun nach diesem mit Sicherhei
können, daß man in jenen Tagen kirchliches Leben
Synoden gar nicht vorstellen konnte, ja ihre Verna
für eine schuldvolle Verabsäumung erachtet worden
finden wir doch erst 1371 neue Synodalverordnun
daß wir deßhalb ein Recht hätten anzunehmen, d
Zwischenzeit der löbliche Gebrauch abhanden gekom

*) Darauf weist die correctio statutorum in tribus art
hin. Cod. Capitalis C. 55.

Die Verhandlungen sind aber entweder verloren gegangen, oder warten noch auf einen glücklichen Finder. Die Synode des bezeichneten Jahres stützt sich übrigens vollständig auf die des Jahres 1366. Von neuen Verordnungen tritt das Verbot der Jagd für die Geistlichen, sowie der Entfremdung, Veräußerung oder Verpachtung der Klostergüter besonders hervor. Noch wichtiger ist aber das auf uns unbekannte, jedenfalls aber bemerkenswerthe Vorgänge zielende Verbot, weder Priester ohne Seelsorge (clerici non curati), noch Laien, wenn gleich gelehrte, (laici quantumcunque literati), welche predigen wollten, ohne erzbischöfliche Ermächtigung zur Predigt zuzulassen. Noch eindringlicher, und nicht ohne das Gefühl einer gewissen Beklommenheit verfertigt, sind die Statuten des Concils von 1374, in deren Anfange Erzbischof Johann sich an den ganzen Klerus mit einer bewegten Aufforderung wendet, keusch zu leben, alle Würfelspiele sowie den unnöthigen Besuch der Wirthshäuser zu unterlassen, überhaupt alle Gebräuche der Laien, durch welche der geistliche Stand entehrt werde. Auf jede Uebertretung dieser Gebote wurde eine Geldstrafe gesetzt, von deren Betrag die eine Hälfte für den Bau der Prager Kathedrale, die andere für die Archidiaconen bestimmt war, die die Strafen einzutreiben hatten. Mit gleicher Strenge wurde überhaupt jede Einmischung in Geschäfte der Laien, am bestimmtesten aber die Ausübung des Notariatsgeschäftes den Geistlichen verboten. Diebe, Räuber und herumschweifende Kleriker sollten nicht gastlich aufgenommen, besondere Gebete für den Kaiser, den Beschützer des Klerus und des ganzen christlichen Volkes angestellt, ungeeignete eigenmächtige Processionen unterlassen, die Synodalstatuten fleißig gelesen und bekannt gemacht werden.

Der wahre Grund der eigenthümlichen Haltung der Synode des Jahres 1374 tritt bei der nachfolgenden (1377) noch klarer hervor, da gleich der erste Canon den Fall bespricht, wenn ein Kleriker oder sein Zinsmann Beraubung an Gütern,

delt. Nicht mindere So
Ansicht, daß Wucher zu
Hundert zu verlangen er
die Klagen über Geiz all
bischof, daß diejenigen,
Schulden kommen ließen,
Gewinn zurückgaben, nu
caren, mit Ausnahme der
chung erhalten könnten.
Wucherer und diejenigen
et usurarios) auf der Ka
anzutreiben und diejenigen
behaupteten, den Inquisit
gen (15. Juni 1377).
stimmte, auch durch andere
wenn in diesen Tagen Kl
Dinge „von Eiferern für
den, man einen andern
Moral jener Tage legen m
Dinge damals als unerlaub
welche sich spätere Zeiten

14ten Jahrhunderts als der Inbegriff aller Schändlichkeit erachtet werden müßten?

Als nun das in der böhmischen Geschichte wie in der allgemeinen so entscheidende Jahr 1378 und mit ihm der Tod Kaiser Karls IV. eintrat, das Schisma der Päpste, die Erhebung des anfangs sehr thätigen, dann von dem gewaltsamen Adel Böhmens abhängigen Wenzel IV. stattfand, gerade jetzt wo ein kräftiger Kaiser so nothwendig war, ein bald vom höchsten Zorne zur äußersten Apathie, von einem Extreme zum anderen schwankender Fürst, wie er sein mußte, um das Verderben riesengroß anschwellen zu machen, den Thron bestieg — wurde das Erzbisthum Johann von Henzenstein, dem Neffen des greisen Erzbischof Johann, welchen Papst Urban VI. zum Cardinal erhoben hatte, übergeben. Auch dieser griff zu dem alten und bewährten Mittel der Synode; und zwar versammelte er den ganzen Klerus von Böhmen, seine Suffragane wie die Pfarrgeistlichkeit um sich und erhielt dieselben, so lange die Synode dauerte, auf eigene Kosten.*) Wahrscheinlich ist hier dieselbe Synode gemeint, auf welcher der Erzbischof in Kraft seiner Legationsrechte anordnete, daß die Statuten seiner Vorgänger auch über die Diöcesen von Regensburg, Bamberg und Meissen ausgedehnt werden und zugleich mit ihnen das Büchlein über die drei Punkte der christlichen Religion Geltung finden sollte.**) Nicht minder sollte auch das Fest des heiligen Wenzel, welches bereits in Dänemark Eingang gefunden, auch in diesen Diöcesen gefeiert werden. Da ferner in letzteren die Sekte der Sarraboyten und der Waldenserbauern sich verbreitete, sollten die Bischöfe möglichste Wachsamkeit

*) Archiepiscopi Pragenses apud Dobner II. p. 443 und Cod. Capit. IX. Das ist doch wohl die Synode von 1381 (29. April) bei Balbini Misc. II.

**) Harzheim IV. p. 524.

üben und im Nothfalle der weltliche Arm König Wenzels angerufen werden.*) Nachdem hierauf noch bei dem ausgebrochenen Schisma beschlossen worden, am Papste Urban VI. festzuhalten und die Agenten des Gegenpapstes Robert zu ergreifen, wurde die Begründung von Beneficien aus unerlaubten und wucherischen Zinsen strenge verboten, insbesondere aber auf's allerstrengste untersagt, Mönchen Pfarreien zu übergeben, welche bisher vom Weltklerus versehen worden seien. Dieser Mißbrauch, welcher in den erwähnten Diöcesen um sich greife, verletze die Rechte der Bischöfe und Archidiaconen, sei allem gemeinen Rechte entgegen, allen Gewohnheiten fremd, und nur zu Gunsten der Benediktiner und Augustiner könnten Ausnahmen gemacht werden. In der That hatte hier der Erzbischof den Angelpunkt des kirchlichen Lebens getroffen, da durch die Exemtion der Stifte von der bischöflichen Macht bei weiterer Ausbreitung der Mönche über die Pfarreien aller bischöflichen Oberaufsicht, allem Rechte der Züchtigung und der Reform Eintrag geschah, und das bischöfliche Ansehen über das emporsteigende der Mönche zu Grunde gehen mußte. Ja es ist kein Zweifel, sondern vollendete Thatsache, daß zur Ausartung des Klerus im Reformationszeitalter nichts so sehr beigetragen hat, als die Verdrängung des eigentlichen Pfarrklerus durch die Mönche, welche, selbst außerhalb der Communität gestellt, der bisherigen Aufsicht enthoben und von der Bischöfe eximirt, in dem Zusammenleben mit Knechten und Mägden vielfach theils verbauerten, theils in Ausschweifungen geriethen und jenen Zustand herbeiführten, daß endlich gerade zu auf Reichstagen die Ausdehnung der Mönche über die Pfarreien als der Hauptgrund des Verfalles und der Sittenlosigkeit des deutschen Klerus bezeichnet und dessen Abschaffung als Bedingung wahrhafter Besserung der Zustände verlangt wurde. Ueberhaupt tritt der Gegensatz zwischen dem Welt

*) Secta Sarraboytarum et illorum rusticorum Waldensium. p. 8

rus und dem regulären Klerus vielleicht nirgends so scharf in der Praxis hervor als in Böhmen und auf den böhmischen Concilien, wie denn jetzt wieder Bischöfe, Aebte und die übrigen Prälaten aufgefordert werden nicht zu dulden, daß Mönche, nachdem sie auf Höfe, Schlösser ꝛc. einmal Verzicht geleistet, sich nochmals mit der Administration weltlicher Dinge befaßten. Nachdem aber ferner in Erfahrung gebracht worden, daß von den Parrochianen Wucher, Aberglaube und Zeichendeuterei ungescheut und offen getrieben würden, Pfarrer öffentlich Concubinen hielten und in Bezug auf Tonsur und Kleidung großes Aergerniß gäben, so sollten die gehörigen Visitationen aufgenommen, für den Unterricht des Volkes, die Ausspendung der Sakramente gesorgt, insbesondere aber unerschrocken und mannhaft gegen den Wucher eingeschritten werden.

Die Synode von 1384 ist uns wohl noch merkwürdiger geworden, als die des Jahres 1381,*) indem jetzt ein Mann in den Vordergrund tritt, welchen wir durch die zahlreichen und tief durchgedachten Schriften, die Reinheit seiner Gesinnung und die Innigkeit seines Glaubens als einen der bedeutendsten Männer seiner Zeit begrüßen. Es war dieß Mathias von Crochowa in Pommern, gewöhnlich Mathias von Krakau genannt. Wir wissen, daß er sich an der Spitze einer Gesandtschaft befand, welche von der Prager Universität an Urban VI. geschickt wurde.**) Auch er gehörte wie Conrad von Alzei zu den Männern, welche sich später von Prag wegwandten und an Wenzels Gegner, König Ruprecht, anschlossen. Er unternahm für diesen 1403 eine Reise zu dem Papste, um die Kaiserkrönung zu erhalten, und bei diesem Anlasse wurde

*) Die des Jahres 1389 kennen wir nur aus einer Anführung bei Pertz Archiv VIII. 713. Von der des Jahres 1392 bei Harzheim IV. p. 540 wird später noch die Rede seyn.

**) Cod. Univ. Bibl. Olomuc. 2. VIII. 11.

... ...mmmt, und m
Concil von 1384 gehaltener
Geschichte Böhmens hervo
befindlich, angeblich auch
zugleich in einem Prager, jel
Von allen Denkmälern der
Beachtung finden, als die
redners geeignet war, allen
von Parteilichkeit von sich
seiner Absicht liegen, als A
müther blos aufzustacheln.
Oeffentlichkeit, sondern für de
wichtiger war, was ein Man
fand. Erfüllt von der Hohe
standes erkennt er auch ganz
die derselbe auf sich genomm
schmerzlich, als die Selbsttäusc
um selbst den liebgewordenen
müssen, die Fehler ihrer Unte
dadurch das Uebel bis zur Unh
daß er die Zeit Kaiser Karls
daß die unter ...

den Sitz des Uebels nur andeuten, aber nicht dasselbe in allen Theilen beschreiben; allein was er mittheilt, reicht völlig aus, einen tiefen Blick in das Treiben jener Tage zu werfen, und die Ueberzeugung zu gewinnen, daß die von den Gegnern des Klerus erhobenen Klagen bei Vielen nur zu wahr sind Die Entwürdigung des Klerus fängt an, mehr und mehr fühlbar zu werden. Zuerst durch ihn selbst und die Art, wie er das Heiligste prophanirt, das Opfer der Eucharistie selbst, das ihm Mittel zur Befriedigung der Gewinnsucht werden muß; dann durch diejenigen, an welche er sich hängt: den Adel, der seinen Caplänen bereits alle möglichen Lasten und Entehrungen aufbürdet. Einerseits geht der Segen Gottes verloren und so viele Messen auch gelesen werden, der Herr des Lebens hat sich von seinen Dienern weggewendet; andererseits benehmen sich diese selbst wie Diebe und Räuber, weil sie entweder unwissend sind, oder wenn sie das Gesetz Gottes kennen, es nicht in Ausübung bringen, was sie vom Altare erwerben, schlecht anwenden oder ganz zerstreuen. Das Kummervollste aber ist der Ausruf des Redners, daß alle Hoffnung des Klerus nur noch in der Verehrung beruhe, in welcher das heil. Altarssakrament bei den Laien stehe. Wenn sie dieses nicht hätten, er wüßte nicht, wo man jetzt stünde. Aber selbst dieses werde vom Klerus befleckt, da er es zur Befriedigung seiner Habgier verwende. Nur das Eine tröstet ihn, daß so groß auch die Laster seines Standes seien, sie den Grad noch nicht erreicht hätten, daß sie nicht noch bezwungen werden könnten.

Aber eine üble Wendung der Dinge war eingetreten. Zwar tritt bei Mathias die Furcht vor einem gewaltsamen Conflict des Klerus mit dem Adel, vor jener Säkularisation, welche so rasch eintrat, noch viel weniger hervor, als man erwarten möchte; allein das Geständniß, das heil. Altarssakrament allein erhalte die Laienwelt dem Geistlichen noch zum Freunde, schloß denn doch bereits eine ungeheure Trag-

...eben zwei Collation...
Rationale divinorum operum ...
Schrift de contractibus un...
rationis et conscientiae de ...
pore Christi. Dieses soll 14...
den seyn.**) Es liegt eine ...
so alt ist wie das Original, ...
puch des kampfkriges der ver...
entphaung des heiligen sakram...
macht zu latein der würdig ler...
Matheus von Krakkaw." 63 ...
gibt er selbst an: „die swere...
frage peyde unter priestern und...
ten sollen die priester meß zu...
phaen gotes leichnam." Die ...
an ihn gestellt wurden, veranla...
des Gewissens mit Willen und ...
sol in einem iglichen Kampfstre...
sprecher, ein verantworter vnd...
Er übergibt also der Vernunft ...
Gewissen die des Verantworte...
wörtel ...

zur Unterscheidung zu bringen, daß es mehr vernünftig sei hinzugehen zu Gottes Leichnam als, wie das Gewissen wollte, zu fasten und gute Werke ohne die Heiligung durch das Sakrament zu üben. Es ist wieder das Vorwiegen jener falschen Mystik, der wir in Mathias von Janowa und manchen seiner Zeitgenossen begegnen. Die Vernunft setzt daher auseinander, was denn das Sakrament sei. Hiebei aber wird klar, welche Verwirrung die Scrupulosität gewisser Lehrer und Lehren in die Gemüther geworfen hatte, welche Zweifel hervorgerufen worden. Indem Mathias ferner auseinandersetzt, welche Pflicht es für die Priester sei, die Messe zu lesen, tritt er der Lauigkeit derjenigen, welche sie leichtsinnig unterließen, scharf entgegen. Aber auch Bessere unterließen die Celebration in der Meinung, sich in Demuth davon zu enthalten „sei loblicher". Das Gewissen selbst räumt ein, „wye vil prister so leichtiglich vnd von aller minsten sachen dy mess verlassen, sy gen so swerliche ze der messen vnd lassen sy so leichtigleich wider zihen oder hindern". Ebenso verwirft er die Meinung, wie wenn es besser sei, das Sakrament aus Andacht nicht zu empfangen, statt es zu empfangen. Andererseits wird bestimmt ausgesprochen, der Mensch könne sich nicht gründlich urtheilen, ob er würdig oder unwürdig sei. Er beruhigt den Leser, weist ihn auf die Erweckung vollkommener Reue hin und auf „Beseitigung des zweifelichen Gewissens". Dann folgt die wahre Anweisung, wie sich der Einzelne vorbereiten soll. „So ist eyn iglicher Mensch als vil mer darzu geschicket als vil er mer vollkommenlicher stirbet oder sich fleißet zu sterben an der begerung der wellt vnd wollust des fleisches vnd hat gemeinschaft mit den leiden Christi unsers herren vnd wird mit im begraben in den tod, vm gänzlich ein diner zu sein mit Christo, und begert auch sich im selben zu sterben, das Christus lebe in im. Dy vollkommen Menschen aber mügen vor großer hitziger begerung dy si haben zu Christo dem herren nicht geleyden seine ungegenwartigkeit". Sie wol-

len, da sie ihn noch nicht schauen können, doch ihn in diesem Leben besitzen; sie sehnen sich „nach einer entphahung", nach Vereinigung mit ihm*). Das Urtheil, welches zuletzt der freie Wille als Grieswartel hätte sprechen sollen, ist ausgeblieben, da der Endzweck, unnöthige Zweifel zu entfernen, bereits durch die ganze Auseinandersetzung erreicht worden ist.

Noch eine andere Schrift wird gleichfalls dem Mathias zugeschrieben, die bestimmt war, in das öffentliche Leben unmittelbar einzugreifen. Es ist das der vielfach genannte Traktat über den Schmutz der römischen Curie (de squalloribus romanae curiae**). Sie ist bedeutend genug, um eine weitläufigere Besprechung zu verdienen.

Die Schrift geht von dem Satze aus, daß der römische Stuhl Wurzel und Grund der ganzen Kirche sei, das Principat über alle Kirchen behaupte, aller Gläubigen Mutter und Lehrerin sei. Mit seiner außerordentlichen Machtvollkommenheit und unermeßlichen Aufgabe stehe aber die Nachlässigkeit, welche gegenwärtig in Betreff der Bestrafung der Excesse herrsche, in schreiendem Gegensatze. Begarden, Fratricellen, die ärgsten Feinde des Klerus, gingen in Rom offen umher und verlockten ungescheut Andere. Religiosen, woher sie auch kämen, könnten leicht die Erlaubniß erlangen, zu leben wie sie wollten; der Concubinat werde von dem Klerus frei und offen (publice et solemniter) geübt; lüderliche Dirnen gingen in den kostbarsten Kleidern umher und die Curtisaner verpesteten mit ihren Gewohnheiten andere Kreise. Möchte einer noch so lasterhaft seyn, man lasse ihn zu den Weihen und zu dem heiligen Opfer zu***). Wer von Bestrafung derartiger Personen

---

*) Es folgt noch ein Dialog zwischen der Seele und dem Menschen „von gemuetlicher Uibung". Bibl. Pragens. XVI. F. 8. n. 5.

**) Walchii Monum. Medii. aevi fasc. I.

***) Abusiones quoque paganicae et superstitiones diabolicae tam multae sunt Romae, quod dinumerari non bene possint. c. 2.

rede, gelte als unsinnig und werde verlacht. Die Thätigkeit des Hofes und der Officialen gehe auf Ausfindigmachung erledigter Pfründen, auf Registrirung der Anerbietungen, auf eine bureaukratische Geschäftigkeit, die sich um Confirmationen, Processe, Besitzungen und ähnliche Dinge drehe. Von selbst ergibt sich dann die Frage, ob der römische Stuhl sich mit Recht die Vergabung und Provision der Bisthümer, Abteien und die Collation aller Pfründen beilege, welche zum Patronatrechte geistlicher Personen gehörten? Diese wichtige Frage beantwortet der Verfasser mit Nein, indem er auf das ursprüngliche Wahlrecht hinweist. Und nicht einmal die Ausrede, daß wegen des Mißbrauches (ob culpam et poenam praelatorum et capitulorum) der römische Stuhl die Vergabung in seine Hand genommen, läßt der Verfasser gelten, weil der schlechte Gebrauch, den jetzt Rom davon mache, Rom dieses Rechtes wieder berauben müßte. Man habe mit den Bitten um Vergabung (apostolici dirigebant primarias preces dioecesanis pro familiaribus suis) begonnen; aus den Bitten seien Ermahnungen (monitoriae), aus diesen Vollstreckungen (exemtoriae literae) geworden. Viele kümmerten sich nun gar nicht um diese päpstlichen Befehle und Sentenzen; man kämpfe offen gegen dieselben an und man müsse sagen, selbst wenn der Papst dazu ein Recht habe, so könne man doch nicht begreifen, was es nützen solle. Das Dichten und Trachten des Klerus gehe nach Erwerb solcher Gratien; man warte auf den Tod des Vorgängers, führe denselben auch selbst herbei. Man habe schon neue Kanzeleiregeln deßhalb verfassen müssen. Man beschränke, reservire, verändere diese Gratien, mache dadurch den römischen Stuhl lächerlich, so daß selbst Kinder das Verfahren desselben für unsinnig hielten *). Es

---

*) et in derisum totius cleri quem subsanant objicitur a laicis p. 21.

entstehe ein Schleichweg nach Beneficien, so daß Köche, St
knechte, nichtswürdige Kerle aller Art diese dadurch erlangt
und zwar von dem Papste selbst (proprio motu papae), fün
sieben-, achtjährige Knaben, wo es dann unwahr heiße: c
Niemandens Bitten. Es genüge, Verwandter oder Diener ein
Cardinals zu seyn, um die begründetsten Rechte Anderer besei
gen zu können. Nicht schlimmer sei es, wenn Bischöfe il
Nepoten bedächten, als wenn die Diener von Cardinälen u
anderer Curialen bedacht würden. Auch den Einwand l
Mathias nicht gelten, daß wenn der Papst nicht so viel
vergeben hätte, zuletzt seine Unterthanen rebellirten und Tyra
nen sich seiner Güter bemächtigten. Jetzt*) aber zahle man f
jede Bitte um eine noch so geringe Exspektanz einen Dukate
für jede Bitte um eine größere 30, 40, 50 Dukaten; jed
andere Beneficium wird nach dem Maße der Einkünfte taxi
Bei jeder Confirmation oder Provision muß Sicherheit für
Zahlung der bestimmten Summe gegeben werden: für
Beneficium von 200 fl. Einkünfte 40, 60, 80 fl. No
wendig befänden sich der Papst und Alle, welche sich an di
sen Händeln betheiligten, im Zustande der Verwerfung (dai
nationis); denn dieses sei Simonie, die Simonie aber Häres
ungeachtet, daß es unter diesen Personen höchst achtba
fromme und tugendhafte gibt. So hart dieses klinge, kön
er doch den Ausspruch nicht zurücknehmen. Abgesehen von d
Simonie bedenke man nicht, welch' Unwürdigen man dadu
die Ausspendung der Sakramente übergebe. Die Universität
und Partikularstudien litten gleichfalls darunter, da nicht m
wissenschaftliche Männer, welche das Ihrige im Studium
gesetzt, promovirt würden. Man ziehe sich zurück, weil ni

*) tempore Bonifacii IX., Joannis XXIII. et Martini
c. 7. Wie verhält sich dieses zu dem schon 1410 verstorben
Mathias?

die Tugenden, sondern die Laster belohnt würden, und der Nutzen, welcher von wissenschaftlichen Männern herrühre, höre auf.

Die Abhandlung wendet sich sodann zur Untersuchung, was die Spiritualia seien, deren Verkauf Simonie erzeuge, sowie auf die Frage, ob der Papst in Betreff der Simonie entschuldigt werden könne? Er durchgeht die Gründe der Papalisten: der Papst nehme nur an für seine Arbeit und Mühe; Vieles sei nicht seiner Natur nach, sondern nur kirchlich verboten, wo also Dispensationen begründet seien; endlich: der Papst sei Herr aller Pfründen. Diesen Allen setzt er die Autorität der großen Autoren und die notorische Verödung der Kirchen, Klöster durch dieses System entgegen, indem, seit sie Cardinälen und Weibern als Commenden übergeben worden, wo früher dreißig und vierzig Mönche unterhalten wurden, kaum mehr einer oder zwei sich ernährten. Wie man dieses gegen die modernen Häretiker, Husiten*) und Wicleffiten vertheidigen könne? Eben so wenig könnten die Uditoren, Advokaten, Prokuratoren und Notare entschuldigt werden. Nichts von Allem dem, was zum geistlichen Dienste gehöre, dürfe verkauft werden. Eingehend in die Widerlegung der angeführten Entschuldigungsgründe bestritt der Verfasser entschieden die illimitirte päpstliche Gewalt, da sonst alles Gesetz, alle Ordnung und alles Recht aufgelöst werde. Schon sei es dahin gekommen, daß nur Personen von untergeordnetem Stande (miseri et viles personae) die Weihen erlangten und der geistliche Stand herabgewürdigt werde**). Er er-

---

*) Dieß ist doch ein deutlicher Beweis, daß dieser Traktat nicht, wie bisher allgemein angenommen wurde, in diese frühe Zeit fallen kann.

**) Quanta autem ex his sequatur vilipensio et contemptus sacerdotum et irreverentia Sacramenti et venditio missarum

kennt dem Papste das Recht zu, die Kirche zu besteuern, ni(
aber Eine Kirche durch dreimalige Vacanz dreimal in Eine
Jahre. Die Vernachlässigung des Rathes Anderer hatte si
an der römischen Kirche am empfindlichsten gerächt. D(
Schisma, welches aus der Unterlassung der Concilien entstand(
war, veranlaßte, daß noch jetzt die Rechte der Kirche verlet
ihre Güter ungestraft von den Weltlichen weggenommen, d
Kleriker in ihren Privilegien nicht geschützt wurden *). Diej
nigen Personen, welche anderswo wegen mangelhafter Sitt(
und Bildung zurückgewiesen worden, würden in Rom nur üb
ihr Geld ausgefragt, und empfingen darnach die höchst(
Würden. So werde denn um Geld Alles feil. Offenb(
stände es der allgemeinen Kirche noch eher zu, einen so
incorrigiblen Richter zu richten, wie es einem Convente z
käme, wenn es sonst keine Abhilfe gäbe, wider einen derart
gen Abt aufzutreten.

Mathias wollte nicht etwa bloß im vagen Tadel geg(
die römische Curie sich ergehen, sondern er dachte auch die Mi
tel der Heilung anzugeben.. Seine Erörterung läuft vorzü(

---

aliquando ex *nimia paupertate* sacerdotum, patet sufficient(
ex aliquibus locis, ubi propter vilipensionem clericorum
servitutem, raro quis valens assumit ordinem sacerdotii ni
quis promotus vel promoveri sperat ad altiora. p. 72.

*) sed vere ubique pro vilissimis habentur. Quis autem dubit
quin diu antea sublatum fuisset hoc schisma, si ut alias fi
bat, congregata fuissent *concilia generalia*. Aus dieser u
den vorausgehenden Stellen über die Concilien schloß Giesel
fälschlich Lehrb. II. 3. S. 154 u. f., daß die Schrift zwisch(
1383 — 1404 geschrieben worden. Allein abgesehen von der
stimmten Erwähnung Papst Martin V., heißt es S. 79: f
enim ut visum est concilio (sc. Constantiensi), worau
selbst folgt, daß der Traktat nicht so frühe geschriebe
konnte.

lich darauf hinaus, zu zeigen, daß der Schaden in der absoluten Herrschaft liege, welche sich die Päpste im Gegensatze zu den früheren Einrichtungen — dem Wahlsysteme angemaßt; daß durch das von den Päpsten an sich gezogene Ernennungsrecht der Bischöfe, der Aebte, durch die Beseitigung des Patronatsrechtes Uebelstände hervorgerufen seien, welche mindestens denen die Wage hielten, um deren augenblicklicher Beseitigung willen der römische Stuhl zu dem Provisionssysteme gegriffen hatte. Diese vom römischen Stuhle angeblich zur Heilung von Uebelständen ergriffenen Maßregeln schlößen selbst den Tod in sich; man habe endlich unter dem Namen der Gratien dem Provisionssysteme eine Ausdehnung gegeben, daß die Anzahl der vakanten Beneficien dafür in keiner Weise hinreiche. Es sei wahr, daß der Einzelne nicht gegen den Papst aufzutreten das Recht habe; allein wenn der Obere das, was seines Amtes sei, nicht thue, stünde es der Gesammtheit (communitas) zu, denjenigen zu beurtheilen, welcher sich als unverbesserlich zeige *).

Der Traktat, welcher zeigt, wohin die Erhebung des Papstthums zu einer unumschränkten Macht, wie dieses im vierzehnten Jahrhunderte geschehen, die Kirche gebracht hatte, dürfte möglicher Weise der Zeit der Wirksamkeit des Mathias in Prag angehören; nur ist gewiß, daß er in der Gestalt, in welcher er vor uns liegt, nicht von ihm herrühren kann, sondern einer späteren Zeit zugewiesen werden muß. Ist er aber in ursprünglicher Fassung von ihm, so gehört er zu den vielen Beweisen, daß gerade von der streng kirchlichen Partei am schärfsten auf eine Reform gedrungen wurde und es der Versuche, dieß auf dem ungesetzlichen und stürmischen Wege herbeizuführen, nicht bedurfte. Man sieht weiter, daß die

---

*) Gieseler Lehrb. d. Kircheng. II. 3. S. 154 u. f.

großartig freie Stellung, welche die Universitätsglieder einnahmen, diesen selbst eine Bedeutung gab, die weit über die Grenzen des Landes hinausragte, und das tiefe Eingreifen der bedeutendsten Männer in die Fragen der Zeit denjenigen mit vollstem Fuge zukam, die durch ihre intellektuelle Bildung auf der Höhe des Jahrhunderts standen.

So fehlte es denn nie, zu keiner Zeit, am wenigsten in dieser an warnenden Stimmen, an Männern von Charakter und Willen, wenn auch die Wege verschieden waren, auf welchen sie Einfluß auf ihre Zeit erlangten. Zwischen der Richtung eines Milic mit seinem unklaren schwärmerischen Wesen und dem klaren, besonnenen Wirken eines Mathias von Krakow steht aber noch ein anderer Zeitgenosse, dessen Einfluß keineswegs gering zu achten, ja der als wahres Zeichen der Zeit zu betrachten ist: Mathias von Janow *).

(Schluß folgt.)

*) Magister Mathias de Janov verus bohemus studuit Parisii 9 annis, Pragae 8 annis et viguit anno 1388. Obiit anno domini 1394 in die S. Andreae et sepultus est in ecclesia Pragensi.

II.

Historische Novitäten.

I. Etudes sur l'état interieur des Abbayes Cisterciennes et principalement de *Clairvaux*, au XII. et au XIII. siècle, par M. H. *d'Arbois* de *Jubainville*, ancien elève de l'ecole des chartes, avec la collaboration de M. E. *Pigeotte*. Paris. Durand 1858. 8. 489 Pgg.

Erst jetzt ist dieses Buch in Deutschland bekannt geworden. Es erregt dasselbe eine wehmüthige Stimmung, indem es uns auf die Pflanzung eines der größten Männer seiner Zeit, auf den heiligen Bernard hinweist, welche durch die Unbilden der letzten Jahre des 18ten und der ersten des 19ten Jahrhunderts fast gänzlich vertilgt wurde, in der Art, daß man heute ganze Königreiche, ja ganze Länder durchziehen kann, ohne nur eine Seele, die dem Cisterzienser-Orden angehörte — denn von diesem ist die Rede — zu finden. Wohl aber sieht man noch prachtvolle, zumeist baufällig gewordene Kirchen, große Gebäude besetzt von Züchtlingen oder unglücklichen Fabrikarbeitern, oder man stößt auf Ruinen, von denen die Kunde übrigt, daß hier einst Schüler und Ordensbekenner des heiligen Mannes gewohnt, aus dessen Munde das „O clemens, o pia, o dulcis Virgo Maria“ der heiligen Jungfrau zuerst als Weihegruß dargebracht worden war. Dort in Clair-

vaux (Clara Vallis) fand der Heilige seine Ruhestätte, dor war bis zur Zeit der ersten französischen Revolution des gro ßen Stifters Geist und Segen nicht gewichen! Heute ist e ein Arbeitshaus (Dépôt de mendicité), und nur die Geschich hält das Wort fest: „Dieser Ort war ein heiliger"! Das i es theilweise, was den Verfasser bewogen haben mochte, ein Geschichte des innern Lebens in diesen Klostermauern, wie si solches in den ältesten Zeiten kund gab, zu entwerfen, woz bereits veröffentlichte wie noch ungedruckte Documente reichl ches Material boten. Zu erstern zählen namentlich jene, welch Martene in dem „Thesaurus novus anecdotorum" drucken ließ zu letzteren manche Mittheilung aus der Bibliothek zu Troye wohin ein Theil der Clairvauxer Bibliothek gekommen, au dem Archive zu Aube u. s. w., welche zum erstenmal publ cirten Stücke sich unter den „Pièces justificatives" S. 353 bi 470 beigegeben finden.

Arbois de Jubainville hat seine Aufgabe gut gelöst, ma man seiner allgemeinen Aeußerung: „Malheureusement l'ordr de Citeaux cessa un jour d'être fidèle à sa mission" auc nicht beistimmen, die allerdings durch den Nachsatz Milderun findet: „der Schmerz darüber würde die Undankbarkeit nich entschuldigen, wenn wir der unermeßlichen Dienste vergesse wollten, welche der Orden vor seinem Verfalle geleistet hat wie müßig und unfruchtbar das Leben eines Sohnes sey möge, der Name des ruhmvollen Vaters bleibt deßhalb nich minder groß". Wir wollen, fügt er bei, darstellen, was de Orden von Citeaux in der Zeit seines Glanzes war, also zu Zeit seiner Strenge und Armuth. Gebet und Arbeit sind di zwei Hauptbeschäftigungen, in welche sich das christliche Leb theilen soll. Diese Aufgabe stellte sich auch der Cisterzien Orden, dessen Mönche, Brüder (conversi) und Verbur (oblati, donati, familiares) sie jeglicher nach seiner We erfüllen hatten. „Der Mönch arbeitet wohl, aber er bete Allem, und jede andere Obliegenheit wird vom Geb

herrscht; er betet in Gemeinschaft, treu dem Rathe und Beispiel Christi; er betet die liturgische Andacht, geheiligt durch die alten Ueberlieferungen der Kirche; im Verein mit seinen Brüdern das Lob Gottes und der Heiligen zu singen ist die erste Aufgabe seines Lebens; der dienende Bruder widmet das seine den niedrigsten Arbeiten der Hände" rc. Keuschheit, Armuth und Gehorsam waren auch hier die Basis, der aber noch die bezeichnende Verpflichtung des Stillschweigens (Silentium) beigegeben war. Die Keuschheit stand oben an, und jede Veranlassung, ihr untreu zu werden, sollte sorgfältig abgeschnitten werden, so daß den armen Frauen der Nachbarschaft selbst, nur die Zeit der Hungersnoth ausgenommen, jedes Almosen versagt wurde. Ja, als 1190 einige Frauen eine Ordenskirche betraten, wurden Abt und Convent vom General-Kapitel zu Wasser und Brod verurtheilt. Gleiches Geschick traf 1205 den Abt des Klosters Pontigny, welcher die Königin von Frankreich mit ihren Damen zur Anhörung einer Predigt in's Kapitel hatte eintreten lassen. Es wurde dieß als ein „enorme factum in totius ordinis Cisterciensis injuriam“ würdig der Absetzung betrachtet. Erst 1484 wurde das Generalkapitel galanter, indem es den Prinzessinen und deren Hofdamen gestattete, die Ordenskirchen, um eine heilige Messe zu hören, betreten zu dürfen. Die Armuth erstreckte sich nur auf das Individuum, nicht auf den Orden selbst. Bezüglich des Gehorsams war der Gehorsam gegen den Obern das Abbild des Gehorsams gegen Gott. Ungehorsam und grobe Vergehen fanden ihre Sühne durch Kerkerstrafe. Das Stillschweigen ward nur unterbrochen durch das Geräusch der Arbeit, oder durch die Chorgesänge zum Lobe Gottes. Der Gottesdienst bestand aus dem Chorgebete und der heiligen Messe. Ersteres war vertheilt auf den Tag und auf die Nacht, nach den allgemeinen kirchlichen Normen. Die Zeit des nächtlichen Officiums (Matutin) war Morgens zwei Uhr. Die Laienbrüder dagegen, als Handwerker, welche körperliche Kräfte zur Arbeit

benöthigten, durften länger schlafen. Jeden Tag fand heilige Messe statt, an Sonn- und Festtagen aber zwei, eine am frühen Morgen, die zweite feierliche nach der : In jedem Monate gingen alle Mönche unter der hei Messe zur Communion, die bis zum Jahre 1261 unter b Gestalten gereicht wurde. Der Morgenmesse schloß sich dc der Regel St. Benedikts schon vorgeschriebene Kapitel welchem die geistliche Lesung (Collatio, oder Collatio Pat folgte. Für diese geistliche Lesung war ein besonderes Ge bestimmt, in welchem die „Collationes Patrum" oder „Summa Conscientiae" und ähnliche Werke auf Pulten geschlossen lagen.

Die Ordensmitglieder waren auf ihre Kirchen beschr und sollten keine Seelsorge in pfarrlicher Eigenschaft i Ihr Gottesdienst selbst war ungemein einfach, ihr Ge eintönig, Instrumental- und Orgelbegleitung (bis 1486) tersagt. Die Wände des Gotteshauses sollten einfach, die ster schmucklos und ohne Malereien seyn, selbst die B und Sculpturen waren untersagt mit Ausnahme des B des Gekreuzigten. Noch 1240 verbot das Generalkapitel tarbilder. Nochmehr, 1253 wurde beschlossen: „Abbati Rc montis praecipitur auctoritate capituli generalis, quod p ras et imagines et sculpturas, cortinas et columnas angelis circa majus altare de novo factas ad humilit et simplicitatem antiquam ordinis dirigat". Sollten somi nackten Mauern die Hauptzierde des Tempels seyn, so die Einfachheit der gottesdienstlichen Gewande nicht m Vorschrift. Seide war strenge untersagt. Die noch im 1 Jahrhundert vorhandene Casula des heiligen Bernard bloßer Wollenzeug. Nach und nach wich man, namentlich dem Willen wohlmeinender Fundatoren nicht wehe zu t von dieser Einfachheit ab. Die Beleuchtung war spä Zwei Glocken, eine größere und eine kleinere, bildeten das läute. Clairvaux selbst hatte seit seinem Bestehen nach

nach vier Kirchen, von denen die drei ersteren im 12ten Jahrhundert, die vierte im 18ten erbaut worden waren. Die erste hatte nur drei Altäre, der Hochaltar geweiht der heiligen Jungfrau, zwei Seitenaltäre consecrirt zur Ehre St. Laurentius' und St. Benedictus'. In der letzten Kirche fanden sich zweiunddreißig Altäre, der Hauptaltar erbaut auf dem Grabe des heiligen Bernard. Die Begräbnisse der Laien in die Kirchen waren ursprünglich nicht gestattet, so daß selbst Graf Philipp von Flandern und seine Gemahlin Mathilde sich eine eigene Kapelle in der Nähe des Cömiteriums erbauen lassen mußten. Dort war es auch, wo die Gebeine der ersten Bernardiner ihre Ruhestätte fanden, mit der Aufschrift:

Hic jacet in cavea Bernardi prima propago;
Cujus mens superas possidet alta domos.
Hic locus est sanctus, venerans insignia tanta,
Supplex intrato, cerne nec ossa rape

Anlangend die Handarbeit, so war solche für die Mönche wie für die Conversen eine Verbindlichkeit. Erstere beschäftigten sich wohl mit Bücherabschriften, letztere aber betrieben fast alle Gewerbe. Besonders waren die Maurer (Cementarii) wohl vertreten, wie denn die alten Cisterzienser-Kirchen alle von den Ordensbrüdern selbst erbaut sind. Ackerbau galt als die verdienstlichste Beschäftigung.

Das eigentlich gelehrte Studium war ursprünglich nach St. Benedikts Regel nicht Hauptsache, es war nur Accessorium. Obschon nun auch die ältesten Statuten des Cisterzienser-Ordens denselben Grundsatz festhielten, so war doch ein reges literarisches Leben, und die Beschäftigung mit Bücherabschriften, für welche es eigene Lokale (Scriptoria) gab, ertheilte selbst manches Privilegium, z. B. das Silentium brechen zu dürfen. Ebenso hatten schon die ältesten Cisterzienser-Abteien ihre Bibliotheken, „Armaria" genannt, in denen die Bücher an Pulten angekettet lagen. Im Uebrigen war das Verzieren

jeder Abtei unabhängig von allen Uebrigen. Bei den Cisterziensern blieb der Abt jenes Klosters, von dem ein anderes zuerst bevölkert ward, auch in seinen spätesten Nachfolgern der Vater und geborne Visitator des letzteren. Alle aber standen unter dem Generalkapitel, welches, 1119 begründet, ursprünglich aus dreizehn Abteien bestand und alljährlich in Citeaux abgehalten werden sollte, bei welchem alle Aebte zu erscheinen hatten. Seine erste Constitution ward die „Charta Caritatis" genannt. Diesem Generalkapitel, dem der Abt von Citeaux als General vorstand, waren alle Aebte und deren Angehörige unterworfen. Die Kapitelversammlung dauerte fünf Tage. In seinem Kloster war der Abt, übereinstimmend mit der Regel St. Benedikts, der unumschränkte Herr, gleichwie er auch einen Einfluß auf die Tochterklöster, wie schon bemerkt, bei der Visitation übte und zu üben befugt war.

Wie nun in allen Klöstern, so war es auch in Clairvaux, geheiliget durch St. Bernards Wohnung und durch sein Grab. Dort war er Abt vom Jahre 1115 bis zum Todes-Tag, den 20. August 1153. Ihm folgten bis zum Schlusse des 13ten Jahrhunderts (bis 1291) fünfundzwanzig Aebte, von denen jedoch nur noch zwei, nämlich die zwei letzten, Johannes II. (1286 bis 1291) und Johannes III. (1291 bis 1312), als Aebte in Clairvaux selbst starben, indem die übrigen zumeist zu höheren Würden berufen wurden.

Nach den Aebten gebührte den vom Abte ernannten Prioren die erste Stelle im Kloster; unser Verfasser bezeichnet den Prior als „le lieutenant de l'abbé qui'l supplée en cas d'absence, et dont il est le premier auxiliaire et le premier conseiller". In Clairvaux finden sich während des 12ten und 13ten Jahrhunderts fünfunddreißig Prioren benannt, worunter Männer von großer Bedeutung. Der Superior war lediglich Vertreter des abwesenden Priors. In Clairvaux war der erste —

Eudes, ein Schüler des heiligen Bernard, den Letzterer selbst überlebte.

Das Amt des Cantors, als Leiter des Chores, hatte zugleich die Verpflichtung, die Todtenrotuln zu fertigen, sowie das Archiv zu besorgen. Ihm konnte auch der Abt die Aufsicht und Besorgung der Bibliothek übertragen, welches letztere Amt um so wichtiger war, als es sich hier nicht bloß um die Conservirung, sondern auch um die Vermehrung derselben handelte. Der Stellvertreter war der Succentor. Das Amt des Sacristan, sowie das des Novizenmeisters ist durch den Namen sattsam bezeichnet. Letzteres war ein hochwichtiges und sollte durch einen älteren, erfahrenen Mann versehen werden. In Clairvaux war zu St. Bernards Zeiten der Mönch Achard Novizenmeister. Der Pfortenmeister (Portarius) hatte außer seiner Beschließer-Verpflichtung auch das Geschäft des Almosengebens und Speisevertheilens an die Vorüberwandernden. Zu Clairvaux war Andreas, der Bruder St. Bernards, Pförtner. Dieser „Pforte" wurden ununterbrochen Vermächtnisse gemacht. Bekanntlich entstanden später selbst sogenannte Pfortenämter!

Ein anderes Amt war das des Infirmarius oder Krankenmeisters, dem die Sorge und Pflege der kranken Brüder um Gotteswillen oblag. Die Infirmarien waren eigne Sääle, späterhin eigene Gebäude. Clairvaux hatte drei Infirmarien, eines für die Mönche, eines für die Conversen, und eines für die Armen. Aus Clairvaux's erster Zeit sind nur drei Krankenmeister bekannt, unter diesen Heinricus Contractus, ein Deutscher.

Das Amt des Gastmeisters (Hospitalarius) war in jener Zeit, wo man von Herbergen und Gasthäusern noch keine Vorstellung, entsprechend der heutigen, zu haben pflegte, um so wichtiger, je unsicherer der Weg, je beschwerlicher das Reisen damals war. In Clairvaux bestand übrigens späterhin

jeder Abtei unabhängig von allen Uebrigen. Bei den C
zienſern blieb der Abt jenes Kloſters, von dem ein an
zuerſt bevölkert ward, auch in ſeinen ſpäteſten Nachfolgern
Vater und geborne Viſitator des letzteren. Alle aber ſta
unter dem Generalkapitel, welches, 1119 begründet, urſpr
lich aus dreizehn Abteien beſtand und alljährlich in Ci
abgehalten werden ſollte, bei welchem alle Aebte zu erſch
hatten. Seine erſte Conſtitution ward die „Charta Carit
genannt. Dieſem Generalkapitel, dem der Abt von Ci
als General vorſtand, waren alle Aebte und deren An
rige unterworfen. Die Kapitelverſammlung dauerte fünf T
In ſeinem Kloſter war der Abt, übereinſtimmend mit der
gel St. Benedikts, der unumſchränkte Herr, gleichwie er
einen Einfluß auf die Tochterklöſter, wie ſchon bemerkt,
der Viſitation übte und zu üben befugt war.

Wie nun in allen Klöſtern, ſo war es auch in C
vaux, geheiliget durch St. Bernards Wohnung und durch
Grab. Dort war er Abt vom Jahre 1115 bis zum T
Tag, den 20. Auguſt 1153. Ihm folgten bis zum Sch
des 13ten Jahrhunderts (bis 1291) fünfundzwanzig A
von denen jedoch nur noch zwei, nämlich die zwei letzten,
hannes II. (1286 bis 1291) und Johannes III. (1291 bis 13
als Aebte in Clairvaux ſelbſt ſtarben, indem die übrigen
meiſt zu höheren Würden berufen wurden.

Nach den Aebten gebührte den vom Abte ernannten P
ren die erſte Stelle im Kloſter; unſer Verfaſſer bezeichnet
Prior als „le lieutenant de l'abbé qui'l supplée en cas d
sence, et dont il est le premier auxiliaire et le premier con
ler“. In Clairvaux finden ſich während des 12ten und 1
Jahrhunderts fünfunddreißig Prioren benannt, worunter T
ner von großer Bedeutung. Der Superior war lediglich
treter des abweſenden Priors. In Clairvaux war der erſ

kudes, ein Schüler des heiligen Bernard, den Letzterer selbst überlebte.

Das Amt des Cantors, als Leiter des Chores, hatte zugleich die Verpflichtung, die Todtenrotuln zu fertigen, sowie das Archiv zu besorgen. Ihm konnte auch der Abt die Aufsicht und Besorgung der Bibliothek übertragen, welches letztere Amt um so wichtiger war, als es sich hier nicht bloß um die Conservirung, sondern auch um die Vermehrung derselben handelte. Der Stellvertreter war der Succentor. Das Amt des Sacristan, sowie das des Novizenmeisters ist durch den Namen sattsam bezeichnet. Letzteres war ein hochwichtiges und sollte durch einen älteren, erfahrenen Mann versehen werden. In Clairvaux war zu St. Bernards Zeiten der Mönch Achard Novizenmeister. Der Pfortenmeister (Portarius) hatte außer seiner Beschließer-Verpflichtung auch das Geschäft des Almosengebens und Speisevertheilens an die Vorüberwandernden. Zu Clairvaux war Andreas, der Bruder St. Bernards, Pförtner. Dieser „Pforte" wurden ununterbrochen Vermächtnisse gemacht. Bekanntlich entstanden später selbst sogenannte Pfortenämter!

Ein anderes Amt war das des Infirmarius oder Krankenmeisters, dem die Sorge und Pflege der kranken Brüder um Gotteswillen oblag. Die Infirmarien waren eigne Säále, späterhin eigene Gebäude. Clairvaux hatte drei Infirmarien, eines für die Mönche, eines für die Conversen, und eines für die Armen. Aus Clairvaux's erster Zeit sind nur drei Krankenmeister bekannt, unter diesen Heinricus Contractus, ein Deutscher.

Das Amt des Gastmeisters (Hospitalarius) war in jener Zeit, wo man von Herbergen und Gasthäusern noch keine Vorstellung, entsprechend der heutigen, zu haben pflegte, um so wichtiger, je unsicherer der Weg, je beschwerlicher das Reisen damals war. In Clairvaux bestand übrigens späterhin

iarius dent". Aus Clairvaux' ...
bekannt: Goduin, ein Zeitgenosse
Der Vorrath medicinischer Handsch
für seine „Medici monachi" besaß
Bibliothek der medicinischen Fakultä

Gerne übergehen wir die Aer
fectorarius, Grangiarius, Bursari
welche sich mit den Temporalien
zu beschäftigen hatten.

Blickt man auf die in diesen O
so waren die Cisterzienser der ältest
Ordens aus den höchsten Ständen,
dem höchsten Maße der Bildung aus
in jenen Zeiten zu erringen war. (
Reihe von Männern des 12ten und
führen, welche eine glänzende Laufbah
vertauschten. Für Bayern erinnere
Freising oder Hermann Graf von Leu
Erzbischöfe verließen ihre Kirchen, il
Cisterzienser. Selbst der Erzbischof u
den, Eskilus, warb 1181 ...

hebung zu kirchlichen Würden konnte man aus dem Orden treten; nur selten fand man sich genöthigt, Jemand als unwürdig aus dem Kloster zu stoßen, welche Ausstoßung nur dann statt fand, wenn alle Besserungsversuche unnütz und vergeblich waren.

Bezüglich des Besitzthums dieser Abteien hatte bereits die Charta caritatis ihre bestimmten Vorschriften. Hauptsächlich bestand ihr Reichthum im Grundbesitze, welcher im Verlaufe der Zeit eine bedeutende Höhe erreicht hatte. So erreichten die Renten von Clairvaux im Aufhebungsjahre 1790 die Höhe von 554,038 Franken. Blickt man auf den Titel des Erwerbs, so war der größte Theil des Besitzes ein Geschenk der Frömmigkeit; erst 32 Jahre nach seiner Gründung erwarb Clairvaux auch Besitz titulo oneroso. Allein nicht alle Abteien waren so glücklich wie Clairvaux. Es gab auch solche, welche so ungenügend dotirt waren, daß ihre Schuldenlast sie an den Rand des Verderbens brachte. Daß dann auch oft die Juden die Hand im Spiele hatten, oder ihre hilfreiche Hand gegen gewisse Zinsen boten, läßt sich urkundlich begründen.

Die Verwaltung der Revenuen geschah durch das Kloster selbst, welches gewisse Böden oder Kästen gründete, wo die Ernte der fraglichen Bezirke untergebracht wurde. Es waren diese Kästen dann die späteren Kloster- oder Amtshöfe, von denen aus die ganze Kloster-Oeconomie und Verwaltung geleitet wurde. Clairvaux hatte solcher vierzehn. Daß hier manches Unternehmen, welches wir heute national-öconomisch zu benennen pflegen, stattfand, lag in der Natur der Sache, gleichwie hierüber, wie über den Verkauf der erzielten Früchte das General-Kapitel vielfache Bestimmungen ertheilte. Der Endzweck aller dieser Anordnungen sollte in letzter Instanz immer die Ehre Gottes und das Heil der Menschen seyn.

Wer sich nun ein Bild von Clairvaux aus den Zeiten

des hl. Bernard machen will, der lese die Beschreibung eines Augenzeugen, wie solche in St. Bernard's Werken (Ed. Mabillon, II. 1306—1309) enthalten ist. Um so bitterer wird aber dann der Eindruck, welchen die Beschreibung Jubainville's in seiner „Visite a Clairvaux, le 17. Juillet 1858“ hervorruft: „Wandelt man durch dieses berühmte Thal, das so große Dinge erlebt hat, und ruft man in Gedanken jene ehrwürdigen Todten in's Leben zurück, die einst dieses Asyl des Friedens bewohnten, die unter den frommen Gebeten der Hinterbliebenen dem Auferstehungstag entgegenzuschlummern meinten, während jetzt ihre Gräber verlassen sind und ihre Asche selbst zerstreut ist, so mag man sich auf einen Moment in die alte Zeit zurückversetzt wähnen. Es sind dieselben Plätze, fast die gleichen Baulichkeiten, noch meint man jene ernsten Gestalten in den langen grauen Gewändern wie wandelnde Leichentücher vor sich zu sehen, abgestorben dem irdischen Leben, aber den Vorgeschmack der Paradiesesfreuden in der Buße, Betrachtung und Arbeit kostend. Du gehst dem Thore zu; aber siehe da! ein Soldat, Gewehr im Arm, steht dort Wache, auf der Schwelle tritt dir ein Hausmeister in Uniform entgegen, Weib und Kinder hinter ihm in der Loge, im Hof vor den Klostergebäuden exerciren drei Reihen Soldaten; „was wollen Sie?“ schreit dich eine barsche Stimme an — das ist der Nachfolger des heiligen Bernard, er kann heirathen, Kinder haben, Fleisch essen, wie er will: der Direktor des Central-Zuchthauses Clairvaux! Im Hofe links ist der Platz des zweiten Klosters des hl. Bernard, ein ehrwürdiges Denkmal, jetzt niedergerissen. Rechts liegt ein gewaltiger Bau, der im vorigen Jahrhundert an die Stelle des dritten Klosters trat. Er sticht prachtvoll von der Landschaft ab. Ein Thor führt zum glänzenden innern Klosterhof, aber ach! er schließt mit einer häßlichen nackten Mauer ab, denn da stand einst die Kirche und die Kirche ist zerstört. Es ist als habe Gott die Ruhestätte so vieler Heiligen schonen und das Sanktuarium

ihrer frommen Gebete nicht an dem Aufenthalt des Lasters und der Verwünschung bleiben lassen wollen."

Man erlasse uns, eine Parallele zwischen den früheren und jetzigen Bewohnern der durch St. Bernards Ruhestätte geheiligten Räume zu ziehen. Es ist dasselbe Gefühl, welches unser Herz in Deutschland bewegt, betritt man die Reichsprälatur Kaisersheim und findet dort ein Arbeitshaus, betritt man das prächtige Stift der gelehrten Chorherren von Rebdorf und findet dort ein Zuchthaus, betritt man das ehrwürdige Ebrach, wo Adam, der Begleiter St. Bernards, einst als Abt weilte, wo die Herzen der Bischöfe von Würzburg und Herzoge in Franken ihre Ruhestätte hatten, und findet ein Correctionshaus lüderlicher Bursche und verkommener Dirnen. Das sind die Zulassungen Gottes, vor denen der Christ, wenn auch mit beklommener Seele, das Haupt beugt.*)

II. Friedensbestrebungen Kaiser Ferdinands II. Nebst des apostolischen Nuntius Carl Carafa Bericht über Ferdinand's Lebensweise 2c. von Friedrich von Hurter. Wien 1860. W. Braumüller.

Unermüdlich fördert Hurter aus dem Schatze der Wiener Archive das Material zum völligen Neubau unserer deutschen Geschichte des siebzehnten Jahrhunderts. Neben dem großen Hauptzwecke der Geschichte des Kaisers Ferdinand II., deren zehnter Band, wie wir mit Freude vernehmen, zum größten

*) Ebrach, im Steigerwalde, gestiftet 1119, eine Tochter Morimund's, wurde im Jahre 1803 aufgehoben. Seine Prachtgebäude wurden erst unter dem Ministerium Zwehl zum Correctionshaus eingerichtet.

Theile bereits ausgearbeitet ist, laufen eine Reihe ande
Publikationen von reichem Inhalte und nachhaltiger Wirku
Hurter zuerst hat in seinem Buche zur Geschichte Wallenstei
den großen Söldnerfürsten uns in wahrem Lichte gezeigt, l
der nur erst bis zur Entlassung im Jahre 1630. Er hat u
dann die lange Kette der französischen Feindseligkeiten geg
das Haus Oesterreich aufgedeckt. Er hat uns neuerdings d
Bild einer wahrhaft christlichen Fürstin, der Erzherzogin Ma
von Oesterreich, gezeichnet. Er bietet uns in dem vorliegend
Buche einen tiefern Einblick in die rastlosen Bemühungen d
Kaisers Ferdinand II., um nach dem Einbruche des Schwede
königs der deutschen Nation den Frieden wieder zu gebe
welchen die fremden Mächte Schweden und Frankreich, u
im Solde derselben vor allem das unglückselige Geschlecht d
Landgrafen von Hessen-Cassel verhinderten. Irren wir nic
so hat einen nicht unwirksamen Anstoß zum Erscheinen dies
Buches die bedauernswerthe Aeußerung gegeben, die wir v
nicht langer Zeit aus München her von deutschen Männe
der Wissenschaft vernehmen mußten, daß „Ferdinand II.
seiner beschränkt kirchlichen Sinnesart bis zum Aeußersten d
Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit vorzugehen kein Bedenk
trug.“ (Vgl. die Note S. 215.) Sind denn für diese Mä
ner alle Forschungen umsonst geschehen? Wollen sie mit zäh
Consequenz verharren auf dem Standpunkte des Geschicht
forschers Friedrich II., Königs von Preußen? Für diesen u
seine Sinnesart schickte sich eine solche Auffassung, zumal
sie ihm nützlich war, aber nicht für die Männer, deren Z
die Wissenschaft und allein die Wissenschaft seyn soll, den
die hohe Aufgabe geworden ist, Gerechtigkeit zu üben geg
das Ringen und Streben unserer Vorwelt, und Bericht darüb
zu erstatten, wahr, treu und ehrlich für die Gegenwart u
für die Nachwelt.

Hurter schrieb sein Buch augenscheinlich mit lebhaft e
regtem Gefühle für die Wahrheit seiner Sache. Und w

könnte es auch anders seyn? Es erweckt ein schmerzliches Gefühl sehen zu müssen, daß eine Persönlichkeit, die man achtet und ehrt, die in der Aufrichtigkeit ihres Thuns und Lassens von jedem Standpunkte, auch von dem der Gegner anerkannt werden sollte, daß eine solche Persönlichkeit Jahr aus Jahr ein in alten und neuen Büchern, die sich historische nennen, jeglichem Unglimpfe preisgegeben wird, daß die alten und verrosteten Irrthümer, um von Schlimmerem nicht zu reden, sich gleichsam versteinert zeigen oder doch zu zeigen scheinen. Und dennoch muß die vis inertiae endlich weichen. Auch Hurter erkennt dieß vollkommen an, und lebt in der Ueberzeugung, daß ein Verzicht auf die Hoffnung des Sieges der Wahrheit eine Verzweiflung an der Zukunft des Menschengeschlechtes in sich schließe. Er nennt aus voller Seele den Kaiser Ferdinand II. einen der edelsten Monarchen des habsburgischen Regentenhauses. Nun wohl, eben so wenig wie wir daran zweifeln, daß über kurz oder lang die volle schwedische Lüge gegen Tilly sich enthüllen, daß die Ueberzeugung von der Rechtschaffenheit, der wahrhaft christlichen, durch thätige Liebe sich auszeichnenden Frömmigkeit des alten Helden, daß diese Ueberzeugung Raum und Boden gewinnen, daß sie durchdringen werde auch in die Reihen derer, welche bislang den fremden Eroberer uns zum nationalen Helden aufdringen wollten: eben so wenig zweifeln wir daran, daß die Zeit uns näher trete, wo in der deutschen Nation die Ueberzeugung durchdringe, daß Ferdinand II. nach Maßgabe seiner Stellung Alles gethan, was in seinen Kräften stand, um seiner Nation nicht Krieg zu bringen, sondern Frieden. Und um das Durchdringen dieser Ueberzeugung wird das vorliegende Buch ein wesentliches Verdienst in Anspruch nehmen.

Denn wenn man uns entgegenhält, daß zwei lange Jahrhunderte des Irrthums und des Wahnes Zeugniß ablegen gegen eine solche Hoffnung: so wolle man doch auch nicht verkennen, daß in diesen zwei Jahrhunderten für den Sieg der

, ..., Geschichte gegen dassel
und Urtheile, welche er als f
seinem Interesse gegen Oesterreich
seines Einflusses das Fundamen
ungen der wortführenden Partei.
noch nicht ein Menschenalter verfl
mern wahrer Forschung, die Sta
man wolle dann erwägen, daß jet
Geschichte des dreißigjährigen Kri
freiwillig, Zeugnisse bringt, welche
Anschauung die Axt an die Wurz
ten des materiellen Lebens sind in
Fortschritte gleich denen der voran
derte oder mehr: soll es allein auf
lichen Wissenschaft anders seyn?
kaum Jemand ein Wort zu Gunst
man betrachtete Hormayr's, allerdi
mühungen noch 1839 als diejenige
war vor fünfzig Jahren noch dies
Schiller das verfaßte, was er eine
gen Krieges nannte, freilich ohne ei
Unrechts und des ...

en Persönlichkeiten hauptsächlich dreht sich die ganze irrige ffassung des dreißigjährigen Krieges.

Hurter erörtert die einzelnen Fälle, in denen von dem nbruche des Schwedenkönigs an bis zum Tode des Kaisers diesem eine Friedenshoffnung bot. Er weist nach, wie : Kaiser mit Eifer auch den zartesten Keim derselben be- ßte. Er vergleicht die Zugeständnisse, welche der Kaiser im ai 1632 zu machen bereit war, mit den Erbietungen, welche nach dem Siege von Nördlingen 1634 machte. Sie sind sentlich dieselben, weder verkürzt noch erschwert, nur genauer mulirt. Ferdinand hat unter dem Glückswechsel von sieben ihren bewährt, daß er, wie bei dem empfindlichsten Mißge- icke niemals verzagt, eben so wenig bei der glücklichsten endung je trotzig und unversöhnlich sich gezeigt hat. Be- nders tritt der Prager Friede und die Unterhandlungen dazu den Vordergrund. „Das jedenfalls darf, ja muß Angesichts s Prager Friedens zugestanden werden, daß die Oberhäupter s Reiches an der Zerfahrenheit und der politischen Ohnmacht r deutschen Nation keine Schuld tragen. Wer denn? Es id die Schweden, die Franzosen und ihre Söldlinge unter n deutschen Fürsten. Glaubt man denn, der Rheinbund sei 806 zum ersten Male geschlossen? Wäre er es nur zum ten Male; aber naturam furca expellas, tamen usque dibit. Das ist der Jammer der deutschen Nation."

Hurter hat als Beilage den Bericht des Nuntius Carl arafa über die Lebensweise, die Familie, den Hof, die Räthe, e Politik des Kaisers hinzugefügt. Das Aktenstück ist in hem Grade dankenswerth, und nach unserer Ansicht bedeut- mer als die Schrift Lammermanns über die Tugenden Ferdi- ands. Denn die Berichte von Beichtvätern und Theologen n den Höfen der Könige und Fürsten dürfen an sich, wenn nicht rch andere Angaben und Zeugnisse unterstützt, als Quellen ir die eigentliche Geschichtsforschung nicht maßgeben; und ob- ohl wir die größere Abhängigkeit des protestantischen Geistli-

die Oeffentlichkeit bestimmt, in di
diese Schrift ein sehr wichtiger B
gabe der Herstellung des Kaisers
gebührende Recht der Anerkennung
allen diesen Fragen der Ehrenrettu
schmähter Personen festhalten müsse
Persönlichkeiten auf Kosten jener n
nun auch die Herstellung der Ehre
wirkende Kraft übt auf die anderen.
im selben Maße, wie die bislang an
sonen Ferdinand II. und Tilly sich
der Vorurtheile gegen sie, in demsel
auch die bislang verkannte Persönli
Adolf befreit werden von dem schiller
verhüllt. Also hoffen wir.

III. John Fisher, der Bischof von Roch
katholischen ...

Olymp der Religion des Fortschritts neue Götter zuführen, während wir von den hochehrwürdigen, glaubenstreuen Söhnen der Mutterkirche nur sehr Weniges erfahren. Viele derselben wurden bis zur Stunde von protestantischen Historikern entweder ganz ignorirt, oder erfuhren eine kalte Erwähnung, gewürzt mit einigen obligaten Seitenhieben. So hält es Leopold Ranke in seiner soeben erschienenen „Englischen Geschichte vornehmlich im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert" nicht für nöthig, eines Mannes, der in Sachen des Reformationswerkes in England eine so große Rolle spielt, mit einem Worte zu gedenken. Denn dieser Mann, John Fisher, verfocht andere Interessen als die der hinfälligen Königsgewalt, er mischte sich nicht in den Schwarm gefälliger Creaturen eines despotischen Hoflebens. Fast sollte man glauben, nur Indifferentismus habe die römische Kirche dem Treiben des kirchlichen Umsturzes im sechszehnten Jahrhundert entgegengestellt, wenn man die Vorgänge jener Zeit in protestantischer Darstellung betrachtet; Männer von sittlicher Größe, von wahrer Begeisterung für die Religion der Väter, deren die katholische Kirche doch auch manche aufzuweisen hat, nehmen in protestantischer Darstellung nirgends die Stelle ein, die ihnen gebührt, höchstens gönnt man ihnen ein kleines Eckchen im Hintergrunde. Es ist daher die Pflicht der katholischen Geschichtschreibung, sich dem Andenken an die erhabenen Geister und Glaubenshelden aus der Zeit der kirchlichen Mühsale zuzuwenden, um diese aus der Vergessenheit zu retten, zu welcher die „freie Forschung" sie verdammt hat, die nur Schuld und Sünden ihrer Gegner sieht, aber unempfänglich bleibt für die Tugend, Würde, geistige und moralische Größe derselben. Wir haben daher alle Ursache, die vorliegende Biographie John Fisher's mit Freude zu begrüßen, und fühlen uns dazu nicht allein vom katholischen, sondern ebensowohl auch vom Standpunkt der Wissenschaft veranlaßt, da sich das Werk nicht weniger durch seinen kirchlichen Geist als durch wissenschaftliche Tiefe,

. . . . , und angedeutet, ;
Wissenschaften, die Verbreitung de
und hebräischen Sprache, das gelan
führlicher Behandlung. Sein Verh
Wohlthäter und Freund er war, er
deutung für das Wiederaufblühen n

John Fisher gehört noch zum
die der Reformation vorausgeht; un
er aber selbst, gehoben durch den C
den Zuständen seiner Mitwelt tritt.
seiner Zeit entworfen werden, wie si
mus und totale Verranntheit dieselbe
ausersehen haben, dafür könnten wi
älteren und neueren Datums zahlreich
wie wunderlich die Vorstellungen sind,
Wesen des Katholicismus überhaupt u
imaginären Wandelbarkeit desselben r
muß sonnenklar werden, wenn man
einer Stelle, wo doch Competenz des
Dingen erwartet werden dürfte, es für
werth und nothwendig erachten konnte

wohlthätige Wirkung auf ein für Religion und Kirche nicht erstorbenes Gemüth auszuüben nicht verfehlen wird.

John Fisher, der Bischof von Rochester und Kanzler der Universität Cambridge, ist so recht der Repräsentant alles Guten und Lebensfähigen jener Epoche, und auf der Schwelle des Mittelalters stehend, reicht er jenem ehrwürdigen Bischofe die Hand, der die bessere Zeit der Kirche in der folgenden tridentinischen Periode anbahnt. Es war nicht erst sein glorreiches Martyrthum, was die Aufmerksamkeit der katholischen Welt ihm zuwandte, sondern sein heiliges und tugendhaftes Leben, das ihn des Martyriums würdig machte. Erasmus findet keine Worte, um seine Bewunderung für die erhabenen Tugenden des Mannes auszudrücken. „Entweder täusche ich mich ganz", sagt er in einem Briefe, „oder das ist ein Mann, mit welchem kein anderer in dieser Zeit kann verglichen werden, sowohl was die Reinheit des Lebens, als Gelehrsamkeit und Seelengröße betrifft, den einzigen Bischof von Canterbury ausgenommen". Ein andermal sagt Erasmus von ihm: „In diesem Einen begegnen sich die drei Personen, nämlich ein Mann von dem reinsten Wandel, ein frommer Bischof und ein mit nicht gewöhnlicher Gelehrsamkeit ausgerüsteter Theologe".

Nicht minderes Interesse als die bischöfliche Wirksamkeit Fisher's bietet seine wissenschaftliche Thätigkeit. Gewöhnlich werden diejenigen Männer, welche die alte Kirche gegen Luther vertheidigten, als blinde Verehrer des Alten, des kirchlich Bestehenden überhaupt geschildert. Diese Schilderung trifft freilich bei Niemanden weniger zu als bei Fisher. Er war in jeder Beziehung ein Mann des Fortschritts. Was zunächst die Freimüthigkeit des Urtheils über kirchliche Mißstände und Verderbnisse betrifft, so dürfte hier der Bischof von Rochester hinter keinem seiner katholischen Zeitgenossen zurückstehen. Was sodann die wissenschaftliche Seite seiner Wirksamkeit anlangt,

so kann kein Unbefangener läugnen, daß uns auch hier i
demselben ein Mann des wahren und entschiedenen Fortschritt
entgegentritt. Fisher, der Freund des Erasmus und Verehr
Reuchlin's, war es, der als Kanzler von Cambridge, welch
Würde ihm seiner hohen Verdienste halber auf Lebensze
übertragen war, auf dieser Universität das Studium der gri
chischen und hebräischen Sprache einführte, dafür Lehrstelle
gründete und neue Anstalten zur Unterstützung der Studieren
den schuf. Hören wir das Zeugniß, das Erasmus dem Zu
stande der Universität Cambridge unter der Leitung Fisher'
gibt, indem er 1513 an einen Freund schreibt: „Vor unge
fähr dreißig Jahren kannte man an der Universität Cambridg
nichts als die parva Logicalia Alexanders, die alten Axiom
des Aristoteles und die Quaestiones des Scotus. Im Ve
laufe der Zeit aber fanden die schönen Wissenschaften daselb
Eingang; es fand Eingang das Studium der Mathematik
es kam ein ganz neuer oder wenigstens erneuerter Aristoteles
es erblühte die Kenntniß der griechischen Literatur; es ve
breitete sich das Studium so vieler Schriftsteller, von dene
kaum der Name vorher bekannt war. Ich frage: was ha
Alles dieses Eurer Hochschule für einen Schaden gebracht
Ja in Wahrheit, sie hat eine solche Blüthe erreicht, daß si
mit den ersten Schulen dieses Jahrhunderts wetteifern kann"
Und im Jahre 1519 schreibt Erasmus: „Die Universitä
Cambridge zeichnet sich durch jegliche Art von Blüthe aus un
ter der Leitung des Bischofs Joannes von Rochester, der i
jeder Beziehung ein ausgezeichneter Vorsteher ist". Aus die
sen Briefen des Erasmus ersehen wir, daß man nicht er
der Humanisten bedurfte, um die Schäden der alten theologi
schen Schule zu entdecken, und daß man lange vor jenen da
ran gegangen war, die vorhandenen Gebrechen zu heilen un
die Wissenschaften in eine andere Bahn zu lenken.

Vorzügliche Aufmerksamkeit wandte Fisher der Predig

zu, indem er selbst bis in sein hohes Alter das Wort Gottes von der Kanzel verkündete (mehrere seiner Predigten sind uns aufbewahrt) und sehr darauf bedacht war, daß tüchtige Prediger gebildet und dem Volke zugesandt würden. Er wirkte hiefür nicht allein als Bischof, sondern auch in seiner für diese Zwecke vielleicht einflußreicheren Stellung als Kanzler von Cambridge. Daselbst bestand eine schöne, den Missionen unserer Tage verwandte Einrichtung, die es Fisher möglich machte, seiner Reform des Predigtwesens eine weitere Ausdehnung zu geben, und die zuverlässig ihre Entstehung zum Theil dem Kanzler verdankte. Im Jahre 1503 erhielt nämlich die Universität Cambridge auf Verwendung des englischen Vertreters bei der heiligen Rota von Papst Alexander VI. ein Privilegium, alljährlich zwölf, von ihr als tüchtig erkannte Prediger in die Grafschaften von England, ja sogar nach Schottland und Irland zu senden; diesen Predigern sollte die Befugniß zustehen, überall dem Klerus wie dem Volke das Wort Gottes zu verkünden, ohne daß noch eine besondere Erlaubniß des Orts-Ordinarius nothwendig wäre; bloß der Rektor einer Kirche oder Kapelle mußte um seine Zustimmung gefragt werden.

Aus derselben ernsten und gewissenhaften Erfüllung seiner bischöflichen Pflichten floß bei Fisher auch seine literarische Thätigkeit. Er fühlte sich berufen, nicht bloß mündlich, sondern auch schriftlich das Volk zu lehren. Aus diesem Grunde ergreift er die Feder gegen Luther. Denn Viele sieht er schon wanken unter den von allen Seiten eindringenden Angriffen auf den Glauben. Um dieserwillen hauptsächlich glaubt er, daß die Bischöfe die Arbeit auf sich nehmen müßten, jene Irrlehrer zu widerlegen, da ihnen gerade St. Paulus zuruft: attendite vobis et universo gregi, in quo posuit vos Spiritus sanctus, regere ecclesiam Dei. „Wir müssen also endlich einmal erwachen", ruft er aus, „wir, denen die Obsorge

selbst Luther hindeuten. Wenn m
daß der königliche Theologe nur sei
geliehen habe, das ihm den Titel
so findet diese Ansicht in der vorlie
dige Widerlegung, und es bleibt fü
an derselben. Zu den werthvollsten P
gehört der Abschnitt, in welchem er
sche Auftreten Heinrichs VIII., welches
eine freudige Sensation erregte, viel
tholische Sache bedenkliches und un
zu halten sei. „Ein dogmatisirender
fasser, „ist überhaupt jederzeit für die
Bescheerung. Was insbesondere den
rich VIII. betrifft, so mußte die kathol
Englands, seine Hülfe theuer bezahlen.

Luther hatte alsbald auf den geg
griff des königlichen Theologen von Eng
Maßlosigkeit seiner Sprache erschöpfte
Vorrath von Invektiven, der ihm wie
bote stand. Er nannte den König von
men, groben Eselskopf, einen unsinni

bylonicam captivitatem defensio". Das Hauptwerk Fisher's gegen Luther erschien unter dem Titel: „Assertionis Lutheranae Confutatio per Reverendum Patrem Joannem Roffensem Episcopum, Academiae Cantabrigiensis Cancellarium"; dasselbe ist vorzüglich gegen Luther's Schrift: „Grund und Ursach aller Artikel, so durch die römische Bulle unrechtlich verdammt worden", gerichtet. Der neueste und gründlichste Kenner dieser Art von Controversschriften, Lämmer, urtheilt in seiner vortridentinischen Theologie über Fisher's Confutatio folgendermaßen: „Es läßt sich nicht läugnen, daß Fisher ebensowohl in der Vertheidigung der vorangestellten zehn principiellen Wahrheiten, als in der Diskussion der einundvierzig von Luther in seiner Assertio wieder geltend gemachten Artikel, zahlreiche Beweise seiner ernsten Gewissenhaftigkeit, großen Gelehrsamkeit und scharfen Dialektik liefert. Vorzügliche Sorgfalt hat er auf die Behandlung der Anthropologie und Justificationslehre verwandt, und mit Verwerfung*) scholastischer Aus- und Nachgeburten den Augustinischen Standpunkt behauptet". Und an einem anderen Orte bemerkt derselbe Verfasser: „während die meisten katholischen Theologen der lutherischen Sätze über die Concupiscenz mehr im Vorbeigehen unter Hinweis auf die päpstliche Verurtheilung gedenken, scheinen mir der Bischof Fisher und der Professor Wimpina von ihren anthropologischen Principien aus am durchdachtesten und triftigsten die Momente in Betracht gezogen zu haben, welche bei Prüfung der lutherischen Sätze für sie von Bedeutung waren". Gegen Oecolampad richtete Fisher seine Schrift: De veritate Corporis et Sanguinis Christi in Eucharistia. In seiner Schrift: „Sacri sacerdotii defensio contra Lutherum" finden wir einen deutlichen Beweis, wie trotz ihrer

---

*) Hiegegen ließe sich Einsprache thun.

in Vergleich zu den unsrigen spärlichen literarischen Hülfsmit-
tel, schon in der ersten Periode der Reformationszeit die ka-
tholischen Theologen vollkommen im Stande waren, über die
historische Grundlage des katholischen Systems genügende Re-
chenschaft zu geben. Von den übrigen Schriften Fisher's, die
meist theologischen oder ascetischen Inhalts sind, nennen wir
hier nur die „Ueber die Anwesenheit Petri zu Rom gegen
Velenus“, da dieselbe einen klaren Blick in die Polemik ver-
leiht, welche heute von Seiten der Protestanten noch gerade
so fortgeführt wird, wie vor dreihundert Jahren.

John Fisher's Biographie enthält noch eine solche Fülle
des Merkwürdigen, Schönen und Erbaulichen, daß es uns
Ueberwindung kostet, nicht noch ausführlicher zu berichten
und noch manche Glanzpunkte hervorzuheben. Wie mannhaft,
ehrlich und glaubensstark zeigt sich der Bischof von Rochester
in seiner Betheiligung an dem Ehescheidungsproceß Heinrich's
mit Katharina von Aragonien! Der König suchte ihn auf jede
Weise für sich zu gewinnen, allein Fisher trat ihm standhaft
entgegen und scheute es nicht, sich der unglücklichen Königin
als Anwalt zur Seite zu stellen. Als Ascet und frommer Be-
trachter war Fisher ein Muster für alle Zeiten. Gegen Lauig-
keit im Glauben, weltliche Gesinnung, Oberflächlichkeit em-
pfahl er als das wirksamste Mittel die Betrachtung der soge-
nannten ewigen Wahrheiten, der Bestimmung des Menschen,
des Todes, Gerichtes, der Hölle, des Himmels.

Erhebend war das Leben Fisher's, tragisch groß und er-
bauungsvoll sind seine letzten Tage. Seine Eidesweigerung,
deren schwere Folgen ihm klar vor Augen standen, war ein
heroischer Akt, des größten Glaubenshelden würdig; seine Ver-
haftung, die schmachvolle Behandlung, die er während der
Gefangenschaft erfuhr, sein Martyrthum, dem der hochbetagte
Greis mit edler Ruhe entgegenging, sind ergreifende Mo-

mente, die nur ein von Glaubenshaß erfülltes Tyrannenherz ungerührt lassen können.

Heben wir zum Schluß aus der trefflichen Darstellung, die Kerker von dem durch die Katastrophe des englischen Martyrthums herbeigeführten Umschwung oder besser Aufschwung der Geister gibt, einige Sätze hervor. Die Geschichte des kirchlichen Umsturzes im sechszehnten Jahrhundert gewinnt allein in England einen großartigen Hintergrund. Der Kampf bis auf das Blut um die heiligsten Güter bildet denselben. Wie erfrischend mußte der Anblick solch' heroischer Beispiele in einer Zeit wirken, wo so viele Tausende willenlos dem Drucke von Oben oder dem Zuge der Massen von Unten wider Gewissen, Ueberzeugung und Neigung folgten, wo an sich gut gemeinte, aber im Princip verkehrte, darum schädliche Transaktionen selbst unter die Anhänger der Kirche Demoralisation und Verwirrung der Gewissen brachten, wo endlich irdische Interessen so oft die unerläßlichsten Maßregeln zur Erhaltung des wahren Glaubens und zur Verbesserung der vorhandenen kirchlichen Mißstände verhinderten! Man darf es gewiß mit Recht sagen, daß wenn von jetzt an die Katholiken, die Größe der Gefahr tiefer erfassend, sich mehr und mehr ermannten, die *Haltung* der glorreichen englischen Bekenner nicht das Wenigste dazu beitrug.

Meisterhaft ist die Schilderung, welche der Verfasser vorliegender Schrift von der englischen Reformation und der durch dieselbe gebildeten Kirche entwirft. Werfen wir noch einmal einen Blick zurück auf das durch Heinrich VIII. revolutionirte England! Denn was wäre Revolution, wenn nicht solche fürstliche Willkür? Was gestern nicht bloß erlaubt, sondern geboten war, erscheint heute als verboten; das Bekenntniß, welches soeben noch als ein unerläßliches Erforderniß für den Genuß staatsbürgerlicher Rechte angesehen wurde, dessen Festhaltung sogar unter Strafe geboten war, ist plötzlich ein todeswürdi-

ges Verbrechen geworden. Derjenige, welcher gestern noch dem Gesetze als strafwürdig erscheint, ist heute (sofern seine Läugnung nur auf den Primat erstreckt) der allein rechtigte; und diejenigen, welche so eben noch die Alleinbe tigten vor dem Gesetze waren, sehen sich mit Einem Sc nicht etwa auf die gleiche Linie mit ihren Gegnern ge sondern plötzlich in die völlige Rechtslosigkeit hinausgewo ja dem blutigen Strafgesetze überantwortet. Noch einmal, es noch eine Revolution, wenn in diesem Vorgange eine liegt?

England, nicht Frankreich, nicht Deutschland ist Mutterland der Freigeisterei, des modernen Unglau Diese Thatsache hängt inniger mit der Begründung der schen Cäsareopapie unter Heinrich VIII. und Elisabeth I., mit dem ganzen erastianischen System des englischen Ki wesens zusammen, als man gewöhnlich annimmt, obwo in sich selbst klar ist, daß Cäsareopapie jederzeit glauben erzeugen muß.

III.

Das moderne Associationswesen.

IV.

Die Entstehungsweise der Associationen; die Vorbedingungen und Mittel ihrer praktischen Ausführung; Verschiedenheit je nach Beschaffenheit ihres Bodens; die kirchlich-religiösen und sonstigen geistigen Voraussetzungen.

Wir haben am Schlusse unseres dritten Aufsatzes über das moderne Associationswesen einige von den Vorbedingungen desselben und namentlich auch die Umgestaltung angedeutet, welche die Associationen und ihre Praxis auf katholischem Boden werden finden müssen, wenn sie in der kirchlichen Christenheit leicht Eingang und eine weitere Verbreitung gewinnen sollen. Wir wollen diese Andeutungen nun hier etwas weiter ausführen, und indem wir die nähere Art und Weise besprechen, in der gewöhnlich die Associationen ins Leben gerufen und geleitet werden, an den einzelnen Punkten die möglichen oder nothwendigen Verschiedenheiten solcher Praxis je nach den verschiedenen geistigen Verhältnissen im Einzelnen angeben.

Bei den bisherigen Associationen war im Allgemeinen der Gang folgender. Geistig begabte und gebildete Männer legten im größeren oder kleineren Kreise ihrer Mitbürger ein-

fach den bürgerlichen Nutzen solcher Verbindungen dar, machten ihnen die großen Vortheile begreiflich, die in materieller Beziehung durch Vereinigung vieler kleinen Kräfte und Mittel zu erreichen seien. Diese Darlegungen geschahen theils in persönlichem Verkehre, theils durch Vorträge vor einem größeren Publikum, theils auch durch die Presse, namentlich durch die Local-Blätter. Die Leute sahen die Zweckmäßigkeit der Sache für ihren Vortheil ein, und ohnehin durch das Bedürfniß der neuern Zeit nach einem engern Anschluß an einander in Vereinen getrieben, ließen sich alsbald einige, wenn auch nur wenige zu einem Versuch bereit finden. Diesen wurde nun ein Vorschlag zu Statuten vorgelegt und nach Berathung und Annahme derselben zur Wahl eines Vorstandes geschritten, bei der natürlich der erste Anreger der Sache in der Regel Vorstand wurde. Ein Beispiel dieser Hergänge findet sich in ganz anschaulicher Weise dargelegt in einer jüngst erschienenen sehr populär gehaltenen Broschüre,*) welche die Entstehungs-Geschichte einer Association zur Beschaffung billiger Lebensmittel in Verbindung mit einer Vorschuß-Kasse in Naumburg a. d. Saale enthält.

Der Verfasser, so viel wir wissen, seines Faches ein Jurist, hatte in Naumburg, einer Stadt von 15,000 Einwohnern, mit ganz besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen, indem schon mehrere Unternehmungen ähnlicher Art vorhergegangen waren, die durch schlechte Verwaltung ein schlimmes Ende genommen hatten.

„Das Terrain war daher ein äußerst ungünstiges, indem es von dem Unkraut des Mißtrauens weithin überwuchert war, wozu noch kam, daß der Anreger selber nur wenig mehr besaß,

---

*) Die Associationen in ihrer gewerblichen, merkantilen und sittlichen Bedeutung. Ein Beitrag zur Lehre der Volkswirthschaft von Ferdinand Schrader. Leipzig und Heidelberg. Winter'sche Verlagshandlung 1859.

als seine geistigen Fonds und den Ruf anerkannter Volksthümlichkeit. Mit diesen geringen Eigenschaften begabt, trat er vor das Publikum und forderte dasselbe zur Bildung eines Consumvereins auf, nachdem er es vorher schon durch die Localpresse mit der Idee einigermaßen vertraut gemacht hatte. Er wußte, mit welchen Hindernissen er zu kämpfen haben würde und bereitete sich im Voraus darauf vor. Und wie vorher gesehen, so geschah es auch. Das im Volke herrschende Mißtrauen verzögerte das Zusammentreten zu einem Vereine viele Wochen und es wurden nicht selten die lächerlichsten Einwände gemacht, die grundlosesten Bedenken aufgestellt. Erst nach zehn öffentlich abgehaltenen mündlichen Vorträgen über die Bedeutung der Associationen, wodurch mehr Klarheit in die verworrenen Köpfe kam und ein lichtvolleres Verständniß der Sache im Publikum sich verbreitete, gelang es mit großer Mühe etwa siebenzig der Anwesenden zur Unterschrift des Statuts zu bewegen, und mit dieser geringen Anzahl von Mitgliedern constituirte sich der Verein." „Als nächsten Zweck bezeichnet das Statut die Anschaffung der nöthigsten Lebensbedürfnisse im Großen und Ganzen, um sie im Einzelnen gegen baar zum Einkaufspreise an die Mitglieder zu verkaufen und zwar mit Anrechnung eines Aufschlags von 8 Proc. im Allgemeinen, welcher zur Deckung der Verwaltungskosten und zur Ansammlung eines Betriebsfonds dienen sollte. Außer einem Locale, worin der Waarenverkauf stattfinden sollte, war gar nichts vorhanden. Die nöthigen Mittel sollten aufgebracht werden durch Aufnahme von Darlehen gegen solidarische Haftung, durch Antrittsgelder à Person 10 Sgr., durch monatliche Beiträge von mindestens 2½ Sgr., sowie durch Einrichtung einer Sparkasse zu beliebigen Einlagen für die Kinder der Mitglieder. Die monatlichen Beiträge konnten aber von jedem Mitgliede nach beliebiger Höhe beigesteuert werden, nur durften sie die Höhe von 25 Thalern nicht übersteigen; denn die monatliche Beisteuer blieb Eigenthum der Mitglieder, und sie sparten sich das Gesteuerte nur auf, während die Antrittsgelder Eigenthum der Kasse verblieben und zur Bildung eines Reservefonds bestimmt waren. Der vom Geschäft sich ergebende Reingewinn sollte am Schlusse des Verwaltungsjahres theils als Dividende den Mitgliedern berechnet und gut-

geschrieben, theils zur Vervollständigung des Reservefonds verwendet werden."

Der Verein wählte einen Vorstand, bestehend aus dem Verwaltungsrathe von zwölf Mitgliedern, dem Direktor, dem Buchhalter und Rendanten. Dieser Vorstand sollte nun gleich seine Geschäfte beginnen.*)

„Leider aber konnte der Verein über keine anderen Mittel verfügen als diejenigen waren, welche aus den Antrittsgeldern von 10 Sgr. und den monatlichen Zweigroschen-Beiträgen entsprangen; denn ein Darlehen von einigen hundert Thalern, welches in Aussicht war, wurde im entscheidenden Augenblicke verweigert. Trotzdem drängte alles zum Beginn des Geschäfts, und bei dem Eifer und der Begeisterung der Mitglieder ließ sich die Sache auch nicht länger mehr verzögern. Die Vorstandsmitglieder selbst schoßen unter sich eine kleine Summe zusammen, um ein Rind ankaufen zu können. Der Kauf gelang, die Schlachtung wurde unternommen und siehe da, die Association konnte das Pfund gutes saitiges Rindfleisch für 3 Sgr. verkaufen und hatte dabei noch immer einen recht hübschen Gewinn für die Kasse, während auf der Fleischbank das Pfund Fleisch 4 Sgr. 4 Pfge. kostete und kaum von gleicher Güte war. Mit diesem glücklichen Anfange war nunmehr die Idee der Association handgreiflich geworden, und da nur gegen baar verkauft wurde, so erhielt der Verein die nöthigen Mittel zu weiteren Ankäufen. Die Mitglieder strömten nun haufenweise herbei und halfen durch die Antrittsgelder und Monatsbeiträge die Mittel vermehrn. Nebst einem zweiten Rind wurde nunmehr zum Ankauf eines Wispels Roggen geschritten; der Ankauf war ein so glücklicher als nur jemals erwartet werden konnte. Die Association hatte ihren eigenen Müller und das gelieferte Mehl war von so vor-

*) In Preußen hängen derartige Vereine nicht von der Regierung ab, sie haben nur einfach ihre Statuten mit dem Namensverzeichniß der Mitglieder zur Kenntnißnahme bei der Ortsbehörde einzureichen.

züglicher Beschaffenheit, daß es allgemein belobt und unglaublich rasch umgesetzt wurde; das Verkaufslokal war gleichsam umlagert, denn das war bisher noch gar nicht dagewesen, daß man so gute unverfälschte Waare billiger kaufen konnte, als sonst die geringere und verfälschte. Dazu kam noch, daß die Association einen gewandten Verkäufer gewonnen hatte, der, selbst Geschäftsmann, sich mit Leichtigkeit in den Verkauf finden konnte. Je größer aber der Umfang des Geschäfts wurde, desto größer wurden die Anforderungen an die Vorstandsmitglieder. Noch war kein geschlossenes Behältniß zu einem Verkaufslokal vorhanden; es fehlte an Kisten und Kasten, um die Waaren zu bergen, kurz es fehlte an allem Möglichen, um ein solches Geschäft zu betreiben. Aber bei der großen Liebe zur Sache, welche die Mitglieder bethätigten, war es leicht das Fehlende anzuschaffen. Es fehlte nun auch nicht mehr an Mitteln. Von allen Seiten wurden dem Vereine Darlehen von 25, 50, 100 und 200 Thalern angeboten, die mit 6 Proc. jährlich verzinst wurden, und es dürfte nicht leicht ein Verein wieder entstehen, der sich eines so unbeschränkten Vertrauens, und so raschen Aufschwungs rühmen könnte" „Da die Schlachtungen bisher in dem Lokale einer kleinen Brauerei vor sich gingen, wo gleichzeitig auch der Verkauf stattfand, so mußten bauliche Veränderungen vorgenommen werden, die auch glücklich durchgeführt wurden. Es währte auch nicht lange, so wurde in demselben Hause ein verschließbares Verkaufslocal für die anderen Waaren beschafft, indem ein Miether aus Gefälligkeit gegen die Association und gegen eine kleine Entschädigung ein im Parterregeschoß innegehabtes Lokal räumte. Dasselbe wandelte sich alsbald in ein Waaren-Verkaufsmagazin um, in welchem alle zum Leben nöthigen Bedürfnisse für die Mitglieder aufgeschichtet wurden. Da gab es Waizen- und Roggenmehl, reines Roggenbrod, Erbsen, Linsen, Bohnen, Nordhäuser Branntwein, Hirse, Graupen, Reis, Gries, Seife, Kaffee, Zucker, Cichorie, Gewürzwaaren, Photogene, Oel und vieles Andere, und der Umsatz war ein so bedeutender, als sich bei den anfänglichen geringen Mitteln wohl kaum Jemand hätte träumen lassen: die Einnahme überstieg monatlich die Summe von tausend Thalern. An Brod allein wurde wöchentlich für 50 bis 60 Thaler verkauft."

„Die laufenden Geschäfte wurden von den Verwaltungsmitgliedern regelmäßig in den Sitzungen am Donnerstag Abend berathen und beschlossen. Sie fanden in demselben Hause, in welchem das Verkaufslokal eingerichtet war, statt, und waren den Mitgliedern zugänglich. Die Oeffentlichkeit ist aber bei derartigen Vereinen, wo meist geschäftliche Dinge verhandelt und Firmen genannt werden, der Sache nicht zuträglich, indem mißverstandene und halbverstandene Dinge auf Gassen und Straßen ausgetrompetet, andere wieder vielleicht absichtlich verdreht unter's Publikum gebracht werden, wodurch Klatschereien entstehen und dem geschäftlichen Gange des Vereins unsäglich geschadet wird. Es herrschte übrigens in den abendlichen Versammlungen dieses Vereins die strengste parlamentarische Ordnung und die umsitzenden Zuhörer verhielten sich so ruhig wie in der Kirche."

An der hier geschilderten Entstehungsweise der Association sind zwei Punkte als besonders bemerkenswerth hervorzuheben. Erstens, daß als allgemeiner Grund und Vorbedingung der Entstehung ein sehr starkes allgemeines Bedürfniß nach Vereinsleben sich zeigt und darin äußert, daß die Zusammenkünfte in weit größerem Maße und Umfange zu Stande kommen, als der äußere Zweck des Vereins direkt erfordert. Zweitens ist zu bemerken, daß dieser äußere Zweck des Vereins an sich selbst als etwas Geringfügiges erscheint, rein materieller Natur ist, und trotzdem doch für die Begründung der Association hinreicht, weil er im Grunde mehr nur zur Veranlassung und zum Vorwande zu dienen hat, den vorhandenen starken Drang nach Gemeinsamkeit zu befriedigen.

Diese inneren Verhältnisse, welche sich in den meisten bisherigen Associationen als eine Bedingung ihrer Entstehung wiederholen, sind nun aber durchaus nicht allgemein in Deutschland anzutreffen; man dürfte daher mit der Annahme sehr irren, daß überall so, wie in Naumburg oder Delitzsch, geringfügige, materielle Zwecke hinreichen würden, den Geistern die Theilnahme an Associationen genügend zu motiviren. Nament-

lich besteht hierin wohl ein sehr großer Unterschied zwischen dem katholischen und dem protestantischen Deutschland.

Der so sehr starke Drang nach Gemeinsamkeit, wie er im protestantischen Deutschland auch in vieler anderen Weise sich äußert, ist zum großen Theil eine Folge von vorhergegangener Auflösung aller wirklichen kirchlichen Gemeinschaft im Leben. Diese Auflösung hat in sehr vielen Gegenden einen Grad erreicht, der unter Katholiken nicht denkbar ist. Mag eine katholische Bevölkerung in ihren religiösen Zuständen vielleicht sehr verkommen seyn und eine niedrige Stufe geistigen Lebens einnehmen, so kann sie doch, so lange sie katholisch bleibt, nie so ganz zusammenhangslos, so ganz in einzelne Atome und lauter isolirte Subjektivitäten aufgelöst werden, wie das bei protestantischen Orten und Gegenden möglich und so sehr oft wirklich ist. Das Bewußtseyn kirchlicher Zusammengehörigkeit und die Thatsache der reellen Gemeinschaft im religiösen Leben wirkt bei katholischen Bevölkerungen immer dahin, daß sich auch im bürgerlichen Daseyn wenigstens gewisse Reste concreter lebendiger Vereinigung erhalten, und gerade deßhalb, weil hier lebendige Einheitsbeziehungen auch auf natürlichem Gebiete noch bestehen, haben solche Bevölkerungen den Mangel an Gemeinschaft und mithin das Bedürfniß neuer Einigung nicht so tief und schmerzlich empfunden, als protestantische unter sonst gleichen Umständen. Gerade weil bei den protestantischen Gegenden alle gegebene Gemeinschaft im höchsten Maße fehlt, weil hier der Individualismus als die sich gleichsam von selbst verstehende und als berechtigt anerkannte Grundform des Lebens zur zweiten Natur geworden ist, gerade deßhalb hat das protestantische Volk, sobald der Gedanke und das Bedürfniß der Gemeinschaft nur einmal in ihm erwacht, den Drang nach ihrer Verwirklichung leicht bis zur Leidenschaft gesteigert, und bis zu einer alle Hemmnisse durchbrechenden stürmischen Verwirklichung getrieben.

Die Bestimmung zur Gemeinschaft liegt in der Wesen-

heit der ursprünglichen menschlichen Natur. Dieser 𝔑
können die Umstände Zwang anthun, auch dem Bedü
nach Gemeinschaft kann seine Befriedigung versagt we
und wird ihm versagt, wo die Grundlage und Möglich
bedingung alles wahrhaft gemeinschaftlichen Lebens in W
kömmt. Das Bedürfniß bleibt aber mit der urspüngl
Bestimmung doch im Wesen der Menschen liegen, und je
ker die äußeren Zustände mit diesem inneren Wesen und
dürfniß in Widerspruch treten, desto leichter geschieht es,
der Mensch oft auf geringfügige Veranlassungen hin sich
sein Bedürfniß klar, seines Wesens im Gefühle inne-
mehr oder minder bewußt wird. Sobald nun dieses gesc
ist nichts natürlicher, als daß der Mensch den Widersprud
äußeren Zustände zu lösen sucht und jede dazu sich darbie
Veranlassung und Gelegenheit gar oft mit Leidenschaft er
und verfolgt.

Aus diesen Gesichtspunkten erklärt sich denn auch, w
es kömmt, daß in protestantischen Gegenden die socialen
sammenhänge überhaupt oft viel mehr gesucht und cul
erscheinen, als in katholischen. Weil in den letztern in
wirkliche Beziehungen der Persönlichkeiten durch ihre Zu
mengehörigkeit in der Kirche als gegebene in einem gen
Maße immer wirklich da sind, eben deßhalb brauchen sie
äußerlich so ängstlich gesucht und künstlich gemacht zu we
Weil die Katholiken unter sich ohne ihr Zuthun und vor
selben Gemeinschaft schon haben, deßhalb brauchen sie sie
erst zu erstreben, sondern die gegebene nur anzuerkennen
mitwirkend auszubilden. Die Protestanten dagegen, we
die Gemeinschaft der Menschen nicht so als eine in der K
wiederhergestellte gegeben ist, müssen im Gefühl i
Mangels sie erst suchen, künstlich zu machen streben. Im
fühl, daß sie außer der Kirche nie wahre Gemeinschaft
eine auf fester Grundlage sicher bestehende erreichen, habe
um so mehr ängstliche Besorgniß, mit ihren menschl

die gebotenen socialen Zusammenhänge zu cultiviren
zuhalten. Also auch auf diesem Gebiete besteht der
Grund der großen Beweglichkeit des protestantischen
darin, daß man sucht, was man nicht hat; auch auf
ebiete ist solch ein Streben höchst anerkennenswerth und
er doch immer nur ein Streben, dem ein Mangel zu
liegt.

ses Sachverhältniß besteht nun wie im socialen Leben
estanten überhaupt, so auch in ihrem ganzen Vereins-
insbesondere. Der Drang und die Hingebung, mit
insbesondere auch das Vereinswesen cultiviren, rührt
m Mangel her, der auf katholischer Seite nicht, oder
t so besteht. Wegen solchen Mangels und im Gefühl
sind die Protestanten viel eher und mehr geneigt, in
e Vereinsunternehmungen einzugehen, als Katholiken,
r ihre Person eine solche Verbindung eine geringere
t so dringende Bedeutung hat. Die Katholiken neh-
er Versuche dieser Art im Ganzen mit größter Lauig-
lassen sich leichter durch Hindernisse abhalten und zu-
ken, und verlangen in jedem Fall eine höhere und
e Motivirung als die Protestanten. Den letzteren
eben fast jeder Zweck, sei er noch so äußerlich und ma-
als Ziel einer Vereinsbildung, weil es ihnen in der
eniger um den Zweck, als darum geht, im Zwecke
ılaß zu haben, den erwachten Drang nach Vereinigung
nem ostensibeln Scheine zu befriedigen.

eiterhin finden sich auch die Protestanten nach ihrer
Geistesrichtung ungleich mehr dazu angethan, rein ma-
Zwecke als solche zu verfolgen, als die Katholiken.
che Bevölkerungen zeigen sich auch sonst im Leben nicht
fgelegt, materielle Zwecke um ihrer selbst willen mit
ebe und Hingebung zu verfolgen, sofern sie nicht höhere
punkte und Ziele dabei im Auge halten können. In
ntischen Gegenden dagegen sieht man die ganze Bevöl-

ferung meist mit einem Eifer, einem Interesse, einer Leidenschaft den materiellen Dingen und Zwecken nachgehen, als ob das Heil der Welt von dem Gelingen der Geschäfte und dem mehr oder minder großen Erwerb abhinge. Selbst sonst sehr fromme Personen, wie namentlich Pietisten, vermögen sich mit einem Ernst in materiellen Dingen zu vergraben und mit einer Lust sich ihrem Betriebe hinzugeben, daß man sie für pure Materialisten halten möchte.

Dieser Unterschied der Geisteshaltung den materiellen Dingen gegenüber erklärt sich sehr wohl aus den Kirchenverhältnissen. Der Katholik mag auch noch so sehr verkommen seyn und eine noch so übertriebene Werthschätzung des Irdischen hegen: mit seinem ganzen Wesen vermag er doch nicht in das materielle Leben einzugehen, vermag er nicht, bloß materielle Zwecke um ihrer selbst willen mit ausschließlicher Hingebung zu betreiben, so lange er noch die Verbindung mit der Kirche festhält. Kraft dieser Verbindung wird er von der Kirche und in der Kirche in einem Rapport mit der höheren geistigen Wirksamkeit erhalten, der es nicht zuläßt, daß er ganz in die Sphäre der irdischen, materiellen Dinge herabsinkt. Wer mit der Kirche in Verbindung steht, wird mit seinem Seyn immerhin in etwas über den Kreis der Welt emporgehoben, sein Leben kann nicht ganz aufgehen in jenen Wechselverkehr mit den Dingen dieser Welt, in jene Art von Vermischung und chemischem Prozeß zwischen dem Subjekt und seiner Umgebung und den erstrebten Gütern, die dem protestantischen Leben oft einen so schleichenden Gang, den Ausdruck eines schwerfälligen am Boden Kriechens geben. Bei den Protestanten, auch religiös frommen Protestanten, ist diese Geisteshaltung dadurch möglich, daß sie eben nicht in der Kirche eine reale Verbindung mit Gott haben, die sie über den Kreis der Welt heraushebt, wie ein geistiger Hebel ihrem Daseyn Schwung verleiht und dasselbe so zu sagen in metaphysisch außerweltliche Verhältnisse bringt. Auch fromme Protestanten vermögen daher,

wie wir sehr oft sehen, bei einem aufrichtigen Suchen nach Gott, dennoch mit den irdischen Dingen in einem sehr starken Zusammenhang zu bleiben und sich in ihm behaglich zu fühlen. Ihr mehr nur innerliches und zuständliches religiöses Leben macht es ihnen nicht psychologisch unmöglich, nebenher materielle Zwecke auch um ihrer selbst willen mit dem größten Eifer zu verfolgen. Die Trennung, welche der reformatorische Protestantismus zwischen dem Diesseits und dem Jenseits, dem geistigen und dem leiblichen Leben allenthalben aufstellte, in Folge der er das Diesseits als gänzlich verdorben und unwerth der höheren religiösen Einwirkung entzog, seine Behandlung außer den Umkreis der Religion stellte und der Willkür der Individuen anheim gab, läßt es auch der Lehre nach solchen Protestanten zu, daß sie zwischen ihrem religiösen und bürgerlichen Leben eine strenge Scheidung machen, jenes auf die Sonntagskirche und die Betstunden beschränken, und in diesem der anerkannt verdorbenen Natur die Freiheit gewähren, mit Leidenschaft dem Erwerb und der Freude an den materiellen Dingen nachzugehen. Je weniger der höhere Mensch nach ihrer Ansicht mit diesen an sich so sehr gleichgültigen Dingen zu thun hat, desto mehr ist es der niedern Seite des Menschen erlaubt, sich an sie hinzugeben und die Zwecke der zeitlichen Nothdurft *dabei* mit von Seiten der Religion unbehinderter Hingebung zu erstreben. Bei solchem Verhältniß zu den äußeren Dingen und im Mangel religiöser Befriedigung erlangen die Protestanten an den äußeren Gegenständen eine Lust auch um ihrer selbst willen und haben in der Verfolgung materieller Zwecke eine Freude, die man in dieser Art vergeblich bei Katholiken sucht, und auf die man daher auch bei Associations-Angelegenheiten niemals rechnen kann.

Bei Katholiken wird man also das Associationswesen von Anfang an von einer mehr geistigen Seite angreifen müssen. Die Art und Weise, wie das geschehen kann, soll im Zusammenhang mit andern Modificationen weiter unten be-

sprochen werden, nachdem wir hier vorerst noch auf einige andere wesentlichen, nicht nachzuahmenden Eigenschaften an den bisherigen Associationen aufmerksam gemacht haben.

Hiezu gehört vor Allem der Mangel einer streng durchgeführten monarchischen Verfassung. Nach unserer Ansicht ist das Princip der Monarchie als solches nicht bloß für den Staat im Ganzen eine Wohlthat, sondern gilt nach der innern Natur der Dinge auch für alle kleineren Kreise im Social-Politismus. Nach unserer Anschauung trägt die Menschen- und Geisterwelt eben solche Gesetze einer innerlich in sie gelegten Ordnung in sich wie die Natur. Zu dieser Ordnung gehört für alle Kreise menschlichen Daseyns, daß eine Persönlichkeit, ein Wille die Verhältnisse unter Personen und Dingen geistig erfaßt, einheitlich durchdringt und bestimmt, ihnen dadurch persönliche Form und Ausdruck gibt. Was die Fixsterne unter den Planeten sind, das oder doch Aehnliches sind die Regierer in der Menschenwelt; so wenig wie die Fixsterne an ihrer Stelle durch Zufall, sondern mit einer inneren gegebenen Nothwendigkeit stehen und wirken, so wenig beruht die Stellung der Regierenden auf Zufall und Willkür, sondern auf innerer heiliger Nothwendigkeit, die in der Natur der Dinge und in der göttlichen Führung gegeben ist. Menschliche Willkür kann sich in diese Ordnung drängen, die innern Gesetze verletzen, aber sie nicht aufheben. Wenn die Regierenden ihre Stellung und Gewalt mit Willkür behandeln, und statt sich als Organe der göttlichen Ordnung deren Verwirklichung zur Aufgabe zu setzen, sich der Erfüllung dieser Aufgabe in treuer Mitwirkung mit den inneren und äußeren Verhältnissen hinzugeben, willkürlich nach Belieben als Herrn über die göttliche Ordnung statt als ihre Diener schalten zu können glauben, so ist das Eine Art der Verletzung göttlicher Gesetze in der innern Natur der Dinge. Nicht weniger schlimm ist aber die andere entgegengesetzte Art, wenn nämlich die Regierten oder zu Regierenden nicht mehr die Einheit und Integrität

der monarchischen Gewalt vollständig anerkennen wollen, die Auctorität der Regierenden oder zum Regieren Berufenen läugnen und verletzen. Dergleichen geschieht nun heut zu Tage, mehr noch wie im Gebiet des eigentlichen Staatslebens im Großen, in allen kleineren und untergeordneten Kreisen des Social-Politismus. Die Monarchie gilt als ein inneres Naturgesetz gleicherweise wie im Staate auch in der Familie, aber ebenso auch in allen social-politischen Bezügen. Ueberall wo nur Menschen im Verhältniß zu Menschen stehen, da hat auch volle Kraft und Geltung, was schon der alte Homer in sinniger Naturbeobachtung als eine allgemeine Regel ausdrückt: „Einer sei Herr."

Weil man heut zu Tage dieses Verhältniß nicht als ein allweg Gesetzmäßiges anerkennen will, monarchische Auctoritäten nicht mehr auch in kleinen Kreisen der Gemeinde, der Corporation gelten läßt, deßwegen zum Theil mit ist das politische Leben in diesen kleineren Kreisen so schlecht zu ordnen. Es muß jedoch bemerkt werden, daß selbst auch im Mittelalter die Durchführung monarchischer Verfassung in den Gemeinden nur theilweise in der Stellung des Adels zur Durchführung kam und bald die größten Trübungen bis zur völligen Entstellung erlitt, und daß sie ferner in den Corporationen nur in den allerersten Anfängen und Keimen ausgeführt wurde. Man hat nach unserer Ansicht gar nicht so ganz Unrecht, wenn man behauptet, daß der Untergang des Corporations-, Innungs-Wesens rc. in nahem Zusammenhang stehe mit dem Umstande, daß auch diese alten Corporationen nicht monarchisch genug gestaltet und geformt gewesen seien. Ihre Häupter hatten allerdings eine sehr beschränkte Gewalt, und daher konnte sich auch nie ein genugsam einheitliches Leben, z. B. unter den fast gleichberechtigt gestellten Meistern der Innungen bilden. Die gleiche Erscheinung wiederholt sich nun auch bei den bisherigen Associationen, und wozu das führt, nämlich zu fortwährender Uneinigkeit und Unordnung, zeigt

sich uns in dem Berichte Schrader's, dessen Naumburger Association uns auch in dieser Beziehung ein anschauliches Beispiel an die Hand gibt, indem sie sehr bald durch Uneinigkeit im Verwaltungsrath an den Rand des Verderbens gebracht wurde.

„Der Hauptgrund liegt zum Theil mit im Statut, welches zwölf Verwaltungsmitglieder und einen Vorstand an die Spitze des Vereins stellt. Von diesen Vorstandsmitgliedern bringt natürlich Jeder seine eigene Meinung mit und es erfüllt sich dann in solchen Berathungen das Sprichwort: Viele Köpfe, viele Sinne. Eben so wahr ist der Spruch: Viele Köche verderben den Brei, und das war hier in der That der Fall. Die Vorstandsmitglieder, meist Handwerker, brachten oft die absurdesten Dinge zu Tage, und wenn sie wußten, daß ihnen vom Vorsteher Widerstand entgegengesetzt würde, traten sie zu Fraktionen zusammen, conspirirten mit einander und suchten auf diese Weise, wenn auch nur aus Eigensinn, die Majorität zu erlangen. Sechs Mitglieder mit einem Vorsteher dürften daher vollkommen ausreichend seyn, und da ein Consumverein ein rein kaufmännisches Geschäft ist, so ist bei der Wahl der Vorstandsmitglieder auch hauptsächlich auf solche Personen Rücksicht zu nehmen, bei welchen man die erforderlichen Eigenschaften zu einer richtigen Beurtheilung voraussetzen kann."

„Ein anderer Uebelstand bestand darin, daß dem Vorsteher des fraglichen Vereins so wenig Spielraum zu eigenem Handeln eingeräumt war, so daß es nach dem Statut nothwendig gewesen wäre, zu jeder Vornahme erst die Erlaubniß des Verwaltungsrathes einzuholen. Im Laufe der Woche kommen aber in einem solchen Vereine so verschiedenartige Dinge, die sich gar nicht vorhersehen lassen, vor, daß diese Bestimmung ohne Nachtheil für den Verein sich gar nicht festhalten läßt. Es wird z. B. irgend ein Waarenartikel zu einem billigen Preise von einem Manne angeboten, der sogleich Geld braucht. Hat in solchen Fällen der Vorsteher nicht die Vollmacht zur Abschließung von dergleichen Verträgen, so geht dem Vereine der Vortheil verloren, billige Einkäufe zu machen."

„Aehnliche Erscheinungen kamen öfters zu Tage. Wollte der Vorsteher im Interesse des Vereins handeln, so mußte er zuweilen von der Regel abweichen, wodurch er sich aber bei dem Verwaltungsrathe den Vorwurf der Eigenmächtigkeit zuzog, was die Ursache zu Reibungen wurde. Zu solchen Reibungen wurde von Außen nach Kräften geschürt, indem die in ihrem Gewerbe betroffenen Bürger einzelne Mitglieder des Verwaltungsrathes aufhetzten und auf den Vorsteher noch auffässiger machten, mit dem Hindeuten, daß solche Eigenmächtigkeiten nicht geduldet werden dürften. Solchen Aufhetzereien gab man den Anschein, als ob sie im Interesse des Vereins geschähen; für den scharfblickenden Beobachter konnte es aber kein Geheimniß bleiben, daß die einzige Triebfeder der Egoismus war. Der Vorsteher, das wußte man nur zu gut, war der Träger des Ganzen, welcher den kaum vollendeten Bau zusammenhielt. Konnten die Gegner es dahin bringen, ihn zu beseitigen, so hatten sie natürlich gewonnenes Spiel, denn einen zweiten gab es nicht, der die Vereinssache so gründlich verstand und zu leiten wußte. Ist der beseitigt, mochte man denken, so ist der Verein unhaltbar. Ob sie richtig calculirt hatten, wird die Zukunft lehren. Der Stand des Vorstehers wurde von dieser Zeit an immer schwieriger; im Verwaltungsrathe bildete sich eine ihm feindselige Partei, die nur dahin strebte, ihm das Leben sauer zu machen und ihm sein Amt zu verleiden; diese Partei stach Alles auf, machte Mücken zu Elephanten und trieb es so weit, daß sie die in vertraulichen Sitzungen gepflogenen Verhandlungen den betreffenden Personen mittheilte. Die Sitzungen boten von jetzt ab nur noch ein Bild des Hasses und der Leidenschaften und vergingen unter endlosen Zwistigkeiten. Sie waren indeß noch besuchter als zuvor und zwar meist von Personen, die ein Vergnügen an solchen Zwistigkeiten fanden und dazu beitrugen, die Kluft des Zerwürfnisses noch zu erweitern. Der Verein selber litt in Folge dieser feindseligen Auftritte. Es verbreiteten sich die nachtheiligsten Gerüchte im Publikum über schlechte Verwaltung u. s. w., welche die Gegner erfunden hatten; es erfolgten nur selten noch Anmeldungen zum Beitritt, während die Zahl der Ausscheidenden von Woche zu Woche zunahm, eine Erscheinung, die bis dahin noch gar nicht vorgekommen war.

eine günstigere Wendung für ... Ge
wurde allmälig beseitigt, die Za
sich, während Anmeldungen zum
gen; kurz es hätte die Krisis wi
können, wenn ein friedlicher Geist
schend gewesen wäre. Dort abe
Einem Beschlusse des Verwaltungs
welche das Brod für den Verein
steher die Ausführung, weil eine
Zeit, wo der Brodverkauf einen de
voraussichtlich einen empfindlichen
herbeiführen mußte. Der Weigerun
Theile. Der Verwaltungsrath trat
zusammen und beschloß die Anberau
Generalversammlung. Sie erfolgte
des Vorstehers."

„Der Verwaltungsrath wirthscha
mistisch ernannten Vorsteher aus sei
Verlauf von vier Monaten zeigte sich
schaftsberichts ein *Deficit* von nicht
Möchte dieser Vorgang anderen Verein
Das Vertrauen ist seitdem von dem
selbst in allmäli...

rität. Eine solche läßt sich nun allerdings auf katholischem Boden wohl viel leichter herstellen, als auf protestantischem; auch ist gewiß, was oben bemerkt wurde, daß der Mensch im Anschluß an die Kirche ungleich mehr über die irdischen Dinge erhoben bleibt, und daher weniger leicht in die materiellen Interessen versinkt, also auch weniger leicht Gefahr läuft um solcher Sachen willen in Streit und Auflehnung zu fallen: dennoch ist beim heutigen Stande auch des katholischen Volkslebens, auch auf katholischem Boden die Schwierigkeit der Aufgabe nicht gering, eine höhere monarchische Leitung zur Anerkennung zu bringen und den zu allem gemeinsamen Handeln nothwendigen Gehorsam zu erzielen. Es gehört auch unter Katholiken, sofern auch sie vom herrschenden falschen Geist des Liberalismus angefressen sind und in Allem, was nicht streng zur Religion gehört, eine Freiheit erstreben, die auf reinen Individualismus und Subjektivismus hinausläuft, eine durchgängige Umbildung der politischen Grundanschauungen in der Anwendung auf ihre speciellen Lebenskreise dazu, um sie zur Anerkennung natürlich menschlicher Auctorität und dem entsprechenden Gehorsam zu vermögen.

Dazu kömmt noch in Betracht, daß das Volk auch auf wirthschaftlichem Gebiete, also rücksichtlich aller der Sachen, die in den Geschäftsbetrieb der Associationen fallen, oft die verwirrtesten Ansichten hat. Es ist unglaublich, welche Confusion der Einfluß der modernen Art, die menschlichen Dinge zu denken und zu behandeln, auch bezüglich der einfachsten Vorkommnisse oft beim Volke hervorbringt. Die moderne aufgeklärte, durchaus verendlichte Anschauungs- und Handlungsweise ist nun einmal nicht für's Volk gemacht, weil dieses von vornherein weniger in der Reflexion lebt, sondern auf den Instinkt der menschlichen Natur angewiesen ist. Der Instinkt aber faßt die Dinge tiefer als die moderne Reflexion; wenn daher die moderne Zeitbildung, das Produkt des einseitig re-

ziehung mit der Zeitbildung in Wider
Instinkt, und verlieren so den sicheren
sche Handhabe für die Beurtheilung a
So bilden sich denn, wie auch Schra
richtet, selbst über das geschäftliche Le
sichten, und machen oft ungestümen
und Geltung. Es handelt sich nun di
gegenüber darum, nicht bloß durch äu
artigen Verkehrtheiten niederzuhalten,
nerlich überwunden und vernichtet werd
wirthschaftlichen und geschäftlichen „Aufkl
gesunde social-politische Ansichten treten,
türlicherweise lange Belehrung mit groß
harrlichkeit.

Nur nach solcher sorgfältigen Bereitu
die Herstellung der nothwendigen Auctor
und mithin eine richtige geschäftliche Pr
nen, dauerhaft möglich werden. Gera
samkeit ist aber das Schwierigste an de
verlangt einen ebenso tief gedachten und
fassung des wirklichen

nach der Lehre des Christenthums ganz in der Ordnung. Als Christen sollen wir ja gerade das Höhere suchen und dann erst das Niedere, wie für uns selbst, so auch für Andere. Darin liegt, daß alle die, welche auf dem socialen Felde für das Volkswohl thätig seyn wollen, sich zuerst mit ihren geistigen Gütern social zu verhalten und zu wirken, mit ihren geistigen Gütern in die Gemeinschaft des Volks zu treten und dieselben ihm mitzutheilen haben. „Social" ist ja überhaupt kein besonderes Gebiet für sich allein, es beschränkt sich nicht auf einen abgeschlossenen Kreis materieller Verhältnisse, sondern ist eine allgemeine Seite an allen Dingen, den geistigen so gut wie den materiellen. Das Wesen des „Socialen" besteht eben, wie der Name sagt, darin daß der Mensch sich in Gemeinschaft zu dem Menschen verhält, und daß in dieser Gemeinschaft eine Communion des Lebens und der Güter stattfindet. In dieser Communion besteht alles sociale Wirken und folgt dasselbe also daraus, daß der Mensch zuerst selbst social, d. h. in Gemeinschaft mit Anderen ist. Wer wahrhaft in Gemeinschaft mit Anderen ist, der theilt ihnen mit, was sie bedürfen und er besitzt, und das können eben so gut geistige Güter seyn als materielle. Ja, nach der richtigen Werthschätzung der menschlichen Dinge kömmt es hier auf die geistigen Güter um so mehr an als auf die materiellen, als jene wichtiger sind als diese.

Wie aber der Wichtigkeit nach, so muß auch der Zweckmäßigkeit nach in unserer Zeit das sociale Wirken im Geistigen dem im Materiellen im Ganzen vorangehen. Nur auf geistige Weise können wir den Boden bereiten für nachhaltige materielle Wirksamkeit. Nur im geistigen Gebiete können möglicherweise die Bedingungen für die richtige Verfassung der Associationen auf Grund der Auctorität und des Gehorsams hergestellt werden. Bei Katholiken insbesondere müssen aber schon darum die Vereine mehr geistig anfangen, unsere poli-

. .. verlangt es heutzuta
Bildung im engern und engsten
auch nach einer natürlichen, ei
langt nach einer Ausbildung au
bens im Erkennen, Wollen u
Punkt, an dem sich die katholi
Volke mit Hülfe nahen, mit ihm
sen, und von dem aus sie dan
der äußern materiellen Bedürfnisse
durch Vereinigung vieler kleinen K
übergehen können und werden. Un
zu machen, und an einem concre
zeigen, auf dem nach des Verfas
Associationen vorbereitet und hergest
er sich in Folgendem erlauben, ein
dem er selbst seit drei Jahren mitarb
zu beschreiben.

IV.

Studien und Skizzen über Rußland.

Erster Artikel: zur Orientirung; der politische Tantalus; der Liberalismus der Regierung und der Gesellschaft; der russische Radikalismus; Ivan Golovin und Fürst Peter Dolgorukow.

Nach einer zweijährigen Pause kehren wir zu unsern Betrachtungen über Rußland zurück. Wir hatten sie damals mit der sichern Ueberzeugung abgeschlossen, daß es für den reformwilligen Czaren Alexander II. keine Möglichkeit der Abwehr oder Umkehr mehr gebe, daß es absolut gelte, aus dem gährenden Chaos russischer Zustände eine neue Welt des Slaventhums zu entwickeln, mit dem Czar oder ohne und gegen ihn. Was ist seither geschehen? Nichts und doch sehr viel. Mit dem Czar ist nichts geschehen; eine entscheidende That der Neubildung hat er bis jetzt nicht vollbracht, wohl aber im Einzelnen sogenannter Reformen nothgedrungene Rückschritte gemacht. Ohne und gegen den Czar ist aber sehr viel geschehen; das gährende Chaos hat sich zum höchsten und unerträglichsten Grade gesteigert, und gleichzeitig ist die russische Gesellschaft zum deutlichen Bewußtseyn gelangt, wo die Grundursachen ihres Unglücks liegen. Ein bestimmtes Ideal des An-

... an ihr, daß in Rußland zwi
eingewurzelten Zustande und der
eine so ungeheure Kluft gähnt, d
naturwüchsige Uebergang, jede or
unmöglich ausgeschlossen ist. Es
brechenden Sprunges durch die Lu
hebung der Leibeigenschaft als d
Augenblicks zu bezeichnen. Und es
Aufgabe, daß Rußland jetzt mit
wenn man will, in einer zwölfjähri
gestaltung durchführen soll, zu welch
Oesterreich ein paar Jahrhunderte
aber bei weitem noch nicht Alles.
der Leibeigenen vollbracht seyn wird,
Stein im russischen Staat und sein
andern passen. Dann wird sich da
die unmittelbare Nothwendigkeit des
setzt sehen: seine Völker in einen Zust
zu überstürzen, für welchen sie nie erz
den, der sich daher auf allen Punkte
Volksthums abstoßen muß.

würdigen. Für die katholische Kirche und ihre Wirksamkeit in der mittelalterlichen Zeit gibt es kein glänzenderes Zeugniß als die russische Geschichte. Am Volkscharakter lag die Schuld ursprünglich nicht, denn die Slavennatur ist überaus empfänglich und bildsam. Rußland zählte blühende Republiken auf der Grundlage ächt germanischer Freiheit, ehe der Byzantinismus im brüderlichen Bunde mit dem Mongolenthum die Stämme der Moskowiter überfluthete. Die abendländische Kirche hatte eben den großen Kampf für die Freiheit der deutschen Völker, für den Rechtsstaat gegen die keimenden Gelüste einer Kaiser-Despotie durchgestritten, als der Byzantinismus in Rußland die vollendete Czarendespotie einführte, und die Volksmasse ihrer Freiheit beraubte, um sie zu Sklaven zu machen, während in der katholischen Christenheit die Leibeigenschaft allmählich und fast unmerklich verschwand. Dieser umgekehrte Prozeß dauerte selbst unter Katharina II. und unter Paul I. noch fort; Fröbel und de Maistre sind darin einig, daß ihn die geistige Abgestorbenheit der Kirche der Slavenwelt und Niemand sonst verschuldet habe.

De Maistre hat aber ferner geäußert: „wenn man fragt, warum die Volksmasse in Rußland heute noch in der Sklaverei schmachtet, so ergibt sich die Antwort von selbst: weil die Sklaverei in Rußland nothwendig ist, und der Czar ohne sie nicht regieren kann.“*) So ist es; andererseits aber steht ebenso fest, daß die Aufhebung der Leibeigenschaft eine unabwendbare Nothwendigkeit ist und von Jedermann in Rußland als solche erkannt wird. Da hat man das verhängnißvolle Dilemma. Selbst dann wenn die Emancipation glücklich durchgeführt wäre, würde doch Rußland immer noch wenig Aehnlichkeit verrathen mit den civilisirten Völkern des Abendlandes. Die russische Societät würde fortwährend divergiren von der historischen Ent-

---

*) Ami de la Religion 26. Avril 1859.

wicklung Europa's, wenn auch heute oder morgen 23 Millionen Bauern aufhören Sklaven der Sklaven zu seyn, und mit ihren bisherigen Herren als Sklaven des Einen Gebieters gleichgestellt werden. Ein massenhaftes Adels-Proletariat wird damit wohl geschaffen aber keine politische Aristokratie, kein bürgerlicher Mittelstand, den die byzantinische Czarenart so wenig dulden konnte als irgend ein selbstständiges Recht der Corporationen und Stände, kein wirklicher Bauernstand, sondern nur ein unendlich ausgedehnter vierter Stand, ohne geistigen Halt, ohne materiellen Besitz, vom Boden losgelöst, durch das unermeßliche Reich flottirend — was soll daraus werden?

Was daraus werden soll, weiß in der That Niemand. Die Einen sagen: ein zweites Amerika, und negativ ist ihre Meinung nicht ohne Grund; ob aber der russische Volkscharakter auch dieselbe positiv schaffende Kraft entwickeln würde wie der amerikanische, ist eine mehr als bedenkliche Frage. Andere meinen, die unvermeidliche Veränderung der russischen Societät werde den socialistisch-demokratischen Grundzug des slavischen Naturells zum Ausbruch bringen, und schon die Emancipation der Leibeigenen werde nur den Stoff liefern für eine organisirte Demokratie à la Napoleon, deren Urbild nicht umsonst so dämonischen Zauber auf die ganze Presse Rußlands übe. Dieser Zug französisch-russischer Wahlverwandschaft, wornach jene Presse überall in Europa rettungslos versunkene und unhaltbare Zustände erblickt, das napoleonische Glück Frankreichs aber mit den glänzendsten Farben schildert, besteht allerdings und bezeugt, daß auf russischem Standpunkt nicht einmal ein Gefühl für die Corruption und Entartung des modernen Staats im Napoleonismus vorhanden ist. Kurz, soviel steht fest, daß Rußland in kürzester Frist gründlich anders werden müßte, wenn auch keine andere Nöthigung dazu vorhanden wäre als die russischen Eisenbahnen. Als Czar Nikolaus im Anfang der vierziger Jahre Eisenbahnen zu bauen beschloß, da erwiederte sein Finanz-

minister Cancrin: „der Befehl Euer Majestät wird erfüllt werden, aber zehn Jahre nachher wird Rußland nicht mehr Rußland seyn.“ Es ist höchste Zeit zur Erfüllung der Cancrin'schen Weissagung. Was aber aus Rußland werden soll? dieß ist das dunkelste und rathloseste Problem in der Geschichte der Gegenwart.

Für uns hat die Untersuchung dieser Verhältnisse einen unmittelbar praktischen Zweck. Die eiserne Herrschaft des Kaisers Nikolaus hat in den Gemüthern Europa's und insbesondere Deutschlands einen colossalen Eindruck hinterlassen, der heute noch nicht verwischt ist. Bei jeder Frage und Gefahr kehren wir den Kopf unwillkürlich gen Rußland: was die Diplomatie dort sagen und thun werde. Man sehnt sich nach seiner Allianz, man entsetzt sich über sein Deckenspiel mit dem westlichen Imperator. In dem Moment, wo die Zeitungen berichten, daß die Petersburger Regierung den Sold an die Truppen nicht mehr zu zahlen vermöge, erschrickt man doch über die drohende Wendung des Fürsten Gortschakoff gegen Deutschland und die Türkei. Wir möchten zu der Berichtigung beitragen, daß weder die Freundschaft Rußlands zu überschätzen, noch seine Feindschaft zu fürchten sei, und daß eine gesunde deutsche Politik sehr wenig Ursache hätte, der übergreifenden Ostmacht schüchterne Rechnung zu tragen. Vom alten Nikolaischen Rußland und seiner Macht über Europa ist nichts mehr vorhanden; das Rußland Alexander's II. aber ist von heute auf morgen nicht sicher, in den eigenen Grundfesten erschüttert zu werden.

Die momentane Unfähigkeit Rußlands, irgend einer Politik nach Außen aktiv kraftvollen Nachdruck zn geben, ist ein Glück für die deutschen Völker, aber sie ist vielleicht nur sehr momentan und vorübergehend. Es fragt sich, wie die Gelegenheit von Seite Deutschlands benützt werden wird, ehe sich das Moskowiter-Reich an der Spitze des gesammten Slavismus

... über die Neugestaltung e
entscheiden wird. Um so mehr
Interesse uns leiten, noch eine sch
spielen, wenn wir sofort die Leid
an der zerfallenden russischen Socie
wir verehren auch hier in anbeten
Gottes, der da gewollt hat, daß wir
erleben sollen.

Von Frankreich wird Niemand
der Zerstörung erwarten; eine neue L
künftige Geschlechter wird es nicht gr
sein altes Misere in gesteigertem Grad
napoleonische Fieberparoxysmus verfli
Niemand eine Wiedergeburt erwarten;
kane, sobald die Wuth des Ausbruche
ist, nur ausgebrannte Krater hinterlas
Niemand eine Entscheidung über die
es würde selbst für den Fall, daß es
Klein-Deutschland erweiterte, nur im
Verlegenheit bleiben. Ganz anders
Englands, Oesterreichs, Rußlands

land ist daran, sich seines traditionellen Charakters gründlich zu entkleiden, und zu einer rechts- und gesetzlosen Weltmacht der verzehrenden Selbstsucht auszuarten. Der Scepter des erhaltenden Princips ist ihm entfallen; er ist vakant und unaufgehoben geblieben bis zur Stunde, und er wird es bleiben, wenn nicht Oesterreich sich und Deutschland zu einer compakten Macht auszubilden vermag, welche im Stande wäre das Richtscheit eines neuen und besseren Gleichgewichtes zu halten und geltend zu machen. Mit Einem Worte: es gilt, die Mission Mitteleuropa's von neuem aufzunehmen und zu erfüllen. Wird ihm dann ein slavisches Weltreich, durch die Lebensformen der abendländischen Civilisation innerlich gekräftigt, überragend und erdrückend in den Weg treten; oder wird der barbarische Asiatismus im Innern des Russenthums unüberwunden bleiben und sein natürliches Wirkungsfeld in Asien aufsuchen, um nicht Deutschland sondern England zu bedrohen; oder wird das einst gewaltige Moskowiter-Reich überhaupt Niemanden mehr bedrohen, wird es unter Nikolaus I. den Höhepunkt seiner Einheit und Macht erreicht haben? — über alle diese Fragen wird die Geschichte der russischen „Reformen" im Verlaufe einer nahen Zeit entscheiden.

In Rußland ist nun fast Jedermann „liberal"; die erste Bedingung eines russischen Liberalen aber ist, daß er den verstorbenen Czaren Nikolaus auf's äußerste verachte, und in die tiefste Hölle verfluche als einen blutdürstigen Wütherich, ein Ungeheuer von fanatischer Bornirtheit und dummstolzem Hochmuth. Nicht nur der socialistisch-republikanische Herr Herzen in London, sondern auch der constitutionell-monarchische Fürst Dolgorukow in Paris zittert vor Wuth bei

jeder Erinnerung an diesen einst so gefeierten Namen. Niemand will sich mehr eingestehen, daß das Nikolaische Rußland doch vielleicht ein Produkt innerer Nöthigung gewesen seyn könnte, sondern man schreibt Alles den Launen und Gelüsten der Czaren zu. Dem tyrannischen Gemüth des alten Kaisers insbesondere sei das Unglück, und dem zweifellos guten Willen Alexanders II. werde das ungetrübte Glück Rußlands zu verdanken seyn. Es ist ein ebenso widerlicher als erschreckender Anblick um diese schmeichelnde Adoration des Sohnes auf Kosten des Vaters.

Nikolaus hatte die Verschwörung vom 14. Dec. 1825 auf seinem Wege zum Thron gefunden. Die geheimen Bünde, welche den blutigen Zusammenstoß von diesem Tage herbeiführten, beschloßen dieselben heterogenen Elemente in sich wie die riesenhaft angewachsene Bewegungspartei im heutigen Rußland: socialistisch-republikanische Panslavisten im Süden, constitutionell-monarchische Moskowiter im Norden des Reichs *). Darin waren aber alle einig, daß je nach Bedürfniß auch zur Ermordung oder Verbannung der Czaren-Dynastie geschritten werden müsse. Hr. Herzen ist erstaunt, daß man jetzt gerade daraus so viel Aufhebens mache. Sei ja der Präsident des Inquisitionstribunals, Kriegsminister Tatitscheff, selbst einst bei der Verschwörung betheiligt gewesen, welche Paul I. um's Leben brachte; und Niemanden wäre wohl der Gedanke des Czarenmordes als etwas Außerordentliches erschienen, wenn er im dynastischen oder Hofinteresse, und nicht „im Interesse der staatlichen Entwicklung des Volkes" beschlossen worden wäre **). Diese sogenannten Decembristen von 1825 sind daher

---

*) S. die Abhandlung in den Histor.-polit. Blättern 1854. Bd. 34. S. 1 ff.

**) Alex. Herzen: die russische Verschwörung und der Aufstand vom 14. Dec. 1825. Hamburg 1858. S. 165.

heute die Heroen und die geheiligten Vorbilder des ganzen russischen Liberalismus; Alexander II. gesteht man den „guten Willen“ zu, aber nur in soweit, als man hoffen kann, daß er freiwillig auf die Decembristen-Ideen eingehen werde, deren Niederkartätschung die erste Regierungs-That seines Vaters war.

Seinerseits war es eine der ersten Regierungs-Handlungen Alexander's II., daß er das Verdammungs-Urtheil über die Decembristen feierlich wiederholte. Er ließ durch den Reichsbibliothekar Baron Korff die Akten ihres Processes aus dem geheimen Archiv veröffentlichen, während er übrigens die in Siberien noch überlebenden Mitglieder der Verschwörung begnadigte. Der Schrecken der Liberalen wäre groß gewesen, wenn sie nicht annehmen zu dürfen geglaubt hätten, daß jene Publikation nur der verzeihlichen Furcht und noch unzureichenden Einsicht des neuen Herrschers zuzuschreiben sei. Was will er denn? sagte Hr. Herzen, „entweder muß er von der Bahn des Fortschritts sich abwenden und zu dem Nikolai'schen System zurückkehren, oder er muß endlich verstehen, wie viel Gemeinschaft, nicht in den Wegen aber im Ziele, zwischen den Bestrebungen der Decembristen und seinen eigenen Bestrebungen ist“*). Auch die Constitutionell-Monarchischen sind durchaus der gleichen Ansicht. Fürst Dolgorukow äußert sich über die Verschwörer von 1825 mit zärtlichster Ehrerbietung; er will eine Geschichte derselben schreiben; denn wie die Mitwelt ihre greisen Ueberbleibsel seit ihrer Rückkehr aus Siberien als Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit und Verehrung auf den Händen trage, so werde die Nachwelt ihre Namen mit unwillkürlicher Bewunderung und Ehrfurcht nennen. „Betitelte und privilegirte Sklaven von Geburt in diesem Lande allgemeiner Sklaverei wollten jene edeln Jünglinge sich zur

*) A. a. O. S. 61.

ändert werde; trotzdem sind ihre
schieden wie constitutionelle Mona
mokratismus. Die Thatsachen e
cembristen insoferne Recht, als d
in dem hergebrachten Rußland wi
Die Thatsachen bezeugen aber zug
land der Decembristen noch viel un
alle Welt zufrieden, jetzt scheint
nicht am wenigsten) unzufrieden u
sich nicht ändern lassen" **). Rußl
talus unserer Tage: er will, er n
dern, aber er kann nicht.

Der alte Czar hatte die Lage
wußte, daß man in Rußland nicht r
radikalen Umsturz zu verfallen, und
geln, welche einen freien Rechtsstaat
gegangenen Czarendespotie setzen kö
setzliche Conservatismus, in welchem
Todesangst gegen jeden Reform-Ge
die Bewegung der Geister von diese

it er sich in die orientalische Verwicklung gestürzt. Die Sen-
ung Mentschikoffs war ein Akt der Verzweiflung und er miß-
ng. Durch die Predigt des „heiligen Krieges“ und durch
is ungeheure Militäraufgebot, fünfzehn Rekrutirungen in ein
ar Jahren, hatte er das ganze Reich aus seinen social-
litischen Fugen gerissen und alles Volk in die flottirende Be-
egung eines civilrechtlichen Interstitiums versetzt. Die sieg-
liche Idee des Byzantinismus wäre wohl auch dieses Aufruhrs
r Geister Herr geworden, und hätte Europa in neue Bande
schlagen. Als aber sein Banner sank, als Rußland zerrüt-
er und erschöpfter, als man im Ausland wußte, eine be-
äthigende Niederlage beweinte: da erkannte Czar Nikolaus,
ß seiner Regierungsweise und dem alten Rußland der Le-
nsfaden abgeschnitten sei. „Du wirst es schwer haben“, sagte
sterbend zu seinem Sohne.

Alexander II. schien sich gut in die neue Lage zu finden,
fing sehr reformeifrig an. Europa staunte, als es die russi-
en Zeitungen alsbald über das Verwaltungssystem des vo-
jen Czaren schonungslos den Stab brechen und die Fehler
sselben öffentlich rügen sah. Die Männer des alten Systems,
cht nur Beamte der höchsten Kategorie, sondern auch solche
r niedern Sphären, sahen sich mit einer gewissen Consequenz
tfernt, massenhaft versetzt oder quiescirt. Allmählig wurden
t alle bedeutendern Ministerien geändert. Selbst Noroff, der
inister der „Volksaufklärung“ *), fiel, man wußte nicht ob
gen seiner Strenge oder wegen seiner Milde. Die Peters-
rger Conversation eroberte sich so einen ganz neuen und
vor unerhörten Gegenstand: Ministerlisten und Ministerma-
n. Die Presse insbesondere that immer erstaunlichere Fort-
ritte im Liberalismus. Sie sprach vom Ausland, aber sie
inte das Inland, wenn sie in glühenden Worten über die

*) So heißt in Rußland der Cultusminister.

Freiheit Italiens, über die deutsche Hegemonie des constitutionellen Preußens, über die Amnestirung politischer Verbrecher, über das freie Wort und die Todeswürdigkeit der geheimen Polizei, vor Allem auch die Judenemancipation nicht zu vergessen, hin und her perorirte. Selbst der alte „Invalide", sonst reglementmäßig ohne Furcht und Tadel, fing wie ein alter Parlamentarier von den Wünschen der Völker zu sprechen an, und auch die „Biene" hielt es für eine patriotische Pflicht, über das ärgerliche Treiben der Beamtenschaft in den Provinzen kritische Notizen zu veröffentlichen.

So sah sich die beginnende Wiedergeburt Rußlands ziemlich gut an, namentlich vom fernen Standpunkte des Auslandes her. Zwar kamen die hinkenden Boten nach; bald wurde eine Reihe neu entstandener Journale wieder unterdrückt; die Ueberwachung gegen die aus der Fremde eindringenden Schriften wurde immer strenger, die Censur der inländischen Literatur täglich kritischer, deren Inhalt daher je länger desto armseliger. Namentlich aus Anlaß der Emancipations-Frage traten immer mehr reaktionäre Maßregeln an's Licht. Vor drei Jahren hatte der Czar, trotz des Kreuzzugs, den die frühere Opposition der Nationalrussen gegen die russische Manie in's Ausland zu reisen unternahm, die Ertheilung von Reisepässen über die Grenze so sehr erleichtert, daß binnen Kurzem 80,000 derselben ausgefertigt wurden; jetzt aber ist die exorbitante Taxe nicht nur wieder hergestellt, sondern auch noch bedeutend erhöht worden. Im Ausland blieb indeß der von der russischen Diplomatie klug genährte Glaube an das „liberale Rußland" unerschüttert. „Bis jetzt", sagt Fürst Dolgorukow, „hat die Regierung fünf- bis sechsmal in jedem Jahr ihre innere Politik gewechselt, für das Ausland macht man inzwischen liberale Phrasen und läßt sie in auswärtigen Journalen drucken". So kam es, daß unsere Gothaer die zu Breslau gesuchte Allianz Preußens mit Rußland damit vertheidigten, in

Petersburg verabscheue man jetzt selber die Grundsätze des Czaren Nikolaus, und Rußland sei liberal geworden. In Italien und überall sah man die Bewegungs-Männer, denen früher alles, was von Rußland ausging, Grauen und Widerwillen erregte, jetzt mit Einem Male ganz russenfreundlich werden. Es übersteigt alle Vorstellung, sagt ein unterrichteter Kenner des Ostreichs, wie das Ausland sich von jener Presse beschwindeln ließ. „Was man da und zwar fragmentarisch genug, von Verbesserungen in den verschiedensten Branchen des Regierungswesens hörte, das übersetzte man unwillkürlich in die im übrigen Europa herrschenden Zustände, ohne zu fragen, ob nicht selbst die angeblich gewordenen Verhältnisse in Rußland auf so entsetzlich barbarischen Voraussetzungen aufgepfropft waren, daß schon die allerkleinste Verbesserung wie etwas Außerordentliches erscheinen müßte, während sie im außerrussischen Europa geradezu nicht bemerkt worden wäre" *).

Während aber im Czarenpalast das Gespenst der Nikolaischen Bedenken täglich mehr sichtbar ward, und den Reformeifer der Regierung erkältete, hat sich die übrige russische Gesellschaft allerdings und zwar im Sturmschritt liberalisirt. Im Winter von 1858 beschäftigten sich die öffentlichen Vorlesungen, welche die neue Aera auch an der Newa bezeichnen, noch mit Physik und Literatur; für den Winter von 1859 wurden unter großem Zulauf schon folgende Themate behandelt: politische und sociale Oeconomie, die Bauernfrage, Geschichte der constitutionellen Entwicklung, Zweckmäßigkeit des öffentlichen und mündlichen Gerichtsverfahrens, Geschwornengerichte 2c. In Clubs und Meetings werden diese und ähnliche Desiderien besprochen, in Monstre-Banketts begeistert gefeiert.

*) Rußland unter Alexander II. Nikolajewitsch. Leipzig, Brockhaus 1860. S. 227.

... nur die ...
man erinnert sich nicht, daß m
nimmt als gibt; man tobt üb
drian in allen Sachen des Ve
daß das Formen- und Formel
vischen Natur liegt, und der R
recht viele Weitläufigkeiten ge
sprunghaften Ungestüm begehrt
Faust Nikolai ihn nicht mehr z
alles Mögliche an politischen J
über die boshafte Scheelsucht de
rilla", welche ihm diese Güter o
„Das Alles erinnert an die Z
kens der Encyclopädisten in Fra
überraschende Menge von Redne
noch gar kein Talent zum Hören
Angreifen und Behaupten, aber
Vertheidigen und Beweisen". S
Beobachter aus Rußland; er beze
schaft seit Nikolaus' Tod wie ausg

„Welche Bewegung der Geister!
Petersburg ...

ländig aufgehört; man diskutirt Alles mit rücksichtsloser Heftigkeit. Der vornehme Herr an der Spitze der Aktiengesellschaft war sonst ganz sicher niemals einem Widerspruch zu begegnen; jetzt greifen ihn die Aktionäre in der Versammlung, gestützt auf ihr Recht, trotz Annen- oder Stanislaus-Kreuz mit einer Heftigkeit und Redefertigkeit an, die fast wie eine Schule für künftiges politisches Leben aussieht, und verlangen in gerechtfertigtem Mißtrauen öffentliche Rechenschaft. Eine Furcht vor der Polizei existirt nicht mehr; Freiheit für Alles und für Alle ist das dritte Wort eines jeden Gesprächs. Die schärfsten Urtheile über Minister und einflußreiche Persönlichkeiten, über jeden Verwaltungs-Akt, selbst über Vergnügungen des Hofes hört man ungenirt aussprechen und mit Begier weiter verbreiten. Kurz: man fürchtet sich nicht mehr! Und dabei ist es nicht etwa Eine Frage, die die Gesellschaft bewegt, wie die Leibeigenschaft, sondern es ist Alles ohne Ausnahme in Frage gestellt und drängt von allen Seiten zur Verbesserung" *)!

Vergleicht man die bestehenden Zustände in Rußland mit den Natur-Anlagen des Volksthums, so begreift sich, daß es eigentlich Conservative in Rußland gar nicht gibt. Bei einem Theil der Beamten, der Reichen und Besitzenden kommt allerdings dann eine Art Conservatismus zum Vorschein, wenn sie *etwas* verlieren könnten; mit dem Munde aber sind sie *alle* liberal; insbesondere wird, wie Fürst Dolgorukow bemerkt, im Auslande auch der reaktionärste Russe ganz liberal auftreten. Ein „Lichtlöscher" oder Gassiltschik **) will Niemand seyn. In der Literatur gab es seit 1858 nur mehr zwei Lichtlöscher, die beiden Redakteure der „Nordischen Biene" Gretsch und Bulgarin; seitdem die Biene gleichfalls mit klin-

*) Briefe aus St. Petersburg. Kreuzzeitung vom 18. Jan. und 18. Febr. 1860.

**) Dieß ist ursprünglich der Name des Beleuchtungs-Dieners im Haushalt des großen Adels.

Keine liberalen Antecedentien rett
schick; das hat selbst Fürst Orlof
des Tages; ebenso Knjäschewitsch
tritt in die Ministerien der Finan
fangs mit Jubel begrüßt ward; d
nister des Innern; nur Fürst Gort
liberalen Nimbus, weil er im aus
gen der Stürmer nicht zu täuschen

Schon daraus ergibt sich, daß
Czarthums mit dem populären Li
hat, vielmehr ganz und gar unter
rei gehört. Andererseits fällt aber
naturgemäß mit dem Radikalismus
äußerte jüngst ein Correspondent au
weit, daß sich Niemand mehr scheut
zu werden" *). Vollkommen verständ
keinen Unterschied zwischen liberal un
keinen geben. Diese specifisch-russis
zu bemerken; sie beruht in der vo
aller Bevölkerungs-Elemente vor den
len, welche nicht ...

„Von allen Fundamentalgesetzen des Reiches“, sagt Fürst Dolgorukow, „ist nur Eines verbindlich, das welches dem Kaiser das Recht verleiht, zu thun was ihm beliebt“. Wenn der Adel von Wladimir in einer Eingabe an den Czar zu bitten wagt, daß vor Allem die Justiz von der Polizei getrennt werde, und daß beide die Garantie ihrer Integrität in sich selber haben sollten, die Verwaltung durch freie Wahl der Beamten und ihre Verantwortlichkeit, die Justiz durch die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit ihres Verfahrens — so ist die Regierung im vollen Rechte, solche Vorschläge ebensowohl radikaler Tendenz gegen den ganzen Geist der Staatsorganisation zu bezüchtigen *), wie die constitutionellen und parlamentarischen Zumuthungen der Herren Ivan Golovin und Fürst Dolgorukow. Ja, es ist gar nicht abzusehen, wie und warum der Adel von Wladimir gerade an den Grenzen einer unabhängigen Justiz Halt machen könnte oder wollte; denn sobald der Absolutismus der Czarenmacht an Einem Punkte durchbrochen ist, kann sofort vom ganzen Bau kein Stein mehr auf dem andern bleiben.

Eine russische Constitution nach dem Muster der belgischen verlangt die Bewegungspartei, und zwar unverzüglich und ohne Rückhalt, woferne nicht eine unvermeidliche Katastrophe über Rußland hereinbrechen solle. „Die Zeit drängt, in Rußland läuft sie im Galopp“; schon steht das Reich im Stadium von 1785 und das von 1793 naht mit schnellen Schritten: so droht Fürst Dolgorukow. Er und Alexander

---

*) Kreuzzeitung vom 21. Juni 1860.

„Am Tage seiner Großjährigke
fürst Thronfolger einen Eid geschwo
gewissenhaft dienen wolle. Das ist ei
Warum nicht genauer und verständlich
spiel: „„Ich schwöre nicht zu begehr
Haus des Nächsten, Niemand zu st
nesgleichen, keinen Krieg anzufangen
keine Steuern aufzulegen ohne Einwil
welcher ich über die Verwendung der
ablegen lassen durch meine verantwor
Minister. Ich schwöre Niemanden um
beunruhigen, das freie Wort zu gew
kommen und gehen, denken und schre
Willen, kurz zu regieren nach dem nat
Geboten Gottes und nach dem gesetzli
der Nation" " ꝛc.*)

Golovin's Schrift trägt überhau
eines russischen Liberalen und Literate
Ruhelose und Hämische dieser aufgelös
einen sprechenden Typus: dämonischer
Ernst, Phrasen- und Anekdoten-Wust o
hohler Klatsch ohne jede Mi...

stiegen sei, so ist die Summe des Wissenswürdigen aus seinem Buche so ziemlich erschöpft.

Sehr vortheilhaft zeichnet sich das Werk des Fürsten Dolgorukow vor diesem banalen Schlage aus. Zwar ergeht auch er sich im rücksichtslosesten und bittersten Tone; auch er schreibt sich duzendmal immer wieder selber aus; auch er empfiehlt seine liberalen Projekte mit einer fast kindlichen Naivetät; auch er ist ein glühender Patriot und enthusiastischer Bewunderer des Russenvolks und seiner glorreichen Zukunft; daß ein Charakterfehler am Volksthum selber die Mitschuld seines bisherigen Unglücks tragen könnte, fällt ihm nicht ein; Alles ist nur das Werk der Czaren aus dem Hause Romanow und Holstein-Gottorp. Bei Alldem ist der Fürst ein treuer Sohn der orthodoxen Kirche und für einen Dilettanten der russischen Literatur mit ungewöhnlich guten historischen Kenntnissen ausgestattet. Der Ernst des Christenglaubens und der geschichtlichen Forschung verleiht auch seinem Buche einen sittlichen Fond, den man in dieser Gesellschaft sehr selten findet. Wer die nackte Wahrheit über die jetzige Regierungsweise in Rußland kennen lernen will, der wird bei Dolgorukow in der That den klarsten und verhältnißmäßig nüchternsten Bericht antreffen.

Zur Charakteristik seiner von Natur ehrlichen und liebenswürdigen Persönlichkeit möge eine Anekdote dienen, die er in rührender Harmlosigkeit von sich selber erzählt. Es ist bekannt, daß unter Czar Nikolaus sogar der Beichtstuhl zu den Zwecken der geheimen Polizei benützt wurde und den Priestern vorgeschrieben war, zu denunciren, wenn sie in der Beichte den Staatsinteressen Nachtheiliges in Erfahrung brächten. Zwar behauptet Fürst Dolgorukow, die große Mehrheit des Klerus sei dieser Zumuthung nicht nachgekommen; wie weit aber das Mißtrauen verbreitet war, beweist er aus eigener Erfahrung. „Als ich," erzählt er, „einige Jahre nach meiner Rückkehr aus

dem Exil von Wiatka in Moskau zur Beichte ging, fragte mich der Priester, ob ich den Kaiser liebe? Nie werde ich diesen feierlichen Moment vergessen; ich war in der größten Verlegenheit. Die Wahrheit sagen, hieß sich wieder nach Wiatka bringen, wozu ich keine Lust hatte; Lügen aber ist immer unwürdig und nun sollte ich gar den allwissenden Gott täuschen! Nach einem Moment des Nachdenkens schickte ich folgendes Stoßgebet zum Himmel: Du weißst, o Herr! mit was für Leuten wir es in diesem Lande zu thun haben, verzeihe mir in Deiner unergründlichen Barmherzigkeit die unwürdige Lüge, die ich nun sagen muß! Und als der Priester seine Frage wiederholte: liebst du den Kaiser? Da antwortete ich Ja. Das war von mir allerdings nicht schön gehandelt, aber ich wollte nun einmal durchaus nicht wieder nach Wiatka, und zur Buße lege ich hiermit ein öffentliches Bekenntniß meiner Sünde ab." *)

Der Fürst treibt seit vielen Jahren mit Vorliebe das Studium der russischen Genealogie. Seine eigene Familie zählt zu den 39 berühmten Geschlechtern aus Ruriks Stamm, welche in Rußland noch existiren. Sie übte zu Zeiten großen Einfluß auf die Geschichte des Reichs; es waren die Dolgorukow's und die Galizin's, welche man bei dem Regierungs-Antritt der Czarin Anna die „Oligarchen" nannte. Bei dem Fürsten Peter entwickelte sich aber bald aus der genealogischen Forschung der Geschichtschreiber des russischen Constitutionalismus. Seit Jahrhunderten hatte der hohe russische Adel nirgends mehr eine wahre Aristokratie gebildet; sie waren, sagt Dolgorukow, immer nur privilegirte Sklaven und nicht mehr, die russische Societät stets bloß eine Pyramide der Unterdrückung der Einen durch die andern und Aller durch den

*) La vérité sur la Russie. p. 308.

Einen. Aber der Geschichtskundige weiß, daß es nicht allezeit so war; er braucht nicht einmal auf die glanzvollen Republiken von Nowgorod und Pskow zurückzugehen, um die dunklen Spuren der neuerdings wieder vielgenannten Duma, d. i. der russischen Generalstaaten zu finden. Von den vorläufigen Resultaten der historischen Forschung Dolgorukow's werden wir im Folgenden näher berichten; er will aber demnächst in diesem Sinne auch noch eine förmliche Geschichte Rußlands schreiben, und er scheint wirklich manche Papiere zu kennen, von welchen die officiöse Historik nichts weiß oder nichts wissen will. Bis 1730 verfolgt er die verfassungsmäßigen Reste in Rußland. Daß das Reich damals, unter der schwachen Kaiserin Anna, nicht eine Constitution nach Art der englischen erhielt, lag nach ihm nur an der cliquenhaften Selbstsucht der gedachten Familien-Oligarchen, welche den vom hohen Adel ihnen angetragenen Bund zur Einführung einer russischen Verfassung von der Hand wiesen. So leicht und natürlich, meint der Fürst, könnte die moskowitische Societät, sobald eine schwache Persönlichkeit den Thron der Czaren einnimmt, in constitutionelle Form gebracht werden (p. 184 ff.). Also fiat applicatio und zwar von Rechtswegen!

Als eine Sache des zwar blutig unterdrückten, aber nichts destoweniger historischen Rechts, als die Erfüllung vertragsmäßiger Pflichten des Czarthums verlangt der Fürst eine russische Constitution. Denn als der junge Michael Romanow 1613 durch Wahl zum Throne gelangte, habe er (was freilich eine dunkle und stark bestrittene Behauptung ist) eine Wahlkapitulation beschwören müssen, welche ganz die Dienste einer constitutionellen Charte gethan hätte, und hauptsächlich Garantien gegen die Willkür der Justiz geboten habe. Das Haus Holstein-Gottorp habe aber noch besondere Gründe zu bereitwilligem constitutionellen Entgegenkommen, denn ihm mangle die Legitimität. Weder durch Volkswahl wie die Romanows, noch

durch rechtmäßige Erbfolge sei das regierende Haus zum Thron gelangt; sondern erst im Jahre 1761 durch willkürliche Er nennung von Seite der Czarin Elisabeth, welche selbst illegiti gewesen*), sei die neue Dynastie entstanden. Unter Nikolaus durfte die Presse, wie manche andere historischen Thatsachen so namentlich die zwei nicht vorbringen, daß erstens das Hau Romanow nicht durch Erbfolge, sondern durch Wahl zum Thron gelangt, daß zweitens zwischen diesem Hause und der regieren den Dynastie ein Unterschied sei. Die Herrscherfamilie i Winterpalast durfte niemals als „Holstein Gottorp", sonder immer nur als Haus Romanow bezeichnet werden. So i leicht zu ermessen, wie die ersten Winke des unglücklichen Ge nealogen über seine historischen Entdeckungen aufgenomme wurden.

„Im Jahre 1843", erzählt er, „habe ich zu Paris unt dem Namen „„Graf Almagro"" eine Schrift über den russisch Adel herausgegeben, worin auch der Landtage von 1613 Erwäl nung geschah. Auf den zornigen Befehl des Czaren Nikolaus muß ich nach Rußland zurückkehren; ein rachsüchtiges Weib und d Spion Jakob T. hatten mich als heimlichen Conspirateur denun cirt. Meine Papiere wurden untersucht, sie enthielten nichts v einer Verschwörung. Der Czar aber ernannte mich für eine ni dere Beamtenstelle in Wiatka. Ich lehnte ab, indem ich mi auf das gesetzliche Adelsrecht berief, nach Gefallen einen Staat Dienst zu übernehmen oder nicht. Nun wurde ich nach Wiatl verbannt und unter polizeiliche Aufsicht gestellt. Vorher ab schickte der Czar einen Arzt zu mir, welcher über den Zustan meines Gehirns sein Gutachten geben sollte. Denn der Kais war der Meinung, daß die Berufung auf gesetzliche Rechte nu aus einem kranken Gehirn kommen könne. Der Arzt war nid

*) D. behauptet, Katharina I. sei immer nur die Maitresse Peters I und niemals mit ihm verehlicht gewesen.

wenig verlegen in seiner Rolle. Ich sagte ihm: der sei ein offenbarer Narr, welcher alle gescheidten Leute für Narren ansehe. Er lächelte als verstände er nicht, und nach einer Unterhaltung von fünf Minuten über Regen und schönes Wetter nahm er ohne Weiteres höflichen Abschied. Man hat in Petersburg damals das Gerücht ausgesprengt, daß ich auf kaiserlichen Befehl geprügelt worden sei. Dieß ist aber nicht wahr, obwohl manche andere Personen, Männer und Frauen, allerdings von diesem Schicksal betroffen worden sind" *).

Wenn Fürst Dolgorukow sich selbst als Beispiel hinstellt, wie das Nikolaische Willkür-Regiment die Menschen entwürdigte und verdarb, so steht er freilich nicht vereinzelt da. Auch der geistreiche Kapitain Tschadaajeff, der durch einen einzigen im „Teleskop" abgedruckten Brief zum Abgott des heimlichen Liberalismus in Rußland sich emporschwang, auch er wurde bei voller Vernunft als Irre ärztlich behandelt.**) Man muß solche Thatsachen wohl in's Auge fassen, um das jetzige Auftreten von Männern wie Dolgorukow zu begreifen. Sein Capitel über die politische Polizei beweist, daß sie schlimmer als wilde Thiere behandelt wurden; was Wunder wenn sie mehr oder minder deren Natur annahmen. Das ganze Reich war in eigene Distrikte unter Gendarmerie-Obersten getheilt, welche das Denunciationswesen fabrikmäßig trieben und von Zeit zu Zeit eine geheime Gesellschaft ex officio entdecken mußten, zugleich aber ihre willkürliche Macht zu einem förmlichen Brandschatzungs-Systeme ausnützten. Wer sich nicht loskaufen konnte oder wollte — der Verfasser selbst hätte sich für eine runde Summe von 25,000 Rubel sein Exil in Wiatka ersparen

---

*) La vérité etc. p. 208.

**) Tschadaajeff stand übrigens auch im Verdacht, auf seinen Reisen heimlich katholisch geworden zu seyn. Vgl. Histor.-polit. Blätter 1856. Bd. 38. S. 111.

können — der durfte mit Sicherheit auf Sibirien, in Polen und den westlichen Provinzen auch noch auf Güter-Confiskation rechnen. Es widerspräche der menschlichen Natur, wenn unter solchen Entwürdigungen nicht mancher wackere Mann das Gleichgewicht verloren hätte. Darunter leidet jetzt Niemand mehr als das Andenken des Czaren Nikolaus selber. Das Wort „Tyrann" durfte unter ihm weder genannt noch gedruckt werden; als Einer seinen Hund Namens Tyrann verloren hatte, mußten die Journale im Inserat den Hund in „Fidel" umtaufen. Dafür ist nun der alte Czar allenthalben als eine wahre Hyänen-Natur, als ein bornirter Mensch von unermeßlichem Hochmuth, dessen Geistesschwäche nur durch seine unerbittliche Grausamkeit aufgewogen worden sei, in glühenden Farben abgemalt. Die Erinnerung an seine Herrschaft erfüllt den Fürsten jedesmal von neuem mit einem fieberhaften Anfall des Schauders und Abscheues; und fast alle seine Minister und Vertrauten schildert er als Dummköpfe und sittliche Ungeheuer gleich ihrem Herrn.

Aber auch die Günstlinge Alexanders II. kommen bei Dolgorukow nicht viel besser weg. Manche peinliche Partie seines Buches beschäftigt sich mit denselben. Der Fürst hat Rußland erst im Frühjahr 1859 verlassen. Bis dahin stand er in persönlichem Verkehr mit den höchsten Regierungskreisen und zwar nicht ohne Einfluß. Daß seit 1857 Ministerconferenzen unter dem Vorsitz des Czaren eingeführt sind, schreibt er einem von ihm durch Großfürst Constantin eingereichten Promemoria zu; noch im Dezember 1858 brachte er in der Bauernfrage einen Vorschlag unmittelbar an den Selbstherrscher. Mit allen Ministern bekannt, läßt er nun Gespräche mit denselben und andere Anekdoten drucken, um sie als bornirte Menschen und schlechte Kerle oder wenigstens als heuchlerische Schwächlinge zu brandmarken. Am schlimmsten geht er mit dem mächtigen Justizminister Grafen Panin um; er schildert ihn als einen

halben Cretin, als einen eingerosteten Bureaukraten, bei dem es im Kopfe nicht recht richtig sei. Seine Ernennung zum Nachfolger Rostoffzow's an der Spitze des Bauerncomité's hat den Fürsten erschüttert; die Sache, meint er, werde nun sicher auf eine Täuschung der Bauern hinauslaufen, welche man mit leeren Worten abspeisen werde. Dann werde aber Alexander II. in bälder als 15 Jahren verloren seyn. Allerdings redet auch Dolgorukow von dem zweifellos „guten Willen" des Czaren. Seine Beschreibung der Personen und Umstände ist aber äußerst pessimistisch. Noch dazu ist er mit seinen Notizen keineswegs schon fertig. In Text und Noten droht er mehr als zehnmal mit weitern Schriften und fortgesetzten Enthüllungen; dabei vergißt er niemals eigens zu bemerken, daß seine Papiere und Dokumente in England hinterlegt seien („nos papiers se trouvent déposés en Angleterre") — also an einem sichern Orte, wohin auch ein russisch-napoleonisches Einverständniß zu dem Zwecke, um dem leidigen Mahner den Mund zu stopfen, nicht zu reichen vermöchte.

Der Fürst will sich demnach, sei es von Paris oder von London aus, zum Pendant der literarischen Betriebsamkeit Herzen's machen. Dieser social-demokratische Flüchtling hat in London seit einigen Jahren einen großartigen Zeitschriften-Verlag eingerichtet, dessen Produkte auf tausend Umwegen ihren Eingang in Rußland finden, und die Rolle eines öffentlichen Anklägers gegen das herrschende System mit furchtbarem Ernste erfüllen. Alle Unzufriedenheit in Rußland lagert sich zu London ab, und geht von dort, sauber gedruckt und commentirt, in die Heimath zurück. „Man kann", schreibt Golovin an den Czar, „nicht direkt und frei zu Ihnen sprechen, man muß, um die Hoffnungen, Wünsche und Bedürfnisse der Nation auszudrücken, dieselben an die Londoner Glocke*)

*) „Kolokoll" oder Glocke — so heißt Herzen's Hauptjournal.

hängen.“ Die Petersburger Regierung befindet sich gegenüber den Herzen'schen Publikationen wehrlos wie unter einem Schwarm wüthender Hornissen. Sie würde, wie der Fürst Dolgorukow bemerkt, keinen Preis zu hoch finden, um diesen Mann zu gewinnen oder zum Schweigen zu bringen. Gegen ihn hat sie etwa noch die Ausrede, daß Herr Herzen ein „Rother“ sei; jetzt aber will Fürst Dolgorukow vom „constitutionellen Standpunkte“ aus in seine Fußstapfen treten. Und zwar nicht etwa, um ihm rivalisirende Concurrenz zu machen. Wir werden später auf die russischen Preßverhältnisse zurückkommen; hier soll nur an dem Beispiele der beiden Parteihäupter die Eigenthümlichkeit der russischen Parteizustände signalisirt werden: der Socialist und der Constitutionelle haben Ein und dasselbe solidarische Interesse gegen die bestehende Ordnung. Der Fürst bekennt sich als politischen Gegner Herzen's, aber er überfließt von Bewunderung seiner politischen Thätigkeit.

„Ich bin weit entfernt, die politischen Meinungen Herzen's zu theilen: er ist Socialist, ich hingegen betrachte die gemäßigte constitutionelle Monarchie als die beste Regierungsform. Trotz des Zwiespalts der politischen Ansichten kann ich aber seine Talente, seine Loyalität und seine Beharrlichkeit nicht genug würdigen. Hr. Herzen veröffentlicht von Zeit zu Zeit eine Sammlung unter dem Titel: „Stimmen aus Rußland“, wo er die ihm zugeschickten Artikel abdruckt; der achte Band davon ist am Erscheinen. Seit 1855 publicirt er jährlich einen Band unter dem Titel: „Polarstern“. Und alle fünfzehn Tage erscheint zu London in russischer Sprache das Journal „die Glocke“, welchem seit Ende 1859 in zwanglosen Heften ein Blatt „der Anklage-Proceß“ beigegeben ist, wo die in Rußland geschehenen Akte der Ungerechtigkeit und Schlechtigkeit an den Pranger gestellt werden. Bei der Versunkenheit der russischen Justiz und Administration in Barbarei und Käuflichkeit, ist „die Glocke“ der Cassationshof der öffentlichen Meinung geworden. Sie verschont keinen, wie hochgestellt und vielvermögend bei Hof er sei; aber wie der An-

klage, so verleiht Hr. Herzen immer auch der Vertheidigung das Wort. Die Unglücklichen, die Unterdrückten, welche in Rußland keine Gerechtigkeit finden, haben an der Glocke einen Beistand, welcher ihre Sache vor der Oeffentlichkeit vertritt. Es gibt auch keine noch so entlegene Provinz in Rußland, wo nicht eine mehr oder weniger beträchtliche Anzahl der Publikationen Herzen's cirkulirte, wie er sich denn überhaupt der ausgebreitetsten und verdientesten Popularität im Lande erfreut" *).

Daß man in Petersburg die Schriftstellerei des Fürsten Dolgorukow sehr unangenehm empfindet, haben die Versuche der russischen Gesandtschaft in Paris, ihn abzufangen oder einzuschüchtern, genugsam bewiesen. Trotz mancher Extravaganz ist er doch nach russischem Maße gemessen immerhin ein kühler und besonnener, ebendeshalb um so gefährlicherer Gegner. Auch bei seinen schneidenden Urtheilen über die Staatsmänner, welche im heutigen Rußland die Gewalt in Händen haben, darf man seinen leitenden Gesichtspunkt nicht übersehen. Der Fürst lebt des zuversichtlichsten Glaubens, den er auch immer wieder ausspricht: daß ohne eine radikale Aenderung des Systems in wenigen Jahren die fürchterlichste Revolutions-Katastrophe über Rußland hereinbrechen müsse. Er wird nicht müde zu warnen: „Palliativmittel und halbe Maßregeln helfen nichts mehr, sie verschlimmern nur das Uebel." Daß aber ein entscheidender Bruch mit allen seit Peter I. oder seit Ivan dem Schrecklichen in Rußland gewordenen Zuständen von dessen jetzigen Staatsmännern nicht zu erwarten steht, ist unzweifelhaft. Also fort mit ihnen allen! Wer an ihrer Stelle das Riesenwerk der Staatsumkehr übernehmen soll, darüber äußert sich Dolgorukow nicht. Vielleicht weil die Antwort sich von

*) La vérité etc. p. 336 — In Petersburg selbst — behauptet Dolgorukow — verkaufe man die Schriften aus der Herzen'schen Offfcin sozusagen vor der Nase der Polizei.

hängen." Die Petersburger Regierung befindet sich gegenüber den Herzen'schen Publikationen wehrlos wie unter einem Schwarm wüthender Hornissen. Sie würde, wie der Fürst Dolgorukow bemerkt, keinen Preis zu hoch finden, um diesen Mann zu gewinnen oder zum Schweigen zu bringen. Gegen **ihn** hat sie etwa noch die Ausrede, daß Herr Herzen ein „Rother" sei; jetzt aber will Fürst Dolgorukow vom „constitutionellen Standpunkte" aus in seine Fußstapfen treten. Und zwar nicht etwa um ihm rivalisirende Concurrenz zu machen. Wir werden später auf die russischen Preßverhältnisse zurückkommen; hier soll nur an dem Beispiele der beiden Parteihäupter die Eigenthümlichkeit der russischen Parteizustände signalisirt werden: der Socialist und der Constitutionelle haben Ein und dasselbe solidarische Interesse gegen die bestehende Ordnung. Der Fürst bekennt sich als politischen Gegner Herzen's, aber er überfließt von Bewunderung seiner politischen Thätigkeit.

„Ich bin weit entfernt, die politischen Meinungen Herzen's zu theilen: er ist Socialist, ich hingegen betrachte die gemäßigte constitutionelle Monarchie als die beste Regierungsform. Trotz des Zwiespalts der politischen Ansichten kann ich aber seine Talente, seine Loyalität und seine Beharrlichkeit nicht genug würdigen. Hr. Herzen veröffentlicht von Zeit zu Zeit eine Sammlung unter dem Titel: „Stimmen aus Rußland", wo er die ihm zugeschickten Artikel abdruckt; der achte Band davon ist am Erscheinen. Seit 1855 publicirt er jährlich einen Band unter dem Titel: „Polarstern". Und alle fünfzehn Tage erscheint zu London in russischer Sprache das Journal „die Glocke", welchem seit Ende 1859 in zwanglosen Heften ein Blatt „der Anklage-Proceß" beigegeben ist, wo die in Rußland geschehenen Akte der Ungerechtigkeit und Schlechtigkeit an den Pranger gestellt werden. Bei der Versunkenheit der russischen Justiz und Administration in Barbarei und Käuflichkeit, ist „die Glocke" der Cassationshof der öffentlichen Meinung geworden. Sie verschont keinen, wie hochgestellt und vielvermögend bei Hof er sei; aber wie der An-

klage, so verleiht Hr. Herzen immer auch der Vertheidigung das Wort. Die Unglücklichen, die Unterdrückten, welche in Rußland keine Gerechtigkeit finden, haben an der Glocke einen Beistand, welcher ihre Sache vor der Oeffentlichkeit vertritt. Es gibt auch keine noch so entlegene Provinz in Rußland, wo nicht eine mehr oder weniger beträchtliche Anzahl der Publikationen Herzen's cirkulirte, wie er sich denn überhaupt der ausgebreitetsten und verdientesten Popularität im Lande erfreut" *).

Daß man in Petersburg die Schriftstellerei des Fürsten Dolgorukow sehr unangenehm empfindet, haben die Versuche der russischen Gesandtschaft in Paris, ihn abzufangen oder einzuschüchtern, genugsam bewiesen. Trotz mancher Extravaganz ist er doch nach russischem Maße gemessen immerhin ein kühler und besonnener, ebendeshalb um so gefährlicherer Gegner. Auch bei seinen schneidenden Urtheilen über die Staatsmänner, welche im heutigen Rußland die Gewalt in Händen haben, darf man seinen leitenden Gesichtspunkt nicht übersehen. Der Fürst lebt des zuversichtlichsten Glaubens, den er auch immer wieder ausspricht: daß ohne eine radikale Aenderung des Systems in wenigen Jahren die fürchterlichste Revolutions-Katastrophe über Rußland hereinbrechen müsse. Er wird nicht müde zu warnen: „Palliativmittel und halbe Maßregeln helfen nichts mehr, sie verschlimmern nur das Uebel." Daß aber ein entscheidender Bruch mit allen seit Peter I. oder seit Ivan dem Schrecklichen in Rußland gewordenen Zuständen von dessen jetzigen Staatsmännern nicht zu erwarten steht, ist unzweifelhaft. Also fort mit ihnen allen! Wer an ihrer Stelle das Riesenwerk der Staatsumkehr übernehmen soll, darüber äußert sich Dolgorukow nicht. Vielleicht weil die Antwort sich von

---

*) La vérité etc. p. 336 — In Petersburg selbst — behauptet Dolgorukow — verkaufe man die Schriften aus der Herzen'schen Officin sozusagen vor der Nase der Polizei.

selbst versteht. „Ihr Onkel Alexander I.," sagt die Londoner Kolokoll in einem Briefe an den zweiten Alexander, „hat 25 Jahre lang beklagt, daß er Niemand finde, der ihm in Rußland die liberale Monarchie gründen helfe; auch jetzt wird sich Niemand dergleichen finden; denn die dazu fähig wären, schmachten im Kerker oder leben unter polizeilicher Aufsicht."*)

Der Fürst schüttet, wie gesagt, alle schwarze Farbe, Ruß und Galle über das Czarthum aus, für das russische Volksthum hat er nur lichte Tinten, schneeweiß und rosenroth. Daher macht er die Verleihung einer moskowitischen Repräsentativ-Verfassung natürlich leicht plausibel, so daß man sich fast nur verwundern muß, wie es möglich war, daß Rußland nicht schon vor fünf Jahren constitutionell wurde. Der Fürst kennt auch selber kein anderes Hinderniß als die beutelschneiderischen Gelüste der allmächtigen Bureaukratie. Nichts sei einfacher: darum widersetze sich die Bureaukratie jeder wirklichen Reform, weil sie dann weniger und endlich gar nicht mehr stehlen könnte. Keine andere conservirende Einwendung läßt er gelten. Erinnert man ihn an die eigenthümliche Autorität des „Väterchen" Czar bei der Masse des Volks, so erwidert er mit denselben Gegengründen wie etwa ein liberaler Oesterreicher: der Kaiser könne bei einer constitutionellen Verfassung nur gewinnen, verlieren werde Niemand als die schlechte Bureaukratie und die perfide Camarilla. Ein ganz unumschränkter Monarch zu seyn, sei ja doch nach der Natur der Menschen und Dinge unmöglich; wenn aber auch die absoluteste Gewalt des Czaren Grenzen der Möglichkeit habe, so sei es würdiger und sicherer für sie, durch eine Nationalversammlung beschränkt zu seyn, als durch die Diebe und Räuber des herrschenden Systems.

Wirft man ihm ein, Rußland sei noch nicht reif für eine

*) Ami de la Religion 20. Aug. 1859.

Constitution, so sieht das der Fürst als eine qualifizirte Beleidigung an. Wie, sagt er, Serben, Moldauer und Walachen sollten reifer seyn, als die großherzigen Kinder Moskowiens? Diese Völker des türkischen Sultans hat die russische Politik selber mit Repräsentativ-Verfassungen auf breitester Basis bedacht, freilich nicht weil sie reif, sondern gerade weil sie unreif für eine solche Staatsform waren, wie die Erfahrung bis zum heutigen Tage genugsam beweist. Die russischen Liberalen wollen aber den schlauen Hintergedanken nicht sehen, sie halten sich an die nackte Thatsache und machen nun, im gerechten Wege der Wiedervergeltung, ihren logischen Rückschluß: die constitutionelle Freiheit solle nicht nur Ausfuhr- sondern auch Einfuhr-Artikel des Czarthums seyn.

Auch verstehen sie darunter nicht etwa eine eigenthümliche Modifikation des Repräsentativ-Systems für russische Verhältnisse, wie z. B. Adelskammern oder einen Reichssenat aus einem mächtigen Bojarenthum. Im Gegentheile; Fürst Dolgorukow protestirt zum vorhinein sogar gegen die Idee einer erblichen Pairie; denn in ein solches Oberhaus kämen doch nur wieder die Spitzen der Bureaukratie hinein, und an eine hohe Aristokratie im Sinne der englischen sei schon deßhalb nicht zu denken, weil das Institut der Majorate in Rußland nicht Wurzel fassen könne. Hier beruft sich der Fürst endlich einmal auf die Besonderheit des slavischen Charakters, welcher allzu demokratisch und socialistisch sei, als daß er die Idee der Majorate ertragen könnte; zum Beweis dient die merkwürdige Thatsache, daß trotz des im Jahre 1845 vom Czaren Nikolaus erlassenen Befehls seitdem nicht zehn Majorate in Rußland entstanden sind. Der Schwerpunkt einer russischen Constitution würde also ganz und gar auf dem dritten Stande ruhen, dieser aber — fehlt. Der Fürst selbst vermag den Mangel eines eigentlichen Bürgerthums nicht ganz in Abrede zu stellen; aber er meint, durch die Aufhebung der Leibeigenschaft

müsse der größte Theil des kleinern Adels als solcher ohneh untergehen, er werde dann künftig den dritten Stand od das Bürgerthum completiren.

Viel Oberflächlichkeit und politischer Leichtsinn, wie m sieht. Und dennoch kann man auf den constitutionellen Enth siasmus Dolgorukow's nicht böse seyn; denn er ist ein not gedrungener Aufschrei aus dem Abgrund entsetzlicher Zustän Was ist dieses Rußland? Der Fürst antwortet: ein Kolo von Außen europäisch, im Innern aber asiatisch, wo trotz d Gesetzcodex von fünfzehn Bänden mit je mehr als tause Seiten nirgends Recht und Gesetz herrscht, sondern über nur Willkür und Gold. Der Fürst will endlich Wahrheit a dem „klassischen Boden der amtlichen Lüge", er will Recht dem gesetzlosen Lande des allerhöchsten Beliebens. Daß keinen andern Weg zum Ziele kennt als den eines radikal Umsturzes, ja den der Unmöglichkeit — dieß ist eben d Tragische an der russischen Lage.

Man will in Frankreich zur Zeit dem Russenthum wo aber das Buch Dolgorukow's hinterließ auch dort den Ei druck, daß die Reformversuche Alexanders II., so gut sie g meint seyn mögen, ohne Ergebniß bleiben, oder vielmehr einem ganz unerwarteten Resultat führen würden. Man schöp sagt die bekannte Correspondenz Havas, „die Ueberzeugu daraus, daß Alexanders guter Wille ohnmächtig bleiben wi und sieht im Geiste schon eine Reihe von blutigen Ereigniss Ja, das Land, welches zunächst von einer Revolution hei gesucht werden wird, ist Rußland, und es bedarf bloß ein äußeren Anstoßes. Einmal in ihrer ganzen Abscheulichkeit kannt, können solche Zustände nicht dauern, und leider fü keine Reform aus einem solchen Labyrinth. Da gibt es n einen gewaltsamen Ausweg."

V.

ie geistigen Bewegungen in Böhmen vor dem Beginn des Husitismus.

(Schluß.)

Bekanntlich erlebte Milic den eigentlich verhängnißvollen
endepunkt jener Zeit, das Jahr 1378, nicht mehr, er gehört
er denjenigen Männern an, welche diese Wendung vorbe-
iteten und die Scheidung, welche von nun an in der Christen-
it stattfand, nach Unten hin zeitigten. Die Anzahl der Vi-
onäre, der Verkündiger der Zukunft, hatte mit dem Ausbruche
s Schisma, der Beklommenheit über die Zukunft der Kirche
d der Schwierigkeit, beinahe Unmöglichkeit, zu erkennen,
r rechtmäßiger Papst sei, zugenommen. Die Ankunft des
tichristes beschäftigte damals alle Gemüther.*) Wir lernen
s einer Schrift des berühmten Heinrichs von Hessen**) vom

*) Tanta fama fuit et est de adventu antichristi per universam ecclesiam et ita est descriptus ut etiam pueri decipi non possent per eundem. Math. v. Janova. fol. 54. Offenbar erwartete man also den Endechrist nächster Tage, und war er bereits deßhalb signalisirt worden.

**) Henrici de Hassia liber ad veram Telesfori Eremitae vaticinia ed. Pezius thesaur. anecdot. novissim. I. p. 2. p. 505.

J. 1405, welche dem damaligen Bischofe von Freising, Berthold von Wachingen, der sich größtentheils in Oesterreich aufgehalten, gewidmet ist, eine Reihe solcher verunglückter Propheten kennen: den Wilhelmus Ebirbacensis (Eberbach) monasterii den Franzosen, den Einsiedler Theoloforus (Telesphorus), welchen eine himmlische Erscheinung auf die Bücher des Presbyter Cyrillus und des Eremiten Joachim*) auf dem Berg Carmel verwies. Ein Dandalus (wahrscheinlich Tindalus) im Horoscopo wurde befragt, Arnoldus de villa nova, die hl. Hildegarde, Lulla Rynensis, der zur Zeit des heiligen Bernhard von einem großen Schisma und großer Verfolgung des Klerus schrieb. Der Verfasser des Traktates meint jedoch, besser sei es in Gebet und Fasten Gott um Erleuchtung für den anzuflehen, welcher sich für einen wahren Papst halte. Von Abt Joachim sagt Heinrich c. 11., er sei bei der Pariser Schule ohne alles Ansehen (nullius auctoritatis), ein merkwürdiger Gegensatz zu den in Prag über diese Prophezeiungen herrschenden Ansichten. Wenn Joachim wirklich vom heiligen Geiste erfüllt gewesen wäre, wie habe er sagen können, daß nach dem Gesetze Christi noch ein Gesetz des heiligen Geistes komme, wie auf das Gesetz Mosis das Gesetz Christi gekommen sei. In den Büchern des Cyrillus sollen große Dinge, welche vom Jahre 1244 an stattfinden sollten, enthalten seyn; offenbar habe aber dieser, dessen Worte ein Engel auf silberne Tafeln eingegraben, nichts mit dem Cyrill des heil. Hieronymus (Cyrill von Jerusalem) zu thun. Insbesondere machte Heinrich darauf aufmerksam, wie gefährlich es sei, die Laien glauben zu machen, daß sie berechtigt seien unter dem Scheine der Reformation die Kirchengüter zu

---

Cod. Monac. lat. 5361. Geschrieben vor dem J. 1392, in welchem der Pseudopapst in Perugia getödtet werden sollte. c. 24. Ueber die Abfassung cfr. c. 30.

*) Wohl eine Verwechslung mit dem berühmten Abte Joachim in Calabrien.

men*); nothwendig müßte aber dann auch den Laien ihr
t genommen werden, da diese von ihrem Reichthume noch
chteren Gebrauch machten. Theosoforus hatte übrigens
Reformation vorausgesagt, in welcher die Laien die Kir-
güter wegnehmen, die Orden aufgehoben, die Mönche zer-
ut, verfolgt, getödtet würden. Dann werde una sancta ac
a religio apostolica entstehen. Es stimmte dem Wesen
) hiemit überein, daß Mathias der Pariser (von Ja-
), des Milic Schüler und wie dieser eine höchst achtbare
sönlichkeit, in seiner Schrift über die Einheit der Kirche be-
s der Meinung huldigt, die Macht der Religiosen (Mönche)
der Kirche sei gleich dem fünften Rade am Wagen,**)
dritten Hand am menschlichen Körper. Hingegen stimmte
mit dieser Auffassung ganz überein, alles Heil von den
auen, den wahren Trägerinen des Mysticismus zu er-
ten.***)

---

*) Non fieret hoc modo ecclesiae reformatio sed potius totalis dissipatio. c. 19.

**) Ego aput me decrevi religiosorum potestatem non aliter mihi esse ad propositum nisi sicut quintam rotam in quadriga aut veluti terciam manum in corpore humano. Non enim usque modo didici in quo proficiunt unitati ecclesie itidem varie regule vivendi et precepta nimium multiplicia et cum auctoritate obligationis ad mortalem culpam promulgare et diffamare si fuerint transgressa nisi forte ad subversionem consientiarum et laborem et divisionem familie unice Jesu Christi ab invicem et dilaceracionem offensionemque unice ejus legis perfecte, libertatis et regule apparate per spiritum Jesu cuilibet homini et in omni loco et tempore in quolibet adequate etati quoque et condicioni cuilibet competenti. Cod. Capit. D. IV. f. 32.

***) Istis temporibus surgunt mulieres virgines et vidue et apprehendunt disciplinam, agunt strenue penitenciam, properant ad divina sacramenta et preripiunt viris regnum coelorum circa vanitatem hujusmodi seculi occupatis. Ea propter hodie est videre gentem mulierum replere templa in orationibus,

Während hier zugestanden werden muß, daß, als die Starken sich ferne hielten, die Schwachen berufen wurden, darf aber eben so wenig verschwiegen werden, daß gerade hiedurch die Frauen allmälig nach einer ähnlichen Gleichstellung mit den Männern trachteten, wie diese, die Laien, mit den Geistlichen. Und so hoch auch Mathias von Janow die frommen Frauen Prags, die täglich communicirten, stellt, so genau wissen wir, welchen Antheil diese an den husitischen Bewegungen nahmen, welche Rolle sie unter den Taboriten wie unter den Adamiten spielten, je nachdem ihre Führer Einfluß auf sie gewannen. Die Taboritenweiber haben sich, so sehr sie glaubten das Evangelium zu erfüllen, nicht gerade durch edle Weiblichkeit besonders hervorgethan, die Prager Frauen, wie Laurentius von Brezowa vielfach berichtet, eine wenn auch

---

occupare loca in sermonibus, sese representare pro confessione sacerdotibus, gemitibus et lacrimis uberrimis replere maxillas continuis devocionibus, sumere gaudiose sacramentum altaris singulis diebus perfecte, relinquere pompam mundi cum suis oblectationibus. Caritate Christi Jesu magis ac magis abundantes, ea que domini sunt, incessanter cogitantes, revelaciones a Christo et prophecias visitacionesque crebras et singulares grate suscipientes. Hiis inquam omnibus et aliis ut videtur amplius cencies ditantur femine in hoc tempore, quantum viri quicunque vel sacerdotes, unde nunc videtur prophecia et familiaritas major cum sancto spiritu *translata ad mulieres*, quibus magna mysteria dei revelentur et veluti manifestum est in Hildegarde gloriosa virgine et in Brigida sancta et venerabili matrona nec non in quampluribus aliis dignis deo feminis quas Parisiis et in Roma et in Nuerberg (wohl die berühmte Ebner) et multo amplius in civitate Pragensi vidi probavi et dominum Jesum in suis operibus et dignacionem (sic) sum admiratus.

Mathias de probatione spirituum et de quotidiana et frequenti manducacione corporis piissimi Jesu crucifixi. D. IV. f. 15.

weniger blutige doch immer sehr einflußreiche Rolle gespielt. Der heiligen Hildegarde und ihrer Prophezeiungen bedienten sich Hus und die Husiten eben so wie die Taboriten zur Bekräftigung ihrer Lehrsätze.

Mit allen diesen Fehlern ist aber Mathias von Janowa durchaus kein gewöhnlicher Mensch. „Von Jugend an habe ich die Bibel geliebt und sie meine Freundin und meine Braut genannt, die Mutter schöner Liebe, der Anerkennung und der Furcht wie heiliger Hoffnung." Mit diesen Worten führte nicht ein Theologe des 16ten und 17ten Jahrhunderts, sondern des 14ten, Mathias von Janow genannt der Pariser, sein großes Werk über die Grundgesetze des alten und neuen Testamentes ein. „Vor dem mildesten Christus dem Gekreuzigten betheuere ich, daß ich bloß für ihn und deßhalb dieses Buch ausarbeitete, daß ich wenigstens in etwas die Ueberschwenglichkeit der Bosheit mäßige und die Erkaltung der Liebe so vieler durch das Wort des Gesetzes Christi und der Apostel in etwas beseitigend, vielleicht einige Männer zum heil. Eifer für das Haus Gottes erwecke. Ich schrieb aber auch diese Bücher aus Liebe und Andacht zum seligmachenden und überhimmlischen Sakramente des Leibes und Blutes Christi, wenn ich vielleicht seine Ehre, seinen Ruhm und die Liebe zu ihm unter den Heiligen in etwas fördern könnte. Auch wollte ich nicht unter den Scheffel der Trägheit und Sorglosigkeit verbergen, was ich, von Jugend an ein unermüdeter Forscher der heiligen Schriften, aus Jesus Christus und mit Jesus Christus sammelte aus Büchern, und aus der Erleuchtung durch denselben gekreuzigten treuesten Christus empfing, der jeden Menschen lieblich erleuchte. Was ich aber hier schrieb oder schreiben werde, habe ich vorzüglich aus Gebet und im Gebete empfangen, aus der Lesung der Bibel erkannt und aus wachsamer und unermüdeter Betrachtung dessen gelernt, was in der gegenwärtigen Zeit geschieht, sowie aus der Vergleichung der älteren Zeiten." Er selbst

theilte sein Werk in 5 Bücher: 1) von der Communion
Leibes und Blutes Jesu Christi im Sakramente in der K
2) von der Unterscheidung der Geister, besonders bei
Kirchenlehrern und Propheten; 3) über das Urtheil un
Unterscheidung wahrer und falscher Christen und zuerst
Pseudopropheten und Doctoren; 4) und 5) einfach vo
Communion des wahren Körpers und Blutes Jesu Chri
der Kirche.

In dem Abschnitte, in welchem er sich über den
des Buches aussprach, erklärte er bereits, daß wie die
liten täglich das Manna sammelten und aßen, und zwar
bloß die Priester, so sei es in der Wahrheit Jesu Christi
bloß den Priestern erlaubt, täglich den Leib Jesu Christ
Sakramente zu empfangen, sondern auch dem ganzen
wenigstens oft und häufig (sed etiam plebem omnem
Christi saltem saepe vel frequenter f. 2). Seiner Ans
ung nach hörte das ewige Opfer auf, seit der größere
des Volkes aufhörte, täglich den heiligen Leib zu empfa
kaum einmal jährlich dieses thue, und auch da nur gezwunge
es für mißbräuchlich erachte, öfter zum Sakramente zu g
Die alte obgleich nicht vollkommen abgekommene Gewoh
wieder herzustellen, ist nun die hauptsächliche Absicht des
gen Predigers. Der Unbilligkeit der Zeit gegenüber,
die Heiligen der früheren Zeit verehrt und die der Gegen
verfolgt (sanctos christianos proximos et conviventes
sequatur), in Heuchelei und Unkeuschheit befangen ist, e
er nun keinen besseren Weg, als den bereits die Alten
delten, sich selbst zu erkennen (se nosse) und sich selbst
Selbstvorspiegelung für etwa unwissend, schlecht und n
zu erachten. Nur dadurch gelangt man zur Wahrheit *)

*) Veritas est regula inscripta cuilibet hominum in intell
virtualiter secundum quam homo potest se sufficienter g

ßt eine dem Menschen eingeprägte Regel ist, nach der er
richten und regieren, sowie dann nach sich auch Andere
urtheilen kann. Sie ist das natürliche Gesetz, welches den
enschen zu sich selbst, zum Nächsten, wie zur Gerechtigkeit
ottes führt. Anstatt also die Menschen zur Verehrung von
ldern, von Reliquien und anderen Dingen zu führen, welche
neswegs in sich gewiß sind und die Kraft des Heiles in sich
ließen, sollte man sie dazu führen, wodurch der Verstand
euchtet werde, und was zur Erkenntniß der Wahrheit und
er nützlichen Lebensregel führe: zum heiligen Sakramen-
*). Hier aber spricht er unumwunden die Gleichheit der
iester und der Laien in sofern aus, als nicht das Amt und
Würde des Geistlichen zum Genusse befähigt, sondern Glaube,
be und gute Werke **). Es war dieses jener einflußreiche

---

nare et cognoscere ipse solus seipsum regule inscripte comparatus et dehinc secundum se ipsum et alium juste judicare et metiri. f. 2. Hec ipsa est lex naturalis que ponit homini ad se ipsum et ad proximum nec non ad dei debitam habitudinem et justitiam. f. 23.

*) Die ganze Stelle, welche sich offenbar auf K. Karls IV. hochberühmten Reliquienschatz bezieht, lautet wörtlich: Arguitur cecitas et injusticia modernorum sacerdotum illorum qui obsistunt in plebe Christi quotidiane vel alias frequenti communioni corporis Jesu Christi et magnificant quasdam fabulas veluti ymagines et alias res sine vita et ita retrahunt populum a gloria ipsorum deificante ipsum in veritate, scilicet a corpore et sanguine Jesu crucifixi et alliciunt ad colendas ymagines corruptibiles vel ossa vel aliqua fabulosa, que nequaquam sunt in se certa neque continent in se vim salutarem. Defectus namque cibi et potus reddunt hominem ebetem in capite et enervatum, sic panis hic vivus in sacramento altaris, habet hoc in se maxime proprium illuminare intellectum digne manducantis ad cognoscendam veritatem et regulam vite utilem. f. 23.

**) Non officium dignificat quoad manducacionem sed fides cari-

Satz, welcher im Fortgange des Hussitismus so großen Ein fluß gewann und zuletzt die Weiber ermächtigte, den Geistl chen am Altare das Sakrament aus den Händen zu reiße während in seiner einfachen Erörterung nichts weniger a eine derartige Folge sich an ihn zu knüpfen schien, am weni sten aber nach der Meinung des Magisters, der ihn aufstellt sich daran knüpfen sollte.

Uebrigens war Mathias weit entfernt von dem nachma ligen Grunddogma der Husiten, daß der moralische Leben wandel zu Allem befähige, den Priester zum Priester, de Bischof zum Bischofe mache *). So sehr er beklagt, daß d Mangel an Moralität den Predigern den Nachdruck raube, unerbittlich strenge er in dieser Beziehung ist, so scharf tr er der Annahme eigener Gerechtigkeit entgegen. Widerstreit er denen, welche eine eigene Kirche, gleichsam eine Kirche der Kirche schaffen wollen **), so weist er andererseits a den Satz hin, daß wie das Volk so die Priester, wie d Körper so das Haupt seien; nichts destoweniger führt er wei läufig aus, wie das Volk seinen geistlichen Führern mehr gehorchen habe als weltlichen Richtern. Je mehr er aber um sich blickt, desto mehr gewahrt er nur, daß die König alles thun, diesen Gehorsam zu lockern, um das Reich d Bestie und des Antichristes zu fördern. Sieht er auch d Veranlassung hievon darin, daß die Priester Jesum zuerst ve gessen haben, worauf das Volk ihrer vergaß, so bleibt do die obige Thatsache. Nun ist diese von nicht unbedeutende Gewichte, da gerade damals (1388) der Streit des König mit dem Erzbischofe immer höher gedieh, Mathias aber nic

tas ac bona vita et licet sacerdotes precedant plebejos ordine officii, non tamen in dignitate manducacionis. f. 23.

*) intendentes suam privatam ecclesiam et sanctitatem ac dev tionem. f. 30.

**) f. 31 b.

tfernt daran gedacht zu haben scheint, sich gleich Hus auf
: Seite des Königs zu schlagen und die eigene Partei zu
rrathen. Gerade bei dieser Gelegenheit aber spricht er sich
entschieden gegen die Mönche aus, daß er endlich selbst im
raktate über die Einheit der Kirche als seine Ueberzeugung dar-
jt: daß zur Reformation des Friedens und der Einheit in
r christlichen Gesammtheit es zuträglich sei, diese ganze Pflan-
ng auszureißen und die Kirche Christi zu ihren Anfängen
rückzuführen*). Er will, daß an die Stelle der vielfältigen
ebote, welche unter einer Todsünde auferlegt wurden, das
ifache Gesetz des heiligen Geistes herrsche, das hinreiche,
n alle Wahrheit zu lehren. Doch fügt er ausdrücklich hinzu,
sehr er überzeugt sei, daß er, was er schreibe, im Auftrage
hristi schreibe, er doch nicht behaupten wolle, daß Alles, was
schreibe, vollkommen wahr sei**).

Haben nun die Männer, welche im 16ten Jahrhunderte

---

*) Quapropter apud me decretum habeo quod ad reformandam pacem et unionem in universitate christiana expedit omnem plantacionem illam eradicare et abbreviare iterum verbum super terram et reducere Christi Jesu ecclesiam ad sua primordia salubria et compendiosa quanto paucioribus et apostolicis mandatis reservatis. f. 31 b.

**) — confiteor coram piissimo Jesu crucifixo quod ista que scribo et que sane scripsi pridem per multa nec potuissem nec scivissem neque ausus fuissem scribere nisi Christus me misisset et spiritus ejus, cujus testimonium accipio et accepi et me et apud me ita evidenter et prudenter quod non valeo refragari vel contradicere ullo modo. Non tamen hoc scribo ut affirmem omnia plena esse veritate que hic scribo. f. 46. Ausdrücklich erklärt er ferner, f. 40, er wolle nur wieder die eigentlichen Gebote Christi, welche durch die menschlichen in den Schatten gestellt werden seien, in Kraft bringen, nicht aber etwa den Gehorsam der Untergebenen gegen die Oberen lockern. In ceremoniis non est salus nisi in quantum suffragantur ad mandata dei.

müsse der größte Theil des kleinern Adels als solcher ohnehin untergehen, er werde dann künftig den dritten Stand oder das Bürgerthum completiren.

Viel Oberflächlichkeit und politischer Leichtsinn, wie man sieht. Und dennoch kann man auf den constitutionellen Enthusiasmus Dolgorukow's nicht böse seyn; denn er ist ein nothgedrungener Aufschrei aus dem Abgrund entsetzlicher Zustände. Was ist dieses Rußland? Der Fürst antwortet: ein Koloß, von Außen europäisch, im Innern aber asiatisch, wo trotz des Gesetzcodex von fünfzehn Bänden mit je mehr als tausend Seiten nirgends Recht und Gesetz herrscht, sondern überall nur Willkür und Gold. Der Fürst will endlich Wahrheit auf dem „klassischen Boden der amtlichen Lüge“, er will Recht in dem gesetzlosen Lande des allerhöchsten Beliebens. Daß er keinen andern Weg zum Ziele kennt als den eines radikalen Umsturzes, ja den der Unmöglichkeit — dieß ist eben das Tragische an der russischen Lage.

Man will in Frankreich zur Zeit dem Russenthum wohl, aber das Buch Dolgorukow's hinterließ auch dort den Eindruck, daß die Reformversuche Alexanders II., so gut sie gemeint seyn mögen, ohne Ergebniß bleiben, oder vielmehr zu einem ganz unerwarteten Resultat führen würden. Man schöpft, sagt die bekannte Correspondenz Havas, „die Ueberzeugung daraus, daß Alexanders guter Wille ohnmächtig bleiben wird, und sieht im Geiste schon eine Reihe von blutigen Ereignissen. Ja, das Land, welches zunächst von einer Revolution heimgesucht werden wird, ist Rußland, und es bedarf bloß eines äußeren Anstoßes. Einmal in ihrer ganzen Abscheulichkeit erkannt, können solche Zustände nicht dauern, und leider führt keine Reform aus einem solchen Labyrinth. Da gibt es nur einen gewaltsamen Ausweg.“

---

endigkeit, entweder das Unwesentliche auf das Wesentliche rückzuführen, oder reformirt zu werden, und zwar auf eine Weise und durch Personen, welche kein Maß kannten und ine Billigkeit. Er selbst fühlt sich nur berufen zu schreiben, as den gegenwärtigen Stand des Priesterthums betreffe; zu elchem Ende dieses diene, ist ihm selbst unbekannt *). Es äre aber eine äußerst interessante Beobachtung gewesen, zu hen, welche Rolle Mathias gespielt hätte, als so vieles, was von der Ueberschwänglichkeit der Bosheit gesagt, die unter m Scheine der Religion kommen würde, in nächster Zeit enso eintrat, als was er von der Tyrannei der Könige und m Verderben des Klerus berührt hatte **).

Man würde jedoch eine irrige Vorstellung von Mathias halten, wollte man ihn, wie es Neander gethan, nur von eser Seite allein auffassen. Die glühende Liebe, welche er m gekreuzigten Heilande trägt, die Reinheit und Lauterkeit

*) Ad quam autem finem hoc perveniat, ipse solus novit, qui me in id posuit et misit me spiritus ejus qui mittit ignem in ossibus meis et in meo pectore et quietum esse non sinit, quin revelem filium iniquitatis et perdicionis et quin denudem et discooperiam abdita dedecoris fornicarie mulieris, i. e. depictam et circumlinitam abhominationem multitudinis ypocritarum. Ego enim fateor quod in ista materia me magis libere et licentius oportet scribere quam profete et apostoli et sancti doctores conscripserunt eo quod tempus requirit hoc novissimum et urgeor valde in id ipsum. Ego enim coram Jesu Christo, qui illa que sancti evangeliste ac prophete a longinquo in spiritu viderunt jam presentia oculis meis contemplans et que ipsi tam in speciebus vel figuris et enigmate perspexerunt, ego jam nude et manifesta conspicans et ex quo ipsi futura pronunciaverunt ego jam impleta partim esse et ea esse in actu implendi considerans f. 43 b

**) habundancia iniquitatis et principaliter et maxime sacerdotum iniquorum est illa pessima et novissima tribulacio beatorum electorum prophetata a Christo Jesu et prophetis. f. 44.

seines Wesens, die unablässige Vertiefung in die ihm aufg
schlossenen Mysterien des alten und neuen Testamentes reih
ihn im Osten des deutschen Reiches jenen zarten und lieb
chen Charakteren an, welche damals im Westen entstand
waren, und an Thomas von Kempen und den gleichgesinnt
Männern Niederdeutschlands der so aufgeregten, bald conv
sivisch erschütterten Zeit einen so großen sittlichen Halt gab
Eben deßhalb hat diese Seite seiner Wirksamkeit, wie sie f
in dem weiteren Verlaufe seines Wirkens zeigt, einen bl
benden Werth, und verdiente längst im Auszuge bekannt
werden, auf daß das Licht, welches eine trübe Zeit erleuchte
auch in derjenigen leuchte, welche einer Erleuchtung so se
bedarf. Offenbar ist Mathias eine ruhigere, gemessenere, ha
monischer ausgebildete Persönlichkeit im Vergleiche zu Mil
der ihn an Talenten und Aufopferungsfähigkeit übertroffen h
ben mag, aber bei welchem der gewaltsame Bruch mit d
Vergangenheit, der rasche Sturz in ein Gewühl reformato
scher Bemühungen jenes Gleichmaß nicht aufkommen ließ, d
in so hohem Grade bei dem ruhigeren und umsichtigeren, wer
auch vielleicht minder ascetischen Mathias hervortritt. Er sel
steht durchaus auf kirchlichem Boden, unterwirft sich der U
terweisung der römischen Kirche (cum informacione sanc
Romane ecclesiae), erklärt, daß die Excommunikation nur d
Verkündigung des schon früher und von Gott geschehenen Bann
sei. Das Verlangen des häufigen Empfanges der heiligen Comm
nion schließt gleichfalls nichts Unkirchliches in sich, während d
Anweisung für diejenigen, die zum Tische des Herrn gehen w
len, gewiß zu dem besten gehört, was hierüber geschrieben wurd
er selbst beruft sich in Bezug auf die tägliche Communion dara
was er in Paris gesehen, wo sie Jungfrauen und Wittwen tägl
gereicht wurde. Ebenso geschah es in Rom, wo er es sel
in den Tagen Urbans VI. gesehen, und der verstorbene Pa
Urban V., befragt ob das Sakrament den Verlangenden i
Allgemeinen gereicht werden sollte (si communiter poscentibu

ministrandum foret), geantwortet habe, es solle nicht bloß bereitwillig gereicht werden, sondern es sei auch zu hoffen und nachzuahmen, daß Viele nach diesem heilbringenden Brode hungern und eilen. Nur darin tritt Mathias in Widerspruch mit der Kirche, daß was diese als Rath betrachtet oder als Wunsch, er nicht ohne Strenge als Aufforderung, ja als Befehl anführt, was sie klug und nachgiebig duldet, er entfernt wissen will.

Es ist auch vollkommen erklärlich, daß das Auftreten eines geistig so bedeutenden Mannes wie Mathias die Sache, für die er focht, zur Entscheidung bringen mußte. Im Jahre 1388 wurde die Frage über die tägliche Communion der Laien Gegenstand einer Synodalberathung, welche mit dem Beschlusse endete, daß die Laien höchstens monatlich einmal zur heiligen Communion zugelassen werden sollten. Die eine Besprechung führte zur anderen, und schon im nächsten Jahre sah sich Mathias veranlaßt, auf der Synode einzugestehen, er habe in Betreff der Bilderverehrung einiges nicht recht vorsichtig und klug genug gepredigt*). Offenbar hatten die starken Ausdrücke, in welchen er sich über die Verehrung der Bilder und Reliquien erging, und denen wenige Jahrzehnte die Zerstörung derselben nachfolgte, mehrere zu Irrthümern verleitet, anderen Aergerniß gegeben; er modificirte daher, was er gesagt, und lenkte in der ihm eigenthümlichen Demuth selbst in den Pfad des angemessenen Ausdruckes ein, wie er auch von der Austheilung des heiligen Sakramentes in beiden Gestalten, was

*) Omnia quecunque sunt in templo talia que venerantur a populo et coluntur et adliciunt ad se corda hominum rudium in ymaginibus et reliquiis sanctorum debent ejici vel abscondi ac private utpote in altaribus reverenter reservari, ne forte fiat abhominacio in templo domini et offendiculum simplicium populorum, ut solus dominator dominus Jesus crucifixus adoretur in templo suo. f. 131.

Rokyzana von ihm behauptete *), gleichfalls auf den Rath Einsichtsvoller wieder abging **). Er mußte sich überzeugen, daß Neuerungen, wenn sie auch noch so gut waren, stets mindestens ebenso große wo nicht größere Uebelstände mit sich führten als die Belassung älterer Gebräuche, mit welchen sich eine große Erfahrung menschlicher Zustände und menschlicher Schwachheiten verband. Man darf auch nicht vergessen, daß die ganze Stellung Janow's als Beichtvater an der Domkirche und seit 1381 Domherr von ihm an und für sich größere Zurückhaltung forderte. Nichts destoweniger beweist gerade die mannhafte kühne Sprache, welche Mathias führte, am überzeugendsten, welche Freiheit der Bewegung im Ganzen damals auf dem kirchlichen Gebiete herrschte und wie gesichert der Einzelne durch die Bestimmungen des canonischen Rechtes war, das jede Willkürlichkeit ferne hielt und strengen Beweis gegen jeden Angeklagten verlangte ***). Ja, als der Erzbischof das Fest Mariä Heimsuchung in Böhmen einführte, fand er an denselben Männern, welche 1388 auf Seiten des Magister Mathias festhielten, dem Scholastikus des Prager Kapitels M. Adalbert Ranconis de Ericino und früheren Rektor der Prager Universität †) entschiedenen wissenschaftlichen Widerstand.

*) Palacky S. 180.

**) Er selbst sagt übrigens: multitudine hominum — eisdem corpus et sanguinem Jesu dispensando. Palacky S. 174, was freilich auch eine andere Deutung zuläßt.

***) Andererseits zeigt sich aber ein wesentlicher Unterschied zwischen Mathias und den späteren evangelischen Predigern Böhmens auch darin, daß ersterer nicht bloß Gehorsam lehrte, sondern auch übte und somit denjenigen, auf welche er zu wirken gedachte, mit seinem eigenen Beispiele voranging.

†) Sacrae Theologiae et liberalium artium professor studii Parisiensis, nach Balbini Miscell. II. S. 85. Siehe über ihn auch Palacky Formelbücher. II. S. 151.

Es war das richtige Gefühl, daß die theologische Wissenschaft unabhängig von den persönlichen Ansichten des Erzbischofes ihren Weg zu gehen habe, diesem selbst die Fakultät als natürlicher Rath zur Seite stehe, da sie das Unveränderliche vertrete; andererseits handelte der Erzbischof als Fürst der Kirche nach seinem Ermessen, und führte ungeachtet des von M. Adalbert geschriebenen Werkes das Fest ein. Beide bewegten sich da gleichmäßig in ihren Sphären.

Man sieht denn schon aus dem Vorhererwähnten und ganz abgesehen von weiteren Streitigkeiten der Nationalitäten, der Deutschen und Czechen, der Christen und Juden, des Königs und seiner Beamten mit dem Klerus, daß bei dem großen und eigenthümlichen Leben des letztern eine nicht geringe Sorgfalt nothwendig war, größere und Gefahr drohende Reibungen zu vermeiden. Die Kluft zwischen dem Weltklerus und dem regulären wurde statt kleiner immer größer. Schon Konrad Walthausen hatte einen langen und heftigen Streit mit den Bettelmönchen gehabt; die Dominikaner waren zuerst mit zweien, dann mit achtzehn Artikeln gegen ihn aufgetreten, die Augustiner mit sechs, während er ihnen bemerkbar machte, in welchem Hader sie bisher unter einander gelebt, wie sie aber plötzlich wider ihn einig geworden waren. Noch schlimmer war es, den Mönchen gegenüber, Milic ergangen, von dem Mathias schreibt, er habe sich fast immer vor ihnen in Todesnöthen befunden. Mathias selbst machte die Verfolgung, welcher in seiner Zeit die Prediger, die es ernst meinten, ausgesetzt seien, sehr häufig zum Gegenstande seiner Predigten und schildert das lieblose und ungerechte Verfahren wider sie in den stärksten und schonungslosesten Worten. Andererseits hatte der Erzbischof die Pflicht, sowohl den Eifer der Einen zu zügeln, als auch die Rechte der Andern zu schützen, beide Theile zum Dienste der Kirche zu vereinigen, und offenbar befand sich Erzbischof Ocko von Wlassim ebenso im

Rechte, wenn er Milic für mehrere Tage mit Haft belegte, als dieser Kaiser Karl IV., den frömmsten Fürsten seiner Zeit, als den großen Antichrist bezeichnete, wie wenn er andererseits auf Mönche und Weltklerus durch Synoden und Statuten zu wirken suchte. Die Stellung Johanns von Jenzenstein war jedoch noch viel eigenthümlicher.

Dieser war als Kanzler König Wenzels Erzbischof geworden, und bekleidete diese Stelle bis 1394. Aber schon zwölf Jahre früher war in ihm, als Ludwig Markgraf von Meißen, Erzbischof von Magdeburg, der weltlichste unter den geistlichen Fürsten Deutschlands, im Tanzen und den Reihen mit adelichen Damen führend, das Genick gebrochen hatte, eine große innere Umwandlung vor sich gegangen. Von diesem Augenblicke an widmete sich Erzbischof Johann der strengsten Ascese, so daß kein noch so ascetisch lebender Mönch *), vielleicht nicht der heilige Bernhard ihn in größerer Strenge gegen sich selbst übertraf. Aber auch sein in allen Zeiten, am meisten in dieser seltenes Beispiel sollte zu den vielen und großen Eigenthümlichkeiten des Jahrhundertes und Böhmens zumal sich gesellen, so daß der König, der dem Trunke, der Schwelgerei, dem Jähzorn und der Wohllust wie der Grausamkeit unterworfen war, einen Gewissensrath zur Seite hatte, der nicht bloß durch Wort, sondern durch Beispiel wirken konnte, und wenn über den Verfall der Kirchenzucht geklagt wurde, gerade in Betreff des Hauptes der böhmischen Kirche eher der Fehler übergroßer Tugend als das Entgegengesetzte gesagt werden mußte. Allein diese persönliche Unbeflecktheit

*) Vita Joannis de Jenzenstein ex MS. Rokyz. coaevo. Pragae. 1793. Die Schilderung, welche Pelzel Leben K. Wenzels II. S. 140 von ihm entwirft, ist ganz im Geiste der Aufklärerei des vorigen Jahrhunderts gehalten.

stand nicht etwa wie ein Felsen im Meere einsam da, sondern der Erzbischof wurde selbst Mittelpunkt aller edleren Bestrebungen. Wir wissen von seinem Biographen, wie sich Mathias von Krakow in seiner nächsten Nähe befand, und hätte dieser nicht sein volles Vertrauen besessen, er würde kaum zu der schweren Rolle erlesen worden seyn, die er im Jahre 1384 auf der Synode übernahm*). Während der Erzbischof einerseits jene Hofhaltung bewahrte, die nothwendig war, in stürmischen Zeiten das äußere Ansehen zu erhalten und wenigstens die Unbilden des Adels, wenn auch nicht des Königs abzuwehren, machte er von seinen Gütern den wohlthätigsten Gebrauch für Arme, Kranke, Verlassene, so daß er aller auch der Niedrigsten Zuflucht ward und keinen verschmähte, der sich ihm auch noch so sehr in Schmutz und Armuth näherte**). In feierlicher Synode (1389) vor vielen Prälaten, Pfarrern und Klerikern nahm Mathias von Janow zurück, was er nicht recht, klug, vorsichtig oder passend gepredigt hatte, und Anderen zum Gegenstande des Irrthums oder des Aergernisses werden konnte oder geworden war. Er widerrief, daß die Bilder Christi und der Heiligen Anlaß zur Idolatrie gäben, und deßhalb verbrannt oder zerstört werden sollten. Ebenso entschied er sich selbst für den Cultus der Bilder, und zwar

---

*) Ebenso befand sich Moritz von Prag noch in seinen letzten Momenten um ihn c. 19.

**) Ich bemerke hier, daß sein Biograph das Jahr 1383, in welchem angeblich der heilige Johann von Nepomuck den Martertod erlitt, ausdrücklich erwähnt, c. 20, ebenso 1382 (c. 2) als das Jahr der eigentlichen Conversion des Erzbischofes; daß derselbe gerade in Betreff frommer und kirchlicher Verhältnisse ebenso ausführlich als in anderer Beziehung trocken ist, und obwohl er von einer so ungeheuren That als das Märtyrerthum des Heiligen (1383) gewesen wäre, unmöglich hätte Umgang nehmen können, absolut davon nichts erwähnt, wohl aber auf das Bestimmteste Zeugniß gibt von dem Tode und den Wundern Johanns von Pomuk 1393.

in denselben Ausdrücken, in welchen sich die abendländische Kirche im Bilderstreite gegen die morgenländische ausgesprochen hatte. Nicht minder erklärte er sich jetzt für die Verehrung der Heiligen und Reliquien, sowie daß der Mensch, welcher würdig den Leib Christi empfange, ein mystisches Glied Christi werde, und damit nicht im materiellen Sinne Fuß, Hand oder Auge zu verstehen sei. In Betreff des Empfanges des heiligen Sakramentes des Altars nahm er ferner sowohl die Ermahnung des täglichen Empfanges zurück, als daß jeder Reumüthige (poenitens) mit der heiligen Communion gleichsam anzufangen habe, oder jeder ohne Unterschied von dem Priester zur heiligen Communion zugelassen werden müsse. Nachdem Mathias im Einzelnen wie im Ganzen zurückgenommen hatte, was er Irriges gelehrt hatte, wurde ihm auferlegt, sich für ein halbes Jahr des Beichthörens, sowie der Ertheilung der heiligen Eucharistie außerhalb seiner Kirche zu enthalten.

Ernster waren die Irrthümer des Priesters Jakob, welcher gelehrt hatte, die heilige Jungfrau könne uns mit ihrer Fürbitte nichts nützen, so wenig als die Heiligen im Allgemeinen; endlich daß die Fürbitten für die Todten diesen nichts nützen. An diese drei häretischen Sätze schloßen sich noch fünf andere an, welche an Häresis anstreiften: 1) daß die heilige Jungfrau den Gläubigen keine Gnade verleihen könne; 2) daß man so oft und wann man wolle den Leib des Herrn empfangen und ihn selbst aus der Hand des Priesters, der ihn verweigerte, herausreißen könne; 3) daß die Reliquien der Heiligen mit Füßen getreten und selbst verbrannt werden dürften; 4) daß aus einem Gelübde oder Andacht gegen einen Heiligen zu fasten unstatthaft sei; 5) daß nur deßhalb die heilige Jungfrau zur Mutter Gottes erwählt worden war, weil sie sanft und demüthig gewesen.

Diese Irrthümer enthielten bereits in ungleich höherem Grade als die des Magisters Mathias die Keime später hussi-

tischer Lehre, namentlich der letztere, welcher nicht bloß das menschliche Verdienst voraussetzt, sondern auch die bekannte Lehre, daß nur die Tugend und Rechtschaffenheit die sakramentale Weihe (selbst bürgerliche Rechte) verliehen. Sonderbar nahm sich dazu der erste Satz der fünf Irrthümer aus, zu denen sich der Priester Jakob gleichfalls bekannte, „daß den Lehren der heiligen Väter nicht mehr zu glauben sei als einem lebenden Bilde". Er hatte aber auch den Erzbischof wegen des Ablasses angegriffen, den dieser für die Verehrung von Muttergottesbildern verliehen hatte. Als weitere Irrthümer wurden bezeichnet, daß das Sichbekreuzen schlechten Menschen nichts nütze; daß statt die Horen zu beten, es genüge zu studieren; daß die heilige Jungfrau nicht anders des heiligen Geistes voll sei als ein Faß mit Getränke; endlich brauche man vor Bildern das Knie nicht zu beugen.

Es zeigt sich in dem letzteren vorwaltend eine rohe und gemeine Gesinnung, welche ihn nach eigenem Geständnisse verleitete, vor einem Muttergottesbilde ein Schnippchen zu schlagen und auszurufen, er wolle damit sich Erbsen kochen. Andererseits kann man sich auch nicht verhehlen, daß des Guten zu viel geschehen seyn mag und der Bilderverehrung von Karl IV. an ein Werth beigelegt wurde, der sich nicht gebührte. Die Uebertreibungen roher Gesinnung, die schlecht angewandte Ascese mußte ebenso beseitigt werden; aber es wäre auch ein Uebel gewesen, wenn gleichsam der Nachdruck nur auf das Verbot gelegt worden wäre und nicht auch die Rückkehr vom Unwesentlichen zum Wesentlichen stattgefunden hätte. Zu diesem Ende war die Erörterung der angeregten Fragen ein großer Gewinn, da sie viele auf den wahren Grund der Dinge führen mußte.

Uebrigens waren dieses nicht etwa die einzigen Streitigkeiten, welche Universität und Kirche damals erschütterten. Einer der bedeutendsten war der Streit zwischen dem Magister Albert von Böhmen (Rankonis de Ericino) und dem Propste

Heinrich von Oyta (baccalaureus in sacra theologia). Magister Adalbert hatte ihn wegen sechs irriger Artikel in Rom verklagt *) 1371; der Proceß war daselbst anhängig geworden. Nach der Darstellung Adalbert's sollte Heinrich während des Processes im Kerker verweilen und hatte er (Adalbert) dieß verhindert **); nach einem gleichzeitigen Manuscript der Münchener Bibliothek wurde Heinrich wirklich dahin gebracht, läugnete jedoch die Artikel, so wie sie lauteten, gelehrt zu haben ***). Heinrich, welcher wie es scheint von der Universität sehr unterstützt war, wurde endlich 11. August 1373 frei gesprochen. Magister Adalbert begab sich nun nach Paris, von wo er Rechtfertigungsschreiben nach Prag sandte.

Einige Jahre später sehen wir bereits die Anfänge des Streites um den Frohnleichnam, da ein Deutscher, Johann Mentzinger aus Ulm, bereits in fünf Sätzen †) seine Ansichten zusammendrängte, welche kaum in der Taboritenzeit mehr eine so grelle Fassung erlangten: Der Körper Christi ist nicht Gott, die Menschheit Christi ist nicht Mensch, noch eine für sich bestehende Sache. Christus bestand nicht aus Gottheit

---

*) Palacky Formelbücher II. S. 155.

**) Eul. 86. f. 56.

***) Quod dicti articuli sibi lecti et per eum auditi non essent in forma. Dazu gehörte: lapsus in peccatum mortale faciens aliquod bonum de genere ad quod faciendum ex praecepto aut ex voto aut ex professione tenetur, peccat novo peccato mortali.

†) 1. Corpus Christi non est Deus;
2. Humanitas Christi non est homo nec est res per se existens;
3. Quod Christus non est compositus ex deitate et humanitate;
4. Nulla creatura est adoranda adoracione qua deus debet adorari (latria);
5. Hostia consecrata non est deus.
Cod. Monacensis.

und Menschheit. Keine Creatur ist mit der Anbetung (latria) zu verehren, mit welcher Gott angebetet werden muß; die consecrirte Hostie ist nicht Gott.

Es ist dieses bisher unbekannte Faktum von äußerster Wichtigkeit, weil es beweist, daß der Sakramentsstreit an der Prager Universität fast vom Anfange statt fand und die späteren (hussitischen) Bewegungen auf sehr frühen Vorgängen beruhten, diese wieder ihre Wurzel, wie wir sahen, in der Praxis des Volkes und den Doktrinen der Volkslehrer hatten.

VI.

Historische Novitäten.

Hefele's Conciliengeschichte *).

Man kann Hefele's Conciliengeschichte nur dann richtig würdigen und ihr in unserer kirchengeschichtlichen Literatur die gebührende Stelle anweisen, wenn man mit den bisher über denselben Gegenstand vorhandenen Werken bekannt, sich ein

*) Nach den Quellen bearbeitet. Erster Band. Freiburg im Breisgau. Herder'sche Verlagshandlung. 1855. VIII und 827 Seiten in gr. 8. Zweiter Band 1856, IX und 938 S. Dritter Band 1858, VII und 732 S. Vierter Band 1860, VIII und 864 S. Obgleich über die ersten Bände bereits früher von einem andern Referenten eine Anzeige in diesen Blättern geliefert wurde, so liegt es doch im Zwecke unserer ausführlichen Beurtheilung, außer dem eben erschienenen vierten Band auch die früheren Theile eingehend zu berücksichtigen.

Urtheil darüber erworben hat, was auf diesem Gebiete de theologischen Wissenschaft bereits geleistet worden, und was z leisten noch übrig blieb. Bekanntlich hat man schon in de ersten Jahrhunderten der Kirche und das ganze Mittelalt hindurch dem Bedürfniß nach einer genauern Kenntniß d Concilien und ihrer Beschlüsse durch mehrere Canonensamm lungen abzuhelfen gesucht, aber eine eigentlich fruchtreiche Thä tigkeit begann erst seit dem sechszehnten Jahrhundert, nachde in Folge der religiösen Streitigkeiten die allgemeine Aufmer samkeit auf die Concilien hingelenkt, durch die Buchdrucke kunst ihr Studium erleichtert und auch der Kreis dieses Stu diums z. B. durch die von den eingewanderten Griechen mi gebrachten Synodalakten und die in den römischen Archive gemachten großartigen Entdeckungen des Cardinals Baroniu bedeutend erweitert wurde. Der ersten gedruckten Sammlun der Concilienakten, die der Pariser Canonikus Jakob Merl im Jahre 1523 veranstaltete, folgten in kurzen Zwischenräu men die Arbeiten von Crabbe, Nicolini und Binius, bis der in den Jahren 1608—12 unter Auctorität des Papst Paul V. herausgegebenen römischen Sammlung der allg meinen Concilien eine Hauptgrundlage gewonnen ward, a der die spätern Werke von Labbe-Cossart, Harduin und Ma weiterbauten. Auch die Provinzial- und Diöcesansynoden d einzelnen Länder wurden (z. B. von Harzheim für Deutsc land, Sirmond für Frankreich, Aguirre für Spanien) geor net, und gleichzeitig mit den umfassendsten Sammlungen Au züge angelegt, unter denen Caranza's summa conciliorum a brauchbarsten eingerichtet ist.

Die erwähnte römische Sammlung hatte jeder einzeln Synode einen succinkten historischen Ueberblick vorausgeschi und dadurch die erste Grundlage auch für die Geschich der Concilien gelegt. Bedeutend reichhaltiger waren mit gründlichem Fleiß und verständigem Schematismus

J. 1680 von Cabassutius und Richer, im J. 1730 von Hermant, und 1778 von Richard ausgearbeiteten Werke, die auch in der kritischen Behandlung des Gegenstandes einen wesentlichen Fortschritt bemerklich machten. Allein alle diese und auch die spätern Bücher von Alletz, Migne u. s. w. behandelten die verschiedenen Synoden nur als vereinzelte historische Erscheinungen, aphoristisch und ohne Zusammenhang, und schienen, weil ihnen die lebendige Vergegenwärtigung der Vergangenheit abging, an den Geschichtsschreiber nur die eine Anforderung zu stellen, daß er das Vermächtniß der früheren Jahrhunderte aufspeichere und als treuer Wächter hüten müsse. Es war unmöglich aus diesen Werken die Bedeutung der einzelnen Synoden zu bestimmen und genau zu erkennen, was jede wollte, was sie that und beschloß, und welche Einwirkung sie auf die Gestaltung der künftigen Ereignisse ausübte. Im Leben der Kirche ist nämlich Alles organisch gegliedert und die verschiedenen Aeußerungen desselben bedingen und ergänzen sich so, daß man die rechte Bedeutung der einzelnen nur in und aus ihrem Zusammenhange mit dem Ganzen erkennen und begründen kann. Oder könnte man wohl z. B. die Wirksamkeit eines Kirchenvaters und den Werth seiner Schriften entwickeln, wenn man ihn als isolirte Erscheinung auffassen, ihn nicht vielmehr mitten in die Strömungen und Strebungen, mitten in die Kämpfe und Irrungen seiner Zeit versetzen und zeigen wollte, welche Potenzen veredelnd und fördernd, welche hindernd auf ihn gewirkt, wie ihn das ganze kirchliche sowohl als politische und sociale Leben beeinflußte, und wie er befähigt wurde, nicht blos dem mitlebenden Geschlecht, sondern ganzen Jahrhunderten das Gepräge seines Geistes aufzudrücken. In ähnlicher Weise kann man die Wirksamkeit der Concilien nur würdigen, wenn man die Verhältnisse kennt, unter denen sie entstanden, und jene, auf die sie eingewirkt haben, wenn man sie als große Entwicklungsphasen des kirchlichen Lebens betrachtet und sie deßhalb mitten im

Verlauf der Geschichte, deren Geschicke sie mehr oder wei
bestimmten, an die passende Stelle setzt. Und dieß ebe
es was Hefele gethan, und wodurch er sich ein bleibe
Verdienst um die kirchliche Wissenschaft erworben hat. T
sein Werk ist die Geschichte der Concilien, die für den wi
schaftlichen und praktischen Gebrauch von allen kirchenhistori
Disciplinen bisher am meisten vernachläßigt war, den üb
Zweigen der theologischen Literatur ebenbürtig zur Seite g
worden. Welch' anderes Verständniß gewinnen wir z.
von den kirchlichen Versammlungen zu Nicäa, Antiochia
Sardika, die wir durch seine pragmatische Behandlungs
im ersten Band als Mittelpunkte einer fortlaufenden Gesc
der großen arianischen Streitigkeiten aufgefaßt finden, ode
zweiten Band von den Synoden des christologischen Kan
mit seinen Fraktionen im nestorianischen, monophysitischen
monotheletischen Streit; oder im dritten Band (um
einige Beispiele anzuführen) von den durch Bonifazius zu
menberufenen Synoden, die der Verfasser als Hauptmor
der apostolischen Thätigkeit des großen Apostels der Deut
auffaßt, und im vierten Band von den Gottschalk'schen
noden, in denen wir den ganzen Verlauf der Streitigl
über die Gnadenlehre erkennen. Auch die Concilien, die
vorherrschend kanonistischen Charakter tragen, treten uns
in ihrer rechten Bedeutung entgegen, z. B. die französi
Synoden des neunten Jahrhunderts, die in ihrem engen
sammenhang mit dem großen Kampfe zwischen der Metr
litan- und Papalmacht dargestellt sind, die unter Papst
xander II. abgehaltenen kirchlichen Versammlungen, aus t
sich ein Einblick in die Geschichte seines ganzen Pontifi
seines Kampfes mit Cadalous, seiner Stellung zu K
Heinrich IV. und der Pataria von Mailand gewinnen lä

Weil auch der Inhalt der einzelnen Synodalbesc
nur durch die angedeutete wissenschaftliche Behandlungs
nach seinem eigentlichen Werthe dargelegt werden konnte

ag für Hefele noch ein besonderer Grund für ihre Anwen- dung in der ganzen Anlage seines Werkes, welches nicht, wie man nach dem Titel schließen könnte, eine bloße Geschichte der Concilien liefert, sondern auch alle Beschlüsse derselben und ihre wichtigsten Aktenstücke mittheilt. Auch in diesem Theil seiner Arbeit hat sich der Verfasser um die Wissenschaft in hohem Grade verdient gemacht, da er sich nicht nach Art der frühern Werke mit einem bloßen Abdruck des Wortlautes der Beschlüsse und Akten begnügt hat, sondern dieselben mit einem genauen Commentar begleitet. Sein Werk bietet dem- nach neben einer gründlich ausgearbeiteten Geschichte auch ein wohlgeordnetes und kritisch gesichtetes Repertorium der Haupt- urkunden der Concilien, namentlich ihrer Symbola und Canones, (die er außer im Original auch in einer sorgfältigen deutschen Uebersetzung vorlegt) und macht dadurch den Gebrauch einer großen Anzahl entlegener Sammelwerke von unbequemem Folioformate entbehrlich.

Durch die ganze Art der Behandlung ist aber das Werk nahezu auch eine vollständige Dogmen- und Kirchengeschichte geworden und man wird über eine Reihe der wichtigsten Ka- pitel dieser beiden Disciplinen, z. B. über die arianischen, nestorianischen und monotheletischen Streitigkeiten, über den Bilderstreit, Dreikapitelstreit, über die Gottschalk'schen Händel selbst aus umfassenden Specialwerken kaum einen so genauen Aufschluß erhalten können, als ihn Hefele's lichtvolle Dar- stellung gibt. Nicht minder bietet das Werk dem Canonisten z. B. für die Geschichte des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat, für die Entwicklung der kirchlichen Gesetzgebung, des christlichen Eherechts, des Bußwesens u. s. w. eine reiche Fund- grube dar, und auch der praktische Theologe wird für die Ge- schichte des Cultus, der kirchlichen Sitte und Disciplin u s. w. werthvolle Materialien finden. Der Culturhistoriker kann zu einem großen Theil die civilisirende Wirksamkeit der Kirche kennen lernen, wie sie den heidnischen Aberglauben bekämpft,

die wilde Naturkraft der Völker gezähmt, durch Abschaffung der Sklaverei die sociale Ungleichheit der Menschen gehoben, für die Armen, Wittwen und Waisen gesorgt, die Bildung gefördert, kurz wie sie gewirkt hat in einer Zeit, in der auch das weltliche Wissen Tonsur und Kutte getragen, die Hierarchie auch als die intellektuelle Potenz des Staatskörpers dastand und nicht bloß die Gewissen und Gemüther, sondern auch die Geister beherrschte. Der Verfasser hätte unsers Erachtens für diese Partien in der geschichtlichen Exegese der Canones ausführlicher seyn können, ohne daß er sich dadurch über Gebühr von seiner Aufgabe entfernt hätte. Möhler bemerkt im Schlußaufsatz seiner vermischten Schriften mit vollem Recht, daß man auf diesen Theil der Kirchengeschichte ein ganz besonderes Augenmerk richten müsse, der für die Kirche so glorreich und bisher so ungebührlich vernachläßigt ist. Hätten wir über diesen Gegenstand doch einmal ein ausführliches Buch, welches mit jener richtigen Auswahl und strengen Disposition des Stoffes ausgearbeitet wäre, für die Professor Laforet in Löwen in seinem leider unvollendet gebliebenen Werkchen Etudes sur la civilisation européenne dans ses rapports avec le christianisme (Bruxelles 1850, zwei Bändchen) den Weg gewiesen hat.

Das Hauptmaterial hat Hefele natürlich den früher erwähnten großen Sammlungen der Concilienakten von Harduin und Mansi, Harzheim, Sirmond, Aguirre u. s. w. entnommen, aber auch viele Urkunden und Synodalakten, die in diesen Sammlungen fehlen, aus andern oft seltenen Werken, aus neuern Zeitschriften, Programmen u. s. w. mit mikrologischer Genauigkeit benützt. Ueberhaupt bedurfte es für die Herstellung seines Werks einer umfassenden Kenntniß der ganzen alten und neuen Literatur, einer genauen Vertrautheit mit den Werken der Kirchenväter und mittelalterlichen Theologen wie mit der geschichtlichen Forschung der neuern Zeit. Auch die protestantischen Werke von Walch, Rettberg, Giesebrecht, Waitz, Dönniges, Wattenbach u. s. w. sind vom Verfasser

gehörig berücksichtigt und ihre Resultate im Einzelnen entweder anerkannt oder widerlegt worden. In den Citaten wird überall auf die Quellen und Hilfsschriften verwiesen, Harduin und Mansi werden neben einander citirt, um den Besitzer der einen oder der andern Sammlung in den Stand zu setzen, die Belegstellen selbst nachzuschlagen.

Das ganze Werk zeigt, daß der Verfasser den Schwierigkeiten der Forschung nicht aus dem Wege gegangen ist, daß er überall mit eigenen Augen gesehen und nicht bloß gelernt, sondern auch nachgedacht hat. Und mit seinem streng wissenschaftlichen Standpunkte geht seine streng kirchliche Auffassung Hand in Hand. Wie in all' seinen frühern Arbeiten, so sucht der Verfasser auch in diesem seinem reifsten Werke nicht durch lärmende Polemik und äußerliches Vorsichhertragen des Katholicismus, nicht durch heißblütiges Pathos und aufgeputzte salbungsvolle Phrase, sondern lediglich durch die einfach schlichte Darlegung der objektiven Wahrheit zu wirken, und liefert durch seine besonnene Ruhe im Urtheil und seine Mäßigung im Ausdruck das beste Kriterium für die Aechtheit seines kirchlichen Standpunktes. Und wann wäre wohl die reine Anschauung des Objektiven und die wahre Unparteilichkeit, die überhaupt als die edelste Frucht eines historisch gebildeten Geistes zu betrachten ist, für den Historiker nothwendiger gewesen, als in unserer Zeit, die bei ihrer raschen geistigen Metamorphose und ihrer tiefgehenden religiösen Bewegung besonders auf dem Gebiete der Geschichte große Kämpfe hervorgerufen, welche auf dem höheren Boden der Wissenschaft ausgefochten werden müssen, wenn die Wissenschaft selbst, so weit es ihr möglich, die Einigung der Geister vorbereiten soll. Und diese Einigung ist doch das eigentliche Ziel, da der Streit nur um des künftigen Friedens willens geführt wird. Wie der alte Görres über die Aufgabe des Historikers: überall nach dem Grundsatze magis amica veritas, unbekümmert um Freund und Feind, ohne alle Bemäntelung und Vertuschung die volle

Wahrheit zu sagen gedacht hat, kann man im ersten Band seiner Briefe in einer kurzen Antwort auf ein Schreiben finden, worin man ihm seine Vorrede zu Diepenbrock's Heinrich Suso zum Vorwurf gemacht hatte.

Der Verfasser hatte ursprünglich den Plan, nur die allgemeinen Concilien zu behandeln und von den übrigen nur die dogmenhistorisch wichtigen zu berücksichtigen; sein Werk war auf fünf Bände berechnet, von denen er in den ersten vier bis zum Ende des Mittelalters gelangen und im fünften das Tridentinum darstellen wollte. Während der Bearbeitung des zweiten Bandes erkannte er jedoch die Nothwendigkeit, auch alle Synoden mit vorwaltend kirchenrechtlichem, disciplinärem und liturgischem Inhalte in das Bereich der Darstellung zu ziehen, und der Umfang seines Werkes wuchs darum so bedeutend an, daß die vier vorliegenden Bände nur bis auf Gregor VII. reichen und voraussichtlich noch zwei weitere Bände für das Mittelalter folgen müssen. Dadurch ist nun in Bezug auf den ersten Band eine Ungleichheit entstanden, der der Verfasser in der zweiten Auflage durch Vermehrung von wenigen Bogen leicht abhelfen kann. Auch für die folgenden Bände wird die zweite Auflage noch einige Ungleichförmigkeiten entfernen müssen. So sind z. B. die pneumatomachischen und apollinaristischen Streitigkeiten im Verhältniß zu den eigentlich arianischen zu wenig eingänglich behandelt; das zweite allgemeine Concil ist relativ weit dürftiger als die andern allgemeinen Synoden dargestellt, und während die anthropologischen Streitigkeiten des neunten Jahrhunderts eine recht gründliche und ausführliche Erörterung gefunden haben, lassen die des fünften Jahrhunderts (die pelagianischen) Manches in der Darstellung zu wünschen übrig. Dieß im Allgemeinen.

Der erste Band umfaßt in sechs Büchern die Synoden der vier ersten Jahrhunderte bis zum zweiten allgemeinen Concil (381). Die Diathese des Stoffes nach Büchern, Kapiteln und Paragraphen hat sich aus der Natur der Sache

ergeben, und der Verfasser hat außer dem chronologischen Moment, welches bei dieser Eintheilung besonders maßgebend war, auch den sachlichen Zusammenhang möglichst berücksichtigt, so daß diejenigen Concilien, welche dem Inhalte nach zusammengehören, auch in der Behandlung mit einander verbunden sind. Durch Inhaltsverzeichnisse der einzelnen Bücher und Paragraphen, durch fortlaufende Columnenüberschriften und ein im Allgemeinen sehr sorgfältig angelegtes alphabetisches Sach- und Namenregister ist der Gebrauch des Werks förderlichst erleichtert.

In einer prägnanten Einleitung erörtert der Verfasser zunächst eine Reihe der wichtigsten Vorfragen über Begriff und Ursprung der Concilien, die frühesten bekannten Synoden, die acht Arten der Concilien (allgemeine oder ökumenische, die lateinischen und griechisch-morgenländischen Generalsynoden, National-, Patriarchal- oder Primatial-Concilien, Provinzial-Concilien, Diöcesansynoden, endemische Synoden und concilia mixta), über die Art der Berufung der Synoden, ihre Mitglieder, über das Präsidium auf denselben und über die Frage, wer faktisch den Vorsitz auf den ersten Synoden geführt hat (besonders wichtig ist die Untersuchung über das Präsidium zu Nicäa im J. 325), über die Bestätigung der Synodalbeschlüsse durch den Papst und den Kaiser, über die Frage, ob der Papst über oder unter dem allgemeinen Concile stehe, über die Sitzordnung und Abstimmung auf den Synoden, die Verkündigung ihrer Beschlüsse u. s. w., und alle diese Fragen werden nicht durch leere Argumentationen, sondern durch historische Belege beantwortet. Die Einleitung schließt mit einem kurzen Ueberblick über die bisherige Concilienliteratur und einer Charakteristik der Vorzüge und Mängel der einzelnen Sammlungen der Concilienakten. Zu den interessanten Einzelnheiten gehören die Bemerkungen über die gewaltthätigen Versuche des Gallikanismus, das Harduin'sche Werk zu unterdrücken.

Das erste Buch behandelt die bezüglich des Montanismus, der Osterstreitigkeiten, der Ketzertaufe, des novatianischen und donatistischen Schisma's u. s. w. abgehaltenen vornicänischen Synoden, und wendet der Versammlung von Elvira in Spanien und ihren 81 Canones mit Recht eine besondere Aufmerksamkeit zu. Mit Sicherheit wird vom Verfasser zum erstenmal diese Synode in den Herbst des Jahres 305 oder in den Anfang des J. 306 verlegt. Die Commentare von Mendoza, Aubesspine, Herbst, Binterim u. s. w. werden trefflichst benutzt, nur die 1849 in Madrid erschienene collecion de canones de la iglesa española, die der Verfasser im dritten und vierten Band häufig herangezogen hat, muß ihm bei der Abfassung des ersten Bandes wohl noch unbekannt gewesen seyn. Auch ist uns aufgefallen, daß er die historischen Erörterungen über die Osterfeier, die in §. 2, wo von den ersten Streitigkeiten über sie die Rede ist, am rechten Platze gewesen wären, erst bei der Geschichte des Nicänums mittheilt.

Unter den vier folgenden Büchern, welche sich mit den arianischen Synoden beschäftigen und eine klare und vollständige Geschichte aller hierauf bezüglichen Streitigkeiten liefern, ragt das zweite Buch sowohl wegen seiner dogmenhistorischen Wichtigkeit, als auch wegen seiner gelungenen Darstellung am meisten hervor. Nachdem der Verfasser im ersten Kapitel desselben zunächst die vorarianische Logoslehre entwickelt, dann die Person des Arius, seine Schriften, seine Gönner und Gegner in den Vordergrund gestellt hat, eröffnet er im zweiten Kapitel die Verhandlungen zu Nicäa mit einer neuen kritischen Untersuchung über den Streitpunkt: ob es jemals ausführlichere Akten über diese Synode gegeben, als wir sie jetzt besitzen. Der Verfasser spricht sich hierüber, sowie auch über die andere oft aufgeworfene Frage: ob außer den vorhandenen zwanzig Canones des Concils jemals noch weitere existirt hätten (§. 41) nach reiflicher Prüfung aller Gründe und Gegengründe verneinend aus. Besondere Beachtung verdienen auch die Erör-

rrungen über das Symbolum der Synode (welches in grie-
hischer und deutscher Sprache mitgetheilt wird), über die an-
ings projektirte Glaubensformel des Kirchenhistorikers Eusebius
nd dessen ganze Stellung in dem Streit, über Paphnutius
nd die Cölibatsfrage, bei welcher letzteren jedoch S. 416
rig behauptet wird, daß in der lateinischen Kirche die Ehe
en Subdiakonen verboten worden sei, weil man sie schon in
ner Zeit zu den höheren Ordines gerechnet habe. Dieß ge-
hah bekanntlich erst seit Innocenz III.; der Cölibat aber war
en Subdiakonen schon im J. 306 zu Elvira, ja schon in den
postolischen Canones zur Pflicht gemacht. Der umfassende
Kommentar der Canones gehört wohl zu den besten Partien
es ganzen Werks, und berichtigt auch in einigen Punkten
Maassen's scharfsinnige und hier vielfach benutzte Schrift über
en Primat des Bischofs von Rom und die alten Patriarchal-
rchen (Bonn 1853). Bezüglich der Zahl der Synodalmit-
ieder (S. 25) wollen wir den Verfasser darauf aufmerksam
ichen, daß, wie wir aus Cowper's Letter to the editor of
christian remembrancer (London 1858) ersehen haben,
griechisches Verzeichniß des Theodorus Lector existirt, wel-
zu Bassano im J. 1802 in einem Handschriftencatalog
druckt ist. Da es auch uns unbekannt, wissen wir nicht,
s neue Aufschlüsse bietet. Trefflich sind im vierten Buch
Verhandlungen der Synode von Sardika dargestellt, und
ntlich wird auch die Frage, ob dieselbe zu den ökumeni-
Concilien zu rechnen sei und in welchem Verhältniß ihre
nes zum Nicänum stehen, sorgfältig erörtert. Durch Be-
z der neuentdeckten Osterbriefe des heil. Athanasius ist
Verfasser gelungen, den strittigen Punkt über die Ab-
szeit dieser Synode zu erledigen, und ihren Anfang auf
ätherbst des Jahres 343 festzusetzen. Uebrigens hätte
ie und für die Synode von Antiochia (im J. 341)
emani bibliotheca juris orientalis noch manche schätz-
terialien schöpfen können.

Aus dem fünften Buche heben wir bloß die grünl
Untersuchung über Papst Liberius und seinen Abfall von
cänischen Symbolum hervor. Hier wie überall nur durc
Quellen geleitet, weist der Verfasser einerseits die von v
Seiten gegen diesen Papst erhobenen Anschuldigungen ent
den zurück, und zeigt die Unächtheit mehrerer ihm zuges
benen häretischen Briefe, tritt aber auch andererseits gege
unbedingten Vertheidiger desselben auf, unter denen neuerl
Palma in seinen praelectiones hist. eccl. seine völlige
schuld darthun zu können glaubte. Wir fassen Hefele's
sultate (S. 657 bis 73) in Folgendem zusammen. Libe
der Gewalt weichend und durch mehrjährige Haft und
bannung gebeugt, hat die sogenannte dritte sirmische Fo
d. h. die auf der dritten sirmischen Synode im J. 358 ange
mene Sammlung älterer semiarianischer Dekrete unterzeichnet.
dem semiarianischen Charakter und dem Ursprung dieser Form
bekannt, unterschrieb er, nicht ohne Bedenken, bloß aus
Grunde, weil sie keine direkte und ausdrückliche Verwe
der orthodoxen Formel enthielten, und man ihm den Gla
beigebracht hatte, das nicänische ὁμοιούσιος bilde den
mantel für Sabellianismus und Photinismus. Das
frühere Leben des Papstes und sein späteres Auftreten
die Irrlehren, insbesondere aber der von ihm der sirm
Formel beigefügte Zusatz: „wer nicht zugebe, daß der
dem Wesen nach und in Allem dem Vater ähnlich
2c., liefern den sichern Beweis, daß er durch seine Unter
nur das nicänische Wort, nicht den orthodoxen Glauben
gegeben. Allerdings hob Liberius die Kirchengemeinschaf
Athanasius auf, aber es geschah in Folge der gegen
erhobenen Anklagen, denen er einigermaßen Glauben sche
allerdings trat er mit Valens, Ursacius und andern
nern, die ihr bisheriges Bekenntniß abschwächend, die
sirmische Formel annahmen, in kirchliche Verbindung, wie
in der Natur der Sache begründet lag, nachdem er selbst

Formel unterzeichnet hatte. Unrichtig ist die im fünften Buche S. 604 ausgesprochene Behauptung, daß die Synode von Philippopolis zu der sogenannten Glaubensformel μακρόστιχος einen Zusatz gemacht habe, da nach des Verfassers eigener Untersuchung (S. 515 fg.) die genannte Synode vor der Abfassung dieser Glaubensformel abgehalten wurde.

Den Schluß des ersten Bandes bilden die Synoden von Laodicea und Gangra, deren Datum sich nicht mit Sicherheit ermitteln ließ, deren Canones aber gebührende Berücksichtigung finden. In einem Anhange behandelt der Verfasser die von den alten Synoden oft angezogenen sogenannten apostolischen Canones, die freilich nicht von den Aposteln herrühren, aber ihrem Inhalte nach der allerersten christlichen Zeit angehören und im dritten Jahrhundert redigirt worden sind. Außer einer gedrängten Abhandlung über ihre Entstehung gibt er in kürzern Noten eine kritische und exegetische Erläuterung ihres in griechischer und lateinischer Sprache mitgetheilten Textes. Während Drey in seinen berühmten Erörterungen bei gleichlautenden Stellen der Canones mit einer alten Synode die Priorität der Synode annahm, nimmt der Verfasser umgekehrt an, daß die Synode aus den Canones geschöpft habe, und vindicirt so manchem Canon ein höheres Alter als Drey. Leider aber hat der Verfasser zu sehr nach Kürze gestrebt, denn manche Punkte machten noch eine ausführlichere Behandlung wünschenswerth.

Der zweite Band reicht in den Büchern 7 bis 14 von den pneumatomachischen Streitigkeiten und dem ersten Concil zu Constantinopel im Jahre 381 bis zum Dreikapitelstreit und der fünften allgemeinen Synode im Jahre 553. Er zeichnet sich besonders in der Entwicklung des Nestorianismus und Monophysitismus durch neue Resultate in der Forschung und durch geschickte Stoffgruppirung in der Darstellung aus. Weniger befriedigend ist dagegen, wie wir

ue concordia imperii et sac
brauchen können, und S. 36
stantinopolitanischen Concils r
großen dogmatischen Wichtigkei
zweiten allgemeinen Synode g
len sollen. Auch für die Geschich
und des Trierer Concils vom
in einer zweiten Auflage ohne
anlegen.

Das neunte Buch, welches
node von Ephesus im J. 431 t
nestorianische Lehre über die Ver
in Christus, das Verhältniß d
zum Nestorianismus, die Lehre (
niß von Seiten des Nestorius en
Capitel an volle Ordnung und K
ten Verhältnisse des Ephesinum's u
lungen, und kann auch den bes
gegenüber als eine wesentliche V
bezeichnet werden. Dasselbe gilt v
lung der monophysitischen Streitigke

seien. Die Wirksamkeit des Papstes Leo wird ein-
besprochen, und seine an Flavian gerichtete berühmte
dogmatica, worin man das christologische Dogma
ls in irgend einem andern Aktenstücke auseinanderge-
)et, in lateinischem Original und in wortgetreuer deut-
:bersetzung beigefügt. Bei der Darstellung der Räuber-
jetzt der Verfasser unter anderm auseinander, aus wel-
ründen und mit welchem Rechte Papst Leo anfangs die
ıg einer andern Synode verlangte, später aber eine
icht mehr für nothwendig hielt.

:i der Geschichte des ökumenischen Concils von Chalce-
n J. 451, welches von der ersten Frage, wie viele
en dort gehalten seien, bis zur letzten, worin die Be-
des 28sten Canons über den Vorrang des Bischofs
nstantinopel und die päpstliche Bestätigung der Synode
n, reichlichen Stoff zu Untersuchungen darbot, hat
:fasser einen neuen Beweis für seine vollkommene Be-
ng des Quellenmaterials geliefert. Vorzüglich beach-
th ist seine Darstellung der fünften Sitzung, die zu
htigsten im christlichen Alterthum gehört, indem auf ihr
che ihr Dogma von der unio hypostatica der göttli-
ıd menschlichen Natur in Christo dem Nestorianismus
n Monophysitismus gegenüber auf's Bestimmteste und
te formulirte. Hefele verbreitet sich auch über den Un-
zwischen ἐκ δύο φύσεων und ἐν δύο φύσεσιν und
jegen Baur und Dorner letztern Ausdruck als den ur-
ichen und ächten nach. Sehr gut ist auch der Abschnitt,
:r die Entstehung der Canones und die Stellung de-
, welche die päpstlichen Legaten und später Rom selbst
Synode eingenommen. Die in §. 208 gleichsam als
zum eilften Buche beigefügte spätere Geschichte des
hysitismus ist recht dankenswerth, könnte aber in Be-
: die Ausbildung der monophysitischen Fraktionen voll-
r seyn.

Im zwölften Buche interessirt am meisten die Untersuchung über den unter Papst Gelasius erlassenen ersten Index prohibitorum, dessen Aechtheit gegen Pearson und Cave vertheidigt wird. S. 580 hätte der Verfasser die Behauptung der Jansenisten berücksichtigen können, daß die zu Lyon und Arles im J. 475 gegen die Prädestinatianer gehaltenen Synoden von den Semipelagianern bloß fingirt worden seien. Im dreizehnten Buche werden die vom J. 501 bis 504 vom Papst Symmachus zusammenberufenen römischen Synoden in eine neue Ordnung gebracht, und Pagi's und Damberger's Irrthümer beseitigt.

Konnten die beiden letztgenannten Bücher mit ihren vielen bloß zeitlich zusammengehörigen Synoden aus der Mitte des fünften bis zur Mitte des sechsten Jahrhunderts nur mosaikartig ausfallen, so bietet das vierzehnte Buch mit seiner Darstellung des Dreikapitelstreites und der fünften allgemeinen Synode wieder einen vollständigen sachlichen Zusammenhang dar. Wer dieses Buch wieder mit den bisherigen Conciliengeschichten und auch mit den großen kirchenhistorischen Werken des Baronius, Fleury, Natalis Alexander rc. vergleicht, findet bei Hefele nicht nur eine größere Genauigkeit im Detail, sondern auch eine größere Vollständigkeit in allen dahin einschlagenden Fragen, eine bessere Anordnung des Stoffes und eine schärfere Hervorhebung des dogmenhistorischen und canonistischen Charakters der Synode. Der Verfasser hat hier mit einer ganz besondern Vorliebe gearbeitet,[1] möge sich aber doch die Bemerkung gefallen lassen, daß die Darstellung des durch den Dreikapitelstreit in Oberitalien veranlaßten Schisma's gegen die so umsichtig behandelte Geschichte dieses Streits unvortheilhaft absticht und durch eine bessere Benutzung von de Rubeis' Geschichte der Kirche von Aquileja viel gewonnen haben würde.

Der dritte Band umfaßt in sechs Büchern alle vom fünf-

ten allgemeinen Concil bis zum Tode Karls des Großen gehaltenen Synoden, und bereichert ebenfalls die Wissenschaft durch eine große Anzahl wichtiger Untersuchungen. Wir verweisen namentlich auf die Geschichte des Monotheletismus, worin auch die Fragen über den Papst Honorius eine meisterhafte Erörterung gefunden haben. Der Verfasser zeigt in unparteiischer Kritik an der Hand der Quellen, daß Honorius von völlig richtigen Prämissen ausgehend, durch unrichtige Schlußfolgerung zu falschen Ausdrücken gekommen sei und dadurch, ohne selbst Monothelet zu seyn, den Irrthum befördert habe. Die sechste allgemeine Synode hat ihn deßhalb censurirt und mußte ihn censuriren. Denn war auch die Grundlage seiner Argumentation und damit, wie Hefele des Nähern ausführt, er selbst im Herzen orthodox, so enthielten doch seine Briefe faktisch Häretisches (indem darin die orthodoxe Formel *δύο ἐνέργειαι* verworfen und die häretische *ἓν θέλημα* aufgestellt wurde), und die Synode war zu einem strengen Urtheil gegen ihn um so mehr verpflichtet, je größern Vorschub seine Schreiben, weil von der höchsten kirchlichen Autorität ausgegangen, der Häresie leisten mußten und leisteten. Weil Honorius später die in seinen Briefen ausgesprochenen Irrthümer nicht nachweisbar zurückgenommen, so konnten die versammelten Väter auch seine Person mit der Censur belegen. Was der Papst faktisch sagte, verkündete, behauptete, mußte (bemerkt Hefele weiter) die Grundlage für das Verfahren der Synode bilden, während sie das Urtheil darüber, ob er es nicht so schlimm gemeint und ob er nur in der Darstellung des Dogmas gefehlt habe, ohne im Herzen sich der Häresie zuzuwenden, dem allsehenden Auge Gottes überließ. Uebrigens geht aus den beachtenswerthen Worten des kaiserlichen Bestätigungsschreibens: „Honorius der Befestiger (Bestätiger) der Häresie, der sich selbst widersprochen hat" deutlich hervor, daß auch die Synode die für Honorius sprechenden Entschuldigungsgründe kannte,

und man schon damals bemerkte, daß die Conclusion des Papstes nicht mit den Prämissen übereinstimmte, daß er den Terminus zwei Energien verwerfe und doch in seinem zweiten Schreiben selbst so lehre, kurz daß seine Grundanschauung nicht zum Monotheletismus, sondern zum orthodoxen Dyotheletismus hätte führen sollen. Die von Baronius und Damberger gegen die Aechtheit der Synodalakten vorgebrachten Bedenken werden gründlich widerlegt, und der Verfasser bemerkt, daß die lustigen Hypothesen des Baronius weniger diesem als einem Großmeister der modernen critica mordax anzugehören scheinen. Hefele stützt sich bei seiner Untersuchung auf die von Pagi, Natalis Alexander, Palma, Chmel u. s. w. beigebrachten Materialien, fördert aber auch (S. 273 fg.) ganz neue Beweismittel zu Tage, so daß man die Resultate jetzt wohl als endgültig festgestellt betrachten kann. Manches werthvolle Neue in der Geschichte der monotheletischen Streitigkeiten bringen auch die Abschnitte, welche vom Abte Maximus, seinen Schicksalen, seinen Schülern, sowie vom Papste Martin I., seiner Lateransynode vom J. 649, seinem Kampf gegen die Irrlehren und seinem Martyrium handeln. Nicht weniger hat auch die Geschichte des Bilderstreites und der siebenten allgemeinen Synode zu Nicäa im Jahre 787 den Verfasser im achtzehnten Buche zu vielen selbstständigen Resultaten (z. B. über die Entstehung des Bilderstreits und die Zeit, wann er begonnen) geführt, und die ganze Darstellung liefert einen Beweis von Schlosser's flüchtiger und parteiischer Geschichtsbehandlung.

Das neunzehnte Buch (mit der unpassenden Ueberschrift: „Die den Bilderstreit nicht berührenden Synoden zwischen 738 bis 788") behandelt die Synoden des Bonifazius, des Apostels der Deutschen, und charakterisirt in scharfen Zügen dessen ganze apostolische Thätigkeit. Die Chronologie mehrerer seiner Briefe und die Abhaltungszeit der Synoden wird genauer als bisher

festgestellt. Die Nachrichten über eine spanische Synode von Sevilla (im J. 782), welche die bisher fast nirgends erwähnte Migetianische Häresie censurirte, hat der Verfasser aus den spanischen Urkunden des seltenen Werkes España sagrada von Henrique Florez geschöpft. Migetius erklärte unter Anderm in seiner seltsamen Lehre, daß König David der incarnirte Gott Vater, der Apostel Paulus der heilige Geist gewesen sei.

Das zwanzigste Buch (die Synoden von 788 bis 814) zerfällt in vier sachlich von einander sehr verschiedene Kapitel. Im ersten Kapitel wird bei der Geschichte der adoptianischen Synoden der Charakter des Adoptianismus und sein Verhältniß sowohl zur Orthodoxie als auch zum Arianismus und Nestorianismus deutlich entwickelt und namentlich eine neue Hypothese von A. Helfferich, wonach jene Lehre ein Compromiß zwischen der arianischen und orthodoxen Trinitätslehre gewesen und zwar zu jener Zeit abgefaßt sei, wo die arianischen Westgothen unter König Reccared zur Kirche übergetreten, siegreich bekämpft. Herr Helfferich, der es höchlichst bedauert hat, daß das Hauptaktenstück der Adoptianer, nämlich das große und wichtige Sendschreiben des Erzbischofs Elipandus von Toledo an die Bischöfe Frankreichs und Deutschlands, noch niemals veröffentlicht worden, wird sich freuen hier zu hören, daß dasselbe bereits vor achtzig Jahren von dem gelehrten Spanier Masans dem Fürstabt Froben Forster zu St. Emmeran in Regensburg mitgetheilt wurde und in dessen bekannter Ausgabe der Werke Alcuins zu finden ist. Das zweite Kapitel behandelt die Betheiligung des Abendlandes am Bilderstreit und bespricht besonders die sogen. karolingischen Bücher. Hefele weist an speciellen Beispielen nach, mit welch' unglaublicher Flüchtigkeit diese gegen das zweite Concil von Nicäa polemisirenden Bücher abgefaßt sind: bald werden Stellen als verba ipsissima der Synode mitgetheilt, die gar nicht in den Akten stehen; andere werden förmlich verdreht; Aus-

sprüche eines Afterconcils vom J. 754 werden der Synode zur Last gelegt, Namen verwechselt, und auf den Hauptpunkt der strittigen Frage, auf die zu Nicäa scharf accentuirte Unterscheidung zwischen cultus latriae und προσκύνησις wird gar keine Rücksicht genommen; die Bücher klammern sich nur an dem Mißgriffe an, daß die lateinische Uebersetzung der nicänischen Akten das Wort προσκύνησις immer mit adoratio gegeben hatte. Der von Migne in Paris in seinem cursus patrologiae mit gewohnter Flüchtigkeit besorgte Abdruck dieser Bücher unterliegt dem verdienten scharfen Tadel des Verfassers. Migne hat nicht einmal die bessere Ausgabe von Heumann, sondern die schlechtere von Goldast zu Grunde gelegt und dessen Noten, ohne es freilich zu sagen, wieder abdrucken lassen, hat also entschieden Schlechteres geboten als man bisher schon besaß. Und doch hätte, sagt der Verfasser, auch die Ausgabe von Heumann noch so mancher Verbesserungen bedurft. Es fehlt darin sogar der Nachweis, an welchen Stellen der nicänischen Akten die von Karl dem Großen getadelten und bekämpften Ausdrücke vorkommen, ob sie sich dort wörtlich oder in anderer Fassung oder auch gar nicht vorfinden. Sehr dankenswerth ist deßhalb die von Hefele S. 665 ff. sorgfältig ausgearbeitete Tabelle für die Vergleichung dieser Bücher mit den Synodalakten.

Mit Uebergehung der beiden letzten Kapitel über mehrere englische, italienische und fränkische Synoden aus den letzten Lebensjahren Karls des Großen, fügen wir schließlich noch als kleine Berichtigungen bei, daß der Verfasser S. 2 durch einen lapsus calami Mastricht an die Mosel verlegt, eine in Genf abgehaltene Synode S. 578 irrthümlich nach Genua versetzt hat und S. 628 ungenaue Angaben über Karls Feldzug gegen die Avaren vom J. 791 nach Büdingers öster. Geschichte I. 131 fg. verbessern kann.

Der eben erschienene reichhaltige vierte Band, der vom

Tode Karls des Großen bis zum Pontificate Gregors VII. reicht, gab dem Verfasser besondere Gelegenheit, seine auch auf dem Gebiete der Profangeschichte angestellten Forschungen vorzulegen, und die Kritik muß über diese ebenfalls ein günstiges Urtheil fällen, wenn sie auch im Einzelnen, wie dieß bei einem so umfangreichen Stoff kaum anders zu erwarten, manche kleine Irrthümer zu berichtigen hat. Bei seiner Polemik gegen die Behauptungen Anderer nimmt Hefele mit richtigem Takt nur auf solche Werke Rücksicht, die durch ihren wissenschaftlichen Charakter einer Widerlegung würdig sind, nicht aber auf tendentiöse Machwerke, Traktätchen und Flugschriften, für deren Hirngespinnste die Wissenschaft keine offenen Regesten zu halten braucht. Aber auch solche Werke, die früher von gewissem Werthe, jetzt förmlich veraltet sind, z. B. Ludens teutsche Geschichte könnte der Verfasser füglich unberücksichtigt lassen, da auf sie sich Niemand mehr berufen wird.

In der Geschichte der Aachener Reformsynoden vom J. 816 und 817, womit das erste Buch dieses Bandes beginnt, gibt der Verfasser neue Aufschlüsse über das Verhältniß der Aachener Statuten bezüglich der Canonikate zu der bekannten Regel Chrodegangs; charakterisirt in der Geschichte der abendländischen Synoden über den Bilderstreit die bezügliche Betheiligung des Abendlandes unter Ludwig dem Frommen; zeigt, daß man die Bedeutung der hieher gehörigen Pariser Synode vom J. 825 bisher überschätzt, und daß die fränkischen Bischöfe gegen die Bilder, deren Verehrung in ihren Diöcesen praktisch geübt wurde, nur einen theoretischen Kampf geführt haben. Auch über die fränkischen Reformsynoden vom J. 828 und 829 ist ein neues Leben verbreitet.

Einen wichtigen Beitrag zur Dogmengeschichte bietet die Entwicklung der Gottschalk'schen Händel, denen der Verfasser eine ganz specielle Aufmerksamkeit zugewendet hat. Auch dem Nichttheologen wird es besonders durch die zahlreichen Aus-

.,... Wichtig für den E
male geführte Nachweis (S. 13.
der Synode von Quiercy im J.
über die Verurtheilung Gottschall

Besonders schwierig war di
für die zweite Hälfte des neunte
auf verschiedenen Synoden die ver
z. B. die Streitigkeiten wegen P
Lothringen, wegen der Bulgaren,
Rheims mit Rothadius von Soisso
Papst Nikolaus I. u. s. w. gleichzeit
wir müssen deßhalb hervorheben, d
nologische Moment mit der sachliche
Stoffes glücklich in Einklang zu br
den Einzelnheiten verweisen wir da
mit der Frage über die Gültigkeit d
so eng verflochtene Angelegenheit de
bischofs von Syrakus, neu beleucht
Parallelstellen die Fälschung der päp
tius nachgewiesen ist. In den E
in dem Streite Hinkmars mit N...

Verhältnisse sollte man doch schließen, daß Rothad als Bischof mit vollem Recht einen sittenlosen Kleriker absetzen durfte.

Das 27te Buch ist für ein besseres Verständniß und eine gerechtere Würdigung des zehnten Jahrhunderts wichtig und beseitigt manche fast traditionell gewordene irrige Ansichten über kirchliche Verhältnisse und Personen. So wird S. 521 die Behauptung, daß Papst Johann VIII. die Usurpation Boso's, der das Reich Arelat an sich gerissen, gebilligt habe, widerlegt; S. 549 ff. wird manches Neue zur Ehrenrettung der Päpste Sergius III. und Johann X. beigebracht; in Gerberts Streit um den Stuhl von Rheims wird gegen Pertz, Wattenbach und Giesebrecht die Stelle „in concilio causeio", aus der man eine Synode von Coucy herleitete, richtig erklärt u. s. w. Die Verhältnisse Otto's I. zum Kirchenstaat, die durch ihn bewirkte Absetzung des Papstes Johann XII., seine eigenmächtige Erhebung Leo's VIII. und dessen berufene Bulle in Betreff der Papstmacht werden sehr gründlich und ausführlich erörtert. Der Verfasser stützt sich hierbei vornehmlich auf die durch lichtvolle Entwicklung der Verhältnisse zwischen Papstthum und Kaiserthum in der Ottonischen Zeit ausgezeichnete Schrift von Professor Floß in Bonn „die Papstwahl unter den Ottonen" (Freiburg, Herder 1858), und nimmt die Aechtheit der von diesem aus einem Trierer Codex publicirten Bulle Leo's VIII. für Otto I. für erwiesen an. Wir theilen diese Annahme nicht und halten vielmehr das Aktenstück für ein Fabrikat des zwölften Jahrhunderts, entstanden in der Zeit, wo die Staufer ähnliche Rechte auf die Besetzung des päpstlichen Stuhles geltend machten, wie sie hier dem Kaiser Otto vom Papste zugestanden werden. Stellen aus dem römischen Recht, die in der Urkunde vorkommen (z. B. quodcunque igitur imperator per epistolam constituit vel edicto precepit, vel rescripto decrevit, S. 148), waren nicht dem zehnten Jahrhundert, wohl aber der staufischen Zeit geläufig,

in der jenes Recht wieder auflebte (bekanntlich kömmt die erst Stelle aus demselben in einer kaiserlichen Urkunde für Deutschland erst im J. 1144 vom 17. Oktbr. in Konrads III. Diplom für Hersfeld, in den Kaiserregesten Nr. 2237 vor), indem man den Kaiser wie im römisch-byzantinischen Reich für di Quelle alles Rechts, den kaiserlichen Willen für Gesetz erklärt In Trier, wo Floß die Handschrift aufgefunden, hat man da mals auch den Friedrich-Hadrian-Hillin'schen Briefwechsel fa bricirt, wie Jaffé in Wattenbachs Iter Austriacum (Archi für Kunde österreichischer Geschichtsquellen, Band 14, im Ab druck S. 60 fg.) nachgewiesen hat. Dambergers Ansicht, di „Antapodosis" rühre nicht von Bischof Luitprand von Cre mona her, hätte den Verfasser S. 550 nicht irre machen sollen, da uns das Werk noch in dessen eigener Handschrif (vergl. Wattenbach, deutsche Geschichtsquellen im Mittelalter S. 212) aufbewahrt ist. Antapodosis aber heißt es nicht wie Hefele S. 539 sagt, in dem Sinne des Spruch's „di Geschichte ist das Weltgericht", sondern weil Luitprand nach seinem eigenen Bekenntnisse in dem Werke sich persönlich rächen und seinem Hasse gegen seine Feinde, besonders gegen Berengar und Willa, Luft machen wollte.

Die drei letzten Bücher des Bandes handeln von den Synoden des eilften Jahrhunderts, und es fallen in diesen Zeitraum namentlich die Bemühungen der Kirche zur Einführung des Gottesfriedens, des Schisma des Michael Cärularius von Constantinopel, die Berengar'schen Abendmahlsstreitigkeiten, die großartige reformatorische Wirksamkeit Leo's IX. und seiner Nachfolger, die Wirksamkeit der Pataria in Mailand und der ganzen Lombardei, die Beziehungen Rom's zu den Normannen, das neue Edikt in Betreff der Papstwahl vom J. 1059, der Kampf zwischen Alexander II. und Cadalous, die Thätigkeit des hl. Peter Damiani und Anno's von Köln und endlich das Verhältniß Heinrichs IV. zu Rom bis

zum Pontificate Gregors VII. Durch Berichtigungen und Aufklärungen sind besonders die Abschnitte über Leo IX., Nikolaus II. und Alexander II. auch für die Profangeschichte bemerkenswerth. So wird z. B. der auch noch von Giesebrecht (Kaisergeschichte 2,546) festgehaltene Irrthum, daß Heinrichs II. Biograph Adalbert bezüglich der Gründung des Bisthums Bamberg von zwei Frankfurter Synoden spreche, beseitigt; nachgewiesen, daß ein Dekret in Betreff der von der Häresie zur Kirche zurückkehrenden Kleriker bisher fälschlich dem Papste Leo IX. zugeschrieben worden, daß es von Leo I. erlassen sei, und demnach eine darauf gebaute Hypothese Gfrörer's in Nichts zerfällt. S. 684 wird gegen Giesebrecht gezeigt, daß Leo IX. durch die Rheimser Synode vom J. 1049 durchaus nicht die pseudoisidorianischen Decretalen habe durchführen und eine völlige Unterwerfung des noch immer theilweise freien französischen Episcopats habe erzielen wollen, daß vielmehr die Synode lediglich eine Reform der Kirche an Haupt und Gliedern bezweckte; die Synode von Mantua wird mit neuen Beweisen gegen Will dem J. 1064 vindicirt. Auch die neuesten Publikationen werden überall vom Verf. sorgsam zu Rathe gezogen, z. B. für die Erfurter Synode vom J. 932 die 1856 in den Quellen zur bayerischen und deutschen Geschichte mitgetheilten Bruchstücke, für die Mainzer Synode vom Jahre 1049 die 1850 von Dronke edirte Urkunde Heinrich's III., für die normannische Geschichte in Unteritalien das von Champollion-Figeac in einer altfranzösischen Uebersetzung herausgegebene Geschichtswerk des Mönches Amatus u. s. w. Aus der präcisen Darstellung der Berengar'schen Händel ergibt sich die Unhaltbarkeit von Gfrörers auch von Andern nachgeschriebener Hypothese, daß der französische König mit Berengars Hilfe ein französisches Staatskirchenthum habe errichten wollen. Gfrörer würde, hätte er Hefele's Beweisführung gekannt, in seinem neuesten Werke über Gregor VII. die verunglückte Hypothese nicht von Neuem ausgesprochen haben. Schade ist,

daß Hefele den ausgiebigen Stoff der zuletzt erschienenen Bände dieses Werks nicht benutzen konnte. Schwerlich hätte er dann z. B. S. 693 behauptet: „dem Grafen Balduin von Flandern verbot der Papst (Leo), die Tochter des Herzogs Wilhelm von der Normandie zu heirathen, wie er dem letzteren untersagte sie dem Grafen zu geben", da es heißen muß (Gfrörer Gregor VII. Bd. 3, 271): „der Papst untersagte, daß Graf Balduin dem Normannen Wilhelm seine Tochter zum Weibe gebe und daß der Normanne besagte Flamänderin ehliche." Ungenau sind auch S. 626 fg. die Angaben über den Gandersheimer Streit, wie der Verfasser aus Hüffer's in der Vorrede zu der Uebersetzung der Biographien der Bischöfe Bernward und Godehard von Hildesheim (Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit, Lieferung 36) gegebenen Ausführung ersehen kann.

Haben wir unsere Leser bisher mit dem wissenschaftlichen Werth der vorliegenden Conciliengeschichte einigermaßen bekannt gemacht, so wollen wir schließlich auch auf die praktische Bedeutung, die ihr Studium gerade in unserer Zeit gewinnen kann, wenigstens aufmerksam machen. Die Synoden gehören zu den fruchtreichsten Lebensäußerungen der Kirche und die Geschichte lehrt, daß, je tiefer das Synodalwesen in den verschiedenen Jahrhunderten Wurzel geschlagen, desto segensvoller die kirchliche Entwicklung gewesen ist. Denn auf den Synoden sind von jeher die wichtigsten religiösen Lebensfragen zur Verhandlung gekommen, durch sie hat die Kirche offenkundig ihre Einheit gezeigt und den Reichthum ihrer Mittel bekundet, nicht nur um die wilde Naturkraft der Völker zu zähmen, sondern auch um der verwilderten Verstandeskräfte Meister zu werden und das sociale Weh der Zeiten zu lindern. Darum ist auch der beste Beweis für den traurigen Zustand der kirchlichen Verhältnisse der letztvergangenen Jahrhunderte darin zu suchen, daß bei der Unterbindung der geistigen Lebensadern

durch äußere Gewalt und bei den innerhalb der Kirche vorhandenen tiefen bis zum Abfall auslaufenden Spaltungen keine Synoden mehr gehalten worden sind, ja sogar ihre Abhaltung durch die Obern und alle ächt kirchlich Gesinnten verhindert werden mußte. Haben doch, bemerkt Hefele in einem lehrreichen Aufsatz über die Wiener Provinzialsynode (Tübinger theologische Quartalschrift, Jahrgang 1860 S. 118), die Provinzialconcilien nur die cäsaropapistischen Tendenzen der Fürsten und die Diöcesansynoden dem neologischen Treiben gewisser Bischöfe und den demokratischen Gelüsten vieler Geistlichen niedern Ranges zur Stütze gedient. Diese Zeiten sind gottlob vorüber und es gilt jetzt, sagt Kardinal Geissel in seinem oberhirtlichen Ausschreiben für das Kölner Concil, durch die Synoden eine der heilsamsten Kirchensatzungen wieder herzustellen und den seit dreihundert Jahren abgebrochenen Faden einer glanzvollen Vergangenheit wieder anzuknüpfen. Je klarer nun die Einsicht in diese Vergangenheit, je richtiger die Erkenntniß dessen, was den Vorfahren förderlich oder verderblich gewesen, desto fruchtreicher werden die Bemühungen, desto edler und tüchtiger die Kräfte für die Aufgabe der Gegenwart seyn. Das genaue Studium der Synoden ist demnach unerläßlich und Hefele's Werk hat dieses auch für weitere Kreise in ausgezeichneter Weise erleichtert.

Frankfurt am Main. J. J.

VII.

Zur Charakteristik der Zeitschrift des Pro
von Sybel.

Man spricht viel von einer jetzt ganz allgemein verb
ten höheren Bildung des Geistes und des Herzens, vom
sunden Urtheile und der Reife des großen Publikums. G
wohl hat sich aber ein zunftmäßig abgeschlossenes Schulw
mit dem Anspruche, die Aristokratie der Intelligenz und
Gesinnung zu seyn, beinahe ohne Widerspruch über jene d
kratische Fiktion emporgehoben. Betrachten wir die G
ganz genau, so gewahren wir wohl auch noch, wie und
sich die freie Republik der Geister monarchisch-absolutistisc
spitzen möchte. Gewiß eine eigenthümliche Erscheinung!
der einen Seite erzählt man dem Gevatter Matz, daß
die Reihe der Denker und Philosophen eingetreten sei,
auf der andern Seite versucht man es, allen Leuten, die
zur Sekte der Wissenschaftspächter gehören, jedes eigene
theil zu verbieten.

Besonders deutlich zeigt sich dieses in der modernen
schichtswissenschaft, denn auf diesem Gebiete gibt es, wenn
der Zeitschrift des Prof. von Sybel glauben wollen, g
wärtig nur noch eine einzige geistige Macht. Wer nicht

die Fahne der großen Meister tritt, der ist ein Finsterling oder als unwissenschaftlicher Dilettant rettungslos verloren.

Um die ganze Sachlage auch nur einigermaßen würdigen zu können, müssen wir aber etwas weiter zurückgreifen und zwar auf das vor einem Jahre noch ziemlich dunkel zu nennende Programm jener Machthaber. Nunmehr ist ihr dem Gothaismus nahe genug verwandter Parteistandpunkt enthüllt, und es braucht sich Niemand mehr den Kopf darüber zu zerbrechen, was denn eigentlich der Kern jener „dem Feudalismus, Radikalismus und Ultramontanismus“ Fehde ansagenden Phrasen gewesen sei. Man hatte es hier nur mit Stich- und Schlagwörtern zu thun und zwar mit ziemlich wohlfeilen, aber immer noch gangbaren. Sunt verba, verba praetereaque nihil.

Aber darum handelte es sich, wie man sich rasch in den Sattel schwingen, rasch den Richterstuhl einnehmen und alle Schöffenbänke mit seinen Schülern besetzen könne. Es lag etwas Napoleonisches im gelehrten Staatsstreiche der modernen Schule, wenigstens in den Intentionen. Bei der Durchführung freilich wurden zuweilen sehr ungeschickte Mittel angewendet. Doch hievon später.

Wenn nun auch über das Programm der bahnbrechenden Sybel'schen Zeitschrift keine Dunkelheit mehr obwaltet, so können wir uns doch nicht versagen, dieses in seiner Art sehr merkwürdige Schriftstück etwas zu analysiren. Wir lesen in demselben: „einerseits gehen wir nicht darauf aus, schwebende Fragen der heutigen Politik zu behandeln, oder uns zu einer speciellen politischen Partei zu bekennen“. Das ist denn doch eine Schreibweise, die gar sehr an diplomatische Stelzen und an die beliebte Politik der freien Hand erinnert. Wir gehen nicht darauf aus, uns zu einer speciellen politischen Partei zu bekennen! Was ist hiedurch gesagt? Boshafte Kritiker könnten das Geständniß: man wisse eigentlich noch nicht, wohin sich das Zünglein neigen werde, ohne sonderliche Mühe aus diesem Satze herausdeuten. Wer nur halbweg klar ist,

der weiß auch, zu welcher politischen Partei er gehört, und wer schlicht und einfach, der erkennt auch die Pflicht an, sich offen zu seinen Meinungsgenossen zu halten. Wer über den Parteien stehen will, der verwechselt eben die geistigen und daher allzeit vorhandenen Gliederungen mit den materiell gewordenen Zerrbildern, mit den Faktionen.

Der Radikalismus setzt nach Sybel die subjektive Willkür an die Stelle des organischen Verlaufes. Gut; allein in diesem Falle hat sich die moderne Geschichtsschreibung ebenfalls nicht von radikalen Elementen freigehalten, da sie, nach der Versicherung Wilhelm Giesebrechts, eines hervorragenden Mitarbeiters der Zeitschrift, „nothwendig mit der ganzen alten Tradition brechen, nothwendig über eine Ueberlieferung, deren Zielpunkte nicht an ihr Ideal hinreichen, hinausgehen muß" (S. 10). Nun versichert man freilich, man stelle gleichwohl nur das Objektive dar, eine Versicherung, die wir uns recht gerne gefallen lassen wollten, wenn nur nicht allzu gewiß wäre, daß wir Menschenkinder die uns als Subjekten und concreten Personen verliehenen Augen, die geistigen wie die leiblichen, benützen müssen, um die Objekte auch nur sehen zu können. Man täuscht daher sich und andere, wenn man von seiner Objektivität viel Wesens macht. Handelt es sich aber bei der Geschichtsschreibung gar um die Aufstellung eines Ideals, zum Behufe der Ausmärzung der hiemit nicht übereinstimmenden Traditionen, so stehen die eine solche Auswahl für sich beanspruchenden Historiker, falls sie nämlich nur Menschen sind und nicht Götter und Göttersöhne, ganz einfach auf dem so beharrlich in Abrede gezogenen subjektiven Standpunkte, und zwar so sehr, daß auch der reinsten Willkür Thür und Thor offen bleibt.

Vom Feudalismus offenbart uns Herr von Sybel, daß er dem fortschreitenden Leben abgestorbene Elemente aufnöthige. O des armen fortschreitenden Lebens, das sich Abgestorbenes aufnöthigen läßt! Bedarf es zu seinem Schutze gar der ge-

lehrten Historik, dann ist seine Niederlage freilich schon entschieden. Das wahre wirkliche Leben stößt von selbst alle leichenhaften Stoffe aus. Daher ist ein förmlich organisirter Kampf gegen eigentliche Repristinationsgelüste ein ziemlich überflüssiges Geschäft. Wir hätten deßhalb statt des Schlagwortes eine nähere Angabe der dem modernen Leben vom Feudalismus drohenden Gefahren erwarten dürfen, um so mehr, als man bekanntlich auch solche Strebungen, die mit abgestorbenen Dingen gar nichts gemein haben, als feudalistische zu brandmarken sucht.

Nach Sybel ist es endlich der Ultramontanismus, welcher die nationale und geistige Entwickelung der Autorität einer äußern Kirche unterwirft. Hier sind wir abermals zu einer Frage berechtigt: was denn eigentlich eine äußere Kirche sei? Daß unter der Firma, den Ultramontanismus zu bekämpfen, da und dort gute Geschäfte in Antikatholicismus gemacht werden, bedarf wohl keines Beweises. Man hätte uns also nicht eine Phrase, sondern eine bündige Erklärung geben sollen, damit wir doch wenigstens bestimmt wissen, welche Richtung des kirchlichen Lebens so unglücklich sei, von den alleinberechtigten Pflegern der Geschichtswissenschaft mißbilligt zu werden. Oder sollte Herr von Sybel an die Existenz von Ultramontanen in der vulgären Bedeutung glauben können? Man gebe uns doch Thatsachen und zeige, inwieferne die nationale und geistige Entwickelung der kirchlichen Autorität unterworfen worden sei. Was die erstere betrifft, so leben in Deutschland bekanntlich ebenso viel Katholiken als Protestanten. Es ist daher anmaßlich, den Akatholicismus als den Ausdruck eines Bedürfnisses der ganzen Nation darzustellen. Wenn aber die Kirche durch standhafte Verwerfung des nicht sowohl denkenden als dialektische Künste übenden Geistes ihre heilige Pflicht erfüllt, so bleibt sie hiebei ganz und gar in ihrer Rechtssphäre und kann nur vom Fanatismus des Unglaubens der Beeinträchtigung von geistigen Interessen bezüchtigt werden. Wer ihr diesen guten

Kampf verdenkt, der steht zwar außerhalb ihres geweihten Kreises, aber festgebannt wie durch bösen Zauber innerhalb eines anderen Cirkels, unfähig zur freien geistigen Bewegung. Die beharrliche Ablehnung aller skeptischen, pseudomystischen und überhaupt das Christenthum anfeindenden Zeitlehren, ist nicht sowohl ein Attribut des Ultramontanismus als des Katholicismus überhaupt, und gläubige Protestanten verwahren sich bekanntlich ebenfalls mit aller Entschiedenheit gegen die pantheistischen Herrlichkeiten, die dem guten deutschen Volke als Spitze und Blüthe seiner geistigen Entwickelung dargeboten werden sollen. Wozu also die in der ganzen Zeitschrift bald fein bald plump angebrachten Stöße gegen den Ultramontanismus? Sie gelten dem Katholicismus, als dem eigentlichen Kernpunkte alles Widerstandes gegen die Herrschaft, die sich der emancipirte Menschenwitz über das göttliche Wort anmaßt.

Selten wohl mag eine so wunderliche Trias von zu bekämpfenden Ungethümen zusammengestellt worden sein. Sollte der Radikalismus befehdet werden, so mußte denn doch auch der oftmals Hand in Hand mit ihm gehende und den organischen Verlauf ebenfalls verneinende Absolutismus mit auf den Index gesetzt werden. Ist der Ultramontanismus so sehr vom Uebel, wie kommt es doch, daß des Pietismus nicht auch gedacht wird? Nicht nur die falsche Romantik feudalistisch gesinnter Junker und die Sucht, patriarchalische Zustände in Zeiten der an Fäulniß angrenzenden Ueberreife hineinzudeuten, haben die richtige Einsicht in den Gang der Geschichte beeinträchtigt; auch der Realismus und Materialismus der Fortschrittsmänner, deren Tanz um das goldene Kalb und die dem Utilitätsprincip dargebrachten Huldigungen trüben den Blick. Auch gegen diese „falschen Richtungen" hätte man Front machen müssen.

Obgleich sich nun, wie aus dem Mitgetheilten hervorgehen dürfte, das Programm der Sybel'schen Zeitschrift nicht durch sonderliche Logik und Bestimmtheit auszeichnet, scheinen

ch die Herausgeber darüber ganz im Klaren gewesen zu
in, daß eine jede von ihrer Methode abweichende Art, Ge-
ichte zu schreiben, eine völlig unberechtigte sei, denn sie vin-
iren sich den Beruf, directive Normen für die Geschichts-
reibung aufzustellen und die bisher eingeschlagenen Abwege
r scharf zu charakterisiren.

In der That zeigen die Namen, welche das erste Heft
der Stirne trägt: Giesebrecht, Waitz, Ranke, Pertz und
roysen, daß wir es da mit den Ansichten gefeierter Autori-
ten zu thun haben Niemand wird die Leistungen und Ver-
nste solcher Männer bezweifeln, aber selbst bei der größten
ochachtung und Verehrung für dieselben wird man doch nicht
ersehen dürfen, daß es noch eine große Anzahl ebenfalls
r tüchtiger und mit den aufgestellten Normen keineswegs
llig übereinstimmender Historiker gibt. Diese müssen gehört
d widerlegt werden, wenn man das Schlachtfeld behaupten
ll, denn auf die Dauer reicht man mit Ignoriren und
chmähen nicht aus, obgleich das bekannte altum silentium
r einige Zeit treffliche Dienste zu leisten im Stande ist, na-
entlich dann, wenn die guten und gehaltvollen Arbeiten des
iderparts ruhig todtgeschwiegen, die schwachen oder in der
orm verfehlten aber gehörig an's Licht gezogen werden.
ines der schlagendsten Beispiele dieser Taktik zeigt das
gen Gfrörer's Gregor VII. bisher versuchte Verfahren. Nun
hört bekanntlich der Satz, daß die Verschiedenheit der con-
ssionellen Ueberzeugungen bei Männern der Wissenschaft
cht zur Geltung kommen dürfe, zu den Lieblingsthesen,
it denen uns der seichte Humanismus beglückt hat. Im
runde genommen glaubt Niemand an dessen Richtigkeit, wohl
er bedient man sich seiner als einer fable convenue.

Während die ganze Haltung der Sybel'schen Zeitschrift
e durch und durch akatholische und vielfach antikatholische
, beansprucht sie doch, man solle sich hierüber völlig hinweg-
zen und ihre Parteilichkeit übersehen. Daß der eifrige Pro-

testant den Protestantismus für die höhere Form des kirchlichen Lebens hält, kann uns nicht befremden. Will er uns aber zumuthen in seine Bewunderung einzustimmen, so muthet er uns eben Dinge zu, die wir füglich zurückweisen. Fides praecedit intellectum ist der unwandelbare Grundsatz der katholischen Wissenschaft, während die seit der Reformation und durch dieselbe gebildeten Schulen einen Fortschritt gemacht zu haben beanspruchen, insoferne sie mehr oder minder vom positiven Glauben abstrahiren. Aus diesem Grunde sind die von Giesebrecht geäußerten Hoffnungen auf Ausgleichung von Gegensätzen, welche Jahrhunderte schmerzlich bewegt haben, keineswegs begründet. So wie sich die Gegenwart unserem Auge darstellt, ist leider sogar der zwischen den beiden Confessionen bisher obwaltende äußere Friede bedroht, und wir geben zu bedenken, ob die von der historischen Zeitschrift veranstaltete Ultramontanenhetze die thatsächlich vorhandene Kluft nicht erweitern müsse.

Wenn sich die moderne Wissenschaft dem Glauben gegenüber ganz indifferent verhält, und es z. B. für möglich erachtet, daß ein gelehrter Jude eine gute Geschichte des katholischen Bayerlandes schreiben könne, so sollte sie doch wenigstens consequent bleiben, und nicht mit dem Protestantismus als dem Glauben der intelligenten Leute cokettiren wollen. Die Dogmen der protestantischen Kirche können ebenfalls das subjektive Ermessen nicht völlig freigeben, sind ebenfalls eine Fessel für jene starken Geister, die das Wesen der Freiheit in der Schrankenlosigkeit suchen. Und doch will man im Katholicismus ein Evangelium der Bigotterie, im Protestantismus aber eine völkerverjüngende urkräftige Macht gefunden haben. Es kann sich also offenbar nicht um den orthodoxen Protestantismus handeln, sondern um eine demselben diametral entgegengesetzte Sache. In der That flüchten sich der Pantheismus und Materialismus unserer modernen philosophischen Systeme unter die Fittiche der Wittenberger und Genfer Lehre

und befehden von diesem Asyle aus in erster Linie den Katholicismus, sodann aber jedes positiv christliche Bekenntniß, natürlich zu Ehren der mit dem principiellen Zweifel identificirten modernen Wissenschaft. Sollte es wohl eine reine Zufälligkeit seyn, daß sich David Strauß unter den Mitarbeitern der Sybel'schen Zeitschrift befindet? Hat man doch die Gleichgültigkeit oder Feindseligkeit gegen kirchliche Satzungen vielfach als ein förmliches Präjudiz zu Gunsten der geistigen Reife der betreffenden Individuen aufgefaßt, im umgekehrten Falle aber, bei einem jeden treugläubigen Schriftsteller eine gewisse Beschränktheit und Verschrobenheit in den Gesichtspunkten, und jedenfalls Unwissenschaftlichkeit, ja sogar Unredlichkeit vorausgesetzt!

Stich- und Schlagworte sind freilich von großem Nutzen, wenn es sich um den Beifall der eines eigenen Urtheils unfähigen Massen handelt. Daher befinden sich die Vertreter des modernen Wesens in der Lage, auf das ihnen beigelegte Prädikat der Wissenschaftlichkeit großen Werth legen zu müssen. Man sagt nicht zu viel, wenn man ihnen vorwirft, daß sie die Wissenschaft förmlich in Pacht genommen haben. Fragt man sie nach einer Definition derselben, so erhält man freilich eine Antwort. die nur Spott auf den Frager zu seyn scheint. Construirt man sich aber aus mündlichen und schriftlichen Aeußerungen der Zunftgenossen den Begriff ihres Wissens, so erzielt man doch wenigstens den greifbaren Satz: so wie wir es treiben, das ist wissenschaftlich; alles Uebrige aber dilettantisch.

Daran erkenn ich den gelehrten Herrn,
Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern;
Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar,
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr sei nicht wahr;
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht,
Was ihr nicht münzt, das, meint ihr, gelte nicht.

Oder was ist es anders als Monopolwirthschaft, wenn man für sich allein Gelehrsamkeit, kritische Schärfe, Geist,

Fleiß, richtige Methode und namentlich auch Unparteilichke
und Gewissenhaftigkeit in Anspruch nimmt? Gehen wir d
Recensionen in Sybel's Zeitschrift durch, so haben höchster
die vereinigten Meister und Gesellen des ehrsamen privilegi
ten Geschichtshandwerkes etwas Brauchbares und Vernünftige
geschrieben, alles andere aber war Gallimathias, Dilettanti
mus u. s. w., oder eben nur einer Anzeige würdig, kein
Besprechung.

Ueberhaupt zeigt sich der Geist dieser Zeitschrift am deu
lichsten in den Recensionen, die offenbar keinen andern Zwe
haben, als recht klar zu zeigen, wo allein die wahre Wei
heit zu finden sei. Wir werden unsern allgemeinen Betrac
tungen einige wenige concrete Beispiele als Stütze beigebe
und verweisen im Uebrigen auf das Buch selbst. Zuerst ve
dient bemerkt zu werden, daß Prof. Waitz in einem an Hern
v. Sybel gerichteten und von diesem zum Abdrucke beförderte
Briefe das Recept zu den Recensionen gegeben hat (S. 19
Er fordert dazu auf, „Unkraut auszujäten und ein lustige
Feuer davon zu machen", ein Geschäft, dem sich eine Anza
junger Herren mit sichtbarem Behagen sofort zugewendet ha
während die bewährten, älteren Mitarbeiter im kritische
Theile der Zeitschrift, wo ihre Betheiligung schon aus Grün
den der äußeren Schicklichkeit von besonderem Werthe gewese
wäre, ziemlich schweigsam geblieben sind.

Das Schreiben des Prof. Waitz ist aber noch in ander
Rücksicht beachtenswerth, nämlich als Ergänzung der zuer
gegebenen Inauguralrede Giesebrechts. Während dieser, na
unserem Geschmacke in etwas zu emphatischer Weise, die Lich
seiten der modernen Geschichtschreibung bespricht, ohne die obl
gaten Schattenzüge einzuzeichnen, und somit einen dichtbelaub
ten Lorbeerkranz auf das Haupt seiner Genossen zu drücke
gedenkt, sucht Waitz die seinen Ansichten nicht beipflichtende
Schriftsteller mit Stroh und Dornen zu krönen. Der Bri
liest sich wie eine unter vier Augen vorgenommene Entleerun

der Gallenblase und hätte wohl nicht gedruckt werden sollen, da er nothwendig böses Blut machen muß. Um die Doctores imberbes zur barschen Kritik anzueifern, hätte es jedenfalls seiner nicht bedurft, nach dem bekannten Ausspruche des Dichters: „schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort, das schwer sich handhabt, wie des Messers Schneide". Ein gereifter Mann, der solche Dinge zu lesen bekömmt, wie die K oder auch — n gezeichneten Recensionen, denkt im günstigsten Falle an den Baccalaureus, und wünscht dann dem Moste von Herzen, er möge bald ein Wein werden.

Um eine so majestätische Sprache zu führen und zwar keineswegs hochbedeutende aber zum Theile ganz ehrenwerthe, nützliche und selbstständige Arbeiten mit einigen wenigen Worten abfertigen zu können, muß man auch selbst schon etwas geleistet haben. Ist aber dieses der Fall, so ist man in der Regel auch mild geworden. Indessen schaden derartige burschikosen Recensionen ebenso wenig als sie nützen, denn wer zu viel sagt, sagt nichts. Daß die katholischen Schriftsteller in der Sybel'schen Zeitschrift am schlimmsten wegkommen, versteht sich eigentlich ganz von selbst, da Katholicismus und moderne Allwisserei nicht wohl gute Freunde seyn können.

Hefele wird eifrigeres Studium der historischen Quellen anempfohlen, Damberger sucht man lächerlich zu machen, über Hennes, Fehr, Bumüller, Dudik u. v. A. wird in so durchaus liebloser, jeden Beruf und alle Begabung absprechender Weise geurtheilt, daß man nur befürchten muß, es werde Niemand im Stande seyn, die Werke der jungen Leute, die jetzt schon, quasi in incunabilis, so erstaunliche Sicherheit verrathen, dereinst nach Gebühr würdigen, geschweige denn recensiren zu können. Solche Herrchen nehmen natürlich mit Genugthuung einen Cardinal Wiseman in die Schule. Die Art, in welcher der trefflichen Zeitschrift Mone's nebenbei Erwähnung geschieht, in welcher Marx gute Lehren ertheilt werden, gegen Kopps urkundlich genaue Darstellung des Ge-

genkönigthums Ludwigs des Bayern und Friedrichs des S
nen eine Lanze eingelegt, und Potthasts gutkatholischer St
punkt höhnisch signalisirt wird, und viele andere Fälle,
denen wir nur noch die gegen Höfler, Hurter und die W
katholische Literaturzeitung zur Schau gestellte Verbisse
hier anführen wollen, haben uns die leidige Ueberzeugung
bracht, daß es sich, wie zu Huttens Tagen, um einen L
antikirchlicher Kraftgenies handelt, nur mit dem einzigen
terschiede, daß es gegenwärtig die Scholastiker sind, n
angreifen, während sie damals angegriffen wurden.
das Recept kennt, welches Hutten in Betreff der M
gegeben hat, der wird wohl noch andere Züge zur Ver
ständigung der Parallele finden können.

Wo ist ferner, wenn wir fragen dürfen, im Sybel'
Organe dem mittelalterlichen Kirchenwesen Gerechtigkeit
spendet worden? Und wie verhält es sich mit der Unp
lichkeit bei den Betrachtungen über die neuere Geschichte
liens? Es ist immer nur die Partei, welche redet, aber
Stimme als das Ergebniß der mühevollsten (!) und unb
gensten Forschung darlegen möchte.

Betrachtet man sich aber die Leistungen der allwisse
Schule ganz genau, so fühlt man sich vielleicht dazu be
tigt, da und dort, wo zu laut in die große Lärmposaun
stoßen wird, etwas ungläubig die Achseln zu zucken. Nie
wird die wissenschaftliche Bedeutung der um die Heraus
der Monumenta und ähnliche größere Arbeiten sich grupp
den Gelehrten gering anschlagen, allein ebenso wenig
man es billigen, wenn nun auf einmal gar nichts mehr
ten soll, als was an der Spree, Leine und Isar das al
mische fiat et imprimatur erhalten hat. Wollen sich jün
strebsame Gelehrte an bewährte Meister anschließen, so kö
sie dieselben auch anderwärts finden. Die Böhmer'schen
gesten, bekanntlich das Werk eines einzigen Privatman
haben auf die Geschichtschreibung, was kecklich behauptet

ı darf, einen ebenso bedeutenden Einfluß ausgeübt, als die
:rtzischen Monumenta, und belehren, da sie auch in kleine-
ı Bibliotheken nicht fehlen, einen größeren Kreis von dank-
ren Lesern, als das theuere und daher schwer zu benützende
ammelwerk der Berliner. Allerdings verzeichnen sie, der
auptsache nach, nur gedruckte Kaiserurkunden, allein sie thun
eses in einer so vortrefflichen und zugleich auch auf die Be-
utung der Chroniken verweisenden Art, daß sich manches
)liche und tüchtige Streben an ihnen entzündete. Aehnliches
it sich von den Regesten und sonstigen Publikationen Chmels
jen, und Böhmer hat uns ferner auch durch seine zum
ındgebrauche eingerichtete Sammlung chronikalischer und son-
ger Geschichtsquellen verpflichtet.

Was von Seiten der k. k. Akademie zu Wien, was
rch verschiedene Staats- und Landesarchive, historische Ver-
ıe und Privatleute im Dienste der historischen Wissenschaft
nahe allenthalben geschehen ist, können wir hier nicht ein-
n aufführen, aber eine Zusammenstellung würde zeigen, daß
ch der Süden unseres Vaterlandes recht wackere Historiker
fzuweisen habe. Wir erinnern hier nur an Gfrörer, Sickel,
Karajan, Contzen, Rudhard, v. Meiller, Aschbach, Ficker
ıd die bereits schon oben gelegentlich der Recensionen ge-
ınnten Namen, denen wir aber noch eine lange Reihe bei-
gen müßten, wenn wir bis zu jener Kategorie herabsteigen
ıllten, die ein K oder — n füglich recensiren darf. In Er-
igung dieser Thatsache muß es sich selbst richten, wenn sich
: Berlino-Münchner gelehrte Clique als Lichtspenderin für
nz Deutschland erachtet.

Will überhaupt die moderne Geschichtswissenschaft eine
endige und belebende Kraft werden, so möge sie vor Allem
nen, ein jedes redliche Streben zu achten und sich der theils
aben- theils greisenhaften Anmaßung, eine patentirte Mu-
ransicht verbreiten zu wollen, bei Zeiten entschlagen. Die
ßen Parteien in Staat und Kirche werden fortbestehen,

zu Recht, so muß es auch ver
den Ansichten der herrschenden S
zu bekennen, ohne sich hiedur
dieses Wort zu stark findet, d
selbst von der Richtigkeit dieser
zeichnung überzeugen. Wir erwa
im feindlichen Lager, daß sie in i
fuge ein Ende machen, und die
versuchte Knabenkritik nicht läng
Späht man nur nach den schwa
müßte es wunderbar zugehen, n
Werken der großen Meister manc
der getreulich gearbeiteten Abschni
bonus dormitat Homerus. So
Thatsache, daß viele in der deutsch
Waitz aufgestellten Sätze durch Pa
neficialwesens so gründlich widerleg
der das Werk unvollendet bleiben
den muß. Auch Ranke hat sich bei
neswegs unbedeutende Berichtigung
denn irren ist menschlich.

Werk selbst vergißt, so steckt man doch offenbar bis über die Ohren in der Scholastik. Ueberdieß macht man sich bei wirklichen Kennern auch nur eines kleinen Theiles des niemals völlig zu erschöpfenden Quellenreichthums geradezu lächerlich. Und was soll man dazu sagen, wenn man so naiv thut, als dürfe man bei weitschichtig angelegten und größere Zeitabschnitte umfassenden Werken für alle Einzelnheiten ein eingehendes Quellenstudium voraussetzen, eine Anforderung, die man indessen nur an seine Gegner stellt. Von Hurter verlangt man, daß er nicht nur das Archiv, sondern beinahe die Schublade und den betreffenden Aktenfascikel genau angebe, von Ranke aber nimmt man, nebst einer Menge von andern Werken, von denen ein jedes ein Menschenleben völlig ausfüllen würde, eine im großen Style geschriebene Geschichte der Päpste oder des Zeitalters der Reformation so treugläubig an, als hätte ihm der heilige Geist in die Feder diktirt. Heißt das mit gleichem Maße messen?

Beharrt man darauf, im alleinigen Besitze der richtigen Auffassung zu seyn, behandelt man widerstrebende Ansichten mit vornehm seyn sollender Geringschätzung, so wird man zwar für einige Zeit großen Beifall erndten, aber sich für die Folge eine tiefe Grube graben. Mittelmäßige Köpfe und Leute von wenig Geist, aber voll Eitelkeit und äußerlichen Talenten, laufen allerdings den Majoritäten zu, aber ebenso gewiß ist auf der andern Seite, daß der Gehalt der Geschichtschreibung darunter Noth leiden würde, wenn es möglich wäre, aller Welt die Ansichten irgend einer gerade dominirenden Schule octroyiren zu können. An die Stelle von anregenden, Geist und Gemüth erfrischenden Erörterungen wirklicher Probleme der Geschichte, erhielten wir alsdann nothwendig subtile Haarspaltereien und byzantinische Quisquilien.

Ein Kehrichtfaß und eine Rumpelkammer
Und höchstens eine Haupt- und Staatsaktion
Mit trefflichen pragmatischen Maximen,
Wie sie den Puppen wohl im Munde ziemen.

ich hält. Was erfährt man
und Fehdewesen, die gesellsch
desunterschiede, der Handels- un
die doch auch zum Bilde der
der Bewaffnung, Wohnungen
bei den Meistern des großen
über diese Dinge mit einiger S
dankt man nicht ihnen, sondern
Fleiße insbesondere der Rechtshi
wie auch einigen wackern Diletta
nen man jetzt die Schuhe abpu

So bietet z. B. des alten
burger Chronik mehr Stoff zur
telalterlichen Städtewesens, als
finnigsten Untersuchungen aus der
zeit, die vielfach Mücken seiet und
Schmeller's bayerisches Wörterbuch
den Historiker, obgleich eine dem
denktafel die ganz unbegreifliche
schriftlichen Nachlaß versüßen soll.

Ganz ähnlich wie mit

merken dürfen, welche, gelind bezeichnet, eigenthümlichen Begriffe vom Wesen der deutschen Nationalität durch moderne Patenthistoriker in Curs gesetzt worden sind? Der Lehrsaal ist diesen Herren zu enge geworden. Es drängt sie auf die Tribüne und in's Parlament, denn aus der Mappe, in der die Hefte lagen, kann unter Umständen ein stattliches Portefeuille werden. Niemand wird dem Historiker seinen Einfluß auf die allgemeinen Zustände verkümmern wollen, allein höchst bedenklich wird es allzeit bleiben, wenn das öffentliche Lehramt, sei es der Geschichte oder einer andern Wissenschaft, wie ein Mandat Politik zu treiben aufgefaßt werden will.

Wie soll man aber eine Politik bezeichnen, die sich eine „nationale" nennt und die Wissenschaft dazu mißbraucht, um für den kleindeutschen Protestantismus Propaganda zu machen? Der sittliche Ernst überhaupt, geschweige denn der des wahren Staatsmannes, ist uns völlig undenkbar im Gefolge frivoler und hochmüthiger Bekämpfung eines Millionen von Menschen unendlich theuren Glaubens. Man möge den Katholicismus angreifen mit allen Waffen des Geistes, falls man sich hiezu aus Ueberzeugung berufen erachtet, wir werden hiegegen nicht anders als ebenfalls mit geistigen Waffen streiten. Begibt sich aber ein wissenschaftliches Organ auf das Gebiet der Gemeinplätze und duldet dasselbe in seinen Spalten ganz platte, jedes Beweises entbehrende Gehässigkeiten, so genügt es wohl einmal und nicht wieder hievon Akt genommen zu haben.

Auf S. 201, bei Besprechung einer Schrift des Dr. Fehr, wird demselben ungeschickte Compilation vorgeworfen und behauptet, er sei „in seinem christlichen Eifer" solches einzugestehen nicht redlich genug gewesen. Wir fragen nun jeden unbefangenen Leser, ob hier nicht der Streich in einer Weise geführt sei, als sollte der besagte christliche Eifer die behauptete Mangelhaftigkeit des Buches verschuldet haben. Auf S. 242 ist Hiemer, „gegen den man im Interesse der Sicherheit des literarischen Eigenthums einschreiten möchte", von der Gottse-

ligkeit seines kirchlichen Werkes überzeugt, eine Wendung, die über die Absichten des Kritikers keinerlei Zweifel gestattet. Doch ersparen wir uns und den Lesern die weiteren Belege. Ehe wir aber unsern nothgedrungenen Bericht schließen, müssen wir noch der historischen Prophetenschulen, eines mit der Monopolwirthschaft auf das Engste zusammenhängenden Institutes näher gedenken. Dieselben können den betreffenden Meistern nützen, indem sie deren Ruhm nach der Schwierigkeit verbreiten, allein sie schaden ihnen jedenfalls in weit höherem Grade, weil sehr starke Kopfnerven dazu gehören, um nicht vom Weihrauche, und wäre es auch nur ein obligater, endlich betäubt zu werden. Auch den „fleißigen Schülern" können sie nützen und es fehlt wohl nicht an Beispielen dafür, daß dem eifrig und willig befundenen Famulus weiter geholfen wurde. Allein trotz dieser reellen Vortheile sind die Nachtheile auch für die Scholaren weit größer, weil selbstständige und tüchtige Ansichten über Gegenwart und Vergangenheit vom Schulzwange frei bleiben müssen.

Freilich ist die Schule eine ganz treffliche Sache, allein sie wird niemals das frische, bewegte, den Charakter prüfende, die Spürkraft schärfende und für die Mehrzahl der Verhältnisse allein die richtigen Gesichtspunkte gebende Leben ersetzen können. Ob irgend eine alte Handschrift ächt oder unächt, ob irgend eine Stelle zum ursprünglichen Texte zu rechnen oder als eingeflossenes Glossem zu betrachten sei, für Beantwortung solcher immerhin wichtiger, aber doch wahrlich nicht allein in Betracht kommender Fragen wird man allerdings vermuthlich früher eine gewisse Sicherheit erlangen, wenn man in einem historischen Seminar den Zollstab gebrauchen lernte, und sozusagen systematisch für Stubenluft, Papier, Druckerschwärze und Tinte erzogen worden ist. In solchen Dingen wollen wir den jungen Gelehrten, welche (um mit der Ranke'schen Denkschrift S. 32 zu reden) in Besitz einer richtigen Methode gelangt sind, und sich sehr wohl dazu eignen für

die Lehrprinzen bei größeren Publikationen die eigentlichen Arbeiten zu verrichten, sehr gerne eine große Ueberlegenheit zugestehen.

Dagegen müssen wir solchen Treibhauspflanzen vor allem die richtige Einsicht in ihre wahre Wesenheit wünschen. Ein wildgewachsener Stamm hält manchen rauhen Wind aus, der die gepflanzten Reiser entwurzelt. Man muß sich daher selbst prüfen, ob man außerhalb der Pepinière existiren könne, denn mit der Zeit wird man doch auch noch etwas anderes werden wollen, als der fleißige und protegirte Schüler eines anerkannten Meisters. Wir möchten überhaupt behaupten, daß die systematische Erziehung zum Historiker bisher noch ohne sonderliche Erfolge geblieben sei, was zum Theile auch mit jenem Geiste zusammenhängen mag, der an der Wiege stand, als sich die junge Geschichtswissenschaft aus den Hülfsdisciplinen der Jurisprudenz, Theologie und Humaniora zur Selbstständigkeit emporarbeitete. Dieses geschah bekanntlich im 16ten Jahrhunderte. Wir, von unserem „ultramontanen" Standpunkte aus, können allerdings keinen Friedensengel in demselben erblicken.

Eine große Zahl von Männern zu nennen, die zuerst ein gutes Stück Zeit thatkräftig durchlebt hatten, um alsdann, durch Erfahrungen belehrt und zu freieren Gesichtspunkten geführt, der deutschen Geschichte wesentliche Dienste zu leisten, wäre nicht schwerer, als ein Verzeichniß zu geben von ganz strebsamen Talenten, die von ihren Meistern frühzeitig als sehr hoffnungsvoll bezeichnet wurden und in der Folge tief in der Mittelmäßigkeit stecken geblieben sind. Es haben jedenfalls diese historischen Seminare, wie sie den formellen Theil der Geschichtswissenschaft wesentlich förderten und in der That eine bessere Methode begründeten, zugleich auch gewisse allgemeine Voraussetzungen bis zu einem solchen Grade bei ihren Zöglingen festgestellt, daß die freie, geistige Thätigkeit, die

Grundbedingung jeder Wissenschaftlichkeit, hiedurch wenigstens nicht gewonnen hat.

Jede Schule hat sozusagen ihren Handwerksgruß, an dem sich die Brüder Berliner, Göttinger u. s. w. erkennen, hat ihren Zunftzwang und ihre Pönalparagraphen gegen Stümperei, und versteht unter derselben eine jede von nicht zur Zunft gehörigen Personen gefertigte und diesen letztern Concurrenz machende Arbeit. Da heißt es denn sogleich: manum de tabula. Wir haben erlebt, wie hochgebildete Gelehrte in solchen Fällen mit einer Leidenschaftlichkeit und Beschränktheit zu Felde gezogen sind, die kaum dem Obermeister der ehrsamen Schuhmacherzunft eines kleinen Städtchens verziehen werden konnte, wenn er um's liebe Brod kämpfen und die Pönhasen denunciren mußte.

Wozu denn der ungeheure Lärm über das Treiben der „Dilettanten", wenn man sich selbst seiner Meisterschaft vollauf bewußt ist? Bringen diese Leute unreifes Zeug auf den Markt, so wird sich das bald herausstellen. Fehlt ihnen aber nur die richtige Methode und die wissenschaftliche Form, so sollte ein Mann von Geist darüber nicht den Kern vergessen. Namentlich aber sollte man der Liebhaberei dankbar seyn, wenn sie solche Gebiete nothdürftig anbaut, die vom strengen Fachwissen bisher verschmäht worden sind und doch mit zum Ganzen gehören. Man würde sich nämlich sehr täuschen, wenn man glauben wollte, die herrschende Schule habe nur die wirklichen Nebensachen unbeachtet gelassen und alles Wichtige in's Auge gefaßt. Wir trauten unsern Augen kaum, als wir im Schema zu einer Preisaufgabe, ein Handbuch der deutschen Alterthümer bis auf Karl den Großen betreffend, zwar eine besondere Nummer für Kleider, Schuhe, Haartracht, Spinnen und Weben, aber — man höre — nicht ein Wort vom Geldwerthe und den Maaßen zu lesen bekamen. Und doch muß die ganze Lehre vom Wehrgelde völlig unklar bleiben, wenn man den Werth des Geldes nicht kennt, wie denn überhaupt die Kennt-

ʒ des Geldwerthes und der Maaße eine unentbehrliche
rundlage für die richtige Auffassung der materiellen Seite
s Lebens ist. Wenn die sogenannten historischen Hülfswis-
ischaften bisher fast nur in dilettantischer und unwissenschaft-
)er Weise betrieben worden sind, so ist dieses kein Vorwurf
: die Dilettanten, wohl aber für die Männer der strengen
issenschaft.

Auf eine Zergliederung der bemerkenswerthesten Aufsätze
r Sybel'schen Zeitschrift verzichten wir, doch müssen wir be-
:rken, daß der Geschichte des Auslandes auffallend viel Raum
jönnt worden ist, was nothwendig befremden muß und auch
lt dem Programme nicht übereinstimmt. Deßgleichen ist beach-
1swerth, daß sich die Meister des historischen Kunststyls mit
)rliebe der neueren Geschichte zugewendet haben, wodurch sie,
Parenthese gesagt, weniger im Falle sind, Quellennachwei-
igen geben zu müssen. Vielleicht sind sie der Ansicht, das
nkle Mittelalter hinlänglich erleuchtet zu haben.

Aus der Pertzischen Denkschrift glauben wir entnehmen zu
men, daß Kruse's langjährig gehegter Plan, eine Samm-
ng der deutschen Geschichtsquellen vor dem Jahre 500 zu
ranstalten, von Seiten des Herausgebers der Monumenta der
storischen Commission der Münchener Akademie zugewiesen
rd. Man hätte wohl den alten, verdienten Mann nennen
nnen. Die ebenfalls von der historischen Commission beab-
htigte Geschichte der deutschen Bisthümer und Klöster, von
r auf S. 38 die Rede ist, wird der katholische Theil der
evölkerung Deutschlands schwerlich mit Vertrauen und Zu-
rsicht in die Hände durchaus gegen den Katholicismus Par-
ergreifender Männer gelegt sehen.

Aus Droysen's „in einigen Morgenstunden entstandenen“
chtigen, aber doch zum Drucke beförderten Aufzeichnungen
eint uns beachtenswerth, daß es auch solche historische Ar-
iten gibt, „in denen das Stoffliche gegen die Kunst der
ormgebung oder die Art der Behandlung zurücktritt. Mit

unserem (freilich sehr „unwissenschaftlichen") Kopfe vermögen wir solches nicht einzusehen. Uns erscheint der Stoff immer und unbedingt die Hauptsache, und Mißbrauch des Talentes wäre es, an geringhaltige oder gar nichtsnutzige Stoffe die Kunst der Darstellung zu verschwenden.

Dürfen wir zum Schlusse dem Herausgeber des Organs der Monopolisten einen guten Rath ertheilen, so möchten wir ihm anempfehlen, seine Zeitschrift ganz offen als protestantische Parteikundgebung zu erklären. Als solche mag sie immerhin von Werth seyn, obgleich der gläubige Protestantismus ohne Zweifel ebenso wenig als der Katholicismus mit der angedeuteten Art die Geschichte zu traktiren einverstanden seyn wird.

Noch wäre Mancherlei vorzubringen, was wir aber auf gelegenere Zeit versparen. Möge man uns glauben, daß wir ein überaus wehmüthiges Gefühl nicht unterdrücken können, wenn wir bei so vielen durch Gelehrsamkeit und tüchtige Leistungen hervorragenden Männern gerade das vermissen sollen, was nicht nur unserer, sondern jeder Zeit zuvörderst Noth thut: Achtung vor der Berechtigung des Nebenmenschen. So wie die Sachen jetzt stehen, ist die Kluft zwischen Katholiken und Protestanten wieder so weit aufgethan, als zur Zeit der Glaubensspaltung des 16ten Jahrhunderts. Soll und muß es denn so weit kommen, daß das Schwert in der Scheide seinen Träger beschimpft?

Wenn unsere Gegner so wollen, so können sie allerdings bittern Hader zu Stande bringen, dann aber mögen sie auch aufhören, sich der Versöhnlichkeit, Toleranz und geistigen Freiheit zu rühmen, und aufhören, einen nationalen Standpunkt für sich zu beanspruchen.

Aus Franken.

VIII.

Zeitläufe.

Ein Monat nach der Conferenz zu Baden-Baden.

Den 10. Juli 1860.

Was ist von den Vorgängen in Baden-Baden zu hal-
n? die Frage schwebt seit dem 16. Juni auf jeder Zunge.
iese Blätter haben zum Vorhinein ihre Ansicht ausgespro-
en, und es ist noch kein Grund vorhanden, das Gesagte zu
odificiren. Die Allgemeine Zeitung hat freilich ein förmli-
es Freudenrad geschlagen, weil der Imperator in Baden so
ßbar „abgeblitzt" sei, und weil die erfreulichste Einigung
ischen Oesterreich und Preußen urplötzlich vor der Thüre
he. Auch die amtlichen Blätter der betheiligten Staaten
iben sich angestellt, als wenn der preußische Souverain in
aden die Gothaer Aussichten wirklich als eitel Dunst und
ebel gebrandmarkt hätte. Aber eine lange Erfahrung hat
währt, daß in den Hoffnungen auf Preußen jeder Erhitzung
ausbleiblich ein kalter Wasserguß folgt; es ist also am
igsten, sich gar nicht zu erhitzen. Neapolitanische Schlach-
bulletins, um sich und Andere zu täuschen, sind zudem auch
r deutschen Diplomatie nicht ungeläufig; es ist daher immer
ützlich, auf die hinkenden Boten nicht zu vergessen.

Die berühmte Conferenz hat eine deutsche und eine europäische Seite. Ursprünglich auf den Zwischenfall des napoleonischen Besuchs keineswegs berechnet, war sie von einem mittelstaatlichen Souverain zum Zwecke der „Vermittlung“ beantragt, um über die brennenden Fragen, welche den deutschen Bund zu zerreißen drohen, eine Annäherung mit dem preußischen Regenten persönlich zu versuchen und, wie es scheint, die eventuelle Einigung auch auf Oesterreich auszudehnen. Gerade die wegen sonderbündlerischer Trias-Pläne in Berlin am meisten verdächtigen Souveraine sollten die Conferenz bilden. In größerer Zahl gingen die deutschen Fürsten erst dann nach Baden, als Preußen sie zum Besuch des französischen Imperators einlud. Indem dieser der Conferenz europäische Bedeutung gab, hatte er gewiß sehr wichtige Zielpunkte im Auge; aber man darf ihm nur ja keinen übermüthigen Versuch andichten, noch darf man über seinem Erscheinen den ursprünglichen Zweck der Fürsten-Conferenz vergessen. Gerade das haben die französischen Blätter im Auge, wenn sie verächtlicher als je vom „deutschen Babel“ sprechen.

Wie hat Preußen das Entgegenkommen der südwestdeutschen Souveraine aufgenommen? Gewiß sehr gnädig. Besonders lebhaft hat man in Berlin die „vortreffliche Haltung“ desjenigen Fürsten belobt, welcher zur Conferenz den ersten Impuls gegeben und somit auf den Standpunkt der Würzburger Vereinigung faktisch verzichtet habe. Kurz, man war entschlossen, seinerseits und in der Sache selbst auch nicht Einen Schritt entgegen zu thun; aber man ließ sich die Begegnung in Baden als einen ersten Huldigungsakt, als einen glücklichen Anfang des preußischen Hegemonie-Rechtes in Deutschland bestens gefallen. Diesen nachträglichen Eindruck des Vorgangs scheint Napoleon III. vorher gekannt zu haben; er kam und gab der preußischen Erhöhung durch seine Person erst noch die rechte Folie.

Wollte der feine Politiker an der Seine durch eine auf-

fallende That dem preußischen Souverain die diplomatische Führung Deutschlands zuerkennen, so mußte er thun wie er gethan. Nachdem der Prinz-Regent ihn zuerst zu begrüßen gekommen war, hatte er mit ihm ein anderthalbstündiges Gespräch unter vier Augen, wovon die anderen Souveraine so viel erfuhren, als ihnen mitgetheilt werden wollte *). Sicherlich hat er keine ungehörige Zumuthung gewagt, aber wenn er auch nur gleichgültige Dinge sprach, so hat er doch durch die That Preußen als den Repräsentanten Deutschlands hingestellt. Dieser Idee hat die französische Presse nur einen plumpen und rohen Ausdruck gegeben, wenn sie sagte: das deutsche Piemont sei jetzt gefunden, und es komme nur noch darauf an, auch einen deutschen Cavour zu entdecken; denn Herrn von Schleinitz will man, als impotent zum Bösen wie zum Guten, nicht einmal dafür gelten lassen.

Als der Imperator abgereist war, fanden nicht so fast Berathungen Preußens mit den anwesenden Bundesgenossen statt, als vielmehr eine Vorstellung, in welcher der Prinz-Regent ihnen sein Programm vortrug. Die Anrede lautete nicht weniger führerisch und von oben herab an ein „Parterre von Königen" als die Thatsachen. Es liegen über den Akt verschiedene Versionen vor. Nach dem unter dem ersten Eindruck gegebenen Telegramm aus Darmstadt, welches übrigens dementirt wurde, wäre es eine schroffe Kaiserrede an störrige Vasallen gewesen, wobei der Großherzog von Baden die schwiegerväterliche Disciplin unterstützt hätte. Aber auch in der officiellen Karlsruher Version klingt der Ton des Patrons an seine Klienten vernehmlich durch. Der Prinz-Regent erklärt es als die Aufgabe der preußischen Politik, „den Territorialbestand sowohl des Gesammtvaterlandes als der ein-

*) Besonders auffallend soll noch der Besuch des Imperators bei der als Badegast anwesenden Prinzessin von Preußen, welche als entschiedenste Trägerin der erbkaiserlichen Traditionen bekannt ist, gewesen seyn.

zelnen Landesherren zu schützen". Darin werde er sich
nichts beirren lassen, „auch nicht durch den Umstand, da
Entwicklung der inneren Politik, die er für Preußen als
erläßlich erkannt habe, sowie seine Auffassung mehrerer Fr
der innern deutschen Politik von der Auffassung einiger
hohen Bundesgenossen abweichen möge". Wenn er in b
Beziehungen auf dem betretenen Wege beharren müsse,
habe er doch keinen Grund, die Hoffnung aufzugeben, da
auf demselben mehr und mehr allen deutschen Regieru
begegnen werde". Vielleicht auch der österreichischen? G
gültige Frage; denn Oesterreich zählt bereits nicht mehr zu
eigentlich deutschen Regierungen. Der Prinz schließt wenig
mit den bezeichnenden Worten: „Auch auf eine Verständi
nach einer andern Richtung hin hoffe ich, auf die Ver
digung zwischen Preußen und Oesterreich; ich erachte di
von der höchsten Wichtigkeit, und wenn in neuester Zeit
Annäherung stattgefunden hat, so werde ich nicht verfe
den resp. Kabinetten Mittheilung von den Fortschritten
dieser Bahn zu machen".

Also mit Oesterreich verhandelt man im Namen Deu
lands wie mit einer auswärtigen Macht, und an die üb
Bundesfürsten hält man eine Ermahnung, die den Goth
wie eine Reichs-Thronrede vorkommt! Zwar wagte der sc
blickende und erfahrene König von Württemberg sofort e
Fragen anzudeuten, in welchen man sich mit Preußen
nicht sobald begegnen dürfte; der Prinz-Regent aber ließ
auf eine Discussion aus dem Stegreif nicht ein, sondern
sich die deßfallsigen Mittheilungen auf dem gewöhnlichen W
schriftlich. Mögen die anwesenden Fürsten einen weniger
lichen Eindruck empfangen haben als nachträglich der L
jedenfalls ließ sich leicht zum Voraus berechnen, daß die
chen so und nicht anders kommen würden. Daß die Conf
überhaupt in dieser Weise möglich war, läßt sich wohl
aus dem Einfluß erklären, den die gothaischen Intriguen

an dem Vororte Süddeutschlands unvermerkt zu gewinnen wußten. Sie war eine Beiseitesetzung Oesterreichs und hat sich als solche gestraft. Das muß Jeder aus den Badener Berichten herausfühlen: Oesterreich, das alte noble Haus, hätte sich nicht so benommen.

Allerdings ist es wahr, daß die Intentionen des Prinz-Regenten auch die unverfänglichste Deutung zulassen. Aber dieß ist eben das Betrübende und Hoffnungslose, daß bis jetzt noch jedes bei bedeutungsvollem Anlaß gesprochene Wort, die Badener Anrede so gut wie die Thronrede vom 23. Mai, doppelter Auslegung fähig war, und daß hinterher jedesmal von allen Stimmen, die in Preußen ministeriell sind, den Aeußerungen des Souverains ein gediegen gothaischer Sinn untergeschoben wird.

Die Thronrede vom 23. Mai hat zwar nicht vom Bundes- und Vertragsrecht, wohl aber von der Absicht Preußens gesprochen, „in der Wahrung anerkannter Rechte Anderer die Wahrung des eigenen Rechts zu erblicken“, sie hatte auf Gefahren von Außen hingewiesen, „vor deren Bedeutung alle inneren Fragen und Gegensätze weit zurücktreten müßten“. Also aufrichtige Versöhnung mit Oesterreich und rückhaltlose Einigung am Bunde: so verstand die gute Meinung den erlauchten Redner. Aber siehe da, schon in Baden findet diese Interpretation ihre Berichtigung. Gewiß will sich Preußen ganz bereitwillig aller deutschen Hülfskräfte zur Vertheidigung seiner Rheinlande bedienen; aber es will entschieden „fortfahren“ in der bisherigen Politik Schleinitz-Auerswald. Oesterreich muß nach einer „andern Richtung“ bei Seite liegen, und die Einigung mit den übrigen deutschen Staaten wird sich nicht etwa durch ein Einlenken Preußens, sondern nur dadurch herstellen, daß die letztern sich reumüthig und bußfertig unter die Anforderungen der deutschen Politik von Berlin schicken und beugen. Daß die Badener Ansprache so und nicht anders

zu verstehen sei, hat die ministerielle Zeitung in Berlin „mit voller Entschiedenheit“ erklärt.

In dieser Anrede hieß es auch: die Bemühungen des Prinz-Regenten „hätten niemals die Absicht, das völkerrechtliche Band, welches die deutschen Staaten umfaßt, zu erschüttern“. Auch dazu hat die ministerielle Zeitung einen lichtvollen Commentar geliefert. Ganz richtig, sagt sie; „aber die staatsrechtlichen Befugnisse, welche der Bundestag zum Schaden der deutschen Fürsten und Völker in Anspruch genommen hat, wird Preußen niemals wieder anerkennen“. Also auch die Herren Vincke-Carlowitz und Consorten sind keineswegs ganz verläugnet. Zwar will Preußen nicht, wie diese verlangten, seinen Austritt aus dem Bundestag erklären, weil derselbe seit der Frankfurter Kaiserwahl nicht mehr zu Recht bestehe. Wohl aber wird der Bund nur als völkerrechtliches Band anerkannt, d. h. wenn Preußen von Napoleon III. angegriffen würde, dann hätte ganz Deutschland mit dem letzten Hauche von Mann und Roß ihm zu Hülfe zu eilen. Sonst aber hat der Bundestag nichts, gar nichts mehr zu thun, und eben in der letzten Zeit hat Preußen seinen unvergleichlichen Eifer für Trockenlegung desselben noch verdoppelt.

Kaum war zu Frankfurt der Antrag auf Einführung eines einheitlichen deutschen Maß- und Gewichtssystems zur Sprache gekommen, so trat der preußische Gesandte unter dem Vorwande der Opportunität auch hier hindernd in den Weg. Denn treu dem Princip, „Alles für Deutschland, nichts durch den Bund“, will Preußen nicht nur die Staatspolizei, sondern namentlich auch alle Fragen materieller Einigung von der Competenz des Bundes ausgeschlossen wissen. Und dafür beruft es sich jetzt auf die Thaten seiner eigenen Politik: da ja bisher alle Uebereinkünfte ähnlicher Art, wie der Zollverein, die Wechselordnung, der Postverein, die Münzconvention, das Zollpfund, nicht durch Bundesbeschlüsse, sondern durch Separateinigung der einzelnen Regierungen zu Stande gekommen

seien. Auf den gleichen Weg soll nun, wie es scheint, auch die Angelegenheit der Bundeskriegs-Verfassung getrieben werden; wenigstens sieht sich Oesterreich in der Note vom 9. Juni dahin gedrängt, selber den Wunsch auszusprechen, daß die Militärcommission am Bundestage die ganze Berathung über eine Reform der organischen Artikel fallen lasse.

In der Badener Rede hat der Prinz-Regent im Tone der Beruhigung versichert, daß „er den gegenwärtigen Augenblick für eine Reform des Bundes nicht geeignet erachte". Oesterreich, dem man die Verhinderung solcher Reformen zum ständigen Vorwurfe macht, erachtet jeden Augenblick dazu für geeignet, es muß demnach ein ganz eigenthümlicher Reform-Gedanke seyn, für welchen Preußen noch immer den rechten Zeitpunkt abwartet. Vielleicht wäre der Moment dann vorhanden, wenn Conferenzen, wie die Badener vom 16. Juni, sich öfter wiederholten: Oesterreich außerhalb des Kreises gestellt und diplomatischer Mittheilungen von Berlin gewärtig *), die andern deutschen Fürsten in der Lage, aus einer Unions-Kronrede die unerläßlichen Entschließungen des Berliner Kabinets entgegenzunehmen. So klein ist der Schritt von dem Vorbilde in Baden-Baden zu dem Ideal eines engern Bundesstaats innerhalb des weitern Bundes, dem Ideal jener Strömung, welche man in Berlin als nationalen Drang des deutschen Volkes bezeichnet, anderwärts aber als Umtriebe der gothaischen Cliquen kennt. Und daß Preußen diesem

---

*) Zu dieser Ausscheidung, der obersten Aufgabe für die deutsche Politik Preußens, soll auch die verfassungsmäßige Reform des Kaiserstaats von Innen heraus beihelfen. Während die Gothaer gemeinhin versichern, der engere Bund mit Oesterreich sei deßhalb unmöglich, weil es nicht constitutionell sei, gesteht dagegen die Preußische Zeitung zu, daß gerade die parlamentarischen Institutionen vorzugsweise geeignet wären, „in den Deutsch-Oesterreichern selbst das Bewußtseyn eigenthümlicher von den deutschen abweichender Aufgaben und Bedürfnisse zu erwecken".

Drange unter keiner Bedingung entgegentreten werde, „d
— sagt das ministerielle Blatt von Berlin — „ist in B
unzweideutig erklärt worden".

Was war es denn aber, das an der Badener Conf
trotz Alldem sehr lebhaften Widerhall fand? Nichts An
als die „Integrität Deutschlands!" Weil die Thronrede
23. Mai erklärte, daß Alles in Deutschland in unerschi
licher Treue für die Unabhängigkeit der Nation und die I
grität des Vaterlandes einig sei, deßhalb wurde sie so en
siastisch gefeiert. Weil Preußen den französischen Besuc
Baden nur unter der Bedingung annahm, daß die Integ
Deutschlands auf keine Weise in Frage komme,*) des
soll Napoleon III. in Baden „abgeblitzt" seyn. Aber
dieser Triumph hat eine sehr trübselige Seite. Preußen
keinen Basler Frieden schließen, es will seine Rheinlande
gegen deutsche Entschädigungen an Frankreich vertauschen
will sich kurzgesagt nicht moralisch selbstmorden — und
wird als ein heroischer Entschluß, als ein unverhofftes (
Deutschlands bejubelt. Welches Armuthszeugniß! Und
muß man sich dabei denken? War denn wirklich so drin
der Grund zur Befürchtung vorhanden, daß Preußen g
einen französischen Raubanfall sich nicht einmal vertheid
daß es die deutschen Provinzen am Rhein sofort gütlich
schachern werde?

Wir Deutsche sind wahrlich weit gekommen und seh
scheiden geworden. Rings um uns her stürzt die europ
Weltordnung zusammen, die organisirte Demokratie gef
das ganze Völker- und Staatenrecht durch ihr allgem
Stimmrecht um, kein Stein des vertragsmäßigen Zusta
soll auf dem andern bleiben; wir aber in Mitteleuropa, d
Macht und Mission erst jüngst noch aus Anlaß der savo

*) So soll sich der Prinz-Regent nach der Karlsruher Versi
seiner Rede geäußert haben.

schweizerischen Verwicklung in Aller Mund war — wir haben keine Vorkehr, keine Initiative, überhaupt keine Politik. Wir entschließen uns mit Mühe, unsere vier Wände zu verbarrikadiren und uns zu vertheidigen, wenn wir angegriffen würden; und wir staunen über die Erhabenheit unseres eigenen Entschlusses. Napoleon III. kommt mit der persönlichen Zusage, daß er den deutschen Grenzen nichts anhaben wolle, dem schenken wir bereitwilligst Glauben und sind nun vollkommen beruhigt. Was kümmern uns andere Throne, auf denen wir nicht selber sitzen, wenn nur wir vom Weltumsturz ausgenommen bleiben? Dieß ist überhaupt der Vortheil der preußischen Führung Kleindeutschlands, daß sie nur für den knappsten Hausbedarf sorgen, mit europäischen Rollen und Einflüssen uns nie bemühen wird, außer etwa in windigen Worten. Oesterreich dagegen — was hat es sich nicht von jeher um die legitime Ordnung auf dem ganzen Erdtheil, um Recht und Verträge aller Enden abgearbeitet, wie hat es überall vorzubauen und zuvorzukommen gesucht, den drei Großmächten förmlich Concurrenz gemacht, mit einem Wort große Politik getrieben; und heute noch, wenn dieses Oesterreich von der Spitze der deutschen Einigung nicht glücklich vertrieben wäre, zu was für Einmischungen und Uebergriffen hätte es Deutschland möglicherweise mit fortgerissen, es gezwungen eine Politik zu haben, einer Gefahr zuvorzukommen, den Brand beim Nachbar zu löschen, um nicht selber in Brand zu gerathen und dergleichen.

Baden-Baden wäre unzweifelhaft von Napoleon III. unbesucht geblieben, wenn Oesterreich mit dabei gewesen wäre. Dagegen wird er vor dem festen Willen der Conferenz, Deutschland zu vertheidigen wenn es angegriffen würde, nicht allzu sehr erschrocken seyn. Es war ganz etwas Anderes, was er fürchten mußte. Konnte nicht Oesterreich doch noch in einem entscheidenden Momente, z. B. im Falle seiner Wendung gegen England, die Deutschen zu einer Politik, zu einer Coalition,

zur rettenden Initiative mit fortreißen, seine Pläne stören und ihn im Rücken bedrohen? Das mußte verhindert werden, und darum hat er der kleindeutschen Conferenz, dem Deutschland ohne Oesterreich, sein persönliches Compliment gemacht und unmerklich die Meinung von einer Macht beigebracht, welche Frankreich an und für sich schon Respekt und Furcht einflöße. Je entschiedener Deutschland auf dem trotzigen Muthe beruht, einen Angriff unbesorgt abzuwarten, dann aber bis auf den letzten Mann sich zu vertheidigen, desto besser für ihn. Er hat nur das Zuvorkommen zu fürchten; ein Kind muß dieß begreifen.

Von einem Manne, der wie er niemals den Umständen Gewalt anthut, sondern sich von denselben tragen läßt, muß man immer plötzlicher Wendungen gewärtig seyn. Für jetzt aber scheint er wirklich zunächst nicht Deutschland, sondern vorher noch einen Andern vornehmen zu wollen. Es muß noch irgend eine Stütze der Rheingrenze umzuwerfen geben, sei es im Westen oder im Osten. Denn wenn der Rhein nicht sein nächstes Ziel ist, so ist er desto gewisser sein letztes. Ist er dabei von der Sorge befreit, daß die Deutschen sich mit Oesterreich vereinigen und im ungelegenen Augenblick ihm zuvorkommen könnten, dann hat er gewonnen Spiel. Er beherrscht dann vollkommen die Lage und behält vor Allem schon den unberechenbaren Vortheil in der Hand, daß er den günstigsten Zeitpunkt abwarten, das kleinste Detail vorbereiten, bis auf die Nagelprobe sich rüsten, die Deutschen aber unter allen Umständen unfertig überraschen kann. Es wird sich dann zeigen, wie Preußen in der Verlassenheit sein Wort löst, die Integrität Deutschlands zu wahren.

Wir wissen uns frei von jedem Zweifel an dem ehrlichen und redlichen Willen des Prinz-Regenten. Aber eine fast zweijährige Erfahrung hat bewiesen, daß es mächtige Einflüsse gibt, welche ihm jedes Wort im Munde und jede That in der Hand zu verdrehen wissen. Diese Einflüsse sind mit der gan-

zen in Preußen herrschenden Neuen Aera identisch, es gibt keinen einflußreichen Mann in der Diplomatie und im Lande, welcher ihnen nicht angehörte. Sie mußten nothwendig weichen, wenn eine Einigung von ganz Deutschland möglich werden sollte; der Tag von Baden hat sie aber befestigt und so sind wir bedenklicher daran als vorher. Ein zweites Olmütz forderte der Rhein; anstatt dessen hat sich Baden-Baden zur Rache für Olmütz gestaltet, und daß Preußen in dem System energisch fortfahren werde, hat der Prinz hier neuerdings betheuert. So fragt es sich denn nicht, was man jetzt will oder nicht will; sondern es fragt sich um die Lage, welche die übermächtigen Einflüsse herbeiführen können und müssen, und welche keine freie Wahl mehr übrig lassen wird.

Sowohl nach Innen als nach Außen wirft eine solche mit der Gewalt des Fatums zwingende Lage ihre Schatten bereits voraus. Jene Elemente, welche den herrschenden Berliner Geist durch ganz Deutschland vertreten, werden dem Hintergedanken des Imperators keine Schande machen, sie werden die kurze Frist nach Kräften in ihrem oder vielmehr in seinem Interesse ausnutzen. Die Garibaldi'schen Siege in Italien sind ihre Siege, während die über alle Begriffe schmähliche Niederlage der Autorität in Neapel und die rathlose Indolenz aller legitimen Gewalten jeden Conservatismus entmuthigt. Einer fragt den Andern: was sollen wir thun? und keiner weiß eine Antwort. Achselzuckend gesteht sich Jeder, daß der Widerstand schon nahezu Thorheit ist. Die Zerrüttung der höchsten Autorität in Deutschland kann nicht anders als demoralisirend wirken; auch Grundsätze, welche 1848 noch feststanden, beginnen zu wanken, und im gleichen Maße wächst die Keckheit der damals unterlegenen Parteien. Ihr Hauptschlag wird nicht ausbleiben. „Preußen", sagt der napoleonische Hofjude About, „müsse sich zum Testamentsvollstrecker des Parlaments von 1849 machen"; dieses Wort wird für sie nicht verloren seyn, und tritt ihnen der weitverbreitete Preußen-

haß hindernd in den Weg, so wäre ihnen, den Logen und Juden, wohl zuzutrauen, daß sie den Imperator selber zu Hülfe riefen. Unsere unglücklichen Tage gewinnen : haupt täglich mehr Aehnlichkeit mit der Zeit des dreißigjäh Krieges, ja der tiefste Nerv der Bewegung ist heutzutage als damals ein religiöser: der blutgierigste Katholikenhaß.

Damit es inzwischen auch unter den Autoritäten selb einem neuen Zankapfel nicht fehle, hat der Imperator auch bei Preußen den Antrag auf Abschließung eines . delsvertrages zwischen dem Zollverein und Frankreich ge Das Experiment, auf diesem Wege die materiellen Inte eines Landes an seine Person zu knüpfen und die schm: Partei des Merkantil-Friedens um jeden Preis an sich zu zi ist ihm in England so gut gelungen, die Gier des Geldp hat in dem England brandmarkenden Verlauf der Sav Frage so handgreiflich mitgespielt, daß ein paralleler V mit Deutschland höchst einladend erscheinen mußte. Z kann dieser Keil auch die Kluft zwischen den zwei deu Großmächten wieder weiter reißen. Die Zeit des J 1860 ist da, wo laut des Februar-Vertrags von 1853 Neuem Commissäre abgeordnet werden sollen, um übe Zolleinigung mit Oesterreich oder wenigstens über weitge Verkehrserleichterungen zu unterhandeln. Es scheint be daß der französische Antrag in Berlin sympathetischer a nommen worden sei als jemals die Anträge Oesterreichs. Uebereinkunft von 1853 entstand nur unter dem tiefsten druß der preußischen Regierung, und deren Affiliirte l seitdem kein Hehl daraus gemacht, daß man die Zollein aus politischen Gründen nicht wolle, weil Preußen ent das Principat im Zollverein behalten oder ausscheiden i Wie nun, wenn Gründe der deutschen Politik Preußens den Handelsvertrag mit Frankreich, nicht aber die Zollein mit Oesterreich zuließen? Es gibt Leute, welche vor Jahr Tag schon der Meinung waren, daß der Imperator für

Revision der deutschen Grenze eben den Moment auswählen werde, wo die Erfüllung der Uebereinkunft von 1853 das unheilbarste Zerwürfniß zwischen den deutschen Staaten hervorgebracht haben werde.

So sorglich hat er sich aber den Rücken nicht gedeckt, um inzwischen stille zu liegen. Für ihn blüht überhaupt keine Zeit der Ruhe. Mit dämonischer Gewalt treiben ihn die Stimmungen Frankreichs von einem Wagniß zum andern: allmächtig über die verrotteten Zustände Europa's, ist er nur seiner selbst nicht Herr. Aber wohinaus? das ist der Punkt, über welchen er vielleicht selber noch nicht im Reinen ist. Die Pariser Broschüren-Fabrikation hat einen dichten „Fragen"-Nebel über Europa verbreitet; mindestens jeden Montag ist die wohlgesinnte Zeitungswelt über eine neue Frage erschrocken: die deutsche folgte der irländischen, die ungarische der preußischen, die polnische der englischen und endlich hinkt wieder die türkische nach. Bei der bekannten Natur der französischen Preßzustände ist man nun einmal gewohnt, alle diese Kundgebungen einer officiellen oder officiösen Veranstaltung zuzuschreiben. Wir glauben vielmehr, daß sie spontan aus dem heutigen Volksgeiste Frankreichs hervorwachsen, aber gerade deßhalb um so unheilweissagender sind, weil sie beweisen, daß seit den bekannten zwei Broschüren die unleidliche Unruhe und der Drang aus sich selbst heraus- und verwüstend, Alles in Frage stellend über die Welt hinzufahren, vom 2. Dez. in das Volk selber übergegangen ist. Die heftigsten Gegner des Mannes müssen diese Wirkung bereits zugestehen. Im vorigen Jahre war der Krieg gegen Oesterreich wenig populär; den nächsten Krieg dürfte er unternehmen müssen, um populär zu bleiben. Aber wohinaus? darüber wird er sich wohl besinnen, denn jeder Fehlschlag wäre ihm tödtlich, und er wird sicher nicht zuviel auf einmal unternehmen.

Italien beginnt für seine Erndte zu reifen. Der Flibustierzug nach Sicilien hat den Eintritt der italienischen

Hundstage angezeigt; Graf Cavour ist aus dem Herrn der Revolution der Gegenstand ihres Hasses geworden, die Abtretung Nizza's bietet den Vorwand, um ihn als Verräther Italiens zu brandmarken. Viktor Emmanuel aber ist moralisches Scheusal genug, um ihr noch ferner als Werkzeug zu dienen, er ist selber zu Mazzini und Garibaldi übergegangen. Will man die Turiner Bande noch als ein königliches Kabinet betrachten, so sind die Vorgänge gegen Neapel unerhört in der ganzen Weltgeschichte. Dennoch ist nur Rußland mit wohlfeilen Protesten eingeschritten; England aber hat seit Villafranka und Zürich zu jeder Schandthat in Italien die Hand geboten; es hat jederzeit selbst die Turiner Regierung im revolutionären Feuereifer noch weit übertroffen. Diese scheute doch wenigstens den Mazzinismus, die Republik, die unfehlbare Anarchie; der Fanatismus in London scheut gar nichts, er trinkt mit dem Teufel selber evangelisch-constitutionelle Bruderschaft, wenn es nur zum Verderben des Papstthums und zu irgend einem Vortheil über Frankreich zu gereichen scheint. Könnte diese Spottgeburt Neuenglands nur, sie würde mit jubelndem Herzen den gräulichsten aller Religionskriege anblasen, Hand in Hand mit ihren Gesellen in Deutschland.

England ringt mit dem Blute und den Thränen Italiens gegen Frankreich: dieß ist die Geschichte der Halbinsel seit dem Tage von Villafranka; wenn der Imperator Einen Vertrag bricht, so bricht England jedesmal zehn. Napoleon III. irrt sich nicht in der wahren Lage, die italienische Frage ist ihm längst zur englischen geworden. Wir Deutsche sind nun einmal unverbesserliche Pedanten, maßlos in der Nachsicht wie im Haß. Alles was in Italien geschieht, muß daher auf seine Rechnung gesetzt werden, während wir in Wahrheit viel besser thäten, die kalte Ruhe ihm abzumerken, womit er gleich der Kreuzspinne im Centrum ihres Netzes die fetten Fliegen von London und Malta in seinen Maschen sich verwickeln sieht.

Er seinerseits hat der italienischen Revolution einst den Carbonari-Eid geschworen, welcher ihm durch die Orsini'schen Bomben in düstere Erinnerung gebracht worden ist. Er hat sein Wort gelöst, indem er der großen Verschwörung freien Raum zur Entfaltung geschaffen; gibt sie sich jetzt zum Werkzeug der englischen Politik her, ruinirt sie sich selbst durch ihre Parteiungen, und langt sie in Kurzem bei der „Anarchie" an, die er sich von jeher verbeten und deren Bekämpfung der Rechtstitel seines ephemeren Thrones ist, dann ist es nicht seine Schuld, wenn der Tag der Abrechnung anbricht. Zur Rechenschaft wird er aber nicht die Banditen und Phantasten Italiens ziehen,

sondern jene englische Politik, welche den Stolz Frankreichs täglich tiefer verletzt. Eine solche Wendung schien uns schon an der Schwelle der Badener Conferenz zu nahen, und gleich darauf hat die officielle Pariser Correspondenz in der Allgem. Zeitung bedeutsam erklärt: der Kaiser habe ja den Frieden von Zürich halten wollen, aber England habe dieß unmöglich gemacht, England trage die Schuld aller dieser Unordnungen, die Allianz mit England sei auch beim französischen Volke keineswegs populär, widerstrebe vielmehr durchaus seinem Gefühle.

Allerdings dürfte die italienische Meute vor ihrer Abschlachtung noch zu irgend einem Nebenzweck des Imperators dienen müssen. Ob er nun gegen England oder gegen den Rhein hinaus will, jedenfalls muß die Macht Oesterreichs auf jede thunliche Weise paralysirt werden, denn in der Noth würde nicht nur Preußen, sondern auch England seine hülfeflehenden Blicke wieder nach Wien richten. Um den Kaiserstaat anderweitig zu beschäftigen, wird alles Kanonenfutter von Italien, von Ungarn und möglicherweise von Polen aufgeboten werden. Selbstzweck aber ist die Hetze gegen Oesterreich nicht, sie deckt nur die Wendung gegen England oder Preußen. Der Imperator scheint bei sich erwogen zu haben, von welchem der beiden Länder bei einem Angriff auf das andere am ehesten Neutralität und freie Hand zu erwarten wäre, und täuscht nicht Alles, so bezeugt seine Badener Reise, daß er den Preis der äußersten Kläglichkeit den Engländern zuerkannt hat. Sonderbarer Weise wurde eben damals der Bericht der englischen Vertheidigungs-Commission bekannt mit folgendem bemerkenswerthen Resultat: „Unsere Armee wird immer vergleichsweise klein, unsere Kriegsflotte immer mehr oder weniger zerstreut seyn müssen; wir können uns daher nicht einbilden, daß wir im Stande sind, uns gegen eine Landung auf allen Punkten zu sichern, oder einer gelandeten Macht mit einer überwältigend großen Truppenzahl entgegen zu treten; wir müssen nur die Lebensquellen der Armee und der Flotte, die Arsenale und Werften, vor einem plötzlichen Schlage sichern; da haben wir ein Ausgabe von 12 Millionen Pfund und dabei bleibt die Hauptstadt noch unbefestigt.“

Gewiß lockende Aussichten für die praktische Kriegslust der Franzosen: ein unbedeutendes Anlehen und ein rascher Marsch auf London, wo Englands eigenthümliche Volkskraft, das Geld, liegt, für den Rückweg aber eine kleine Excursion über Brüssel! Der Gedanke mag trivial erscheinen; soviel aber ist sicher, daß die Vorgänge in Unteritalien vor Allem eine englisch-französische Bedeutung haben. Noch ist die Gefahr

in Indien keineswegs überwunden, der ganze Orient erbebt von Neuem, und schon muß England seine Herrschaft im Mittelmeere auf Tod und Leben wahren. Darum hat es die „westliche Allianz" weggeworfen für die englisch-garibaldische Allianz. Das Ringen der zwei Mächte ist um so gefährlicher, je heimtückischer es ist. Ueberaus gern hätte England in öffentlicher Umarmung mit Garibaldi irgend ein Fort auf Sicilien besetzt, um den neuen Bund zu besiegeln und zu ermuthigen, wenn nur nicht der Imperator allzu barsch erklärt hätte: „eine englische Landung auf Sicilien, und vierundzwanzig Stunden darauf mache ich Nachtquartier in Brüssel". Daß jede Minute den vollendeten Bruch in die schroffe Spannung bringen kann, haben die Stockschläge auf den Kopf des französischen Gesandten in Neapel bewiesen. Die kalte Gelassenheit, mit der Napoleon III. die conservative Maske vornimmt und mit seinem neuen Schützling am sicilischen Golf operirt, muß den Grimm der englisch-garibaldischen Allianz bis zum Wahnsinn steigern, und ruft irgend eine desperate That das Strafgericht über England wach, dann wird jeder ehrliebende Mann mitleidslos und händeklatschend rufen: „Recht so"!

Es herrscht jetzt eine bleierne Ruhe über dem Continent, die der Stille vor dem Sturm gleicht. Sie wird nicht lange dauern; denn die innern Verlegenheiten drängen den Imperator nicht weniger als die äußern Gelegenheiten, welche die Ohnmacht Deutschlands und die Furie Englands ihm geschaffen. Inzwischen hört für die Deutschen alle Politik auf, von Menschenhülfe haben sie kaum mehr etwas zu hoffen, nackt und bloß stehen sie unter dem Schutz der Vorsehung allein, welche eingreifen wird, wenn ihr Gewaltiger das Maß seiner Zulassung erfüllt hat. Dieß ist die Politik, welche in Deutschland allein noch möglich bleibt!

Du bist ein Theil von jener Kraft,
Die stets das Böse will, und stets das Gute schafft.

IX.

Historische Novitäten.

Das alte Wales, ein Beitrag zur Völker-, Rechts- und Kirchen-Geschichte von Ferd. Walter. Bonn, bei A. Marcus 1859. S. X und 335, nebst einer Karte.

In mehreren Blättern und Zeitschriften ist schon in rühmendster Weise von dem genannten Werke als einer der bedeutendsten Erscheinungen auf dem historischen Gebiete die Rede gewesen. Die Historisch-politischen Blätter dürfen um so weniger dasselbe mit Stillschweigen übergehen, als der Verfasser unter den katholischen Schriftstellern Deutschlands einen ersten Rang einnimmt. Schon längst bewundert als Reformator der Kirchenrechtswissenschaft, wie die zwölf (von 1822 bis 1856 erschienenen) Auflagen seines Kirchenrechts beweisen, mit Recht berühmt als ausgezeichneter Bearbeiter der römischen und der deutschen Rechtsgeschichte (in zweiter Auflage erschienen seine Werke über die erstere 1845 und über die letztere 1857), ferner als Verfasser einer sehr gelungenen sogenannten juristischen Encyclopädie (1856) trat er voriges Jahr auf einem Felde hervor, auf dem sich vor ihm Niemand auf dem Continent versucht hatte und das selbst in England (obwohl vielfach) nicht in wissenschaftlicher Beziehung befriedigend bearbeitet

worden war. Seine Arbeit zeichnet sich ebenso durch den Umfang, die Tiefe und Feinheit der Forschung, wie durch fesselnde Darstellung aus.

Schon vor Jahren hatte Walter den Entschluß gefaßt, eine Rechtsgeschichte des von einem celtisch kymrischen Volke bewohnten Landes Wales zu schreiben, allein er wurde (wie er uns in der Vorrede sagt) durch ein tieferes Eindringen in den Stoff bald überzeugt, daß seine Darstellung das ganze Daseyn des merkwürdigen Volkes, seine Geschichte, Sitten, Religion, Recht, Bildung, Wissenschaft, Kunst und Literatur umfassen müsse, und zwar um so mehr, als dieses Volk das einzige der unter der Herrschaft der Römer gestandenen Völker ist, welches, sie überdauernd, ohne eine neue Beimischung sein Recht und seine Sprache behauptet hat. Es wird durch dessen Geschichte neben der römischen und germanischen Welt ein drittes höchst anziehendes, bisher kaum bekanntes Gebiet uns aufgeschlossen.

Die erste Aufgabe des Verfassers war die, uns von den Quellen und der Literatur der walischen Geschichte in Kenntniß zu setzen. Es war im Lande selbst während der letzten dreißig Jahre für die Denkmäler der einheimischen Geschichte und Literatur ein nicht geringer Eifer erwacht, der sich in Zeitschriften und mannigfaltigen Werken kund gibt und dem patriotischen Sinne der dortigen Gelehrten zur großen Ehre gereicht; allein es ist bei ihren Arbeiten ein gewisser Mangel an Methode theils in der Sichtung und Prüfung der Quellen, theils in Berücksichtigung der Arbeiten ihrer Vorgänger zu beklagen, so daß es an dem Zusammenhange fehlt, welcher zum Aufbau einer Wissenschaft unentbehrlich ist. Der Verfasser hat in musterhafter Weise die zu seinem Werke gehörende Aufgabe gelöst, die walische Literatur möglichst vollständig zu ordnen, insbesondere bei den Quellen genau anzugeben, ob und wo sie übersetzt sind, weil die Kenntniß der walischen Sprache nicht bloß in Deutschland zu den Seltenheiten gehört.

Dieser als Grundlage des ganzen Werkes nöthigen Vorarbeit sind S. 1 bis 66 vier Kapitel gewidmet, welche eine vollständige Garantie für die historische Richtigkeit und Genauigkeit der Darstellung geben. Unter den Quellen sind als besonders wichtig hervorgehoben und im ganzen Buche auf das sorgfältigste benützt nicht nur das gegen 540 verfaßte Geschichtswerk von Gildas, das dem Nennius zugeschriebene aus dem zehnten Jahrhundert, sondern auch die 1841 im Urterte und englischer Uebersetzung herausgegebene altwalische Gesetzgebung (ancient Law of Cambria) und die zahlreichen ihrem Inhalte nach meistens überaus merkwürdigen Triaden-Dichtungen der walischen Barden. Höchst anziehend und faßlich sind des Verfassers Aufschlüsse über die kymrische Sprache.

Der übrige Inhalt des Buches läßt sich auf zwei Gruppen zurückführen. In der ersten vom 14ten bis 25sten Kapitel werden behandelt: die Landesgeschichte, das Land, das Volk, die Grundlagen der alten Verfassung, die Lasten der Unterthanen, die bäuerliche Verfassung, Religion und Kirche, die Barden, Leben und Sitten, die Geistesbildung. Die zweite Gruppe enthält eine walische Rechtsgeschichte in neun Kapiteln mit den Ueberschriften: der König, der königliche Hof, die Landes- und Gerichtsverfassung, das Kriegswesen, das Hauswesen (d. h. die Familienverhältnisse), das Vermögens- und Erbrecht, Vergehen und Strafe, das gerichtliche Verfahren. Ein Anhang von zehn in's Deutsche übersetzten Triaden und vier andern Documenten nebst einem genauen das Studium des Buchs erleichternden Register beschließen das Werk. Wir wollen einen Abriß desselben unseren Lesern mittheilen mit Hervorhebung der Partien, welche ein höheres Interesse für sie haben möchten.

I. Die älteste Geschichte des britischen Volkes ist mit Sagen vermischt. Wann und woher das Land den Namen Britannia (Prydain) erhielt, ist ungewiß. Die Ableitung desselben von einem König Brutus (Prydain), einem Abkömmling des

Aeneas, gehört der Sage an. Nach den römischen Schriftstellern gab es in Gallien ein Volk, das den Namen Briton führte. Die Benennung Kimmerier oder Kymren ist die des großen celtischen Volksstammes, der vor den Germanen den größten Theil von Mittel- und Westeuropa bewohnt, und dem nicht bloß die den Römern einen Augenblick furchtbar gewordenen Kymbern, sondern auch die Gallier angehörten. Die britannischen Inseln, d. h. das nachherige England und Schottland, wurden durch die verschiedenen Haupteinwanderungen dieses Volkes von Armorica im westlichen Frankreich und von Belgien her in Besitz genommen. Daher die alten in den Triaden vorkommenden Namen Cymru, Lloegr, Alban (Cambrya, Lögria und Albania), welche die Sage von drei Söhnen des Königs Brutus Kamber, Locrinus und Albanactus herleitet. Der Name Cambria statt Cymru ist aus der Aussprache der Vokallaute zu erklären. Die Benennung des Hauptsitzes Wales gehört einer spätern Zeit an und ist identisch mit der von Welsch (Gallisch?), womit die Sachsen die Fremden bezeichneten. Als die Römer die Insel Britannia betraten, waren die verschiedenen kriegerischen Völkerschaften durch Könige beherrscht, die untereinander in einem losen Verbande standen. Sie fanden eine priesterliche Verfassung und einen Cultus mit Menschenopfern vor, den sie nach der vollen Unterwerfung im Jahre 78 n. Chr. abschafften. Unter der fast 350 Jahre dauernden Herrschaft der Eroberer wurde die Insel in allen Beziehungen ein römisch fein civilisirtes Land, ohne daß die keltische Nationalität unterging; sie hatte ihre Stützen in den Druidengeschlechtern und den Barden, die durch ihre Lieder die nationalen Erinnerungen lebendig erhielten, sowie an den kleinen Königen oder Häuptlingen, welche die Römer nach ihrer Weise in größerer oder geringerer Abhängigkeit fortbestehen ließen. In Nordwales war im fünften Jahrhundert ein König Cunedda Wledig besonders berühmt. Nach dem von den eindringenden Scoten und Picten hervorge-

rufenen Abzug der Römer im J. 410 entstand für die Häuptlinge die Nothwendigkeit einer Vereinigung unter einem gemeinsamen Oberhaupte, deren erstes Owain ab Mäsen war, d. h. Eugenius, Sohn des Gegenkaisers Maximus, der eine Britin zur Frau gehabt haben soll. Unter seinen Nachfolgern ist Vortigern (Gwthegrn) geschichtlich bekannt. Allein zur Zeit der 450 beginnenden Kriege mit den Sachsen war das Volk wieder unter viele kleine Könige oder Häuptlinge vertheilt, und nur zuweilen unter einem Oberkönige als Heerführer vereint. Ein in der walischen und bretagnischen Sagengeschichte höchst gefeierter Häuptling dieser Art war der 537 gestorbene König Arthur, den selbst die altfranzösische Poesie (von der Tafelrunde des Königs Arthur) als den ruhmreichen Repräsentanten des ganzen Volkes idealisirt.

Während dieser kampferfüllten Jahrhunderte fanden Auswanderungen nach Armorica statt; der Rest des Volkes wurde, besonders nach dem Fall des gewaltigen Königs Cadwallon (634), in die westlichen Gebirge und Schluchten der Insel gedrängt, wo sie in drei Reiche Cumbria, Cornwallis (Dumbrialos) und Cambria zerfielen, deren beide ersten im neunten und zehnten Jahrhundert verloren gingen, so daß sich nur das letzte erhielt als das alte Wales. Anfangs war das Land immer noch in mehrere Reiche getheilt, von deren Beherrscher meistens einer der Oberkönig (von „Britannien") war. Hie und da gelang es einem König, wie z. B. 1015 dem von Südwales Llewelyn ab Sitsylth ganz Cambrien unter sich zu bringen; unter ihm und seinem Sohne (1037) ward das Land sehr blühend; allein neue Theilungen zerstörten die Einheit wieder, und 1137 hörte die Bezeichnung König (Brenia) auf; es gab nur noch Fürsten, ja oft nur Herrn von Gutsherrschaften. Diese Zustände führten dahin, daß das britische Oberkönigthum von Britannien an die Sachsen überging. Schon Ina († 726) soll es in Folge einer Ehe mit der Tochter des Britenkönigs Cadwalladyr erworben haben. Es

wird dieser als der letzte nationale Oberkönig genannt. Im zehnten Jahrhundert anerkannten die Cambrier im eigenen Interesse einen Oberkönig in London und zahlten ihm Tribut, ohne jedoch ihre Kämpfe mit den Sachsen aufzugeben. Sie führten sie mit wechselndem Glück, bis Harald, der Feldherr Eduards des Bekenners, ihren tapfersten Häuptling Gruffyth ab Llevelyn seit 1055 wiederholt schlug, 1063 ganz Wales durchzog, und nach dessen treuloser Ermordung eigenmächtig Könige einsetzte. Nach der Eroberung Englands durch die Normannen verbanden sich die Briten mit den Sachsen und kämpften anfangs mit Glück gegen den neuen Herrscher. Wilhelm gab aber ihr Land seinen Rittern preis, die nach blutigen Kämpfen von 1091 an Meister desselben wurden und, so weit es möglich war, es unter sich als Vasallen der Krone vertheilten. Es fanden indessen noch immer Aufstände statt, die aber stets z. B. 1111 durch Ansiedlung flamändischer Herrn besiegt wurden. Im J. 1136 gelang es den wieder enger verbundenen walischen Fürsten, die Normannen zu vertreiben, aber König Heinrich II. unterwarf das Land sich wieder, dessen König Madoc 1171 ihm huldigte und 1172 die Bestallung als königlicher Statthalter empfing. Nur die Berg-Schluchten von Nordwales waren noch nicht erobert. Seine Könige erhielten sich theils als Vasallen der Krone Englands, empörten sich dann wieder, achteten auch nicht auf die Vermittlung der Kirche. Im Jahre 1282 wurde der letzte derselben (Llewelyn ab Gruyth Codet) gefangen, und 1283 wie sein Bruder als Hochverräther hingerichtet.

Dieß war das Ende des letzten britischen Reiches. Um die Walen durch Berücksichtigung ihrer Nationalität zu gewinnen, ließ 1284 Eduard I. seine Gemahlin ihre Niederkunft in Coernarvon halten, und stellte den jungen Prinzen, der 1285 durch den Tod seines Bruders Thronfolger ward, als ihren auf walischer Erde gebornen Fürsten dar; im Herbst 1300 oder Frühling 1301 wurde er als solcher auch gekrönt.

In gleicher Weise ließ Eduard III. seinen Sohn, den sogenannten schwarzen Prinzen, vom Parlament zum Prinzen von Wales erklären und demselben im Lande huldigen, was sich bis in die Zeit Heinrichs VIII. wiederholte, so daß bekanntlich noch jetzt der jedesmalige Kronerbe Englands die Würde und den Namen des Prinzen von Wales und auch deßhalb ein eigenes Wappen hat.

Es wurden indessen von 1287 bis 1400 noch immer Versuche im Lande gemacht, das fremde Joch zu brechen, sie hatten eine schmachvolle nationale Knechtschaft zur Folge, welcher erst durch die Gleichstellung mit England vermittelst zweier Gesetze von 1536 und 1543 unter Heinrich VIII. für immer ein Ende gemacht wurde.

II. Es scheint auf den ersten Anblick unglaublich, daß in einem in hundertjährigem Kampfe begriffenen und innerlich so wenig geeinigten Lande wie Wales sich ein befriedigender socialer Organismus bilden oder, wenn er früher vorhanden war, erhalten konnte. Und doch steht in dieser Beziehung das kleine Land schon im zehnten Jahrhundert in einem erfreulichen Gegensatze zu dem übrigen Europa, wo der staatliche Zersetzungsprozeß zur Anarchie führte, welche zu vernichten sowohl die Könige wie die Kirche die größten Anstrengungen nur mit geringem Erfolge machten. In Wales findet man eine bis in's Kleinste geordnete und geregelte Staatsordnung, welche die inneren Bewegungen namentlich der aufeinander eifersüchtigen Lokalkönige und Fürsten nicht brechen konnten. Die Sitten sind im Ganzen gut, das Volksleben kräftig und strebsam, Religion hoch geachtet, Wissenschaft und Kunst blühen, und in Allem ist ein eigenthümlicher in dem Boden der kymrischen Nationalität wurzelnder frischer Geist sichtbar. Woher diese merkwürdigen Zustände? Offenbar verdankte sie das kleine Land der Kraft und dem Charakter der Nation, der Beherrschung desselben durch das Christenthum und die Kirche, sowie einzelnen großen Königen, wie Hoël oder

Howel'da (d. h. Hoël dem Guten), dessen Gesetzgebung die schon vorhandenen Elemente einer guten Rechts- und Staatsordnung in seinem zwischen 907 und 948 redigirten, aber freilich nicht mehr in ursprünglicher Redaktion vorhandenen Gesetzbuche auf eine Weise organisirte, die noch jetzt unsere Bewunderung für dieß einzig in der Geschichte dastehende legislative Denkmal erregt. Durch die Herausgabe der Ancient Law of Wales vom Jahr 1823 und 1841 ist man in den Stand gesetzt, die socialen Zustände von Wales selbst in Einzelnheiten kennen zu lernen, und man ist gewiß unserm Herrn Verfasser zum Dank verpflichtet, daß er die Bestimmungen desselben mit unvergleichlicher Sorgfalt aufgesucht und überall uns vorgeführt hat.

Nachdem er das durch die Römer im Lande eingeführte Staats- und Verwaltungswesen mit Hülfe der Notitia dignitatum beschrieben, zeigt er uns die staatliche Lage des Landes nach dem Abzug der Römer. Es bestand noch ein gemeinsames britisches Oberkönigthum mit drei Hauptstädten, den frühern Sitzen der höchsten römischen Provinzialbeamten, von welchen im zehnten Jahrhundert nur noch Carleon am Usk (Isla Silurum), dem alten Sitz des Präses der Britannia Secunda übrig blieb. Auch in den Arthursagen hält in dieser an Palästen und Reichthum hervorragenden Stadt der König mit der Tafelrunde seinen glänzenden Hof. Geordnetes Maß und Gewicht war eingeführt, auch das Land schon vor Howel dem Guten vermessen und die einzelnen Besitzparzellen durch Grenzzeichen, die unter dem Schutze der Gesetze in die Obhut und Kenntniß der Barden gestellt waren, geschieden.

III. Das Volk, welches seine Reinheit des Blutes durch das Verbot der Ehen mit Fremden zu bewahren suchte, zerfiel in Stämme, Geschlechter und Familien. Die erstern entsprachen den schottischen Clans und hatten jeder seinen Häuptling. Bei der Landesvermessung Howels fanden sich deren noch fünf-

zehn von reiner ächter Abkunft mit großen Rechten und Freiheiten. Besonders merkwürdig war der Organismus der Geschlechter, d. h. der Inbegriff der Blutsfreunde bis zum neunten Grade, zu deren jedem nothwendig gehörten ein Häuptling, sieben Aelteste, der Rächer und der Repräsentant. Der erstere, vom Geschlechte lebenslänglich gewählt, ist sein Beschützer und Wächter, Vater der Vaterlosen, dem alle Folgsamkeit schuldig sind. Er vermittelt und sühnt begangenes Unrecht, beschirmt gegen jede Unbill, beruft ein rechtmäßiges Landding und tritt als Sprecher auf. Wer sich an seinem ehrwürdigen Haupte vergreift, wird ehrlos und verliert sein Bürgerrecht. Er erhält vom Geschlecht die nöthige Unterstützung und gelegentliche Abgaben. Der Rächer führt die Angehörigen des Geschlechts in den Krieg und die Schlacht, verfolgt die Missethäter, bringt sie vor Gericht. Der Repräsentant hat den Häuptling überall besonders in der Kenntniß der Landesverhältnisse zu ergänzen, und steht ihm im Gericht und den Landesversammlungen zur Seite. Er muß ein Mann der Wissenschaft seyn und wird von den Aeltesten gewählt. Auch der Familienverband war kräftig geordnet. Das Amt des Hausvaters entspricht dem königlichen Amte wohlwollender Fürsorge und Anordnungen für das Gemeinwohl der Familien; die Stellung des Sohnes ist das Bild der Unterwerfung unter die Ordnung und rechtmäßige Herrschaft. Nur die Hausväter sind in den Landesversammlungen stimmberechtigt. Das Haus ist auch (wie die Triaden sagen) die Schule für die drei häuslichen Künste, Landbau, Viehzucht und Weben. Der Geschlechts- und Familienverband war in die Rechts- und Lebensverhältnisse innig verwebt. Die Angehörigen des ersten leisten sich Schutz und Beistand in jeder Lebensnoth und vor Gericht. Jedes Geschlecht hatte seine Ueberlieferungen, Lieder, Erheiterungen und Zusammenkünfte, seine Abzeichen und Wappen, seinen Stammbaum u. s. w. Es gab eine Anzahl Fälle, in welchen ein Nichtverwandter als Mitglied eines Geschlechtes

adoptirt werden konnte. Die Bedeutung der Blutsfreundschaft trat besonders im Institut der Blutrache und was damit zusammenhängt, hervor, und es war bei den Kymren dieß alles so genau geregelt, wie bei den germanischen Völkern z. B. in Flandern. Wir verweisen hierüber auf des Verfassers Ausführung über das Buß- oder Sühnegeld (Saraad) und das davon verschiedene Wehrgeld (Galanas), von welchen beiden nicht bloß die Verwandten einen stets ihrem Verwandtschaftsgrad entsprechenden, sondern auch der König oder der Herr des Landes ihren Antheil erhielten. Die Geschlechtsverfassung war auch eng mit dem Grundbesitz verbunden. Durch diesen wird das Geschlecht verpflichtet zum Kriegsdienst; er berechtigt zur Theilnahme an der Landesversammlung und zu gewissen an bestimmte Höfe geknüpften Aemtern. Wer ohne Land und ohne Blutsfreunde war, hieß Carllawedrawg, d. h. Mann mit der gebrochenen Karre, er konnte seinen Karren schieben, wohin er wollte, nur nicht in fremdes Land.

IV. Da das Land Wales ein Inbegriff größerer oder kleinerer, durch eine Föderation verbundener Reiche war, so ist seine Verfassung eine zweifache, die der einzelnen Staaten und die des Bundes. Jene war monarchisch-patrimonial, daher das Recht des kleineren Grundherrn dem eines größeren gleich. Die Eingesessenen sind als Unterthanen dem Landesherrn Gehorsam, Treue und Kriegsdienst schuldig. Er ist Gesetzgeber und oberster Gerichtsherr. Er allein kann Geld prägen. Wie bei den germanischen Völkern, ist die Staatsordnung die des Friedens, d. h. des Schutzes der Person und des Eigenthums. Man unterschied den aus der Natur der allgemeinen menschlichen Gemeinschaft und den aus der Kirche fließenden Gottes- und den Königsfrieden. Der erstere erstreckt sich über die Flüsse und die öffentlichen Wege als menschliche Gemeingüter, über die Fremden, die Barden, die Männer der Wissenschaft und die Richter. Der Königsfriede erstreckt sich über alle, besonders über die stets des Schutzes bedürftigen

Frauen und heimathlosen Bettler. Seine Verletzung wird mit einem Saraad an den König gebüßt. Außerdem gibt es noch besondere, durch hohe Strafen geschützte „Frieden", als der Palast- und Hoffrieden, der der Kirchen und Kirchhöfe, der Gerichts- und Volksversammlungen, einen Weg- und Pflugfrieden und einen zum Schutze der Aufbewahrungsorte von Waffen. Der König war aber nicht allein Träger der höchsten Gewalt, er ist überall von den Häuptlingen und Aeltesten der Geschlechter umgeben, mit ihnen versammelt werden die öffentlichen Angelegenheiten von ihm berathen, doch hat er die entscheidende Stimme. Gegen ungerechte Bedrückung des Königs kann die Landesgemeinde angerufen werden. Die Verfassung des Landes hat ihren Ursprung in Anordnungen Roderichs des Großen. Nach denselben war das Oberkönigthum über Kymry beim ältesten der drei diademtragenden Fürsten. Zur Zeit des angelsächsischen Königs Edgar (959 bis 975) wurde die Föderation fester geschlossen und organisirt. Der Oberkönig kann Versammlungen des ganzen Landes in einer der drei Provinzen von Wales abhalten, namentlich wenn Gefahr nach Außen droht. Ueber den Geist sowohl der Einzelverfassung als den des Bundes sprechen die Triaden sich aus. Ueber den letzten enthalten sie Wahrheiten, die, wie Walter (S. 178) sagt, jede Landesverfassung mit goldenen Buchstaben an ihrem Portal angeschrieben haben sollte.

„Drei mächtige Grundpfeiler einer föderirten Gemeinschaft: klare und unzweideutige Grundgesetze, die nicht durch Klügelei in Zweifel gezogen werden können; ein Bundesrecht, das nirgends mit der Billigkeit in Widerspruch kommt; und eine kräftige Rechtspflege, die durch Niemanden, so hoch er auch stehe, gehemmt wird."

„Drei Dinge, die einen gesellschaftlichen Zustand und eine föderirte Gemeinschaft zerstören: bedrückende Privilegien, ungerechte Verwaltung der Gesetze und Gleichgültigkeit, welche die Einrich-

tungen des Landes und der Geschlechter in Verwirrung gerathen läßt."

„Drei wesentliche Zwecke einer Föderation: gegenseitiger Beistand, vereinter Schutz der Wissenschaften und Künste, und Förderung friedlicher Zustände und Begegnung."

„Drei Dinge, die ohne eine föderirte Gemeinschaft weder Dauer noch Fortgang haben können: die Urbarmachung der Erde, die Künste und unentbehrlichen Wissenschaften und ein festgeordneter Friedenszustand."

„Drei Zierden einer föderirten Gemeinschaft: preiswürdige Wissenschaften, bundesfreundliches Benehmen und eine gut geordnete wechselseitige Rechtshülfe."

Dem ausgebildeten Königthum entsprach ein sehr genaues System von Unterthanspflichten. Jeder Unterthan stand zum König im persönlichen Verhältniß der Commendation, die beim Jüngling vom 14. Jahr an beginnt, wo er nun selbstständig Eigenthum besitzen und vor Gericht auftreten kann. Dann wurden dem König als Obereigenthümer des Landes geleistet theils regelmäßig stehende Abgaben, theils gelegentliche und zwar letztere in großer Anzahl. Ferner liegt den Unterthanen (wie bei den Römern und Germanen) die Verpflegung der hohen Beamten bei ihren Rundreisen ob. Aus der Eigenschaft des Königs als Oberherr entsprang ferner das Recht auf herrenlose Sachen, d. h. auch auf den Nachlaß der ohne Erben Verstorbenen, sowie auf den gefundenen Schatz von Gold und Silber. Sehr genau und in einer Menge Einzelnheiten regulirt war die bäuerliche Verfassung, welche hier anzugeben wir Umgang nehmen müssen.

V. Von besonderem Interesse waren in Wales die Zustände der Religion und der Kirche. Die Lehren des Christenthums drangen früh nach Britannien, als dessen erster Apostel Joseph von Arimathia in den walischen Traditionen genannt wird, der nach der Sage den heil. Graal, d. h. das Becken, in welchem das Blut unseres Heilandes aus

Longinus Lanzenstich aufgefangen worden seyn soll, dorthin brachte. Es hatte mit den Resten des Druidenthums, des römischen Cultus und den andern Gottheiten zu kämpfen, war aber, nachdem im Jahr 180 ein Bischof Lucius die erste Kirche in Llandoff gegründet hatte, bald so stark, daß es die Christenverfolgung unter Diokletian überdauerte und nach Constantin im Lande herrschend wurde. Der ernste Geist des Volkes fand an den tiefsinnigen Lehren des Evangeliums eine willkommene Nahrung, die heiligen Schriften wurden viel gelesen und der Gegenstand scharfsinniger Philosopheme. Die britischen Nationalkönige waren darauf seine kräftigsten Beschützer, welche die Kirche mit Grundbesitz und Privilegien reichlich begabten. Da bald jeder König seinen eigenen Bischof wollte, so schloß sich die Diöcesancircumscription an die Territorialverfassung an. Gegen Verwilderungen traten begeisterte Männer auf, die später unter den Heiligen des Landes glänzten, wie der als Apostel Irlands berühmte heilige Patricius, der heil. David, Bischof von Menevia, zu dessen Grabe später drei englische Könige (Wilhelm der Eroberer, Heinrich II. und Eduard I.) wallfahrteten und andere. In einer Triade (S. 221) ward der letztere mit zwei anderen Bischöfen als die gesegneten Geister der Insel Britannien gefeiert. Ueberall erhoben sich Klöster, unter welchen das von 2100 mit Gebet und Handarbeit beschäftigten Mönchen bevölkerte Stift zu Bangor Iscoed in Flintshire besonders berühmt ist. Zur Erhaltung der Reinheit und Einheit des Glaubens wurden Synoden gehalten. Die britischen Bischöfe standen mit der ganzen Kirche und ihrem Mittelpunkte zu Rom in der innigsten Verbindung. Drei derselben wohnten 314 dem Concilium zu Arles bei. Ihren Eifer für die Erhaltung der Lehre bewährten sie in dem Kampfe gegen den Pelagianismus, worin sie vom Papste Cölestin und den gallischen Bischöfen durch Gesandte kräftig unterstützt wurden. In den Formen des Cultus und andern äußern Einrichtungen blieb

aber in Folge der Bedrängnisse des Landes und des Mangels regelmäßigen Verkehrs die Kirche von Wales hinter den in den andern Theilen des Abendlandes von Rom aus gemachten Reformen zurück. Als daher der zur Sachsenbekehrung von Gregor I. nach England gesandte Augustinus auch Wales besuchte, stieß er auf die der Reinheit der Lehre jedoch durchaus unnachtheiligen Gegensätze, deren Aufhebung ihm und dem heil. Stuhle in hohem Grade wünschenswerth war. Er fand auch für eine 603 zu Bangor abzuhaltende Zusammenkunft mit sieben Bischöfen geneigtes Gehör. Sie beschloßen die Annahme seiner Vorschläge, wenn er bei ihrem Erscheinen in der Versammlung durch Erhebung von seinem Sitze sich als einen demüthigen Mann Gottes ausweisen würde. Als aber Augustinus unabsichtlich und nichts hievon ahnend sie sitzend empfing, genügte dieß, des beleidigten Nationalgefühls wegen seine nur auf drei Punkte, u. a. auf die Einführung der gleichförmigen Osterfeier zielenden Anträge scheitern zu machen. Allein es ist, wie der Verfasser S. 227 fg. überzeugend darthut, eine grundlose Behauptung neuerer Geschichtsschreiber, die britische Kirche habe sich als eine mit Rom gleichberechtigte Urkirche in Opposition gestellt und vom hl. Stuhle unabhängig erhalten. Man kennt (schon 689) eine nicht geringe Zahl Pilgerfahrten walischer Könige nach Rom, um dem apostolischen Stuhle ihre Ehrfurcht zu bezeugen. Howel der Gute zog zweimal (926 und 943) mit einem großen Gefolge von Bischöfen und weltlichen Großen dahin, um sein Gesetzbuch mit dem Papste zu berathen und es von ihm bestätigen zu lassen. Das canonische Recht galt in Cambrien, wie in den übrigen Ländern des Occidents. Die Stellung der Geistlichen war eine sehr geehrte und einflußreiche. Vor dem Bischof, seinem Beichtvater, stand der König auf und setzte sich nach ihm nieder, er hielt ihm die Aermel zurück, während er sich wusch. Priester saßen mit im Gericht und riefen vor dem Spruch durch ein Gebet, worin die Anwesenden mit einem

Vaterunser und Ave Maria einstimmten, Gott um Erleuchtung des Richters an. Die Geistlichen besorgten den mit dem siebenten Jahre der Kinder beginnenden Volksunterricht. Die Aufrechthaltung des Cölibatsgebots der Kirche unterlag aber großen Schwierigkeiten. Nach Erhaltung der niedern Weihen pflegte (wie noch jetzt in Rußland) der Cleriker sich zu verheirathen und dann erst zum Priester weihen zu lassen. Die Erblichkeit der Pfarreien, ja selbst der Kanonikate war hievon eine Folge. Erst die weltliche Gesetzgebung setzte später das Gesetz durch.

VI. Unter den eigenthümlichen Instituten des Landes ist das uralte der Barden wohl das merkwürdigste. Wir glauben einen kurzen Umriß des trefflich organisirten Bardenwesens nach der lichtvollen Darstellung des Verfassers hier geben zu sollen. In Britannien gab es wie in Gallien zur Zeit ihrer Berührung mit den Römern und noch nachher für die Religion und Wissenschaften drei Klassen von Personen: die Druiden, die Vates oder Ovates und die Barden. Die ersten standen bekanntlich dem auch tief in die bürgerlichen Verhältnisse eingreifenden Religionswesen vor, verrichteten (bis zu deren Aufhebung durch die Römer) auch die Menschenopfer. Die Vates machten Weissagung aus dem Fluge der Vögel und den Eingeweiden der Opferthiere. Die Barden waren die Dichter und Sänger, welche Lob und Tadel merkwürdiger Männer und Begebenheiten in ihren Liedern der Nachwelt bewahrten, dieselben zu festlichen Gelegenheiten unter Begleitung der Chrota, eines der Lyra ähnlichen Instrumentes vortrugen und in der Schlacht mit den Druiden die Tapferkeit bis zur Kriegswuth entzündeten. Nach dem Verschwinden des Druidismus in Folge der Einführung des Christenthums blieb das Bardeninstitut fortbestehen und erscheint, obgleich zur Zeit der Römer nicht erwähnt, als das eines hochgeehrten Standes und die Bardenkunst als die geistige Nahrung des begabten und sinnigen Volkes der Briten. Ausgezeichnetere

Barden waren Hausgenossen und Freunde, oft Rathgeber d
Könige; mancher Abkömmling königlichen Geschlechts w
Barde, selbst ein entthronter König lebte als solcher am H
eines andern Fürsten. Dichtkunst und Musik wurden fr
als Bildungsmittel des Volkes Gegenstand der Fürsorge u
selbst der Gesetzgebung. Die Kunst der Barden pflanzte s
unter der Aufsicht der Fürsten und der mit Wettgesängen v
bundenen öffentlichen Versammlungen der sog. Bardenconve
fort. Schon von König Cadwalladyr, gest. 682, sollen
einem solchen Convente Verordnungen über die Dichtkunst u
die Musik erlassen worden seyn. Im neunten Jahrhund
wurde das Bardenwesen den alten Ueberlieferungen gem
genau geordnet und erscheint in den Gesetzen König How
als ein wichtiges Nationalinstitut. Es gab mehrere Gr
und ein Unterricht der ältern Barden an die jüngeren fa
statt. Um das Jahr 1066 wurden in einem von graduir
Barden, Dichtern und Sängern gehaltenen Bardenfest Norm
über Disciplin, Kunst und Wissenschaft festgesetzt. Eine gr
Anzahl Bardenconvente hatten im 12ten Jahrhundert st
und es wurden berühmte **Bardenstühle** (Schulen) theils r
organisirt, theils errichtet. Englische und französische Histori
haben behauptet, die Barden seien heimliche Feinde des Ch
stenthums, Bewahrer des Druidismus und durch eine Gehei
lehre unter einander verbrüdert gewesen. Unser Verfasser ze
S. 309 fg. die Grundlosigkeit dieser Annahme und führt B
lege von dem tiefen christlichen Sinn der Barden an. D
Zweck des Bardismus war die Pflege und Reinerhaltung d
Dichtkunst, auch der kymrischen Sprache, die Förderung al
Nützlichen und Schönen, der Wissenschaft und der Kunst, '
Aufrechthaltung und Besserung der Sitten, die Lehre der We
heit. Darunter gehören besonders die unter dem Namen d
Triaden (Trioeds) bekannten didaktischen, stets in drei auf d
Denksprüche abgefaßten Gedichte. Die Bardenversammlung
waren dreifacher Art: allgemeine, d. h. sämmtlicher Bard

der Insel Britannien, besondere der Barden eines Reichs und rein örtliche eines Bardenstuhlbezirkes. Die ersten wurden ein Jahr vor ihrem Zusammentritt verkündigt und an einem der vier hochheiligen Tage gehalten, d. h. den 10. Dez. als dem kürzesten Tage, den 10. März dem des Frühlings, den 10. Sept. dem des Herbstäquinoctiums und den 10. Juni, als dem längsten Tage und dem Sommeranfang.

In diesen großen Bardenconventen wurden die Gesetze über Disciplin der Barden verfaßt, die Regeln der Dichtkunst festgesetzt, die Zulassung neuer Wissenschaften und wissenschaftlicher Werke begutachtet, die großen Ereignisse dokumentirt, Dichter und Sänger graduirt und gekrönt, Wettgesänge gehalten u. s. w. Die örtlichen Bardenconvente wurden am Wechseltage der Mondesviertel abgehalten unter Beobachtung alterthümlicher Gebräuche. Um eine Erhöhung auf Rasengrund war ein Kreis von Steinen gelegt, den nur die Barden betreten durften; in dessen Mitte waren stets nach dem Stande der Sonne drei Steine und diesen gegenüber in der Mitte des Kreises ein größerer Stein angebracht, welcher der Stein oder der Altar des Vorsitzes hieß. Einer der Barden brachte ein Schwert, mit dem er, es an der Spitze anfassend, mehrere Ceremonien machte, deren Sinn war, daß die Barden Männer des Friedens seien, worauf die Geschäfte begannen.

Die Bardenwürde wurde nach bestandenem Unterrichte unter der Autorität des Bardenconvents ertheilt. Nur von einem zum Lehrstuhl berechtigten Barden konnte der Unterricht in der Bardenkunst (der Dichtkunst und Musik) gegeben werden. Die Schüler mußten sich an ihn anschließen und standen unter seiner Bevormundung. Es gab drei Stufen der Schüler. Auf der ersten stand der ungehobelte (oder Probe-) Schüler (mebinogg, hispydduid). Auf der zweiten der geschulte Schüler (dysyble dyscyblaidd); auf derselben wurde er in der Metrik und der Reimkunst unterrichtet, in ihren Beziehungen zur Lyrik und Epopöe, in der Anfertigung eigener

Gedichte und Gesangsmelodien, in den den Barden obliegenden genealogischen Arbeiten der Geschichtskunde u. s. w. Nach Absolvirung dieser Stufe wurde er, wenn befähigt erfunden, durch den Ausspruch eines Bardenconventes zum eigentlichen Barden (prifbardd) oder conventsmäßigen Dichter erhoben und Meisterschüler. Jetzt konnte er selbst an öffentlichen Disputationen und Wettgesängen Theil nehmen. Cathedrirter oder Druid-Barde wurde er aber erst, wenn er dreimal, jedesmal mit dem Zwischenraum von einem Jahr, einen Stuhl gewonnen hatte. Um solch' ein Barde zu werden, sagt eine Triade, gab es drei unentbehrliche Dinge, Genie von Gott, Unterricht von einem Lehrer und Berechtigung zum Lehramt durch den Ausspruch eines Bardenconvents. In ähnlicher Weise gab es drei Stufen der Schüler des Gesanges. Dem graduirten nicht cathedrirten Barden entsprachen die graduirten Musiker der einfachen Art, die Harfenspieler, die des chrot (crwth) und die Sänger. Die Stellung der Barden war eine sehr hohe und privilegirte. Sie hatten verschiedene bürgerliche Verpflichtungen, u. a. die Führung der Geschlechtsregister (der Standesbücher jener Zeit).

Unser Verfasser führt S. 301 fg. die namhaften Barden zuerst der britischen Zeit im sechsten Jahrhundert, dann die des Landes Wales mit Angabe ihrer wichtigsten auf unsere Zeiten gekommenen Dichtwerke auf und erzählt den nach der Unterwerfung des Landes unter Eduard I. beginnenden, jedoch nur allmähligen Rückgang und den erst gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts eintretenden Verfall des Bardenthums, das die Cambrian society in Dyved seit 1819 (wie im flamändischen Belgien die sog. Kammern der Rhetorik) wieder künstlich herzustellen begonnen hat. Der Verfasser einer Anzeige dieses Werkes im „Magazin der Literatur des Auslandes“ theilt mit, daß er im Sommer 1859 einem Bardenconvente in Wales beigewohnt habe.

VII. Die Triaden sind kurze, sentenzenartige, nach einer

Dreizahl angelegte Zusammenstellungen und wurden über alle Gebiete des Wissens verfaßt. Seit 1730 sind in England eine unglaubliche Menge Triadensammlungen herausgegeben worden. Ueber das Alter derselben ist aber großer Streit. Während die Enthusiasten den Ursprung derselben noch in die heidnische Zeit der Druiden zurückversetzen, erklären sie Andere für neu, ja sogar für ein Gelehrtenmachwerk, das alles wahrhaft poetischen Inhalts, alles gesunden Geschmackes und aller Popularität entbehre. Die Wahrheit liegt, wie Walter zeigt, in der Mitte. Man findet Spuren derselben schon im sechsten Jahrhundert, und Triaden waren, wenn nicht schon im Rechtsbuch Howel's, doch in frühen Zusätzen zu demselben, jedenfalls schon im 12ten und 13ten Jahrhundert vorhanden. Sie sind hervorgegangen aus der Neigung des Volkes zu Abstraktionen und geistreichen Vergleichungen, welche über alle Gegenstände des äußern und innern Lebens sich verbreiteten und der treueste Spiegel des walischen Geistes sind. Warum sollten die Barden dieser Ausdrucksform sich nicht bedient haben? Gibt es doch eigene Bardentriaden (Trioedd-Bardes) und solche, die Anleitung zur poetischen Kunst enthalten. (Sie sind gedruckt bei Walter als Anhang II. und IX). Allerdings war in späteren Zeiten die Abfassung derselben viel häufiger, ja eine Art Mode, und führte zu vielen Abgeschmacktheiten. Allein nicht ohne Genugthuung lesen sich die ausgezeichneteren derselben. Um sich eine Vorstellung von der Beliebtheit dieser Redeweise zu machen, muß man wissen, daß es historische, politische, juristische, moralische (der Weisheit), priesterlich-theosophische Triaden, solche der guten Sitte, des Privilegiums und des Herkommens, Triaden der Freundschaft und Bruderschaft, der Frauen, der Ehefrauen, der Volksstämme, z. B. der Sachsen und der Kymrer, der Dichtkunst u. s. w. gibt. Ja man hat Charakterschilderungen in Triaden, wie die des Habsüchtigen (bei Walter VI.), des Sohnes des Geizhalses, des Trunkenboldes, dann eine Menge Sprichwörter in Triadenform. Je-

denfalls bilden die Triaden einen bedeutenden Theil der walischen Literatur.

Hier einige Auszüge. Aus Nr. II. dem Trioedd Barddas Nr. 1.: „Drei ursprüngliche Einheiten gibt es und mehr als eine von jeder kann nicht seyn, ein Gott, eine Wahrheit und eine absolute Freiheit, eine höchste Spitze der Freiheit und diese hält allen Gegensätzen das Gleichtgewicht." Nr. 22: „Drei Dinge sind zusammengeboren, der Mensch, Freiheit und Licht."

Aus der III. Triade der Weisheit Nr. 8: „Drei Menschen (sind es), worauf Jeder mit Liebe hinblicken muß: auf den, welcher an der Betrachtung der irdischen Natur, der Werke der Kunst und an kleinen Kindern seine Freude hat." Aus der IV. Triade Nr. 13: „Dreierlei Personen haben die Ansprüche und Vorrechte von Bruder und Schwester: die Waise, die Wittwe und der Fremdling."

Aus der V. Triade (auch der Weisheit von 152 Nummern) führen wir an Nr. 47: „Drei Dinge soll man immer offen halten: das Ohr, das Auge und den Verstand." Nr. 48: „Drei Dinge, die am besten verschlossen bleiben, außer wenn ein gerechter Grund vorhanden ist, (sind) die Hand, die Lippen und der Gedanke!"

Aus der Nationaltriade (VIII) der Kymren Nr. 1: „Drei Dinge muß jeder Kymre seyn, um nicht sich selbst, seinem Lande und seinem Stande Unehre zu machen: hochherzig, tapfer und mitleidig." Nr. 7: „Drei Dinge, die der Kymre bis zu seinem Tode bewahren muß: sein Schwert, sein Geheimniß und seinen Freund!" Nr. 16: „Drei Dinge, auf die jeder ächte Kymre achten muß: seinen Pflug, sein Buch und sein Recht!" Sehr merkwürdig ist insbesondere die religiöse Triade Pauls (S. 496), ihr Umfang aber zu groß, um hier wiedergegeben zu werden.

Der Umfang unserer gegenwärtigen Anzeige macht es uns unmöglich, näher auf den Inhalt des letzten die walische

Rechtsgeschichte behandelnden Theiles des Walter'schen Werkes einzugehen. Für die vergleichende Rechtsgeschichte ist derselbe von größtem Werth und verdient in Deutschland mehr bekannt zu werden, als es rücksichtlich des altbritischen Rechts bisher der Fall war. Ueber das Rechtsbuch Howels des Guten hatte man sich bis jetzt mit einigen kurzen in Zöpfl's deutscher Rechtsgeschichte enthaltenen Angaben zu begnügen. Das walische Recht stimmt allerdings in mehreren Lehren mit dem germanischen überein, ist aber in anderen wieder wesentlich von ihm abweichend und in seinen Eigenthümlichkeiten von welthistorischer Bedeutung.

X.

Das moderne Associationswesen.

V.

Ein praktisches Beispiel: kurze Beschreibung eines auf katholischem Boden bestehenden, die materiellen Zwecke der Associationen in sich aufnehmenden Volksvereins.

Im Jahre 1856 wurde in einem Flecken des nordwestlichen Deutschlands von ungefähr zweitausend Einwohnern einem Freunde des Referenten und ihm selbst die Bitte eines Theils der jüngeren Bevölkerung ausgesprochen, ihnen zur Bildung eines Gesellenvereins behülflich zu seyn. Das zeigte sich aus vielen Gründen unthunlich, u. A. deßhalb, weil ein großer Theil der jungen Leute nicht dem Handwerker-, sondern dem landwirthschaftlichen Stande angehörte. Es entstand nun, da man nicht gern etwas ganz Neues machen

wollte, die Frage, an welche schon bestehende katholische Einrichtung dieser Art am besten anzuknüpfen sei.

Die Bruderschaften schienen sich nicht für solche Anknüpfung zu eignen, weil man vornherein die Absicht hatte, die Vereinigung nicht lediglich auf das specifisch religiöse Leben zu beschränken, sondern sie aus der Sphäre der Religion in alle Kreise des bürgerlichen und menschlichen Daseyns auszuführen. Das letztere schien nach der Zeit und besondern Ortsverhältnissen wichtig, ja nothwendig für das Zustandekommen einer engern christlichen Gemeinschaft, weil ja eben das bürgerliche und menschliche Leben es ist, wo heute die Gemeinschaft mehr fehlt, als auf religiösem Gebiete. Unter Katholiken ist das Bewußtseyn der Zusammengehörigkeit in religiöser Beziehung wohl noch ziemlich da; in der Kirche, vor dem Altar fühlt man sich noch wohl in Einheit. Aber außer der Kirche, im Leben fehlt dieses Einheitsgefühl oft gar sehr, hier ist der Individualismus auch unter Katholiken oft bis zu einem hohen Grade fortgeschritten, hier sind die, welche in der Kirche sich eins fühlen, als selbstsüchtige Einzelwesen einander gegenübergestellt, eine Zwiespaltigkeit, welche auch das specifisch kirchliche Einheitsgefühl bis zu einem hohen Grade und auf eine für die Zukunft bedenkliche Weise stört. Es ist ja gar nicht anders möglich, als daß die meisten Menschen, die doch nur den kleinsten Theil ihrer Zeit in specifisch religiöser Sphäre leben und mit dem bei weitem größten Theil ihrer Kräfte den Interessen des bürgerlichen Lebens nachgehen, von den Grundsätzen und Realprincipien, die in diesem in Anwendung kommen, afficirt werden. Herrschen nun wie heute in den bürgerlichen Dingen Grundsätze, sind die natürlich menschlichen Verhältnisse nach Principien ausgestaltet, die den Lebensgesetzen der Kirche geradezu entgegenstehen, so kann es nicht fehlen, daß die, welche sich viel im äußeren Leben bewegen, dessen Praxis als eine thatsächliche Wahrheit anerkennen und dadurch in sich selbst zwiespaltig werden. Nur im

Kampfe gegen das äußere Leben in seiner heutigen Ausgestaltung, d. h. gegen die in ihm herrschende Auflösung der Menschheit in lauter Atome, ist es möglich, die kirchliche Gemeinschaft als solche, als eine volle, absolute Wahrheit anzuerkennen und festzuhalten. Nur so ist oder wird die kirchliche Gemeinschaft als eine allgemeine dem Bewußtseyn das, was sie an sich ist und seyn soll. In der Ausführung dieser kirchlichen Gemeinschaft in das Leben liegt der Weg und das Mittel, die Menschen wieder mit ihrem ganzen Daseyn in die Kirche zu erheben, also auch der Weg und das Mittel, das bürgerliche Leben gleichfalls der Erlösung theilhaftig werden zu lassen; die Verkirchlichung des Lebens ist eben dessen Erlösung selbst. Insbesondere liegt in der Herstellung der kirchlichen Gemeinschaft im Leben auch das Mittel, welches in sich selbst seinen Zweck erfüllt, den widernatürlichen Individualismus in den heutigen Verhältnissen zur Aufhebung zu bringen, dem allgemeinen und für alle Gebiete geltenden Drange der menschlichen Natur nach Vereinigung und Gemeinschaft seine berechtigte Befriedigung zu gewähren. Weil eben Gemeinschaft als solche den Zuständen der Welt widerstrebt, so kann das Seufzen der angebornen menschlichen Natur nach Gemeinschaft wahrhaft nicht anders befriedigt werden, als von dem überweltlichen δος μοι που στω der Kirche, von der Grundlage kirchlicher Gemeinschaft aus. Diese kirchliche Gemeinschaft in's Leben einzuführen, das ist also die eigentliche Aufgabe bei der Gründung menschlicher Vereinigung. Andererseits können Vereinigungen unter Menschen im gewöhnlichen Leben nie recht wirklich und enge werden, wenn sie nicht dieses natürliche Leben mit umfassen, und z. B. auf die natürlichen Vergnügungen dieselben erhebend eben so eingehen, als auf die natürlich menschlichen materiellen Bedürfnisse.

In der Ueberzeugung also, daß man die gewünschte Gemeinschaft einerseits auf die Kirche begründen und andererseits

in das natürliche Leben eingehen lassen müsse, beschloß man, die zu begründende Verbindung an den allgemeinen deutschen Katholiken- oder Pius-Verein anzuschließen. Dieser Verein hatte schon seit acht Jahren eine bedeutende kirchliche Anerkennung sich errungen, der apostolische Stuhl und das deutsche Episkopat hatten sich sehr günstig über ihn ausgesprochen. Der äußere Kampf für die Freiheit und Selbstständigkeit der Kirche, den der Verein bei seiner Gründung an die Spitze seiner Zwecke gestellt, konnte zwar unter den hiesigen Verhältnissen nicht sonderlich in Anwendung kommen, indessen war ja die Hervorhebung dieser Zweckbestimmung mehr nur durch die damaligen Zeitverhältnisse veranlaßt, und lag als äußere Zweckbestimmung nicht im Wesen des Vereins. Dagegen ist der innere Kampf für die Freiheit und Selbstständigkeit der Kirche eine Aufgabe, die zu allen Zeiten, für alle Christen bleibt. An sich selbst und seiner Umgebung hat jeder Katholik tagtäglich die Kirche, deren Glied er ist, frei zu machen, er thut dieses, indem er sich selbst frei macht von der Welt, und sein Leben in das der Kirche erheben läßt. Dabei kann ihm auch die Welt in jedem Dorfe in Gestalt des Staats, der Behörde, der Industrie oder aller andern Geschäfte als Gegenstand des Kampfes entgegentreten, er kann in unzähligen Fällen die Aufgabe bekommen, die Rechte und Ansprüche der Kirche als solche gegen die Forderungen der Welt vertheidigen zu müssen. Wenn, um ein Beispiel anzuführen, ein Dienst- oder Fabrikherr seine Untergebenen verhindert, am Sonntag das Kirchengebot zu erfüllen, so ist es auch ein Kampf für die Freiheit der Kirche in ihren Gliedern, diesen Untergebenen auf irgend eine Art zu Hülfe zu kommen, und ihnen die Erfüllung ihrer Pflichten möglich zu machen oder zu erleichtern. Solche Kämpfe für die Freiheit der Kirche gibt es aber überall und immer fast zahllose, und wie ihre Führung jedem Katholiken obliegt, dem sich Veranlassung und Gelegenheit dazu bietet, so ist es natürlicherweise

auch Sache jedes Katholikenvereins, sich auf diese Art auch im Kleinsten und Einzelnsten immerfort und überall zur Kirche und ihren Rechten zu bekennen, und durch sein Daseyn und Wirken ein unaufhörliches Zeugniß für ihre Freiheit und Selbstständigkeit abzulegen. Eigentlich liegt in diesem praktischen Bekenntniß der Freiheit und Selbstständigkeit der Kirche das Bekenntniß des ganzen Glaubens, der in der Lehre von der Kirche als seinem Höhepunkte gipfelt. Wenn nun noch dazu diese Lehre von der Kirche, ihre Freiheit und Selbstständigkeit die Seite des Katholicismus ist, welche heute praktisch und theoretisch am meisten angegriffen wird, so versteht es sich eigentlich von selbst, daß jeder katholische Verein, der die Aufgabe hat, als katholische Gemeinschaft zu leben und zu handeln, es zu seiner wesentlichen Hauptaufgabe machen muß, an der Durchführung der Selbstständigkeit und des Rechts der Kirche mitzuwirken.

Hinsichtlich der Auffassung des deutschen Katholikenvereins darf man überhaupt nicht aus den Augen lassen, daß derselbe in einer sehr stürmischen Zeit entstanden ist, und fast nothwendigerweise in der Ausführung der Statuten, wie in der anfänglichen Praxis, Manches sich einschleichen mußte, was nicht nothwendig der Sache, dem Vereine an sich, sondern vorübergehenden Umständen jener Zeit angehörte. Die Idee des Katholikenvereins, die sich durch die Thatsache seiner Entstehung ausspricht, ist durchaus nicht zu verwechseln mit den Ansichten, die man über den Katholikenverein ausgesprochen hat. Wie bei so vielen Institutionen mochten selbst auch die ersten Stifter nicht einmal über das Wesen der Thatsache, die sie in's Leben setzten, ein vollkommenes und der Sache adäquates Bewußtseyn haben. Sie handelten vielleicht mehr nur aus dem Gefühl des allgemeinen Bedürfnisses solcher Vereine in der Christenheit, und richteten ihren Willen mehr auf die äußeren und äußerlich zu erreichenden Zwecke, als auf die innern, in der Sache selbst liegenden. Jedenfalls

scheint ihnen die Tragweite dessen, was sie mit Thaten und Thatsachen aussprachen und praktisch in's Leben setzten, nicht mit ganzer Consequenz klar gewesen zu seyn. Von dieser Mangelhaftigkeit der subjektiven Auffassung der selbst verwirklichten oder zu verwirklichenden Thatsachen rühren sehr viele Fehler in der anfänglichen praktischen wie theoretischen Behandlung der Vereins-Politik, und rührt zum Theil auch die Erschlaffung, welche schon nach den ersten Jahren des Bestehens eintrat und noch nicht besiegt ist.

Allerdings ist es gar leicht erklärlich, daß Vereine, welche bei einiger Ausführung so viele Mühe und Anstrengung erfordern, wie die Piusvereine, sehr leicht auch von ihren Stiftern aufgegeben wurden. Waren doch die Stifter und Leiter meist Männer, die von ihrem praktischen Beruf ohnehin schon hinlänglich in Anspruch genommen und zum Theil dadurch gehindert wurden, sich mit der nöthigen Hingebung und Ausdauer der Leitung und Ausbildung solcher Vereine zu widmen. Wir glauben daher fast, daß der Katholikenverein Deutschlands in seiner ursprünglichen Conception im Ganzen nicht eher zur Ausführung kommen wird, bis sich ein eigener Orden der Sache annimmt und seine Herstellung als Ordenswerk betreibt. Im Einzelnen sind darum aber doch solche Vereine auch heute schon da möglich, wo sich geeignete Leiter finden, die mit ganzem Ernst die Sache berufsmäßig treiben. Um sich aber so dem Vereinswesen hinzugeben, dazu gehört, daß man vorerst erkennt, welche immense politisch-kirchliche Bedeutung in ihm liegt, oder in ihm liegen kann. Es muß dasselbe gefaßt werden als innere Politik, als die eigentliche innere Politik der Gegenwart, welche die Neubildung einer wahren, thatsächlichen, politisch-socialen Volksverfassung auf dem Boden der Kirche zum Gegenstande und Ziele hat. Nur wer die Katholikenvereine so faßt, wird sich die große Arbeit und Mühe nicht verdrießen lassen, die mit ihrer Leitung verbun-

den sind; wer eine geringere Ansicht hegt, wird leicht solchen Bestrebungen abwendig werden.

Indem man nun hier in dem Vereine, von dem wir sprechen, von vornherein die Sache von ihrer politisch-kirchlichen Seite auffaßte, war es natürlich, daß die Zweckbestimmung sich etwas anders stellte als anderswo. Wie das nach Obigem im Punkte der angestrebten Selbstständigkeit der Kirche der Fall war, so auch hinsichtlich des Bildungs- und des socialen Zwecks des Katholikenvereins. Wir faßten beide Zwecke mehr als Moment und Folge unserer Vereinigung auf, denn als selbstständige anzustrebende Ziele. Die Vereinigung als solche, die Herstellung der Gemeinschaft unter Katholiken aller Klassen und Alter, blieb durchaus die Hauptsache. Aus der Gemeinschaft und dem gemeinsamen Leben ergab sich dann aber von selbst die Bemühung, dieses Leben allseitig zu bilden, also der Bildungszweck. Weiterhin ergab sich die natürliche Consequenz, das Leben, so viel es in den Kräften des Vereins lag, auch materiell zu verbessern, also der sociale Zweck. Wir bezogen alle einzelnen Zwecke auf's innere Leben des Vereins selbst, erkannten uns aber, trotz dieser Verschiedenheit der Auffassung in der Sache, mit dem allgemeinen Katholikenvereine einverstanden, und konnte man sich an denselben, in so weit er noch bestand, anschließen. Demgemäß lauten die beiden ersten Paragraphen der Statuten so:

„Der im Herbste 1856 hier entstandene, jetzt in 72 Mitgliedern, 3 Ehrenmitgliedern und 24 Theilnehmern bestehende Katholiken- oder Pius-Verein schließt sich dem großen katholischen, unter dem Patronat der seligsten Jungfrau stehenden Verein Deutschlands an, und nimmt Theil an dessen wesentlicher Aufgabe: der Verherrlichung Gottes in der Kirche.

In Anwendung dieses allgemeinen Grundsatzes auf die hiesigen Verhältnisse sucht unser Lokal-Verein die Verherrlichung Gottes in der Kirche hauptsächlich darin, daß

1) die kirchliche und besondere Pfarrgemeinschaft, in der alle

seine Angehörigen miteinander stehen, sich unter denselben immer mehr und mehr verwirkliche und bewahrheite, im äußeren wie im inneren Leben sich bethätige;

2) daß in dieser kirchlichen Gemeinschaft aller Mitglieder mit einander die Einzelnen auch in allen irdischen, gesellschaftlichen und bürgerlichen Dingen, die irgend ihr Leben berühren, eine dem Geist und Sinn der Kirche entsprechende Haltung einnehmen; daß sie eingehen und theilnehmen am Leben und Wirken der Kirche auch in den Gebieten, welche nicht unmittelbar zur Religion im engsten Sinne des Wort's gehören; er will

3) im Zusammenhang mit dieser Aufgabe den Einzelnen nach ihrem Bedürfnisse Anregung, Wege und Mittel zur Förderung ihrer Bildung an die Hand geben;

4) will er, soviel wie möglich, in seinem Kreise Einrichtungen zur gegenseitigen Unterstützung seiner Mitglieder in Nothfällen und Mißständen herstellen und überhaupt in jeder thunlichen Weise zur Bewahrung und rechten Förderung ihres bürgerlichen Wohles beitragen; endlich

5) will der Verein die Erholung und das Vergnügen seiner Mitglieder in christlichem Geiste zu ordnen und auszugestalten suchen.

Die Statuten wurden verfaßt und weiter entwickelt in der Generalversammlung, die mit Stimmenmehrheit alle Gesetze beschließt. Geleitet wird die Generalversammlung und das Leben des ganzen Vereins durch einen Vorstand von fünf Mitgliedern, an dessen Spitze ein Vorsteher steht, in dem sich alle Angelegenheiten und Geschäfte einheitlich concentriren. Doch wird diese einheitliche Regierung und Verwaltung nicht im Sinn der modernen Centralisation, sondern so geübt, daß nicht allein die freie Selbstständigkeit des persönlichen Lebens bewahrt bleibt, sondern auch innerhalb des Vereins selbst die einzelnen Aemter und Geschäfte den damit betrauten Personen zu einer relativ selbstständigen Verwaltung überlassen bleiben. Es ist in der ganzen Verfassung des Vereins überall und so

viel nur möglich die Herstellung und Innehaltung des principiellen Verhältnisses zwischen den Einzelnen und dem Ganzen angestrebt worden, welches dereinst in der christlich germanischen Staats- und Gesellschaftsverfassung das herrschende war, und in welchem dort die Versöhnung der Freiheit des Einzelnen mit der Einheit und Ordnung des Ganzen wenigstens theilweise möglich wurde.

Außer der gesetzgeberischen Thätigkeit und den damit in Zusammenhang stehenden Besprechungen über Vereinsangelegenheiten finden in der Generalversammlung die verschiedensten öffentlichen Vorträge statt. Namentlich werden hierzu solche Stoffe gewählt, die mit dem religiösen und kirchlichen Leben in Zusammenhang stehen und doch ihrer Natur nach nicht mit Ausführlichkeit auf die Kanzel gebracht werden können. Dahin gehören einzelne Themate aus der Kirchengeschichte, wie z. B. die Geschichte des Ordenswesens oder einzelner Orden oder Ordensstifter; ferner Themate kirchenrechtlicher Art, wie z. B. die Ordnung der Hierarchie, da wird über das Verhältniß des Pfarrers zum Bischof oder des Bischofs zum apostolischen Stuhle u. s. w. gesprochen, oder es wird die Entstehung der Feste, oder die verschiedenen Bauarten der Kirche, oder ihre innere Einrichtung erläutert. Ein andersmal kommen auch Themate über allgemein interessirende Gegenstände und Personen der deutschen Geschichte vor. Oder es werden auch Vorträge gehalten, unmittelbar aus dem örtlichen Leben geschöpft, und ist jedes Vereinsmitglied berechtigt, seine Erlebnisse durch einen Vortrag zum öffentlichen Ausdruck zu bringen. Nur sind alle derartigen Vorträge der Censur des Vorstehers unterworfen und wird Alles aus ihnen entfernt, was nach irgend einer Seite hin anstößig seyn könnte. Auf diese Art lernen die Mitglieder des Vereins öffentlich reden, gewöhnen sich an ein freieres Auftreten und an ein zusammenhängendes Denken; zugleich bietet sich hier dann die Gelegenheit, mancherlei irrthümliche Auffassungen von allerlei praktischen und

socialen Dingen und mancherlei Unzufriedenheit zu entfern
vielen Personen die ihnen so nöthige, aber nur auf Gru
christlicher Ergebung in den allgemeinen Sündenzustand
Welt und die daraus hervorfließenden, nicht wegzuläugnend
Uebel mögliche Versöhnung mit dem Bestehenden anzubahn

Außer diesen monatlichen Generalversammlungen find
auch noch kleinere Versammlungen ähnlicher Art, sogenan
öffentliche Vorstandsversammlungen statt, in denen mehr
der Weise freierer Unterredung das Verständniß des Verein
Wesens im Allgemeinen vermittelt und dessen weitere Entwi
lung im vorliegenden Falle angebahnt wird. Hier wird d
Verhältniß unseres Vereins nach außen in vielerlei Bezi
ungen besprochen, die Bedeutung auch materieller Association
in ihrem Verhältniß zur gegenwärtigen Weltlage erörtert u
so von innen heraus der Wunsch erweckt, weiter auf der
tretenen Bahn fortzuschreiten. Zu diesen Versammlungen kön
in der Regel nur die geistig angeregte Mehrheit des Verein
es besteht keine Verpflichtung sie zu besuchen, während bei d
General-Versammlungen das Ausbleiben bestraft wird. V
vorneherein wurde die Einrichtung getroffen, daß verschiede
Personen, je nach verschiedenem Grade ihres Interesses u
den verschiedenen häuslichen Verhältnissen sich auch in v
schiedenem Maße am Verein betheiligen konnten; der Bes
der monatlichen General-Versammlung ist das Minimum
geforderten Theilnahme, und auf die Regelmäßigkeit die
Besuchs wird um so strenger gedrungen, je nöthiger er
um die Mitglieder in der nöthigen zusammenhängenden Ken
niß vom Stande der Vereinsangelegenheiten zu erhalten. A
ist dieß ein wirksames Mittel, alle solchen Personen v
Verein fern zu halten, die nur um des Vergnügens o
Nutzens wegen zwar hin und wieder gern Theil nehmen mö
ten, aber nicht lebendiges Interesse genug haben, um ein kl
nes Opfer zu bringen. Alle Personen aus der Gemeinde,
sich nicht fest anschließen wollen, können nur dreimal in d

Verein eingeführt werden, dagegen ist den Bewohnern der Nachbargemeinden, wie überhaupt allen Fremden stets freier Zutritt gestattet. Ebenso haben Andersgläubige, auch wenn sie aus dem Orte sind, als Gäste stets Zutritt, können aber nicht Mitglieder werden. Mitglieder können nur Katholiken werden, die der Pfarre angehören und wenigstens 17 Jahre alt sind. Eben diese, die Mitglieder werden können, aber es nicht wollen, sind darum von aller Theilnahme als Gäste ausgeschlossen.

Zu Bildungszwecken dienen außer diesen Versammlungen auch noch regelmäßige sog. Kränzchen, die besonders im Winter gehalten werden, und an denen Jeder nach Belieben Antheil nehmen kann. Hier werden einzelne zum Leben gehörige Gegenstände in zusammenhängenden Vorträgen, die mit Unterredungen abwechseln, populär dargelegt und mehr regelrecht erörtert. Hier werden auch naturwissenschaftliche Gegenstände besprochen und dieß namentlich in der Intention, den religionsfeindlichen naturwissenschaftlichen Schriften, die in der populären Darstellung hier zu Lande immer tiefer ins Volk dringen und manchem armen Menschen Zweifel erwecken, möglichst entgegen zu wirken. Andere Kränzchen sind dazu da, um die Lücken des gewöhnlichen Schulunterrichts auszufüllen und einzelne Befähigtere in den Schulfächern weiter zu führen. Eine kleine Büchersammlung liegt zum beliebigen Gebrauche an unbeschäftigten Abenden frei offen, auch werden kleine periodische Schriften gehalten, wie Kolpings Volks-Blätter u. s. w. Ein regelmäßiger wöchentlicher Gesangsunterricht trägt insoferne sehr wesentlich dazu bei, das ganze Wesen des Vereins zu fördern, als durch denselben möglich wird, jede General- und jede besondere Versammlung durch abwechselnden Vortrag ein- und vierstimmiger Lieder zu beleben.

Der gemüthlichen Geselligkeit wird zwar auch schon in den förmlichen Versammlungen Rechnung getragen, doch wird sie besonders cultivirt in den sogenannten geselligen Zusammen-

künften, die an Sonn- und Feiertagen stattfinden, wo
förmliche Versammlung ist. Diese Zusammenkünfte finden
in einem eigenen Vereinslokale, wo auch Erfrischungen ve
reicht werden. Die Mitglieder des Vereins, welche Sonn
gern ausgehen wollen, pflegen nun, wo sie sonst ins Wi
haus gingen, ins Vereinslokal zu kommen. Spiel wird
nicht geduldet und wie einerseits für eine passende Unte
tung gesorgt wird, ist man auch andererseits streng au
Fernhaltung jeder auch der kleinsten Unordnung bedacht.

Natürlich kommen bei einem Verein, zu dem jetzt
hundert Personen gehören, die meist zu den ärmeren und
gebildeteren Volksklassen zählen, auch einzelne Unordnu
vor. Auch trifft es sich wohl, daß einzelne Mitglieder il
ben durch Vergehen beflecken und es ist dann Aufgabe
Vereins zur Aufrechthaltung seiner Ehre, diese Angehöi
welche in sich selbst mittelbar auch die Ehre des Verein
fleckt haben, aus diesem Gesichtspunkte zu bestrafen un
so von dem begangenen Vergehen förmlich loszusagen. H
besteht das Ehrengericht, zusammengesetzt aus dem Vors
als Richtern und den sogen. Ehrenräthen, einer Art von
schwornen, die den Thatbestand zu constatiren haben.
Vergehen, die in die Competenz des Ehrengerichts fallen,
bis jetzt ausdrücklich festgestellt: Entwendungen aller Art,
läumdungen, üble Nachreden, Unkeuschheit, Trunkenheit,
gehungen gegen Eltern, Frau und Kinder und gegen die
milie überhaupt; ferner Vergehungen gegen den Verein
solchen, gegen den Vorstand u. s. w.

„Wer sich eines Vergehens dieser Art schuldig macht,“
es in den Statuten, „verletzt dadurch in seiner Person
des Vereins, trennt sich geistiger Weise vom Vereine
sich der Verein auch von ihm trennen.
der Vergehungen oder der mehr o
mit der sie verrichtet sind,
Schuldigen dreierlei Arten v

schließung von allen Aemtern im Verein, sowie von der Theilnahme an allen Vereinsfesten; 2) Ausschließung auch von den Versammlungen und Zusammenkünften, auf eine bestimmte Zeit von drei Monaten bis zu einem Jahre. Der Ausgeschlossene behält seine Rechte an dem Verein und kann nach der bestimmten Zeit wieder eintreten. Während der Zeit des Ruhens seiner Mitgliedschaft behält er die Theilnahme an allen socialen Einrichtungen, Darlehens-, Kranken-Kasse und muß natürlich seine gewöhnlichen Beiträge fortbezahlen. 3) Gänzliche Ausschließung. In diesem Falle verliert der Bestrafte alle Rechte am Verein und kann nur dann wieder eintreten, wenn er später unzweideutige Zeichen gänzlicher Sinnesänderung an den Tag legt. Dieser Wiedereintritt ist als ein völlig neuer zu betrachten, und kann nur auf Grund einer Erklärung des Ehrengerichts erfolgen, daß es von der Besserung des wieder Aufzunehmenden überzeugt sei."

„Das Ehrengericht ist aber nicht bloß da, um zu bestrafen, sondern auch ebenso sehr dazu, die mit Unrecht verletzte Ehre von Vereinsangehörigen durch Untersuchung und Unschuldserklärung, und mithin dadurch die Ehre des Vereins wiederherzustellen. Zu diesem Zwecke hat einerseits der Vorstand irgend beträchtliche Ehrenverletzungen gegen einzelne Personen im Interesse des Vereins in die ehrengerichtliche Verhandlung zu bringen; andererseits hat jeder Vereinsangehörige das Recht, dergleichen Untersuchungen von gegen ihn gerichteten Ehrenkränkungen zu beantragen, und solchem Verlangen muß nach Möglichkeit genügt werden." (§. 5.)

Das Ehrengericht, welches bei Streitigkeiten der Mitglieder auch als Schiedsgericht dient, hat sich bisher sehr wirksam zur Aufrechthaltung der strengsten Ordnung und auch dadurch nützlich bewiesen, daß es [illegible] Bestehen schon und durch [illegible] die unlauter[illegible] [illegible]ger Bevölkerung von [illegible] zum [illegible] war hat der Vorstand [illegible] len [illegible] assung der Angemel[illegible] [illegible]inen Orten unter Um[illegible] [illegible] besser, daß solche Per[illegible] [illegible]lichen Seite eines volle[illegible]

thümlichen Vereinslebens oder des materiellen Vortheils wegen melden möchten, dieß nicht thun, als daß sie abgewiesen werden.

Auf Grund dieses wesentlich geistigen Vereins, in ihm und von ihm aus ist man nun auch in das materielle Gebiet, in Bestrebungen der Art weiter geschritten, welche sich die „Associationen“ zur einzigen Aufgabe stellen. Die in dieser Richtung bisher gemachten Einrichtungen sind indeß nur als ein Anfang, als ein Versuch, als eine Uebung zu betrachten, und besteht ihre Bedeutung wohl hauptsächlich darin, daß die Vereinsangehörigen durch die Uebung und Erfahrung an ihnen sich auf größere Unternehmungen vorbereiten können. Auch in diesen ersten, vornehmlich in einer Kranken-Unterstützungskasse und einer kleinen Vorschußanstalt bestehenden Versuchen wurde im Gegensatz gegen den materiellen Zeitgeist und wegen der Gefahr, daß durch solche Einrichtungen der Verein eine zu materielle Färbung bekommen könnte, alles Gewicht darauf gelegt, auch die materiellen Dinge von ihrer geistigen Seite aus zu behandeln, und die materiellen Zwecke nur als eine Folgerung aus den höheren geistigen abzuleiten und darzustellen. Darum heißt es im ersten Paragraph des Statuts über die Vorschußkasse: „Zu dem Zwecke, die Aufgabe des Pius-Vereins, Verwirklichung kirchlicher Gemeinschaft, auch in den bürgerlichen Verhältnissen seiner Mitglieder weiter auszuführen, bildet sich unter den Mitgliedern des Vereins eine Darlehensgesellschaft, die durch Aktienbeiträge von 5 Thlr. baar und 5 Thlr. Bürgschaft einen Fond zusammenschießt, aus den den vorübergehenden kleinen Geldverlegenheiten der wenigerbemittelten Vereinsangehörigen nach Möglichkeit abgeholfen werden soll.“

Das durch Aktien als Grundstock gesammelte und durch Anleihen vermehrte Geld wird nun in die Verwaltung eines Kassenführers gegeben, der jedem Vereinsmitgliede auf Verlangen ohne weiters 5 Thlr. zu verabfolgen hat. Braucht

jemand mehr, so kann er sich dieß nur dadurch verschaffen, daß ein Verwandter oder Freund oder Nachbar, der natürlich Vereinsmitglied seyn muß, als Bürge für ihn eintritt, und zwar muß für jede weiteren 5 Thlr. auch eine neue Person aufkommen, die selbst der Kasse nichts schuldet und ihr Recht zu deren Benutzung auf den Vorschuß-Empfänger überträgt. Auf diese Weise sind zu hohe Anforderungen abgewiesen und zugleich alle Weitläufigkeiten eines förmlichen Bürgschafts- und Pfandstellens vermieden. Der Vorschußempfänger hat einen auch gerichtlich gültigen Schuldschein auszustellen. „Die Rückzahlung muß 4 Wochen nach dem Empfange wenigstens beginnen; geschieht sie in dieser Zeit nicht auf einmal, will der Empfänger lieber den Betrag nach und nach abtragen, so kann er dieß so, daß er von der vierten Woche an wöchentlich wenigstens einen Silbergroschen von jedem geliehenen Thaler entrichtet, so daß also der Betrag in 30 Wochen vom Beginn der Rückzahlung an und in 34 Wochen vom Tage der Empfangnahme an vollständig abgetragen ist. So lange ein aufgenommenes Darlehen nicht vollständig abgetragen ist, kann kein neues beansprucht werden.“ An Zinsen zahlen die Anleiher wöchentlich von jedem Thaler und was darunter ist einen Pfennig. Die Zinsen der ersten 4 Wochen werden abgetragen mit der ersten Rückzahlung, und so mit jeder folgenden Rückzahlung die bisher fälligen Zinsen. Von diesen Zinsen werden nun die Zinsen der Aktien und der Anleihen zu 4 und 5 Proc. bezahlt, und der Gewinnüberschuß bleibt als Vereinseigenthum in der Darlehenskasse, kommt also dem ganzen Verein, mithin auch den Zinsenzahlern selbst wieder zu gut. Hinsichtlich der säumigen Rückzahler ist bestimmt: „sie sollen durch eine Mahnung des Kassenführers an die Erfüllung der eingegangenen Verbindlichkeiten erinnert werden, wofür sie zur Darlehenskasse jedesmal 6 Pfennige Strafe zu zahlen haben. Wird einer solchen auch wiederholten Anmahnung nicht Folge gegeben, so kann der Betreffende vor das Ehrengericht geladen

und mit den dort bestimmten Strafen belegt werden." Im äußersten Falle, der aber in zwei Jahren des Bestehens der Kasse noch nicht eingetroffen, können schlechtgewillte Schuldner auf Grund der hierzu eingerichteten Schuldscheine, welche auf den Kassenführer persönlich lauten, von demselben auch vor das bürgerliche Gericht gezogen werden.

So unbedeutend diese Anstalt auch an sich ist und so gering die materiellen Mittel sind, die sie anwendet, so ist doch der gestiftete Nutzen ein sehr sichtbarer. Unter hundert größtentheils den ärmeren Klassen angehörigen Vereinsmitgliedern kömmt es bei heutigen socialen Zuständen natürlich sehr oft vor, daß der eine oder der andere wegen einer Kleinigkeit in Verlegenheit geräth; bald ist es ein kleiner Pachtrückstand, bald Arbeitlosigkeit von mehreren Wochen, dann wieder eine Krankheit in der Familie oder der Mangel an Saatkartoffeln u. dgl., was die Mitglieder nöthigt, Geld zu leihen. Ohne solche Anstalt gehen sie nun zu Wucherern hin und haben dort natürlicher Weise einen Theil ihres künftigen sauern Verdienstes an unmäßigen Zinsen zu bezahlen. Oder es kömmt ein Gerichtsvollzieher, macht Kosten, welche vielleicht die ganze kleine Schuld solcher armen Personen übersteigen. Für alle Fälle ist es sehr wichtig, daß solche Personen einen kleinen Vorschuß erheben können, und wird dadurch manches bewirkt, was in gar keinem Verhältnisse zu den aufgewendeten Beträgen steht. Wichtiger noch als der materielle Nutzen ist der moralische, der Eindruck, den es macht, wenn die Leute sehen, daß doch irgendwo und irgendwie der gute Wille da ist, ihnen möglichst zu helfen, daß doch etwas mit Absicht und Vorbedacht um ihrer selbst willen geschieht. Der innere Groll des Proletariers mit der Verstimmung gegen die bestehende Gesellschaft wird auf solche Weise wenigstens gemildert. Für den Verein aber sind dergleichen Einrichtungen auch selbst wieder aus dem Grunde erforderlich, weil er eine Gemeinschaft unter Personen aller Klassen seyn will, und eine wahre wirkliche

Gemeinschaft nothwendig in der Theilnahme auch an der Verlegenheit und dem Unglücke der betreffenden Persönlichkeiten sich bethätigen muß. Ohne solche Theilnahme ist keine wahre wirkliche Gemeinschaft möglich.

So erwies sich denn auch bald die Nothwendigkeit um des Vereins selbst willen, eine Unterstützungskasse für besondere Nothfälle zu bilden. Diese Unterstützungskasse mußte jedoch ihre Aushülfe einstweilen statutenmäßig auf Krankheiten beschränken, weil die meisten Mitglieder nur sehr kleine Beiträge zahlen konnten. Mehr wie einen Silbergroschen monatlichen Beitrag für den Verein durfte man den Mitgliedern in ihrer größern Hälfte nicht zumuthen. Von diesem Beitrag wurde nun die Hälfte für die Unterstützungskasse bestimmt, und außerdem ein Theil des Eintrittsgeldes der neuen Mitglieder. Dazu kommen noch freiwillige Beiträge einzelner besser gestellten Mitglieder. In letzterer Beziehung wird jedoch so viel als möglich vermieden, daß die Geschenke den Schein eines Almosens haben, sie sollen immer so viel möglich den Charakter eines auf einem gegenseitigen Rechtsverhältnisse innerhalb des Vereins beruhenden bloßen Helfens behalten. Ueberhaupt sucht man den Sinn, den Geist der bürgerlichen Selbstständigkeit zu erwecken und zu fördern und alles zu entfernen, was diesen Geist verletzen und an Stelle des Strebens, sich mit Hülfe der Gemeinschaft selbst zu helfen, die Neigung setzen könnte, Unterstützungen bloß passiv zu empfangen. Darum ist auch bei der Unterstützungskasse in jeder Weise darauf gesehen, die Anforderungen an dieselbe als rechtlich begründete hinzustellen und im Zusammenhang hiermit wird bei etwaigem Anspruch um Unterstützung gar nicht darnach gefragt, ob der Betreffende solche nöthig hat, sondern dieselbe ohne weiteres allen Vereinsmitgliedern gewährt. Es wird sogar für gut gehalten, wenn sich auch einzelne mehr Bemittelte zu solcher Unterstützung melden, weil hierdurch der Schein der wohlthätigen Gabe aufgehoben und bei den Aermeren das nieder-

drückende Gefühl eines Gabenempfangens verscheucht wird. Zwar wurde die Unterstützungskasse nur für Kranke bestimmt und zuerst ihre Leistung auf die Freihaltung des Arztes und der Medizin beschränkt: da fand sich natürlich von selbst, daß nicht nur den Kranken gegenüber in verschiedenen Fällen vermittelst außergewöhnlicher Zuschüsse noch ein Mehreres geleistet wurde, sondern auch für das Begräbniß der Verstorbenen mußte manchmal ganz oder theilweise gesorgt werden, und gab dieß zu weiteren Einrichtungen Anlaß, die wir hier jedoch nicht näher ausführen können und wollen.

Für unsern Zweck glauben wir mit dem Bisherigen genug von dem betreffenden Vereine erzählt zu haben. Nichts äußerlich Großes ist hier erreicht, die äußeren Verhältnisse waren ungünstig, die materiellen Mittel beschränkt, an äußere Hülfe nicht zu denken: um so mehr liefert das fortschreitende Gelingen der Sache im Kleinen den Beweis, daß sie an sich möglich ist, daß es möglich ist, auf Grundlage geistiger Vereine und von ihnen aus, als ein Moment in einem höheren Ganzen geistigen Strebens das zu betreiben, was den ausschließlichen Gegenstand und das einzige Ziel der modernen Associationen ausmacht. Der dem protestantischen rationalisirenden und in die Materie gefallenen Geiste der Neuzeit entsprechenden Methode der modernen Associationen ist damit eine andere, eine katholische Methode socialer Vereins-Politik entgegengestellt; wie in und nach ihr Associationen gebildet werden und Erfolg haben können, wollten wir eben an einem bestimmten Beispiele andeuten.

Nach dem Gesagten versteht es sich von selbst, daß der Verein nun auch in der bezeichneten Richtung weiter schreitend die anderen Zwecke der Associationen, die Erleichterung der Consumtion, wie die Herstellung einer gemeinsamen Produktion und Arbeitsbeschaffung in sich aufzunehmen strebt. Der Fond wird, wie der zur Darlehenskasse, durch Aktienantheile der Mitglieder, also durch Bildung kleiner Aktiengesellschaften innerhalb des Vereins gebildet werden müssen. Dieselben bleiben

auch als solche beständig der Gesammtheit des Vereins unterworfen, erhalten aber einen eigenen Vorsteher für die technische Führung ihrer Geschäfte. Hinsichtlich des Zeitpunkts der Einführung ist zu bemerken, daß dieselbe nicht eher geschehen kann und soll, als bis der Verein im Ganzen nicht mehr Gefahr läuft, auf materialistische Abwege zu gerathen, sondern im Stande ist, die materiellen Einrichtungen in einem geistigen Zusammenhang zu fassen und zu betreiben. Darauf kömmt Alles an, daß auch im weitern Fortgange erstens die Sache ihren geistigen Charakter behält, zweitens daß in Folge davon jede Regung demokratischer und liberaler Tendenzen unter den Mitgliedern besiegt, und die monarchische Verfassung und Leitung des Vereins in Allem stricte aufrecht erhalten wird; drittens endlich, daß diese Leitung nicht überstürzt, nichts voreilig machen will, sondern auch die weitere Ausgestaltung der organischen Entwicklung überläßt. Ein besonders wichtiger und schwieriger Punkt ist hierbei noch die stete Vermittelung alles Neuen mit dem Gegebenen. Namentlich bei geschäftlichen Einrichtungen würde es mißlich seyn, die Existenz mancher Gewerbsleute dadurch in Gefahr zu bringen, daß man ihnen ohne weiters und ohne irgend einen Ersatz die Kundschaft entzöge und so ihren Geschäftsbetrieb unmöglich machte. Andererseits sind auch noch seitens der Behörde manche zarten Rücksichten zu nehmen, die weniger in der Sache als in ihrer einstweiligen Ungewohntheit liegen. Alles das und Anderes ist indeß leicht zu überwinden, wenn es nur nicht an einem richtigen Ueberblick über die innern und äußeren Zeitverhältnisse, an einer klaren Einsicht in die Weltlage fehlt.

Von vornherein ist die Möglichkeit solcher Vereine davon bedingt, daß der alte Social-Politismus aufgelöst ist und daß sich nun aus der innern Natur der Dinge heraus das Bedürfniß der Herstellung einer neuen socialen Ordnung geltend macht. Dieses Bedürfniß existirt für ganz Europa, es ist ein durchaus allgemeines. Nach dieser Seite hin, an den allgemeinen öffentlichen Verhältnissen die Sache betrachtet, handelt

es sich um die Neubildung eines europäischen Socialpolitismus. Dieß ist aber nicht im Großen und Ganzen zu schaffen, sondern im Einzelnen; dem großen und ganzen Bedürfnisse und seiner Erfüllung entspricht und inhärirt das Bedürfniß jedes einzelnen Ortes, jeder Gemeinde, jedes Dorfes; das Bedürfniß ist ein stetiges, überall gegenwärtiges und somit auch die Aufgabe seiner Befriedigung überall dieselbe. Die Vereinsbildung der beschriebenen Art kann sich also als ein Moment in der Verwirklichung einer welthistorischen Aufgabe fassen und muß sie in Wahrheit so fassen, wenn sie wirklich den Zweck hat, das lokaliter zu erreichen, was jene Aufgabe im Ganzen besagt. Derartige Vereine sind nicht diese Ausführung selbst, sie sind nur die Vorbereitung einer solchen — temporär in ihren Leistungen auch ein provisorisches Surrogat derselben — und zugleich der erste und entschiedene Schritt auf dem Wege zum Ziele, insofern sie das Princip verwirklichen, welches aller Neubildung Grund und Mittelpunkt seyn muß, nämlich thatsächliche Wiederherstellung wirklicher Gemeinschaft zwischen den verschiedenen Klassen, den Gebildeten und nicht Gebildeten, den Besitzenden und nicht Besitzenden.

Solche thatsächliche Vereinigung kann sich vorerst nur im Einzelnen zwischen bestimmten Persönlichkeiten wirklich vollziehen und darum kann man sagen, daß gerade in der Bildung solcher Einzelnvereine, die sich natürlich überall wiederholen und zu einem einheitlichen großen System von Vereinen durch's ganze Land ziehen müßten, der erste und wichtigste Theil der Herstellung einer neuen Volksverfassung liegt. Unter diesem allgemeinen Gesichtspunkt betrachtet ergibt sich natürlich auch für die einzelnen Vereine eine ganz andere Haltung, als wenn man sie nur als Lokalinstitute faßt, und ergibt sich auch diejenige Begeisterung für ihre Ausführung, welche zu derartigen Werken unbedingt nöthig ist.

XI.

Studien und Skizzen über Rußland.

Zweiter Artikel: Die altrussische Partei; der Panslavismus und die russische Presse; freie Presse und Censur; die auswärtige Politik der Zeitungen und der Regierung.

In Einem Punkte hat sich die abendländische Publicistik in der russischen Lage sehr verrechnet. Sie hat nämlich, als Czar Nikolaus starb, große und neugierige Erwartungen an die sogenannte „altrussische Partei“ geknüpft. Wie werden nun die Altrussen auftreten, wird nicht ihnen die Herrschaft zufallen? mit dieser Frage begann oder schloß jede Conjektur über die nächste Zukunft Rußlands. Die altrussische Partei hat aber etwas noch Merkwürdigeres gethan: sie hat entweder gar nicht existirt, oder sie ist völlig verschwunden. Man hat anfänglich gemeint, diejenigen Leute mit dem Namen dieser Partei bezeichnen zu dürfen, welche sich gegen die Aufhebung der Leibeigenschaft entscheiden würden; aber man hat zweifach geirrt. Für's Erste wagte Niemand gegen die Emancipation mit offenem Widerspruch aufzutreten. Für's Zweite gehört die geheime Opposition den handgreiflichen Adelsinteressen an, nicht einer politischen Partei. Es gibt in Moskau zwei Journale, ein belletristisches und ein volkswirthschaftliches, welche als Organe der Altrussen gelten; sie unterschieden sich aber in der Bauernfrage von andern Journalen

nur durch ihre Begeisterung für den ministeriellen Gedanken, wornach die niedere Polizei und Gerichtsbarkeit auch nach der Emancipation den Grundherren verbleiben sollte, sammt dem Recht, körperliche Strafen zu verhängen; die beiden Journale stritten sich untereinander bloß noch über das Maximum der Hiebe an einem Tage: ob 10 oder 18?

Bekanntlich hat der jüngere Bruder des regierenden Czaren, Großfürst Constantin, gemeinhin als das Haupt der altrussischen Partei gegolten, soweit bei seiner Stellung von einer Parteiführung überhaupt die Rede seyn kann. Zu Lebzeiten des Vaters war Alexander II. über dem jüngern Bruder fast vergessen, und es ging sogar das Gerücht, Nikolaus selbst wolle den Aeltern von der Thronfolge ausschließen, weil er von demselben ein unbedachtes und schwächliches Nachgeben an den Liberalismus befürchtete; auch nach der Thronbesteigung Alexanders erhielt sich die Hoffnung auf seinen baldigen Rücktritt. Hat nun Großfürst Constantin wirklich zu den Reformen seines Bruders eine Stellung eingenommen, wie man sie dem Altrussenthum zutraute? Keineswegs; er übertrifft im Gegentheil den Czaren an Freisinnigkeit. Alles geht dem jungen Großadmiral zu langsam und zu bedächtig, namentlich die Leibeigenschafts-Sache. Als Mitglied des Bauern-Comités neben ergrauten Staatsmännern sitzend, war er allein für ein stürmisches Durchhauen des Knotens, während alle andern in Erwägung der ungeheuren Folgen jedes Fehltritts nicht behutsam genug vorgehen zu können meinten. In einer heftigen Scene warf er dem alten Fürsten Orloff geradezu „den Mangel an Hingebung und Patriotismus beim russischen Adel“ vor, worüber im Schooße des Comités so lebhafte Reibungen entstanden, daß der Großfürst ausscheiden mußte. Er ging unter dem Vorwande einer Seereise auf ein Jahr in's Ausland, namentlich nach dem Orient *). Später

*) Es war im Herbst 1858.

meinte man freilich, Rußland habe es überhaupt nöthig gehabt, zu Jerusalem und Constantinopel sich in pompösester Weise wieder in Erinnerung zu bringen.

Wenn Großfürst Constantin trotz Allem der Abgott für die „Altrussen" geblieben ist, so kann der begüterte Theil des russischen Adels zu den letztern nicht zählen, da er seinen offenbaren Ruin in der großfürstlichen Auffassung der Emancipations-Frage erblicken muß. Zur Zeit des orientalischen Krieges mögen die beiderseitigen Interessen allerdings noch identisch gewesen seyn; seitdem hat sich die Solidarität gelöst. Es war eine allgemein angenommene Thatsache, daß Alexander II. den unglücklichen, vom Vater ererbten Krieg mit aller Energie fortsetzen mußte und nicht sofort Frieden machen durfte aus Furcht vor der altrussischen Partei, und daß sich dieselbe nachher mit dem Pariser Frieden nur deßhalb versöhnt habe, weil sie erstens eine friedliche Politik mit dem Napoleonismus für unmöglich hielt, also auch die Niederdrückung des soldatischen Elements durch den Beamten- und Bürgerstand; weil sie zweitens im Bunde mit der Despotie des Westens die beste Sicherung gegen ein liberales Czarthum erkannte. Es ist möglich, daß die Adelspolitik solche Illusionen hegte; das geistige Element der Slavophilen hingegen hat dieselben nicht getheilt, und mit dem Pariser-Frieden ist es unausgesöhnt geblieben bis zur Stunde.

Was ist denn nun das Altrussenthum? Unter Nikolaus I. war es eine geistreiche literarische Opposition, die aber von den weit vorgeschrittenen Trägern des kosmopolitischen Europäismus damals schon der Liebedienerei für den Absolutismus und Byzantinismus beschuldigt wurde. Die drei Großstädte des moskowitischen Reiches St. Petersburg, Moskau und Kiew wurden als die Incarnation der drei großen Richtungen des russischen Geistes betrachtet, wie sie denn in der That die drei Denksäulen der russischen Geschichte sind. Zu dem in St. Petersburg verkörperten Civilisations-System

Peters I. stand auch die sogenannte altrussische Partei in schroffem Widerspruch; aber die liberalen Kosmopoliten machten ihr zum Vorwurf, daß eine Beschränkung der czarischen Allmacht durch einen oligarchischen Bojaren-Senat und durch ein selbstständiges Patriarchat der russischen Kirche das höchste Ziel ihrer Wünsche sei, daß sie nur von dem despotischen Europäismus in Petersburg auf den Byzantinismus des alten Moskau zurückgehen, keineswegs aber die vormongolische oder Kiew'sche Periode der „persönlichen Freiheit" zum Vorbild nehmen wollten *). Nun hat zwar die Moskauer-Schule seit der Herrschaft Alexanders II. weder von einer verfassungsmäßigen Einflußnahme des Bojarenthums, noch von einer Trennung der mit dem Czarthum verbundenen obersten Kirchengewalt verlauten lassen; nichts destoweniger wird sie an erster Stelle zu der Rückschritts-Partei oder zu den „Lichtlöschern" gerechnet. Gegen die Reform-Ideen der Regierung hat sich die Schule ebensowenig mürrisch abgeschlossen, sie ist offen darauf eingegangen; aber allerdings, sie führt nach wie vor die Klage, daß sowohl der officielle Geist als der der liberalen Partei „mehr deutsch (oder französisch) als russisch sei".

Mit Einem Worte: die sogenannte altrussische Partei ist gar keine Partei, sie ist nur die eigentlich national-russische Richtung, deren sicherstes Merkmal in einem höchst verbissenen Deutschen-Haß besteht. Negativ ist daher ihre Erscheinung leicht begrifflich zu bestimmen, positiv sehr schwer. „So schwierig es seyn mag", sagt eine Petersburger Correspondenz vom vorigen Jahre, „zu definiren und für jeden einzelnen Fall zu erklären, was eigentlich die altrussische Partei ist oder will, so unzweifelhaft ist das Gefühl der Abneigung gegen das deutsche Element im Staatsdienst, in der Armee und in der Literatur ihr ausschließliches Eigenthum **). Von an-

*) S. Näheres Histor.-polit. Blätter 1854. Bd. 34. S. 22 ff.
**) Allg. Ztg. vom 13. Juli 1859.

derer Seite her wurde die Richtung durch das eigenthümliche Merkmal charakterisirt, daß ihre Polemik sich hauptsächlich um den Unterschied zwischen russischem Volk und Publikum drehe. „Alles, was dem orthodoxen Volke angehört, ist edel, gut und vortrefflich, ja, sie wünschen diesen vortrefflichen Zustand sogar auf alle jene Völker ausgedehnt, die, weit nach dem Westen vorgeschoben, zur großen Slavenfamilie gehören oder gehört haben; ihre Grenzlinie Rußlands oder vielmehr Slavenlands geht vom adriatischen Meere in ziemlich gerader Linie bis zur Ostsee. Das Publikum dagegen ist ihnen als eine von Westen eingedrungene Neuerung unangenehm" *).

Um die Tragweite dieser Unterscheidung zu verstehen, braucht man sich nur z. B. an die constitutionellen Vorschläge des Fürsten Dolgorukow zu erinnern. Wer dem heutigen Rußland ohne weiters eine belgische Verfassung ohne erbliche Pairskammer bieten kann, und der russischen Kirche nicht etwa ein selbstständiges Patriarchat anstatt des Czaren-Papstthums, sondern ein synodales Repräsentativsystem: der hantirt gewiß nicht mit dem historisch gewordenen Volke Rußlands, sondern mit einem kosmopolitischen „Publikum". Dieser doktrinäre Geist charakterisirt aber die ganze russische Bewegungspartei. Die Moskauer-Schule vermag ihr schon deßhalb nicht zu widerstehen, weil Niemand weiß, was sie denn eigentlich in der innern Politik an die Stelle der unmöglich gewordenen Zustände setzen wollte. Und wenn auch, auf wen und auf was sollte sie sich stützen? Der Adel hat offenbar jeden Halt verloren, seitdem ihn das Interesse der Leibeigenschaft nicht mehr an die bestehende Ordnung bindet.

Vor Kurzem hat ein Fürst Galitzin von dem berühmten Geschlechte aus Ruriks Stamm **) in London ein Concert

---

*) Kreuzzeitung vom 10. Febr. 1858.

**) Diese Familie zählt übrigens zur Zeit 139 männliche Glieder,

gegeben, dessen Ertrag er öffentlich dem Garibaldi widı
und er hat dabei einen dem socialistischen Flüchtling Hı
von ihm selbst dedicirten Walzer aufführen lassen. Un
nämliche Zeit hat einer der höchsten Beamten des Kriegsu
steriums in Petersburg, zugleich Mitglied des Bauern-C
té's, Bulgakoff, bei einem den Adels-Deputirten gegeb
Festmahle einen Toast auf Pugatscheff, den „ersten Eman
tor der Bauern in Rußland“ ausgebracht; Pugatscheff ist
ter Katharina II. als Rebell und Hochverräther auf
Schaffot gestorben, nachdem in der von ihm erregten Bai
Empörung hunderte von Edelleuten abgeschlachtet worden
ren — jetzt wurde Bulgakoff's Toast „mit Enthusiası
aufgenommen *)! In solchen Zügen verräth sich doch g
nicht nur kein „edles Volksthum“ mehr, sondern auch nu
sehr versunkenes „Publikum“.

Es ist wahr, das Czarthum pflegte bisher bei
wichtigern Maßregel nicht auf die Stimmung in Petersl
sondern auf die Stimmung in Moskau und Kiew zu sch
Dieß war auch noch bei der großen Bauernfrage der
aber allem Anscheine nach zum letztenmale. Mit der v
genen Bauernbefreiung wird auch der innerrussische Adel
haupt gar keine Gesinnung mehr haben; es wird sich
ferner weder für die Regierung lohnen, ihr besonderes Aı
merk auf Moskau und Kiew zu richten, noch wird
national-russische Partei sich auf die Solidarität mit deı
storischen Geschlechtern des Reiches stützen können. In
land ist aller wahre Conservatismus verloren, und auc
der altrussischen Partei hat sich nur das erhalten, vervollk
und verallgemeinert, was revolutionär an ihr war. Ich
den Panslavismus.

---

unter welchen ein katholischer Convertit im Rufe der Hei
gestorben ist.

*) Kreuzzeitung vom 30. Juni 1860.

Die Eigenthümlichkeit des russischen Volksthums und der russischen Kirche zu pflegen und vor der Vergiftung durch den westlichen Kosmopolitismus zu bewahren: dieß war das Wesen der altrussischen Tendenz. Wenn sie daher das Russenthum als die Blüthe der göttlichen Völkerschöpfung feierte, so mußte sie natürlich alle Slavenstämme darunter verstehen; sie mußte jenen Expansionstrieb über alle slavischen Brüder nothwendig heilig sprechen, welcher in der russischen Nation und Kirche unzweifelhaft liegt. Darum war sie mit der Partei der sogenannten Slavophilen immer nahezu identisch. Indem die „Slavophilen" ihrerseits in der schismatischen Kirche eine gewisse Verwirklichung der großen slavischen Völkereinheit erblickten, theilte sich ihnen ein kirchliches Gepräge mit, welches den eigentlich Liberalen widerwärtig war. Je mehr ihnen aber die politische Idee zur Selbst-Religion wurde, desto leichter opferten sie ihr alle untergeordneten Grundsätze. Eine wirkliche Opposition gegen die Reform-Ideen Alexanders II., des „Freiheitliebenden", war der ganzen Richtung schon deßhalb unmöglich, weil das Slaventhum außer Rußlands überall und offenkundig dafür enthusiasmirt war. So ist die revolutionäre Idee des Panslavismus das oberste Gesetz aller russischen Zeitungen geworden, und in ihm allein lebt das Altrussenthum noch fort. Schon vom Czaren Nikolaus ist allgemein behauptet worden, er sei vor nichts sonst zurückgewichen, den Panslavismus aber und die unwiderstehliche Macht seiner Idee habe er ganz entschieden gefürchtet und möglichst geschont. So soll er z. B. bei dem Zuge nach Ungarn den ausdrücklichen Befehl gegeben haben, daß die Sache im Norden Ungarns abgemacht, und jede Berührung mit den südslavischen Provinzen vermieden werde *). Unter Alexander II. sind nun auch alle Vorsichtsmaßregeln aufgegeben, selbst die der Censur.

---

*) Allg. Ztg. vom 7. Mai 1858.

Der russische Geist überhaupt und die russische Presse insbesondere gleicht dem Kinde, das jeden Tag ein anderes Spielzeug verlangt und wegwirft. Der Panslavismus aber hat sich zu ihrem bleibenden Grundzug gestaltet. Seit dem Jahre 1859 haben die russischen Zeitungen eigens eine „Slavische Rubrik" eingerichtet, in der sie alle slavischen Völker, die Tschechen, Polen, Serben, Croaten, Bulgaren, Slovanzen, Slovaken, Russinen, Lausitzer (!) als Angehörige der russischen Nationalität behandeln und ihre „Fragen" studiren. Im April jenes Jahres hat auch die Petersburger „Akademie-Zeitung" *) ihre Slavische Rubrik eröffnet, und schon in der ersten Nummer erschienen Serbien, Dalmatien, Montenegro, Böhmen in gemüthlicher Solidarität nebeneinander. Als die Berliner Kreuzzeitung etliche Bemerkungen dagegen wagte, ward sie mit Hohn und Spott auf die „deutschen Ritter" abgefertigt. Noch bemerkenswerther als die Thatsache selbst ist aber der sie beseelende Geist voll kindischen Hochmuths und fratzenhaften Dünkels.

Wie ein jungfräuliches Völkerferment will dieser Panslavismus in die Weltgeschichte eintreten und das politische Weltleben in allen Dingen von Anno 1 anfangen. Er verdammt jedes Anlehnen an Westeuropa, er macht dessen geistige Ergebnisse lächerlich, er schimpft seine Völker verlebt und versteigt sich bis zu der Behauptung, „der slavische Geist müsse die sämmtlichen Wissenschaften von vorne anfangen". Ein im J. 1859 neu erschienenes Journal, der „Paruß" oder das „Segel", hat seine Spalten mit den dürren Worten eröffnet: „wir pflanzen die russische Nationalität auf als das Pfand neuer Principien und des vollständigsten lebendigsten Ausdrucks allgemein menschlicher Wahrheit". Er ruft alle die obengenannten Stämme Rußland zu Hülfe, damit es die sla-

*) Mit dem russischen Namen „Wedomosti".

vischen Völker zu selbstständigen Faktoren der Menschheits-Entwicklung mache, „um die verlebte Welt mit ihren frischen Kräften zu erneuen" *). Daß dieser russische Volksbettelstolz in weiten slavischen Kreisen lauten Widerhall findet, erleidet keinen Zweifel. Der böhmische Panslavist Hawlitschek, ein sonst sehr begabter Mann, hat einst kurz und bündig gesagt: die ganze deutsche Philosophie habe nicht so viel Menschenverstand als eine böhmische Köchin. Nur unter den katholischen Slaven muß ein solcher Panslavismus nothwendig auf Widerstand stoßen. Er ist da nur möglich um den Preis des Abfalls von der Kirche. Allein unter dieser Bedingung konnte z. B. der Pole Maciejowski in seinen auf dem Index stehenden Schriften im Panslavismus das neue Heil der Welt erblicken, und insbesondere den Germanismus unter einer Fluth von Schmähungen in Grund und Boden verdammen. In seiner Geschichte der slavischen Gesetzgebung liest man wörtlich den Satz: „Kurz, die slavische Natur ist der Inbegriff alles Erhabenen und Edlen, die deutsche Natur der Inbegriff alles Niedrigen und Gemeinen" **).

Nirgends können solche nationalen Anmaßungen mehr auffallen als in der russischen Presse. Denn wenn schon die Bücher dieses Landes keine Originale sind, so ist die übrige Literatur noch mehr bloße Nachahmung und Reproduktion fremder Ergebnisse. Der herrschende Typus des Volkes, d. h. der Großrusse ist stattlich von Körper und hat viel Talent, aber bloß zur Nachahmung; er besitzt eine ungemeine Fassungsgabe, aber keine Spontaneität; es fehlt ihm die Liebe und Beharrlichkeit, mit Einem Worte das Genie. Er ist ein reflektirender Formelmensch, „ein gefühlloses Herz und eine kalte Seele;" ***) daher die wundersame Beweglichkeit, der Wander-

*) Kreuzzeitung 1859, Num. 1, Beilage.

**) Allg. Ztg. vom 16. Okt. 1858.

***) „In den Augen", so fährt der Pole Mickiewicz in seiner Charak-

trieb und Handelsgeist, worin er den Juden noch zehnmal übertrifft. Dieß ist auch der Charakter der ganzen russischen Presse. Die Bildung ihrer Verfasser ist durchaus eine fremde, meist französische, außer der Unverschämtheit des Panslavismus hat sie nichts Eigenthümliches; alle ihre Ideen sind aus der Fremde geholt, wie bei Fürst Dolgorukow trotz seiner orthodoxen Frömmigkeit und bei Alex. Herzen trotz seiner Begeisterung für den Communismus der russischen Bauern-Gemeinde. Nichts natürlicher als daß solche Ideen in der Gesellschaft und in der Presse mit Einemmale aufleuchten, ja zünden und ebenso plötzlich wieder verschwinden. Ein ewiger Wechsel dieser Art entspricht völlig dem leichtfertigen Zufahren und der sprungartigen Beweglichkeit der Volksnatur. Ganz Rußland ist im Grunde eine Ephemeride. Zum Neujahr von 1859 allein traten nicht weniger als vierzig Zeitungen in's Leben und ebenso massenhaft verschwanden sie wieder. Staatsrath Gretsch klagte damals in seiner Biene: „Alles geht vorwärts, Alles vervollkommnet sich, nur die russische Literatur allein schreitet sichtlich zurück."

Bald nach dem Pariser Frieden hat sich das Abendland bereden lassen: die russische Presse sei nun frei, sie bewege sich jedenfalls thatsächlich ganz frei. Die Frage nach ihrer wirklichen Stellung zur Regierung ist aber um so interessanter, als sie allerdings nicht gehindert ist, in der auswärtigen Politik ihre panslavistischen Consequenzen zu ziehen. Im Uebrigen war ihre vermeintliche Freiheit in der ersten Zeit Alexanders II.

---

teristik des Großrussen fort, „trägt er einen eigenthümlichen Ausdruck. Wenn man in diese Augen ähnlich gefrornen Tropfen blickt, so sieht man etwas Grauenerregendes, eine Art bodenloser Tiefe. Das Licht reflektirt zwar aus denselben, leuchtet aber nicht in der Linse. Es ist ein heller durchdringender Blick, doch nicht der eines Menschen, nicht der eines Thieres, sondern eines Insekts."

nichts weiter als eine augenblickliche Verwirrung im Censur-Regiment. Unter Nikolaus war jeder Censor absolut unfehlbar, jede Beschwerde vergeblich; war auch der Hof selber unzufrieden mit dem brutalen Uebereifer eines Censors, so wurde doch seine Verfügung aufrecht erhalten, und jede von ihm gestrichene Schrift blieb ungedruckt durch das ganze Reich. Der neue Czar brauchte dieses System nur ein paarmal zu durchbrechen und eine vom Censor verweigerte Druckerlaubniß von sich aus zu geben, so wußte die Censur sich nicht mehr zu helfen und die Censoren verloren jede Richtschnur. Kaum war es vorgekommen, daß Theaterstücke in Petersburg erlaubt waren, welche in Moskau verboten wurden, so ersah die Presse ihre Gelegenheit. Insbesondere wuchs die Straßenliteratur mit jedem Tage wie 1848 in Deutschland. Niemand wußte, wie alle die Flugblätter aus dem Boden wuchsen und von der Censur Passagierschein erhalten hatten. Ihr Inhalt wetteiferte mit den tollen sinnverwirrenden Titeln; bald lasen der Hausknecht und der Kutscher den „Unsinn", den „Schwätzer", den „Nasenstüber", den „Plapperer", die „Guittarre ohne Saiten" u. s. w.

Der Sommernachtstraum dieser Preßfreiheit mit Censur dauerte indeß nicht lange. Der „freiheitsliebende" Czar ließ sich die Lehre gesagt seyn und die Censur erholte sich von ihrer Ohnmacht. Die Straßenpresse verschwand und die Zeitungen wurden immer behutsamer; insbesondere nahm jeder Versuch die inneren Angelegenheiten zu besprechen ein klägliches Ende. Selbst in der großen Frage des Tages war es nur erlaubt, den betreffenden Ukas breitzutreten, gegen die Aufhebung der Leibeigenschaft ließ die Censur von Anfang an keinen Artikel passiren. Als Noroff, unter dem der Preßunfug eingerissen war, vom Ministerium der Volksaufklärung abtrat, da erwartete man von seinem Nachfolger Kowalewski sogar ein Preßgesetz, jedenfalls die freie Besprechung der Staatsfinanz-Fragen, wofür der Finanzminister Knjäschewitsch selbst gestimmt haben

soll. Anstatt dessen erfolgte ein absolutes Verbot die Finanzsachen zu berühren. Man concessionirte ein für die Dorfgemeinden bestimmtes Blatt, aber man verbot jede Auslassung über die Schädlichkeit des Branntweins und jede Empfehlung der Mäßigkeitsvereine, weil der Branntweinpacht eine Hauptquelle der Staatsfinanzen ist. Bald hörte überhaupt jeder Angriff auf Mängel öffentlicher Einrichtungen auf. Die Enthüllungen über das bestechliche, diebische, parteiische Treiben der Beamten — diese Freiheit wenigstens, meinte man, könne nun nicht mehr rückgängig gemacht werden. Aber man irrte sich. Dafür floßen denn die Beiträge für die Herzen'schen Zeitschriften in London um so reichlicher, um so massenhafter drangen dieselben über die russische Grenze, und um so wehrloser findet sich die Regierung gegen dieses Gift, da sie das Gegengift verbieten muß.*)

Die Presse ist indeß doch die große Verlegenheit der Neuen Aera in Rußland. Ein Staat, der Eisenbahnen baut und daneben die Censur aufrecht halten will, was soll das heißen? Noch ein anderer Umstand kommt hinzu. Man will einerseits um keinen Preis den Ruf des Liberalismus im Ausland einbüßen, andererseits können die Zustände absolut keine Kritik ertragen. Die Censur selbst wird unter diesen Widersprüchen immer schwieriger. Anfänglich hat sich Kowalewski dadurch zu helfen gesucht, daß er im Dezember 1858 ein Specialcomité niedersetzte, welches die Presse in Güte durch Subventionen und Patronage der Regierung unterwerfen sollte. Fürst Dolgorukow rühmt aber den russischen Literaten nach, daß auch nicht Einer ins Garn gegangen, selbst der dürftigste nicht. Darauf suchte der Minister durch Gründung

---

*) Vgl. Allg. Ztg. vom 8. April, 3. und 16. Juni 1858; Kreuzzeitung vom 5. Juni 1858, 4. Nov. 1859.

eines eigenen Censur-Ministeriums*) die Last von sich abzuwälzen, was indeß am Kostenpunkt scheiterte. Kowalewski stand sonst im Rufe eines ehrenhaften und liberalen Mannes, an der Presse wurde aber bald sein ganzer Ruhm zu Schanden. „Ist es nicht unglaublich", sagt Fürst Dolgorukow, „daß dieser Mann in einem an das Censurcomité von Moskau Ende 1859 gerichteten Schreiben der Presse verbieten konnte, ferner von Diebstählen und Erpressungen, die nicht gerichtlich erwiesen seien, zu sprechen und daß er dabei äußerte: die Regierung sehe die Oeffentlichkeit als eine ganz unnütze Sache an, und sie würde ihrer Würde zu schaden glauben, wenn sie den Klagen der Presse über die Mißbräuche und den deßfalls vorgebrachten Thatsachen die mindeste Beachtung schenkte." **)

Um so eifriger ist aber die Beachtung, welche den Erzeugnissen der „freien russischen Druckerei in London" von der Bevölkerung geschenkt wird. Alle Nachrichten stimmen darin überein, daß dieselben in großer Anzahl in Rußland eingeschmuggelt werden, namentlich über Archangel und Odessa. Dennoch cirkuliren noch zahlreiche Abschriften ihrer giftigen, leider nur allzu oft unwiderlegbaren Notizen über die Sittenlosigkeit und die Maitressenwirthschaft in den höchsten Ständen, das Bestechungssystem, die Unterschleife der Lieferanten, die Ueberhebung, Grobheit und Rachsucht der Beamten. Wie unter Nikolaus die von der Censur gestrichenen Piecen abschriftlich verbreitet wurden und auswendig gelernt von Mund zu Mund gingen, so finden jetzt die Herzen'schen Druckwerke eifrige Copisten. Jedermann hat sie gelesen, aber Niemand bekennt sich dazu Die Correspondenten Herzen's müssen so zahlreich wie fleißig seyn, man hat aber bis jetzt nicht gehört,

*) Baron Korff war zur Uebernahme desselben bestimmt.
**) La vérité etc. p. 328 ss.

daß ein einziger derselben entdeckt worden wäre. Man ist schon auf den Einfall gekommen, in Leipzig oder Berlin ein Gegenjournal zu gründen; aber was hälfe es? die russische Grenze müßte demselben aus dem gleichen Grunde versperrt werden, weßhalb im Lande selbst keine Widerlegung zulässig ist. Zudem mehrt sich die Zahl der „freien russischen Druckereien" im Ausland; schon machen sich auch Paris und Leipzig unbequem; und Fürst Dolgorukow meint, wenn es mit der Presse in Rußland nicht bald besser werde, so bleibe den Schriftstellern nichts übrig als auszuwandern. Nach seiner Berechnung bestehen bereits fünf oder sechs russische Druckereien im Auslande, und sie noch zu vermehren sei um so leichter, als der Absatz ihrer Schriften in Rußland nichts zu wünschen übrig lasse; Schleichwege gebe es überall, die Polizei und Beamtenschaft aber begünstige diesen verbotenen Handel bereits selbst als einen neuen Erwerbszweig, um sich die Taschen zu füllen*)!

Den inländischen Zeitschriften bleibt indeß als Tummelplatz der Hader und die pöbelhafte Polemik untereinander**), und nach Außen die revolutionäre Politik des Panslavismus. Namentlich seit dem Ausbruch des italienischen Krieges haben auch anerkannt officiöse Blätter ihre Rubrik „Slavische Länder" in einer Weise illustrirt, die nicht mißzuverstehen war. „Oesterreich ist unser natürlicher Feind, die heilige Allianz der größte Unsinn, den unsere Geschichte kennt": diese Grundregel läuft durch die ganze russische Publicistik. Aber auch im direkten Interesse des Panslavismus hat man jeden Rechtsbruch Napoleons III. als eine Wohlthat des menschlichen Geschlech-

*) l. c. p. 335; vgl. Allg. Ztg. vom 1. Juli und 29. Nov. 1858.

**) „Sie schimpfen einander Ignoranten und Charlatane, unbefangene Zuschauer meinen, beide Theile hätten Recht". Erman's Archiv für wissenschaftl. Kunde von Rußland. 1858. S. 306.

tes gefeiert, selbst die Gräuelthaten Mazzinis in den Himmel erhoben. Noch über die Pariser Broschüre „Papst und Congreß" war ein Strom begeisterter Sympathien ergangen, und die deutsche Petersburger Zeitung hat den französischen Imperator noch im jüngsten März als den „zweiten Luther" gefeiert, weil er Kirche und Fanatismus dem weisen freiheitlichen Staatswesen der neuern Zeit unterwerfen wolle. Man sagt, daß auch die gegenwärtige Regierung die unberechenbaren Elemente im Panslavismus fürchte, daß sie darum das Journal „Paruß" wieder unterdrückt habe; aber sie duldet, daß Viktor Emmanuel von Sardinien tagtäglich als Muster und Beispiel für die Politik Rußlands aufgestellt wird, ja sie fördert dieses Treiben sogar.

Die auswärtige Politik der Zeitungen wird nämlich nicht nur negativ durch die Censur, sondern auch durch positive Einmischung geleitet. Seit dem Pariser-Frieden „badete sich", wie ein Kenner Rußlands äußert, „der Napoleonismus förmlich in russischen Schmeicheleien und Petersburger Zuvorkommenheiten". Die Presse mußte diese Kriecherei mitmachen, wenn sie auch nicht wollte. Die Censur gestattete den Zeitungen auch nicht den geringsten Tadel gegen irgend etwas Französisches; selbst bei der Kritik der von französischen Capitalisten übernommenen Eisenbahnbauten wird das Wort „französisch" von der Censur durch den Ausdruck „fremd" ersetzt; nur da, wo es zu lobhudeln gilt, bleibt französisch stehen. So auffallend tritt die durch und durch französische Richtung an dieser Presse hervor, daß sie direkt von Paris her nicht besser bestimmt und geleitet werden könnte. Inzwischen ergießt sich bei jeder Gelegenheit die verbissene Wuth gegen Oesterreich, und leidet Preußen fast noch empfindlicher unter der gnädigen Protektormiene aus der Zeit des Czaren Nikolaus. Noch im vorigen Monat sind neuerdings verschärfte Censur-Vorschriften, namentlich in Polen, ergangen, welche alle inneren Lebensfragen ohne Ausnahme der Besprechung entziehen,

insbesondere auch die ältere Geschichte soweit sie Rußland berührt. Hinsichtlich der äußern Politik aber blieb die bisherige Richtschnur in Geltung: „über Oesterreich darf nach Belieben gesprochen werden, über Preußen fast nichts; auffallend aber ist die Freiheit, welche den Journalen hinsichtlich der italienischen Verhältnisse gestattet ist, sie dürfen ungehindert mit Garibaldi und den Aufständischen sympathisiren und die Fürsten bespötteln" *).

Wenn man die Regierung Napoleons III. für die Haltung der französischen Presse verantwortlich macht, so geschieht dieß mit noch viel mehr Recht in Rußland. Welches ist demnach die russische Politik? Sehr einfach: sie feindet die Mächte an, welche das Recht und die Verträge wahren wollen, und sie huldigt den Mächten, welche das Recht und die Verträge zu brechen geneigt sind; sie erwartet vor Allem von Napoleon III., daß er zu Rußlands Gunsten den vertragsmäßigen Zustand im Orient umgestalten werde. Man kann in den öffentlichen Blättern von Zeit zu Zeit, und eben jetzt wieder lesen, daß die russische Freundschaft gegen Frankreich erkalte, ja daß Gortschakoff — denn Alexander II. läßt man in politischen Fragen wie billig außer Anschlag — an die alten Allianzen zu denken beginne. Naive Täuschung! Es ist allerdings wahr, der Thermometer der russischen Franzosen-Liebe sinkt und steigt, je nachdem die Strömungen zwischen Paris und Constantinopel kalt oder warm sind. Insbesondere wissen aufmerksame Beobachter chronologisch und mathematisch genau nachzuweisen, daß die russischen Erkältungen regelmäßig dann eintraten, wenn sich in den napoleonischen Beziehungen zu England wieder erhöhte Wärme einzustellen schien. Lasse man sich doch durch die verschlagene Diplomatie von der Newa nicht

---

*) Allgemeine Zeitung vom 26. Juni 1860; Kreuzzeitung vom 27. Juni 1860.

zum hundertstenmale irreführen: ihre vermeintlichen Anwandlungen sind nichts weiter als die Ungeduld der Schwäche.

Am Vorabend der Moskauer Krönung, den 2. September 1856, hat Fürst Gortschakoff von der griechischen und neapolitanischen Verwicklung Anlaß genommen, ein merkwürdiges Circulare zu erlassen, welches das Aufhören der heiligen Allianz und eine neue Periode „nationaler Politik" für das Moskowiterreich ankündigte, dann aber fortfuhr wie folgt: „Man wirft Rußland vor, es isolire sich und verharre Angesichts von Thatsachen, welche sich weder mit dem Recht, noch mit der Billigkeit vertragen, im Stillschweigen — Rußland schmolle; Rußland schmollt nicht, Rußland sammelt sich". Diese stolze Sprache hat imponirt. Rußland hat sich aber nicht gesammelt, es ist vielmehr zerstreuter als je. Die Zeitungen mögen große Worte machen, das Volk aber verabscheut jede Einmischung in die europäische Politik; selbst in Sachen der Türkei müßte man erst zur religiösen Fanatisirung greifen, denn das Volk fühlt seine Erschöpfung. Schwerlich hätte jemals vorher ein Russe zu denken, geschweige denn zu schreiben gewagt, was Fürst Dolgorukow jetzt öffentlich drucken läßt: so weit sei Rußland in seinen Mitteln und Kräften, namentlich den finanziellen, herabgekommen, daß es einer nahen Lösung der orientalischen Frage thatlos und passiv zuschauen müßte; ja er spricht wiederholt die Besorgniß aus, es möchte einmal ein äußerer Feind in Rußland eindringen, der dann nur die Emancipation der Leibeigenen und die Religionsfreiheit verkünden dürfte, um zweiundzwanzig Millionen Bauern, neun Millionen bürgerliche Sektirer, kurz alles Volk hinter sich zu haben. Rußland hat sich nicht gesammelt, sondern es hat sich innerlich aufgelöst; Rußland hat sich nicht europäisirt, sondern es muß von der Europäisirung seinen Untergang befürchten; Rußland hat sich aber auch nicht vom Abendlande emancipirt und abgeschlossen, sondern es hat sich dem Panslavismus in die Arme geworfen und — was das

Bedeutsamste ist — es muß von der Beihülfe Frankreichs den Triumph der panslavistischen Idee erwarten, um nicht zu sagen erbetteln.

Man hat das Gerücht einer neuesten Umkehr Rußlands von den heimlichen Wegen Napoleons III. durch den Hinweis auf die unruhigen Bewegungen in Polen gerechtfertigt. Auch in der neuerwachten polnischen Agitation habe Frankreich seine Hand im Spiele, das wisse man in St. Petersburg, und wolle deßhalb von der Freundschaft des Imperators nichts mehr wissen. Daß endlich auch die unterdrückte Nationalität der Polen gegen Rußland wieder in Unruhe geräth, ebenso wie die irische gegen England, dieß soll nicht geläugnet werden; man müßte sich wundern, wenn es nicht so wäre. Nicht aber wegen der Umtriebe des französischen Herrschers, sondern wegen der selbstmörderischen Politik, welche von den Regierungen hier wie dort gegen das öffentliche Recht und die Verträge eingeschlagen worden ist. England verkündet viel lauter als selbst Napoleon III. das Selbstbestimmungsrecht der Nationalitäten und der Völker, welche man nicht hindern dürfe, ihre Fürsten abzusetzen und durch das suffrage universel andere zu wählen. Ehe noch England in diesen Abgrund der Russel-Palmerston'schen Diplomatie hinabstürzte, hat sich in Rußland die censurirte Presse für „die italienische Nationalität und ihre Befreiung" enthusiasmirt. Schon vor dem Krieg in Italien und während das Kabinet Derby in London vor den unabsehbaren Folgen desselben noch eindringlichst warnte, hat die Petersburger Presse gepredigt: die Verträge von 1815 seien schon oft genug verletzt worden und gegenwärtig von keiner Bedeutung mehr; die ganze Stellung Europas sei eine falsche und gefährliche, der Krieg beinahe eine Nothwendigkeit, um zunächst eine andere Ordnung in Italien zu schaffen. Dieß haben nun auch die Polen, wie in England die Iren, sich gesagt seyn lassen; sie meinen, es sei endlich Zeit, daß das neue Völkerrecht ihrer Beherrscher auch

ihnen zu gute komme, denn die „Leiden Italiens" seien jedenfalls viel zweifelhafter als die Polens und Irlands. Wenn sich aber so die moralische Weltordnung vollzieht, daß Jeder mit der Ruthe gestraft wird, welche er sich selber gebunden hat, dann wird man in St. Petersburg doch allzu klug seyn, um die Schuld davon auf Napoleon III. abzuwälzen und einen Bruch mit ihm zu wagen. Man wird sich vielmehr um so fester an ihn anklammern, um sich nach Möglichkeit durchzuhelfen und eventuell reiche Entschädigung zu erlangen — von seiner Gunst und Gnade.

XII.

Zeitläufe.

I. Dr. Fischer's „Amtsleben"; Gemeinde-Autonomie und Gewerbe-Freiheit.

Den Mitgliedern der Linzer Katholiken-Versammlung von 1850 wird die freundliche Erscheinung des damaligen Statthalters von Oberösterreich noch in lebhafter Erinnerung seyn. Dieser Staatsmann hat jetzt die Denkwürdigkeiten seiner Amtsführung zu dem besondern Zweck herausgegeben, um seine Idee von der naturgemäßen Wirkungsweise eines Landeschefs oder Regierungs-Präsidenten zu rechtfertigen *). Es ist ein sehr anziehendes Buch, aus dem auch das diesseitige Deutschland manches lernen kann. Für Oesterreich insbesondere ist

*) Aus meinem Amtsleben von Dr. Alois Fischer, pens. k. k. Statthalter von Oberösterreich. Augsburg 1860.

es ein doppelt gutes Zeichen, daß solche Stimmen jetzt offen und ohne Scheu verlauten können, und daß eine Notabilität der österreichischen Liberalen eine Sprache führt wie hier Dr. Fischer.

Der Herr Verfasser ist wirklich „liberal", aber er ist nicht der Sklave einer mit diesem Namen prunkenden Sekten-Lehre. Er könnte sonst nicht von der Kirche und ihrer Freiheit, von dem Zweck und der Berechtigung ihrer klösterlichen Institutionen reden wie er thut. „Wenn Ihr", sagt er, „glaubt, dem Müßiggange durch Gesetze steuern zu sollen, so findet Ihr eine weit reichere Erndte außerhalb der Klöster; warum greift Ihr da nicht an"? Er könnte von der Schule und dem Volks-Unterricht nicht mit dem gesunden Menschenverstand urtheilen wie er urtheilt. „Ueberhaupt vermindern sich die in der Schule erworbenen Kenntnisse von dem Tage an, da die jungen Leute aus der Schule treten; was hälfe es also den Kindern noch mehr aufzulegen, da sie das Wenigere nicht ertragen können"? Dr. Fischer könnte ebenfalls über die Armenpflege nicht die loyale und unbefangene Meinung hegen, die er S. 162 äußert. Er konnte überhaupt sein ganzes Buch nicht schreiben und niemals auf das Princip verfallen, welches er seiner glücklichen Amtsführung in Linz zu Grunde gelegt hatte — wenn er zu den Adepten der falschberühmten Schule des Liberalismus gehörte. Die eigentlichen „Liberalen" in Belgien, wenn sie das Fischer'sche Buch lesen, werden sagen: das sei ja ein „Klerikaler" vom reinsten Wasser.

An Dr. Fischer ist jede Ader antibureaukratisch, dem falschen Liberalismus dagegen liegt die Bureaukratie im Blut; dieser betrachtet jedes Verhältniß als anarchisch, das sich der Maßregelung vom Schreibtische aus entzöge, den der Statthalter von Oberösterreich so respektwidrig behandelt hat. Dr. Fischer, ein geborner Tyroler, war früher Advokat, er stammte aus dem gemeinen Volk und kannte das gemeine Volk; im Staatsdienst hatte er nichts zu gewinnen und deßhalb hat er

ihn nicht gesucht. Indeß fehlt es nicht an näheren und ferneren Beispielen, daß Männer in gleicher Lage, sobald sie die goldgestickte Uniform anzogen, dem Dämon der Bureaukratie doch ebenso mit Haut und Haar verfielen wie das künstlich erzeugte Geschlecht der Schulbank und der amtlichen Praxis. Ganz anders Hr. Fischer. Er wußte zwar den Werth einer tüchtigen Kanzlei und einer wohlgeordneten Registratur vollkommen zu würdigen, aber er glaubte nicht, daß die Welt in den Akten aufgehe, und es kam ihm insbesondere vor, als wenn ein Landeschef seine Bestimmung verfehle, wenn er sich hinter einem aufgethürmten Akten-Berge unter revidirten und corrigirten Papieren einglase wie die Schnecke in ihrem Haus. Es war mir zu klar, sagt er, daß ein Statthalter nicht bloß administriren soll, und wie zweckmäßig es sei, daß er sich nicht immer beim Tintenfaß aufhalte, sondern daß er durch persönliche Anschauung das ihm anvertraute Land und dessen Bevölkerung kennen lerne. „Wenn der Regierung daran liegt, die volle Wahrheit zu erfahren, wenn sie über ihre Gefahren Aufschluß erlangen, ihre Freunde und Feinde kennen lernen, wenn sie ihr Ohr den Klagen der Unterthanen nicht verschließen will, ja wenn sie nur das Bedürfniß fühlt, daß ihre bestgemeinten Absichten nicht verkannt werden, dann wird sie nur vom selbstthätigen und mit eigenen Augen sich unverdrossen umsehenden Statthalter das erfahren, wessen sie bedarf“.

Herr Fischer behauptet, so lange er in Oberösterreich gewesen, habe er von den administrativen Behörden nie etwas gehört, was irgend höheres Interesse für das gemeine Wohl bethätigte; „immer vernahm ich es von anderer Seite“. Die wichtigsten Daten erfuhr er auf amtlichem Wege zu spät oder gar nicht. Dagegen erzählt er lächerliche Beispiele von der Umständlichkeit und Lügenhaftigkeit des bureaukratischen Mechanismus. Sie sind freilich nichts Neues, und die gleichen Dinge kommen überall vor, wo sich das Reich der „amtlichen Lüge“ auf dem geduldigen Papier auszubreiten vermag. Auch

die sogenannten Amtsvisitationen, wie sie nach der Schablone vorgenommen zu werden pflegen, helfen nichts gegen dieses Uebel; selbst dann, wenn der Verwaltungs-Chef in denselben mehr als eine bloße Form erfüllt, gibt es in der traditionellen Praxis Mittel genug, ihm Rasen zu drehen. Das Persönlichkeits-Princip, welches Hr. Fischer seiner Verwaltung zu Grunde legte, lag auch in einer ganz andern Richtung, es ließ die bureaukratische Routine vollkommen bei Seite liegen, und stellte eine unmittelbare Administration neben und über ihr auf.

Er hielt nämlich partienweise eigene Versammlungen der Gemeinden ab, wo er in längerer Rede über die öffentlichen Angelegenheiten zu ihnen sprach und ihnen sagte: der Kaiser wolle nicht haben, daß die Statthalter beständig in ihren Schreibstuben säßen und sich Alles, was dem Volke am Herzen liege, schreiben oder von fremden Leuten vortragen ließen, sondern er habe es ihnen zur Pflicht gemacht, sich persönlich in die Gemeinden zu verfügen, und selbst zu sehen und zu hören, was draußen Noth thue. So sah und hörte er unmittelbar, verfügte auch nach den Umständen auf der Stelle. Auch sonst wendete er sich in Sachen von größerer Wichtigkeit mittelst offener Schreiben direkt an die Gemeinden oder an auserlesene Männer, wodurch er manche interessanten Erfolge erzielte, an welchen nichts auszusetzen war, als daß sie nicht nur nicht auf dem Wege, sondern sogar ohne Mitwirkung des papiernen Regiments zu Stande kamen. Dr. Fischer stützte sich indeß auf einen Ministerial-Erlaß, in welchem Herr von Bach noch Ende 1848 sehr liberale Verwaltungs-Maximen aufgestellt und insbesondere betont hatte: der Beruf des öffentlichen Beamten sei nun ein neuer und schönerer geworden, indem seine Thätigkeit nicht mehr bloß in dem begrenzten Raum des Amtes, auf dem lähmenden Wege der Akten und der schriftlichen Verhandlung sich bewegen solle, seine neue Pflicht ihn vielmehr unmittelbar in die Strömung des Le-

bens, in den Verkehr mit bürgerlicher und politischer Thätigkeit rufe ꝛc.

Je mehr aber das Volk mit der Fischer'schen Regierungsweise zufrieden war, desto höher stieg die Verstimmung in amtlichen Kreisen. Als er im Sommer 1849, von aller bewaffneten Macht entblößt — die Gensdarmerie war damals noch nicht errichtet, und von Soldaten hatte er kaum zwanzig Mann im Lande — die Gemeinden selbst als seine Polizei gegen die umherstreichenden Fremdlinge und Aufwiegler bestellte, da warfen ihm die „Bureaukraten vom größten Kaliber" vor, daß er durch seine Verfügung das Ansehen der Behörden bloßgestellt habe. „Aber ein Nackter", sagt Hr. Fischer, „ist schwer bloßzustellen und ich glaube, es sei für ihn weit vernünftiger einen Rock zu leihen, als sich ein überschriebenes Papier anzuhängen und dabei zu erfrieren". Als er 1850 durch Beiziehung außeramtlicher Organe die dringende Rekrutirung überraschend schnell bewerkstelligte, da hieß es wieder: er habe die Unzulänglichkeit der politischen Behörden proklamirt. „Hier zeigt sich", sagt Hr. Fischer, „die Bureaukratie in ihrem reinsten Wasser; diese Menschheit hätte es lieber darauf ankommen lassen, daß der Feldzug durch Verspätung mißlang, als daß ihre falsche Ehre einen Abbruch litt". Als er vollends seine Rundreisen und seine Standreden bei den Gemeinden begann, da meinten auch Regierungsbeamte zu Linz: der Statthalter würde besser thun, wenn er hübsch zu Hause bliebe und sich fleißig mit den administrativen Geschäften abgäbe.

Hr. Fischer rechnete aber mit Zuversicht auf den Beifall an höchster Stelle; er hatte nie einen Tadel erfahren, vielmehr hatte man sein Thun lobend anerkannt. Selbst im Ministerrathe war öfter von seiner Bloßstellung die Rede, und man wunderte sich darüber, daß der Statthalter von Ober-Oesterreich sich eine Compagnie nach der andern ohne Murren entziehen ließ, bis endlich die ganze Garnison weg war.

Er merkte aber zu spät, daß man sein Auftreten nur ausnahmsweise für die Tage der Gefahr billige, während er es zur Regel machen wollte. Was im Jahre 1849 noch geboten war, das schien 1850 nicht mehr am Platz. „Ueberhaupt begann man“, äußert er nicht ohne Bitterkeit, „erst hintendrein, erst als die Wogen sich geebnet hatten und die Tage gefahrloser Ruhe kamen, alles Das zu begeifern, was diejenigen gethan, welche zur Stunde der Gefahr für das Wohl des Fürsten und des Landes wirkten“.

In Einem Punkte scheint aber Hr. Fischer entschieden zu irren, wenn er nämlich diese Wendung bezüglich seiner Amtsführung in dem anti-constitutionellen Umschlag begründet sieht, der im Laufe des Jahres 1850 zu Wien vor sich ging. „In den Provinzen“, sagt er, „fühlte man nichts davon vor lauter Freiheitslärmen in den Gesetzen und Kundgebungen der Minister“; erst im Spätherbst verlautete allmählig, daß die Landtage nicht mehr einberufen würden, und die Abkehr von aller constitutionellen Politik entschieden sei. Glaubt aber Dr. Fischer wirklich, daß ein constitutionelles Regime seine Umgehung der bureaukratischen Ordnung gutmüthiger ertragen hätte als der wiederkehrende Absolutismus?

Das wäre gewiß ein Irrthum. Man muß sich nur durch das beliebte Kunststück liberaler Taschenspielerei, dem Begriff des Selfgovernments unmerklich den Begriff des Parlamentarismus zu unterschieben und umgekehrt, nicht irreführen lassen. In Lombardo-Venetien unter österreichischer Herrschaft war, und selbst in Rußland ist ungleich mehr Selbstverwaltung als in irgend einem constitutionellen Lande des Continents. Die Bureaukratie ist aber ein höchst eifersüchtiger Gott, der das Fischer'sche Persönlichkeits-Princip nirgends dulden kann und darf, gleichgültig ob sie eine constitutionelle oder eine absolutistische Cokarde am Hute trage. Ja, die Rückkehr zum altdeutschen Zustande der Autonomie ist sogar in Oesterreich ungleich leichter als z. B. in Preußen; auch hat man

bis jetzt weder in Frankreich, noch in Preußen, oder in verwandten Ländern eine Lockerung der bureaukratischen Centralisation auch nur in Aussicht genommen, sie schließt sich vielmehr in naturgemäßer Entwicklung zu immer engern Kreisen zusammen. Nur Oesterreich hat den entgegengesetzten Weg eingeschlagen, es strebt nicht bloß nach constitutioneller Verfassung, sondern auch nach autonomer Verwaltung, und nur dann, wenn beides erreicht wird — sind Verwaltungs-Principien wie die Fischer'schen an ihrem Platz. Der Kaiserstaat wird sich dann Glück wünschen, wenn er viele Männer wie Dr. Fischer für die administrative Thätigkeit findet und verwenden kann.

Der Verfasser läßt gelegentlich die bedeutsame Aeußerung fallen: die Stellung der Verwaltungs-Chefs müsse namentlich dann eine andere und dem Volke gegenüber unmittelbarere werden, „wenn man es auf eine freiere Presse nicht ankommen lassen möge". Mit andern Worten: die Macht der Presse und die Art der Verwaltung stehen in innigster Wechselbeziehung zueinander. Im bureaukratischen Staat fällt aller Einfluß, welcher den organischen Körpern der Gesellschaft naturgemäß zukommen sollte, in die Hände einer willkürlichen Schöpfung: der Presse. Sie kann sich dann wirklich anmaßen, für die Regierung der Dollmetscher der Volks-Ansichten, für das Volk der Dollmetscher der Regierungs-Absichten zu seyn. Die natürliche Vermittlung käme autonomen Organen der Verwaltung zu; wo aber diese Stelle leer ist, da drängt sich sofort ein hergelaufenes Häuflein von Zeitungsschreibern ohne Sendung und Mandat in die Lücke, um das wichtige Amt zu übernehmen, indem sie natürlich das Material zum gegenseitigen Austausch erst noch mit der Parteifarbe tränken oder vergiften. Dadurch erlangt die Presse eine solche Uebermacht, daß endlich Niemand im Staat, weder Regierung noch Kammer noch Volk, mehr autonom erscheint, als eben diese Presse allein, welche daher auch stets die große Verlegenheit des

bureaukratischen Staates ist, des constitutionellen sowohl als des absolutistischen. England könnte seine ungezügelte Preßfreiheit keinen Tag mehr ertragen, sobald das englische Selfgovernment, welches im Parlament nicht seine Ursache, sondern seine bloße Folge hat, aufhören würde. Oesterreich muß sich durch die Polizei mühsam des Schicksals erwehren, von einer Handvoll Juden durch die Presse beherrscht und regiert zu werden. Es hätte soweit nicht kommen können, wenn nicht jede autonome Organisation verloren gegangen wäre, und es wird ohne dieselbe auch kein Heilmittel des Uebels geben.

Daß Dr. Fischer ein hoher Verehrer der Gemeinde-Autonomie ist, versteht sich nach dem Vorhergehenden von selbst. Er sagt irgendwo: man sollte, wenn es nicht anders gehe, die Gemeinden mit der Peitsche zur Selbstständigkeit treiben, und es war ein Hauptvorwurf gegen seine Amtsführung, daß er in dieser Hinsicht, namentlich gegen das wenig urbane Auftreten des Gemeinderaths von Linz, zu nachsichtig gewesen sei. Darauf erwidert er mit der denkwürdigen Bemerkung: aufrichtig gestanden habe er die Unart des Gemeinderaths von Linz doch lieber gesehen, als wenn derselbe servil gewesen wäre; denn mit der Selbstständigkeit der Menschen könne es unmöglich vorwärts gehen, wenn sie immer voll Unterthänigkeit vor dem Beamten stehen, und nicht im Gefühle ihrer persönlichen Würde auftreten sollen. An einer andern Stelle erklärt der ehemalige Statthalter:

„Ich wollte ein kräftiges, selbstbewußtes Gemeindeleben schaffen — an nichts lag mir mehr als hieran. Ich sah in der Entwicklung des Gemeindelebens die Grundbedingung des ruhigen Fortschritts und des socialen Wohles, ich sah zugleich die Thätigkeit der Leute im Schooß der Gemeinden als den sichersten Blitzableiter gegen das Unwetter an, welches Unverstand oder Eitelkeit über die Staaten herauf beschwören; kurz, ich hätte mir lieber Alles nehmen lassen als die Selbstständigkeit der Gemeinden“ (S. 173).

Dennoch aber war der Hr. Statthalter sehr unangenehm berührt, als er sah, daß die Gemeinden überall mit Hand und Fuß gegen die Gewerbefreiheit mit Freizügigkeit sich wehrten und die Regierung abermals, wie schon im Anfang der vierziger Jahre, zum Rückzug zwangen. Die Liberalen selbst sahen sich sogar in den Glanztagen von 1848 von vornherein auf die behutsamste Vorsicht in der Verkündigung dieser „constitutionellen Freiheiten" angewiesen. Denn die Gemeinden griffen zwar begierig und stolz nach dem neuen Rechte ihrer Freiheit und Selbstständigkeit, aber sie verstanden darunter vor Allem das Recht, über die Zugehörigkeit zu ihrer Corporation selbst zu entscheiden. Die Liberalen und mit ihnen der Hr. Statthalter sind der entgegengesetzten Meinung, sie betrachten die Gemeinde wie einen Taubenschlag, in dem aus- und einfliegen kann wer da will; darin besteht zunächst ihre „Autonomie". Es ist interessant, die Aeußerungen des Hrn. Dr. Fischer über diesen hochwichtigen Gegensatz zu vernehmen:

„Vielen Lärm auf der Bühne des Gemeinde-Lebens machten die Fragen über Gewerbeverleihung, Eheconsense und Veränderung in der Gemeinde-Angehörigkeit. Was die Eheconsens-Bewerbungen betrifft, hätte man consequenterweise in jenen Jahren die Consense eher abschaffen als erschweren sollen; allein gerade das Gegentheil geschah, indem die Gemeinden vollkommen begründete Consens-Bewerbungen zurückwiesen und mit einer Strenge einschritten, wie es früher nie der Fall war."

„Die nämliche Erscheinung wiederholte sich bei den Domicils-Veränderungen. Statt der von den Constitutionellen gepredigten Freizügigkeit, statt des liberalen Rechtes, das Brod überall zu suchen, wo man es zu finden hofft, seine Lebenszwecke dort anzustreben, wo man die Aussicht hat, sie am leichtesten zu erreichen, mußte vielmehr ein Jeder sich der härtesten Prüfung seiner Verhältnisse unterwerfen, bis es ihm gelang, die Bedenklichkeiten der Gemeinden zu beseitigen und seine Aufnahme zu bewirken."

„Allgemein, besonders in den Stadtgemeinden, ging die For-

derung auf vollständige gemeindliche Selbstständigkeit, welche man sich jedoch gar nicht denken konnte, wenn nicht die eigene Verwaltung aller der Gemeinde gehörigen Anstalten mitbegriffen würde. Man ging aber noch weiter und begehrte das Entscheidungs-Recht über Verehelichungen und über die Aufnahme in den Gemeindeverband."

„Aus letztern Desiderien erhellt, daß die Bevölkerung von Oberösterreich, was das Gemeindeleben betrifft, wenig Geschmack für constitutionelle Grundsätze verrieth, sondern vielmehr in ächt deutscher Weise auf eine in sich abgeschlossene freie Gemeinde-Verfassung hinstrebte" *).

Wir unsererseits sind überzeugt, daß jede unverdorbene Gemeinde in ganz Deutschland in derselben „ächt deutschen Weise" die freie Gemeinde-Verfassung sich denkt. Die entgegenstehende Theorie wird auch durchaus mit Unrecht auf „constitutionelle Grundsätze" zurückgeführt. Sie gehört vielmehr den berühmten Ideen von 1789 und den unbewährten Lehren der jüdischen Oeconomisten-Schulen an, welche vor Allem weiße Sklaven für ihre Fabriken zu züchten bedacht sind. Das sind jene trauervollen „bürgerlichen Freiheiten", auf deren Grund Frankreich zum Schrecken und Scheusal seiner selbst und der Weltgeschichte so erwachsen ist, wie es heute mehr als je vor uns steht. Eine Freiheit der Gemeinde in diesem Sinne ist nichts anderes als ihre Vogelfreiheit — wer möchte zur Stunde daran zweifeln, wo Frankreich den letzten Flurschützen seiner Dörfer zu seinem untersten Militär- und Civilbeamten erhebt? Das sind die nothwendigen Folgen derselben „constitutionellen Grundsätze", deren ewiges Evangelium der Code Napoleon ist. Gott möge den Kern Deutschlands vor einem ähnlichen socialen Umsturz bewahren! Denn nicht um eine politische Reform handelt es sich hier, sondern um die Principien des persönlichen Eigenthums, der Familie und ihrer natürlichen Erweiterung in der Gemeinde. Neunundneunzig

*) Aus meinem Amtsleben S. 187. 84.

von hundert Menschen mögen wenig berührt werden von der Frage, ob Republik oder Monarchie in einem Lande herrschen soll; aber die ganze Gesellschaft ist jedesmal bei der Frage betheiligt, ob die Gemeinde Herrin ihres eigenen Familientisches seyn, oder ob sie zum Taubenschlag der liberalen Oeconomisten werden soll.

Oesterreich hat auch dießmal wieder eine ungemein glückliche Hand gehabt. Wie bekannt, war der ganze Inbegriff dieser Fragen bis jetzt an das Problem der Gewerbefreiheit geknüpft. Weil nämlich der Staat durch seine Concessions-Verleihungen aus bureaukratisch willkürlichem Ermessen das Selbstbestimmungs-Recht der Gemeinden durchbrochen und aufgehoben hatte, indem mit einer verliehenen Concession zugleich das Recht verbunden war, an dem bestimmten Orte sich ansäßig zu machen und zu verehelichen, so konnte man sich auch die Gewerbefreiheit nicht anders denn als den Zustand denken, wo es einem Jeden nach willkürlichem Ermessen freistünde, an diesem oder jenem Orte nicht nur sein Gewerbe zu treiben, sondern auch gleich sich ansäßig zu machen und zur Verehelichung zu schreiten. Gegen die Gewerbefreiheit in diesem französischen Sinne mußten auch in Preußen seit 1849 wieder schützende Schranken aufgerichtet werden; nicht weniger als achtzehn Petitionen aus den wichtigsten und gewerbreichsten Städten des Landes erklärten sie im Jahre 1852 als den Hauptsitz der Krankheit, an der die Gegenwart sieche, und heute noch schauen die rheinischen Liberalen, während sie andererseits doch die unbeschränkte Theilbarkeit des Grund und Bodens vertreten, mit Schrecken und Entsetzen auf eine solche Gewerbefreiheit. Erst Oesterreich hat durch das Patent vom 20. December 1859 den richtigen Gesichtspunkt getroffen, indem es die durcheinander geworfenen Elemente der Gewerbefrage einerseits, der Freizügigkeit und des Gemeinderechtes andererseits ausschied, und zwar den Gewerbebetrieb mit wenigen Ausnahmen freigab, keineswegs aber das Recht

der freien Ansäßigmachung und Verehelichung damit verband. Ueber diese Punkte soll vielmehr erst die neue Gemeindeordnung definitiv bestimmen.

Wir haben in dieser Unterscheidung, welche Oesterreich im harten Kampf mit zwei entgegengesetzten Realitäten der Neuzeit erobert hat, sogleich ein neues Princip von hoher Wichtigkeit erkannt*). Ihr größter Vortheil ist zunächst der, daß die Lebensfrage von der Gemeinde-Autonomie nun in das rechte Licht gesetzt und von dem auf die Länge unerträglichen Ballast der Gewerbsfrage befreit ist. Nicht nur daß die bisherige Gewerbe-Ordnung oder -Unordnung den volkswirthschaftlichen Nothwendigkeiten der Neuzeit nicht mehr gewachsen war, sie wurde auch täglich mehr eine erdrückende und dennoch unfruchtbare Last der Behörden, sie lief insbesondere in den ewigen Conflikten zwischen den gegenseitigen Gewerbsbefugnissen in lächerliche Absurditäten aus, und konnte zu allem Dem nicht einmal Namens der Gemeinde-Autonomie vertheidigt werden, denn sie war selbst nichts anderes als eine bureaukratische Maßregelung der letztern. Hierin hat Hr. Dr. Fischer ganz recht:

„Ein erfahrener Administrativbeamter sagte mir einst, daß diejenigen Räthe, welche in dem Gewerbebureau durch viele Jahre als Referenten arbeiteten, fast ohne Ausnahme zu liberalen Anschauungen in Gewerbssachen gelangen. Der Grund hievon wird wahrscheinlich im Concessionssystem selbst liegen; denn alle Anhaltspunkte, die man zu Würdigung der Gewerbsgesuche zusammengestellt hat, besitzen nur einen relativen Werth in der Anwendung, und können zu den größten Ungerechtigkeiten oder Unbilligkeiten führen, weßhalb es sich leicht erklären läßt, wenn die Referenten allmählig zur Ansicht gelangen, daß, da es doch keine haltbaren Grundsätze gibt, nach welchen entschieden werden muß, es gerathen scheine, entweder die Gewerbsfreiheit selbst oder doch die liberalsten Uebungen zur Geltung zu bringen.“

---

*) Histor.-polit. Blätter Bd. 45. S. 583 ff.

„Eine weitere Verlegenheit bereitet den Referenten die Verwandtschaft vieler Gewerbe und der vielleicht nicht zu beseitigende Mangel, daß in den Gesetzen Scheidelinien für dieselben oft gar nicht, oft unbestimmt gezogen sind. Solches fühlte man schon seit vielen Jahren; die Neuzeit aber hat in der ganzen Art der Produktion einen so gewaltigen Umschwung geschaffen und so viele neuen Artikel hervorgebracht, daß die Gesetzgebung noch schwankender ist, und daß man jetzt in vielen Fällen gar nicht mehr weiß, woran bei Entscheidungen von Gewerbestreitigkeiten festgehalten werden soll.“ (S. 83.)

Alle diese mißlichen Zustände und Unmöglichkeiten mußte bisher Jeder mit in den Kauf nehmen, der die Gesellschaft und die Gemeinde gegen die liberale Gewerbefreiheit **mit** Freizügigkeit vertheidigen wollte. Endlich hat die österreichische Unterscheidung (qui bene distinguit bene docet) den unentwirrbaren Knoten gelöst und die einzelnen Fragen ihren natürlichen Gebieten zurückgegeben. Wenn das liberale Gesetz vom 20. Dec. ohne besonderes Aufsehen und ohne nennenswerthe Störung in's Leben getreten ist, so ist dieß ohne Zweifel dem Umstand zu verdanken, daß es die Freizügigkeit verweigert und dem Recht der Gemeinden nichts entzieht, vielmehr dasselbe erhöht, indem die mit dem Concessionssystem verbundene Fesselung der gemeindlichen Autonomie wegfällt. So ist also durch das Patent vom 20. Dec. zugleich ein wichtiger Schritt zur Herstellung der Selbstständigkeit der Gemeinde geschehen, wenigstens provisorisch.

Das neue Princip hat auch außerhalb des Kaiserstaats die natürliche Anziehungskraft eines richtigen Gedankens geübt; insbesondere scheint Bayern nach demselben seine gewerblichen Verhältnisse neu ordnen zu wollen. Also gänzliche Freigebung möglichst vieler Gewerbearten, aber ohne Verknüpfung des Ansäßigmachungs- und Verehlichungsrechtes mit derselben, worüber vielmehr die Gemeinde nach ihrem Ermessen bezüglich des Nahrungsstandes zu entscheiden hätte. Dieser Stand-

punkt empfiehlt sich noch besonders mit Rücksicht auf die „realen Rechte", welchen ihr annähernder Werth dadurch erhalten bliebe, daß ihr Besitz oder Erwerb mit dem unmittelbaren Eintritt in das volle Gemeinde-Bürgerrecht verbunden wäre.

Allerdings wird eine solche Anordnung nicht immer und überall befriedigen, sie wird wie Alles in der Welt ihre schwachen Seiten haben. Den liberalen Oeconomisten ist es bei der Gewerbefreiheit stets mehr um die Freizügigkeit als um den freien Gewerbebetrieb an sich zu thun gewesen; sie haben die Trennung beider Momente in Oesterreich übel vermerkt und nur in der Hoffnung einstweilen verziehen, daß sie bloß vorübergehend seyn werde. „Was nützt die freie Werkstatt", wird es von dieser Seite heißen, „ohne die Hausfrau und den eigenen Herd? Was man mit der einen Hand gibt, das läßt man mit der andern durch die Gemeinden wieder nehmen"! Es ist auch nicht zu läugnen, daß das Aufnahme-Recht der Gemeinden seine Bedenklichkeiten hat; Dr. Fischer wirft ihnen vor, daß ein engherziger und eigennütziger Geist ihre Behörden leite, daß niedrige Rücksichten auf Verwandte und Schwäger, auf Gevattern und Nachbarn, Besorgnisse vor Anfeindungen und dergleichen vorwalteten. Schon darum wird die Autonomie der geschlossenen Gemeinde gewaltige Anfechtung finden. Aber es wird sich doch Manches anders gestalten, wenn das gewerbliche Moment einmal nicht mehr der ewige Hemmschuh, sondern eine Sache für sich ist, die Gemeinden werden der Erziehung und moralischen Entwicklung zugänglicher werden.

Ueberdieß brauchen wir nun einmal ein neues Princip für die ganze innere Politik; dieses neue Princip ist nicht weniger eine sociale als eine politische Nothwendigkeit. Es gibt aber nur Einen Gesichtspunkt, der die Macht und Würde eines solchen Princips entfalten kann, und er liegt in der Autonomie der deutschen Gemeinde gegenüber der französischen „Freiheit". Sie muß unser Leitstern seyn auf allen Wegen des großen Lebens, und sie kann es seyn von der

unterſten Stufe der ſocialen Probleme bis hinauf zu der Cardinalfrage deutſcher Nation!

II. Die Umſtände der Begegnung in Teplitz.

Den 25. Juli 1860.

Auf die Einladung des Kaiſers von Oeſterreich hat der Regent Preußens das böhmiſche Bad Teplitz gewählt, um dort am 25. Juli eine perſönliche Zuſammenkunft mit ſeinem „hervorragenden Genoſſen am Bund" zu haben, wie das miniſterielle Berliner Blatt ſich ausdrückt. Es getraut ſich nicht den Kaiſer „Bundesgenoſſen" zu nennen, noch zu ſagen, daß der Prinz-Regent zuvor einen entgegenkommenden Schritt gethan. Daſſelbe Blatt hat aber von dem Weſen der zu Baden-Baden gemachten „Conceſſionen" Preußens jüngſt die Erklärung gegeben: daß „Preußen die Wahrung der Integrität Deutſchlands nicht bloß als die erſte Aufgabe ſeiner deutſchen, ſondern auch als die erſte Aufgabe ſeiner europäiſchen Politik betrachte — darin liege ein Zugeſtändniß", und darin wird auch die Geſchichte des Tages von Teplitz liegen.

Preußen muß demnach doch wirklich bis dahin unentſchieden geſchwankt haben, ob ſeine europäiſche Politik mit ſeiner deutſchen Aufgabe Eins und identiſch ſeyn, oder ob ſie nach dem Ausdruck Lord Ruſſels „andere Allianzen" ſuchen ſolle? ob es bei einem Angriff der Franzoſen auf Deutſchland nur als deutſche Macht ſich vertheidigen, als europäiſche Macht aber ſich nicht vertheidigen ſolle? Solange die Wagſchalen eines ſo merkwürdigen Seelenkampfes auf und nieder ſtiegen, konnte freilich von einer „Verſöhnung" mit Oeſterreich keine Rede ſeyn. Erſt dann als die „Integrität Deutſchlands" über alle anderen Rückſichten ſiegte, war ein Einigungspunkt mit

der österreichischen Politik gewonnen. Denn die letztere hat nie einen Augenblick geschwankt, daß das ganze Deutschland mit der Gesammtkraft Aller zu vertheidigen sei.

Am 13. Juli hat das tief entwürdigte Parlament Englands mit den gemischten Empfindungen der Bestürzung und Scham die Eröffnungen Kinglake's vernommen: bei der zweiten Zusammenkunft in Villafranca habe Napoleon dem Kaiser von Oesterreich die Rückerstattung der Lombardei angeboten unter der Bedingung, daß Oesterreich sich Angesichts seiner am Rheine zu unternehmenden Operationen ruhig verhielte; der Prinz von Preußen sei von diesen Fakten in Kenntniß gesetzt worden, und es sei somit kein Wunder, wenn er allen Anträgen des Kaisers der Franzosen in derselben ehrlichen und offenen Weise begegnete wie früher Kaiser Franz Joseph, der dem Kaiser Napoleon bündig und einfach geantwortet habe: „Nein, ich bin ein deutscher Fürst". Oesterreich, das noble alte Haus, schwieg über die vertraulichen Vorgänge, welche doch besser als Alles, selbst besser als die Einverleibung des italienischen Nizza, die wahre Natur dieses „Nationalitäts"- und „Befreiungs"-Krieges enthüllten. Gegen Deutschland war der ganze Plan des Mannes gerichtet; wie er Rußland nach dem Krimkrieg auf seine Seite zog, so wollte er jetzt Oesterreich in sein Interesse ziehen — gegen Preußen, das ihm dabei blindlings in die Hände arbeitete. Die „Nationalitäten", Kossuth und die Thorheit der Magyaren wären dann bald in die Rumpelkammer gewandert. Es hat in Oesterreich auch nie an einer der Verbindung mit Deutschland feindlichen Richtung gefehlt, welche aus diesem Grunde zur Annahme rieth, und selbst religiöse Advokaten hat die französische Allianz hin und wieder gefunden. Aber Oesterreich wich keinen Finger breit vom Wege der Ehre und des Gewissens ab; es verharrte in würdevoller Zurückhaltung, während Preußen mit Rußland Conferenz hielt, bei England kein Glück machte und endlich in Baden von Napoleon III. besucht wurde.

Oesterreich hat nur eine einzige und ungetheilte Politik;

man ist, wenn der Souverain hier spricht, nicht genöthigt zu fragen: ob nicht die Diplomatie beiderlei Geschlechts und eine mächtige Regierungspartei paralysirende Absichten hege, oder ob nicht ein Fürst Gortschakoff den maßgebendern Willen habe als der Czar? Woran man mit Oesterreich ist, unterliegt nie einem Zweifel. Darf man aber aus der Fahrt nach Teplitz auch schließen, daß Oesterreich wisse, woran es mit Deutschland sei? Vorher ist weder in Baden, noch zwischen den zwei Großmächten irgend etwas beantragt oder beschlossen worden, und jetzt geht Hr. von Schleinitz mit nach Teplitz. Freilich liegt in Preußen wenig an der Person; besteht ja doch auch aus der vorigen orientalischen Krisis die bewährte Erinnerung, daß nach jeder persönlichen Begrüßung der beiden Herrscher der Brand der Zwietracht und Eifersucht von Berlin aus nur um so heller aufloderte.

Nichts steht fest, als daß Deutschland vertheidigt werden solle, wenn es von Frankreich angegriffen wird; vielleicht daß man sich auch noch über das Wie verständigt, ob nämlich unsere Integrität mit Einem Bundesarmee-Commando oder mit zweien oder mit dreien gerettet werden soll. Das deutsche Vaterland muß aber von der Teplitzer Conferenz mehr verlangen. Sie muß erstens nicht nur eine vage Annäherung der beiden Großmächte, sondern eine allgemeine deutsche Vereinigung bieten, und damit die einzige Garantie gegen die berechneten Störungen der bekannten Partei. In diesem Augenblicke publiciren ja die officiösen „Jahrbücher" in Berlin selber den verschmitzten Anschlag, wie Rußland durch die trügerischen Künste des Gothaismus Preußen ganz unvermerkt in die Lage habe bringen wollen, daß es gar nicht mehr anders könnte als das Arrangement mit Frankreich eingehen. Und die Gefahr ist noch nicht vorbei, daß „die Deutschen wie immer viel schreien, aber nichts thun werden", wie eine der jüngsten Pariser Flugschriften sagt. Zweitens darf daher Deutschland nicht länger schläfrig und fatalistisch zuwarten, bis der Imperator zum Angriff fertig ist; es müßte mit bestimm-

ten Forderungen die Initiative ergreifen, vor Allem gegen die empörend erlogene „Nichtintervention" in Italien, während England, Frankreich und Garibaldi in den Eingeweiden der unglücklichen Länder wühlen. Wird Preußen seinen eigenen Cavourianern und Garibaldisten trotzen und eine verständliche Antwort auf solche Fragen geben? so lautet das Problem von Teplitz.

Es ist höchste Zeit für die deutsche Initiative, nicht nur wegen Italien, sondern wegen der entscheidenden Spannung, welche sich im gegenwärtigen Augenblicke zwischen Frankreich, England und Rußland abwickelt, und welche ganz gewiß gegen Deutschland ausschlagen wird, wenn sie sich, wie immer, ohne Deutschland löst. In der Thatsache, daß die russische Politik mit dem ersten Versuch, Preußen in das napoleonische Netz zu jagen, gescheitert ist, liegt der Grund der neuen Spannung. Die gothaischen Blätter selber sind von ruhmredigen Andeutungen voll, durch welche Intriguen man von Petersburg aus bestrebt gewesen sei, Preußen für die napoleonische Idee zu gewinnen, daß es die deutschen Länder bis an den Main sich einverleibe, dafür aber die Rheinlande an Frankreich abtrete und Belgien preisgebe. Daß der Prinz-Regent nicht darauf einging, war freilich, um mit Kinglake zu sprechen, „kein Wunder". Aber Rußland war nun übel daran. Der Besitz von Constantinopel hängt nun einmal am Rhein, jener erledigt sich nicht ohne diesen. Hätte der russische Versuch in Berlin geglückt, dann wäre die Allianz Frankreichs und Rußlands für den Orient fertig gewesen, und im Occident wäre für England die Wahl geblieben, entweder Krieg mit Frankreich, oder abdanken als Beherrscher des Mittelmeers und selbst als Großmacht.

In herzhafter Zuversicht hatte Gortschakoff Ende Aprils den Diplomaten die Unhaltbarkeit der türkischen Zustände erklärt und am 20. Mai sein Circular erlassen. Als aber seine „deutsche Politik" in Berlin mißlang, da schwanden auch seine orientalischen Aussichten in Paris. Daß Rußland durch innere Zerrüttung und insbesondere durch seine Finanzlage zur Inaktivität fast gezwungen, daß seine Armee auf's äußerste reducirt ist, das weiß Niemand besser als er. Aber er berechnete den traditionellen Einfluß, man kann fast sagen die politische Oberherrlichkeit Rußlands über Deutschland und insbesondere über Preußen. Als nun doch auch der diplomatische Druck von St. Petersburg unter seiner Schätzung zurückblieb, da machte er abermals eine seiner Wendungen, um zu versuchen, ob nicht England vortheilhafter für seinen Zweck zu mißbrauchen sei. Und dazu diente nun gerade die Wiederanrufung

der orientalischen Frage durch Gortschakoff und jetzt durch die schrecklichen Metzeleien in Syrien.

Alle Blätter berichten über die Kälte, welche in den Beziehungen Rußlands zum Imperator eingetreten sei, sie reden sogar von Annäherung an Oesterreich und von einer neuen Conferenz des Prinz-Regenten mit dem Czar im nächsten September. In der That nicht unmöglich, aber schwerlich wegen Neapel und Garibaldi, sondern nur dann, wenn der Imperator bei England doch noch seine bessere Rechnung finden sollte. Für diesen Fall dürfte Rußland sogar zur Herstellung einer „heiligen Allianz" geneigt seyn; es wird aber die Combination mit Frankreich, welche den Weg nach Constantinopel zu bahnen verspricht, jeder andern vorziehen, wenn sie nur zu haben ist. Dieß ist die momentane Situation: die Spannung ist abermals eine durchaus englisch-französische wie zur Zeit der Papstbroschüre und des Handelsvertrags; sie kann zu einem plötzlichen Bruch führen, aber auch zu einer letzten Umarmung, in der England der Athem ausgehen dürfte. Immer aber wird sie zum Vortheil des Imperators ausfallen, wenn nicht unvermuthet ein neuer Faktor dazwischen tritt: die deutsche Initiative.

Allein nach dieser Seite hin ist die unvergleichliche Zwickmühle geöffnet, die er sich in Italien und im Orient angelegt hat, um jede Coalition zu verhindern und Bundesgenossen zu pressen für die Erwerbung des Rheins. Tritt aber die deutsche Initiative ein, dann wird vor Allem die Stellung Englands freier werden, dann werden sich Allianzen finden, aber auch nur dann. Bis dahin wird nichts seine Pläne aufhalten, weder die heimlich kochende Wuth Englands, noch die Revolutionssiege unter Garibaldi, noch die steigende Erbitterung der parlamentarischen Parteien in Frankreich selbst. Je mehr sein Schwindelreich entlarvt wird, desto heftiger wird es ihn zum letzten Wagniß treiben. Bis zur gesammtdeutschen Initiative wird das Wort wahr bleiben, das er im Frühling 1855 nach dem Mordversuch Pianori's zum Senat gesprochen: „Es gibt Existenzen, welche die Werkzeuge der Rathschlüsse der Vorsehung sind; so lange ich meine Mission nicht vollführt habe, laufe ich keinerlei Gefahr".

Wozu dieses England unter dem Druck der rächenden Nemesis in Paris am Ende noch fähig wäre, das beweist es eben jetzt in Italien. Es hat den Frieden von Villafranca untergraben, damit das „Selbstbestimmungsrecht" der Italiener frei sei von Sardinien überall annexirt zu werden. Aber siehe da! die ersten Annexionen kosteten die Abtretung von Savoyen und Nizza an Frankreich. Man erinnert sich des Hei-

denlärms im englischen Parlament, und wie Russel am 26. März drohend sprach: England werde „andere Allianzen" suchen müssen. Und was war der Erfolg des Geschreis? Zum erfreulichen Beweis, daß die innere Verrottung nicht auf die Monarchien allein beschränkt ist, fallen sich nun in der prahlerischen Republik des Schweizer-Radikalismus die beiden Parteien der Baumwollspinner und der Franzosenfeinde voll Zorn und Haß selbst in die Haare, und England gibt der Bundesbehörde den feigen Rath, doch lieber ein gütliches Abkommen mit Frankreich zu suchen. An dem über ganz Italien vergrößerten Sardinien hoffte England einen starken Alliirten gegen den Imperator zu gewinnen. Und jetzt wagt Niemand den Herren Peel und Kinglake zu widersprechen: „Sardinien sei ein bloßes Werkzeug des Kaisers der Franzosen"; „es sei kein unabhängiger Staat, sondern ein Vasall Napoleons, der höchstens Englands Mitleid verdiene". Cavour sagt selbst im Parlament zu Turin: es gebe kein anderes Heil für Italien, als das unlösliche Bündniß mit Frankreich; und es ist unzweifelhaft, daß die nächsten Annexionen neue Abtretungen an Frankreich kosten würden, Genua mit Ligurien oder die Insel Sardinien oder beide, oder vielleicht eine bonapartische Secundogenitur in Neapel. Da tritt Garibaldi auf, er brandmarkt Cavours „Verrath" an Nizza; er will ganz Italien „befreien" und annexiren, aber der Pariser Verräther an der „Emancipation der Racen" soll ihm davon nicht Nagelsgroß mehr bekommen; er erobert Sicilien und schickt den Bevollmächtigten Cavours auf dem Schub heim, weil er sardinisch-französische Intriguen mache; er rüstet gegen Neapel und Rom, das, wie Lord Palmerston jüngst sagte, „nie besser regiert gewesen als unter der mazzinischen Republik"; er geht auf die ganze Lieblingsidee der Engländer ein, er bietet ihnen die Allianz des „geeinigten Italiens" an, „ein einheitliches Italien werde das größte Hinderniß für die Projekte Frankreichs seyn": schreibt er an einen Italia-Freund in London. Zudem ist Palermo nach dem Ausdruck des ausgejagten Lafarina ein „Brutnest des Mazzinismus", und man wird, sobald Viktor Emmanuel seine Dienste gethan hat, mit der ganzen Turiner Clique aufräumen. Was will England mehr? In der That hat es die Allianz mit Cavour eiligst weggeworfen, und die mit Garibaldi durch Rath und That ergriffen; England jubelte dem Garibaldismus zu, wie es 1855 Napoleon III. zugejubelt hat. Aber siehe da! es vergehen ein paar Wochen, und plötzlich wird Russels Sprache äußerst kleinlaut: er zweifelt an der vollständigen Einigung Italiens, Nord- und Süditalien werde schwerlich jemals unter Einer Regierung stehen können; er

wünscht die Selbstständigkeit Siciliens, selbst die Erhaltung constitutioneller Bourbonen in Neapel; freilich müsse es jedem Volk (außer dem Bereich Englands?) freistehen, sich eine Regierung nach seinem Willen zu wählen, also auch dem sicilianischen, neapolitanischen und römischen; aber plötzlich thut England in Turin sehr ängstlich, man dürfe nicht das bereits Gewonnene wieder gefährden, und schließlich empfiehlt es dringend das — napoleonische Conföderations-Projekt, es verläugnet die Thaten und Pläne Garibaldi's und Mazzini's, es verläugnet sich selber und seine Thaten seit Villafranca!

Natürlich, der Imperator hat die orientalische Ruthe auf den Tisch des englischen Hauses gelegt, man muß zum Kreuze kriechen. Die italienischen Freibeuter können den Umsturz über die ganze Halbinsel verbreiten, aber sie können die englischen Interessen im Orient nicht retten, wenn es dem Imperator etwa einfiele, für die Annexion von Sicilien und Neapel in Syrien und Aegypten Entschädigung zu suchen, und den Russen ihren Verlust der neapolitanischen Allianz durch den Besitz von Constantinopel zu vergüten. Die Integrität Englands erstreckt sich über die halbe Welt; die Garibaldi'sche Allianz reicht da nicht aus, auch nicht die Angst der englischen Küsten-Befestigung und Bildung freiwilliger Schützencorps. Ja, es scheint sogar, daß der Imperator sich die definitive Wahl nicht immer bloß durch feiges Nachgeben abkaufen lassen will.

Die merkwürdigste der jüngsten Pariser Broschüren ist ein offenes Sendschreiben an Lord Palmerston über die „Englische Politik", welches die große Alternative so rund und nett hinstellt, daß der Gedanke nothwendig ein napoleonischer seyn muß. Wer wird, heißt es da, Frankreich die orientalische Frage lösen helfen? Wenn nicht England, so wird Frankreich sich mit Rußland verbünden, und das würde England übel bekommen; die Russen in Constantinopel, das sei allerdings nicht wünschenswerth, aber es sei gerade kein Unglück für Frankreich; dagegen sei es der Ruin Englands, der nur um Einen Preis vermieden werden könne, um den Preis der Gerechtigkeit gegen Frankreich. „Die Gerechtigkeit gegen Frankreich, das ist Frankreich am Rhein, aber der Bosporus frei; das Gegentheil ist auch Frankreich an seinen natürlichen Grenzen, aber ist auch zugleich die russische Herrschaft in Constantinopel und das Ende Eures Königthums des Meeres". So lautet der bündige Inhalt der Spannung des Moments; sie wird sicher zum Vortheil Frankreichs ausgehen, wenn Deutschland nicht zuvorkommt und in Italien den Hebel seiner Initiative einsetzt, um die gedrückten Geister Europas em-

vorzuheben. Die Welt würde Wunder sehen, aber wer wagt die That zu hoffen?

Als ein erschütterndes Faktum ist die vielverläugnete Orientfrage wieder auferstanden, und Syrien ist ihr unvermutheter Schauplatz geworden. Wäre der erste Schlag im Einverständniß mit Rußland erfolgt, dann hätte das Feuer längs der Donau und am adriatischen Meere entbrennen und über die Grenzen Oesterreichs bis in's Herz Ungarns eindringen müssen. Aufgeschoben ist nun zwar nicht aufgehoben, aber in Syrien ist England der Nächstbetheiligte. Man sagt, daß Frankreich als Schutzherr der Maroniten deren Erhebung gegen ihre Erbfeinde, die Drusen, selber angestiftet habe; aber es liegt in dem Wesen des Schicksalsmenschen nach Art des Imperators, daß ihnen bis zu einem gewissen Punkt alle Umstände auch ungerufen in die Hände arbeiten müssen. Jedenfalls ist die Gelegenheit begierig ergriffen worden. Frankreich intervenirt mit bedeutender Macht, wozu die übrigen Paciscenten nur ein kleines Cortege abgeben, namentlich England tief in den Schatten tritt. Diese Intervention, selbst die Zustimmung des Sultans vorausgesetzt, ist die thatsächliche Vernichtung des unheiligen Friedens von 1856. Rechtlich fängt also die Frage von Neuem an, und sie wird wohl auch faktisch keine Unterbrechung mehr erleiden, sie wird vielleicht ihre schrecklichste Gestalt in der allgemeinen Conflagration des Islam annehmen, die von Kundigen seit Jahren prophezeit wird; denn der Brand wüthet an dem gefährlichsten Punkte, an der Grenze Arabiens unter der Luftströmung von Mekka. Frankreich ist aber zuerst und fast allein am Platz; England muß in der That wählen und seine Gnade verdienen, wenn nicht unerwartete Hülfe aus Mitteleuropa kommt.

Denn auch Deutschland muß wählen, ob es sich in der fluchwürdigen Verblendung des Nichtsthuns wiederholen will, durch die es in den Jahren 1854 und 55 den Napoleoniden erst zu dem gemacht hat, was er jetzt ist; ob Deutschland überhaupt eine Politik haben soll sowohl im Orient als in Italien, oder nur vaterlandsmörderische Rivalitäten? Darauf muß man aus Teplitz Antwort erwarten, jede andere ist keine!

XIII.

Herzog Georg der Bärtige von Sachsen und die Reformation.

Unter den katholischen Fürsten der Reformationszeit sind wenige, die in Entschiedenheit und Festigkeit bei Vertheidigung der überall bedrohten Kirche dem Haupte der Albertinischen Linie des Hauses Sachsen, Herzog Georg dem Bärtigen gleichkommen, keiner, der ihn übertrifft. Es ist gewiß eine Thatsache von nicht zu unterschätzender Bedeutung für den Geschichtschreiber, daß ein durch seine Weisheit, Sittenreinheit, durch wahrhaft erleuchtete Frömmigkeit, wie auch durch jegliche Regententugend so hervorragender Fürst von Anfang an — sobald nämlich deren wahrer Charakter hervorzutreten begann — mit nie getrübter Klarheit des Geistes die zerstörenden, unheilvollen Wirkungen der von Wittenberg ausgehenden sogenannten Reformation durchschaute, daß er in Folge dessen so entschieden und beharrlich, wie keiner, von ihrem ersten Beginne an dieselbe bekämpfte und unter den schwierigsten, oft beinahe verzweifelten Verhältnissen muthig, zu jedem Opfer bereit, in den letzten Zeiten fast allein stehend unter den Fürsten seiner Umgebung die Fahne der katholischen Kirche im

Norden von Deutschland hoch hielt. Um so mehr scheint
ein solcher Mann jene Würdigung katholischer Seits an[
chen zu können, die er verdient und — fügen wir hinzu
bis jetzt noch nicht nach Gebühr erlangt hat. Die prote[
tische Geschichtschreibung konnte natürlich bis auf den heut
Tag dem Fürsten nicht vollkommen gerecht werden, der
ungeheure Verbrechen begangen, als Luthers Gegner au
treten zu seyn und die seit mehr als einem halben Jahrtau
in seinem Lande bestehende Religion gegen die Versuche
Umsturzes vertheidigt zu haben. Dennoch war's ihr selb[
der finstersten Zeit des Fanatismus niemals möglich, das
denken an die trefflichen Eigenschaften und Regententuge[
des Fürsten gänzlich zu verwischen; ihren neueren Reprä
tanten geben wir gerne zu, daß sie mehr als früher bes[
gewesen sind, hierin der Wahrheit die Ehre zu geben, w
auch bis zu vollkommener Unparteilichkeit in ihrem Urt[
über ihn noch so Manches fehlt.

Wenn wir nun in dem Folgenden mehr die kirch
Seite der Thätigkeit Georg's hervorkehren und die polit
nur in soweit berühren, als dieß zur Kenntniß der Dinge
Personen unumgänglich nothwendig, so leitet uns hiebei [
bloß die nothwendige Rücksicht auf den Umfang einer D
stellung, welche schon von selbst den ganzen reichen Stof
sich aufzunehmen verbietet, sondern auch die Erwägung,
das politische Element dieser Geschichte auch in den gewöh
chen historischen Werken bereits zur Genüge und jeden[
viel mehr als das kirchliche berücksichtigt ist. Wir werden
halb z. B. den Briefwechsel Georg's mit Luther weniger
gänglich behandeln, da er so ziemlich bekannt ist, und
Händel wegen des erdichteten Pack'schen Bündnisses [
übergehen, um so mehr als diese Angelegenheit bereits in
sen Blättern (Band XIV. S. 739 ff.) ihre volle Würdig
gefunden hat.

I.

Herzog Georg, der Bärtige zugenannt, war der Sohn des durch seine Kriegsthaten und seinen Heldenmuth so berühmten Herzog Albrecht des Beherzten. Durch die Theilung mit seinem Bruder Ernst (d. Vertrag vom 26. Aug. 1485) hatte Albrecht (oder Albert) denjenigen Theil des Herzogthums Sachsen erhalten, welcher die Markgrafschaft Meißen (mit der gleichnamigen Stadt, dann auch Dresden und Leipzig) enthält; er wurde der Stifter der Albertinischen Linie des Hauses Sachsen. Herzog Ernst, als der Aeltere von den Brüdern, erhielt nebst dem größeren Theile von Thüringen (worin die Städte Wittenberg, Torgau, Eilenburg, Coburg, Gotha, Altenburg u. s. w. gelegen) die Kurwürde; von ihm nennt sich die ältere oder Ernestinische Linie des Hauses Sachsen, welche heutzutage, in verschiedene Linien getheilt, die sächsischen Herzogthümer beherrscht.

Wenn Herzog Georg nachmals, nicht achtend die mannigfachen Vortheile, welche ihm die Annahme der lutherischen Reformation und der in ihrem Gefolge kommenden Säkularisation bot, sein Auge stets auf die hohen Interessen der allgemeinen Kirche gerichtet hielt, denen er mit Dahingabe auch der schwersten Opfer stets zu dienen bereit war, so ist er mit solcher uneigennützigen Gesinnungs- und Handlungsweise nur in die Fußstapfen seines edlen Vaters getreten, der Kirche widmend, was dieser dem Reiche gewidmet. „Ich wollte — so pflegte der beherzte Albrecht zu sagen — daß alle meine Land und Gut, so ich auf Erden habe, zu Gelde gemacht wären, ich wollte meinem Herrn Kaiser Maximilian solche Dienste thun, daß man davon ein tausend Jahr sollte zu sagen und zu schreiben haben"; auch setzte er wohl noch hinzu: „es wäre besser, daß alle Fürsten zu Sachsen nach Brod gingen, denn ein römischer König". Ein andermal äußert der Herzog: „Ich

meine je das Reich mit den Treuen, da ich wußte, daß ihm mit meinem Tode möchte geholfen werden, so wäre ich ganz unbeschwert, mich zu Furderung des Reiches Wohlfahrt zue hengken lassen" *). Im J. 1500 (12. Sept.) starb Herzog Albrecht. Man kann sagen, daß der Tod ihn zur rechten Zeit hinweggenommen; denn eine solche opferwillige Gesinnung, wie er sie dem heiligen Reiche gegenüber bewiesen, paßte nicht mehr in die Periode der Philippe von Hessen, der Moritze von Sachsen und zu der bald nach dieser kommenden eines Bernhard von Weimar und seiner Gesellen.

Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, wenn man die Schilderung des feierlichen Leichenbegängnisses liest, das dem erlauchten Herzoge im Dome zu Meißen, der Begräbnißstätte seines Hauses, gehalten wurde. „Do das alles zu vorbracht — erzählt der gleichzeitige Berichterstatter — ist gesungen: Medio vitae in morte sumus, und als es drauf kommen: Sancte deus, hat der Marschalkh seinen Stab geworfen, der Canzler das Siegel zerschlagen, so seynd auch 6 Fahnen der 12 Lande gefallen. Als man gesungen hat: Sancte fortis etc. seynd die andern 6 Fahnen gefallen. Als gesungen ist: Et immortalis etc. ist der große Schild von den Grafen, die ihn vormals getragen, umgestürzet, undt die Hauptfahne darauff geworffen, undt der Gottesdienst damit beschlossen worden" **). Es ist als wie eine Ankündigung, daß die bessere Zeit des deutschen Reiches sei zu Ende gegangen! Mit Recht sagt deßhalb Weiße: „Hätte Herzog Albert um einige Zeit früher gelebt, so würde er vielleicht wegen des patriotischen Eifers für Kaiser und Reich, der ihn beseelte, von seinen Zeitgenossen als einer der ersten Männer der Nation geachtet und belohnt worden seyn. Allein schon damals fing man an, jene Eigen-

*) S. Rathalter, de meritis Alberti ducis Saxoniae in Domum Burgundicam bei Mencken t. II. p. 2121, und ebenda auch Spalatin, de liberis Alberti Ducis p. 2126.

**) S. Sammlung verm. Nachrichten zur Sächsischen Geschichte. Th. 11. Num. IV. S. 315.

schaft nach einem anderen Maßstabe zu würdigen, und die kluge Beobachtung von dem Territorial-Interesse als die einzige Regententugend eines Teutschen Fürsten zu betrachten. Aus diesem Gesichtspunkte beurtheilt, konnte Albert nur wenige Lobredner seiner Regierung finden" *).

In der Regierung des Albertinischen Sachsen folgte Herzog Albrecht sein Sohn Georg zwar nicht an kriegerischem Geiste — er war ein Liebhaber des Friedens — aber an hohem Sinn, an Opferwilligkeit für das allgemeine Beste der Kirche, des Reiches, der gesammten Christenheit ihm gleich. Gerne erinnert sich Georg an seinen „gnädigen lieben Herrn Vater und herzliebe Frau Mutter", an die fromme christliche Erziehung, die er von ihnen erhalten, an den christlichen Unterricht, für den sie gesorgt; es ist ihm ein Trost, daß er in ihrem Glauben lebt, er gedenkt auch darin zu sterben. So schreibt er, der mit ungewöhnlicher Gelehrsamkeit ausgerüstete Fürst, in liebenswürdigster Bescheidenheit an den lutherisch gesinnten Dompropst zu Magdeburg, Fürst Georg von Anhalt, der ihn für die lutherische Lehre hatte günstig stimmen wollen: „ich bin auch als ein Leye zu einfaltig, wider solch tieff bedacht meisterlich schrift (des Dompropsten zu Magdeburg) zuerlegen (zu widerlegen); denn ich hab mich der schrifft nicht bevliessen, sondern bin schlechtlich durch meinen genedigen Herrn Vater und meine herzliebe Mutter eines einfeltigen Glaubens unterweist, und von denen, die mir jre Liebden (d. i. seine Eltern) geschickt; wie denn der heilige David sagt, daß Gott unsern Vätern befohlen, daß sie jren kindern, und dieselben forder den jren anzeigen und verkünden sollten... was ich (in Betreff dieses Glaubens) von meinen Eltern, Vorfarern und Lerern erkundet, darauf ich mit Gottes Hülff und Verleihen ruhen und in mein Ende bleiben will" **).

*) S. Weiße, Geschichte der churfächsischen Staaten. Leipzig 1805. III. S. 210. 11.

**) Georg's, Fürsten zu Anhalt, Grafen von Askanien, Thumbropsten

Herzog Georg war schon in frühen Jahren in die Regierungsgeschäfte eingeweiht worden. Als nämlich im J. 1488 sein Vater nach Friesland zog, um den gefangenen König Maximilian zu befreien, ließ er den siebzehnjährigen Prinzen, unter Beiordnung des Kanzlers Pflugk, einiger Räthe und auch des Bischofs von Meißen, als Regenten des Landes zurück. Daß die Stände mit diesem ihrem Statthalter und seiner Regierung nicht unzufrieden gewesen, geht aus ihrer Erklärung auf dem Landtage von 1495 hervor, worin sie gegen Herzog Albrecht äußern, daß sie in seiner Abwesenheit „an seinem Sohne gut genüge hätten" *). Jetzt seit dem 12. September des Jahres 1500 führte er allein die Regierung über das Albertinische Sachsen; mit welcher Gewissenhaftigkeit und Einsicht, mit welch väterlichem Wohlwollen gegen seine Stände und Unterthanen, das erhärten uns Zeugnisse, die nicht sprechender seyn könnten. Das eine gaben ihm diese nämlichen Stände, und zwar unter Umständen, wo ihrem dießfallsigen Ausspruch ein ganz entscheidendes Gewicht zuerkannt werden muß. Die Stände forderten nämlich auf dem Landtage zu Chemnitz (1539) Herzog Georgens Nachfolger, den lutherischen Heinrich, geradezu auf, in die Fußstapfen seines Vorgängers einzutreten: „weil die Lande durch Herzog Georg mit Hülf und Rath der Landstände allzeit in Gehorsam und Gnade des Kaisers und Königs, auch in Wohlfahrt und Frieden unter sich selbst und gegen die Nachbarn gehalten worden, so bäten sie, Herzog Heinrich wolle dießfalls den Fußtapfen seines Bruders folgen, und das Regiment mit Rath der Stände und nicht Anderer, die die Bürde nicht trügen, führen, daß sie bei vorigerWohlfahrt blieben" **). Um die Bedeutung

---

zu Magdeburg und Meissen, Predigten und andere Schriften. Wittenberg 1555. S. 396.

*) Weiße III. 206. A. 3.

**) v. Langenn, Moritz Herzog und Churfürst zu Sachsen. Leipzig

dieses Zeugnisses vollkommen würdigen zu können, muß man wissen, daß eben damals am Hofe des neuen lutherischen Herzogs Heinrich die tiefste Mißstimmung, ja eine wahre Erbitterung gegen den verstorbenen Herzog herrschte, weil dieser in der letzten Zeit damit umgegangen war, denselben Herzog Heinrich, seinen zu Luther abgefallenen Bruder zu enterben, und durch ein besonderes Testament die Albertinischen Lande an König Ferdinand zu bringen. Bloß ein vorzeitiger Tod hatte den Herzog verhindert, jenes Testament zu vollziehen. Darüber war natürlich die Entrüstung unter Heinrich's Anhängern und bei diesem selbst außerordentlich; dennoch ließen sich die Landstände nicht abhalten, in solch ehrender Weise für ihren alten Herzog zu zeugen, ja sie fügten sogar noch hinzu, „es werde des verstorbenen Herzogs oftmals ungütlich, seiner und seiner Freunde geistlichen und weltlichen Standes zu mehren Malen auf den Kanzeln schmählich gedacht, man möge dieß abstellen und die Uebertreter strafen" *). Das bezog sich auf die neuen lutherischen Prädikanten, mit denen jetzt das Land plötzlich überschwemmt war, aber man glaubte nicht, daß es etwa confessionelle Antipathien gegen die letzteren gewesen seien, welche die Landstände bei dieser ihrer Beschwerde leiteten. Denn auch sie waren im Wesentlichen mit den neuen von dem lutherischen Herzog Heinrich bezüglich der Religions-Aenderung ergriffenen Maßregeln einverstanden. Das Gesagte bestätigt noch der hierin gewiß ebenso unverdächtige Spalatin, Luthers Freund, indem er Herzog Georgen das Zeugniß

1841. II. 25. In dem Bedeuten der Stände liegt eine Anspielung auf die neuen schlechten Räthe Heinrichs, der seines Bruders Georg Beamte und Diener bei seinem Regierungsantritte alsbald entlassen hatte. Unter diesen neuen, nach der Ansicht der Stände, verderblichen Räthen, war der oberste, Anton von Schönberg, einst von Georg seines Lutherthums wegen aus dem Herzogthume vertrieben.

*) v. Langenn II. 26. 104.

gibt, daß er durch seine Güte und freundliches Wesen gegen seine Unterthanen sich viele Liebe und allgemeine Popularität erworben habe*).

An bestimmten Tagen saß der Herzog unter dem Schloß-Thore — wo man jetzt noch (wenigstens zu Hasche's Zeit im J. 1817) die Fenster des für ihn bestimmten Gemaches zeigt — um in Person die Bittschriften seiner Unterthanen entgegen zu nehmen, ihre Beschwerden anzuhören und selbst auch zwischen den streitenden Parteien zu schlichten**). In den Regierungsgeschäften war er unermüdlich. Von seinem Fleiße zeugt eine Menge eigenhändig geschriebener und verfaßter Gutachten, Bedenken und Aeußerungen, welche sich jetzt noch im Archive zu Dresden vorfinden***). Fleißig nahm er von Allem Kenntniß, was bei der Regierung verhandelt wurde; er befahl, daß, wofern er nicht selber den Berathungen anwohne, die Sachen ihm kürzlich (summarie) vorgetragen, überhaupt aber in ein Buch verzeichnet werden sollten. In seiner 1508 erlassenen Hofordnung regelt er genau den Amtskreis, die Befugnisse und Verrichtungen nicht bloß der Hofbediensteten, sondern auch der zum Regiment verordneten Personen. Für die Kanzlei sind in dieser Hofordnung besondere Vorschriften gegeben, welche die Amtsthätigkeit der dabei Angestellten, die Zahl der täglichen Arbeitsstunden, die Behandlungsweise der einlaufenden Gegenstände festsetzten. Es läßt sich daraus entnehmen, daß damals in Dresden eine collegialische Berathung der Regierungsgeschäfte angebahnt wurde; denn der Herzog verordnete, daß Kanzler und Räthe in den Sachen miteinander handeln, und der erstere die wichtigeren Dinge, „ehe denn sie ausgingen, in den Rath bringen solle" †). Als ein Mann

*) Spalatin l. c. p. 2118.

**) Hasche, diplomat. Geschichte Dresdens. Dresd. 1817. II. 105. 190.

***) Hasche a. a. O. II. 191.

†) v. Langenn II. 32.

von geordnetem Haushalte und musterhafter Sparsamkeit war der Herzog ohnedem bekannt; er konnte sich seinem hierin ganz anders gearteten Bruder Heinrich gegenüber auch kecklich hierauf berufen. Er verwies es diesem, daß er seinen Haushalt so in Unordnung gerathen lasse, daß dessen Gemahlin zu viel Aufwand mache, „welches sein Weib (setzte er mit großer Befriedigung bei) als eine eingezogene Fürstin nicht thäte".

Daß Georg in einem Punkte — wo es nämlich galt, den offenen Abfall von der Kirche zu ahnden — oft mit strengen und harten Maßregeln verfuhr, ist nicht zu läugnen. Aber es entstammte dieses Verfahren keineswegs einer angebornen Neigung, die ihn vielmehr den entgegengesetzten Weg wies, sondern einem ernsten Grundsatze, dem tiefen Gefühle der Pflicht, die Religion der Väter, den Glauben der allgemeinen Kirche den Versuchen einiger Neuerer gegenüber in seinem Lande aufrecht zu erhalten. Diejenigen, welche hier von Grausamkeit sprechen — Georg's härteste Maßregel ging aber nur bis zur Landesverweisung — bedenken wie gewöhnlich nicht, daß protestantische Reichsfürsten mit ungleich zweifelhafterem Rechte gegen ihre katholischen Unterthanen oder gegen solche, welche von ihrer obrigkeitlich etablirten Religion abwichen, ebenso harte Maßregeln gebrauchten. Gleich Georg's Nachfolger, der lutherische Heinrich, ließ zu Dresden einen Widertäufer verbrennen *), und unter Kurfürst Moriz wurden mehrere Katholiken, weil sie auswärts unter einer Gestalt communicirt hatten, des Landes verwiesen **). Diese aber

*) Hasche II. 221.

**) „Im J. 1543 IVto post Quasimodog. wurde einer Frau (aus Dresden), welche in Camenz katholisch communicirt, deßgleichen den vier Nonnen', wenn sie nicht der christlichen Religion sich vergleichen, anbefohlen, binnen acht Tagen Stadt und Land unsers gnädigen Herrn zu meiden. A. 1544 wurde der Cunna Polzschin oder Tauben-Voigtin gleiches auferlegt, wenn sie auf ihrer alten

hatten doch keine Neuerung aufgebracht, sie konnten vielmehr einen mehr als halbtausendjährigen, auf jede denkbare Weise verbrieften Rechtsstand für sich aufweisen. Wenn nun auch, wie gesagt, Herzog Georg hier glaubte, die Strenge walten lassen zu müssen, so zeigt er doch in manchen Fällen eine merkwürdige Mäßigung, eine Folge seiner angebornen Gutmüthigkeit. So z. B. in dem Streite mit Luthern, der ihn in unerhörter Weise angegriffen, und als er im J. 1524 die lutherischen Bibeln in seinem Lande confisciren ließ, befahl er, daß jedem Besitzer einer solchen die Auslagen für jedes eingelieferte Exemplar aus der landesfürstlichen Kasse rückvergütet werden sollten! Wo mag sich die Gegenpartei einer gleichen Mäßigung und Billigkeit rühmen?

Ruhe, Besonnenheit, Festigkeit bezeichnen hauptsächlich das Wesen dieses Fürsten. Menschliche Schwäche oder Uebereilung, wo sie nicht höhere Rücksichten gefährdete, fand stets an ihm einen milden Beurtheiler. Georg von Carlowitz, einer seiner Räthe, hatte einst von Friesland aus in einem Schreiben sich etwas heftig gegen den Herzog geäußert. Dieser erwidert ihm: „Nachdem du dich etlicher geschwinder Worte gebraucht, als sollte man dasjenige, so man dir zugesagt und zugeschrieben, nicht gehalten haben, achten wir dafür, daß solches, nachdem du jetzt eine Zeit in Beschwerung (wegen der feindlich gesinnten Friesen) gewesen, aus hitzigem Gemüthe von dir geschehen sei" *). Begütigend gibt er dem Rathe neue Versicherungen seines Wohlwollens und seiner Geneigtheit.

---

papistischen Meinung bleiben würde". S. Hasche II. 282. A. 1. Hasche, der sich über die Vertreibung der Protestanten entsetzt, macht über solche Behandlung der Katholiken keine Bemerkung. Natürlich — es waren ja Papisten!

*) v. Langenn, Christoph von Carlowitz. Eine Darstellung aus dem 16ten Jahrhundert. Leipzig 1854. S. 32. 33.

Die Sache der Religion galt dem Herzoge unter allen Angelegenheiten, die den Menschen und Fürsten beschäftigen müssen, als die höchste. Der Kirche zu gehorsamen, rechnet er sich zur größten Ehre: „davon, schreibt er, wird mich kein fleischlich geweihter Priester oder unkeuscher Mönch reden. Was aber eine gemeine samblung der Christen beschleust mit dem hl. Geiste, da will ich nicht abstehen" *). Von seiner Anhänglichkeit an die Kirche vermag ihn keine Aussicht auf zeitliche Vortheile abzubringen; wie sehr auch die Einziehung der geistlichen Güter seinen Finanzen zu Statten käme, er will sie nicht gegen den Willen der Kirche. „Wem die geistlichen Güter wohl bekommen itzt zur Zeit — schreibt er an den Fürsten zu Anhalt — der hab's ihm, ich will ihrer nicht; wär's aber durch ein frei Concilium beschlossen, daß man sie nehmen sollt, so will ich mich nicht säumen, ich will mich sein auch wohl bessern" **). Wie ferne er jedoch in der That einem solchen Wunsche nach einer etwaigen Concession der Kirche steht, bezeugt er durch die Thatsache, daß er selbst aus eigenen Mitteln jederzeit das Gut der Kirche gemehrt hat. Auf Königstein stiftet er selbst ein Kloster der Cölestiner. Im J. 1513 legirt er auf ewige Zeiten ein Capital von 2000 Gulden, damit im Dome zu Meißen die drei letzten Tage der Charwoche feierlicher begangen würden***). Für Leipzig macht er ebenfalls eine Stiftung mit 2000 Gulden zu dem Zwecke, daß am Gründonnerstag, Charfreitag und an Ostern auf öffentlichem Markte ein geistliches Schauspiel vom Leiden und Sterben Christi, sowie von der Auferstehung aufgeführt würde.

---

*) S. den Brief in Fürst Georg's von Anhalt Predigten und Schriften. S. 396.

**) A. a. O. S. 397. 2.

***) Calles, series Misnensium episcoporum p. 334. Hasche II. 147. Hasse, Abriß der meißnisch-albertinisch-sächsischen Kirchengeschichte. Leipzig 1846. I. 97.

Jeder Kenner der Kirchen- und Kunstgeschichte weiß, daß in den mittleren Zeiten die geistlichen Schauspiele in der Hand der Kirche ein nicht zu verachtendes Mittel waren zum Unterrichte des Volkes, um es zu erbauen, zu rühren, zu erheben. Daß auch der so hochgebildete, mit dem wissenschaftlichen Fortschritte seiner Zeit wohlvertraute Fürst sie schätzte und pflegte, ist gewiß nicht der geringste Beweis für die Vortrefflichkeit dieses Instituts.

Ein von Herzen frommer, sittenreiner Fürst, ein Liebhaber alles Gottesdienstes, hielt Georg strenge auf die Beobachtung der heiligen Zeiten und Feste, nicht bloß äußerlich nach dem Gesetze, sondern innerlich nach dem Geiste der Kirche. Mit bitterer Ironie äußert er in seinem Schreiben an den Fürsten Georg von Anhalt, seines Bedünkens seien diese Fastenzeit hindurch zu Zerbst, wo unterdessen das Lutherthum eingekehrt war, mehr Kälber als Lächse gegessen worden. Indessen entgeht es ihm nicht, daß das Aeußere nicht der höchste Gesichtspunkt ist, nach dem sich der wahre Christ zu richten hat. Er entschuldigt sich deßhalb einmal gegen den nämlichen Fürsten, daß er für jetzt dessen Schreiben nicht eingänglich beantworten könne, „dieweil itzt die Zeit von der Kirchen geordnet, sich mit dem Leiden unsers Herrn und unsrer Erlösung zu bekümmern (Freitag nach Judica 1538)" *). Zu Leipzig sah man noch am Palmsonntage 1537 den greisen Fürsten mit unbedecktem Haupte, den Nuntius des Papstes an der Hand, einem geistlichen Schauspiele beiwohnen. Zu seinem Gebrauche beim Gottesdienste hatte er ein Lieblingsgebetbuch, von wem verfaßt, wissen wir nicht zu sagen. Nach seinem Tode soll es noch als „Herzog Georgens Betbüchlein" (zu Dilingen?) neu aufgelegt worden seyn. Wie hoch der Herzog gute Prediger hielt, werden wir noch bei besonderer Gelegen-

---

*) Fürst Georg von Anhalt Predigten und Schriften S. 395. 2.

heit erfahren. Er unterhält sich über ihre Predigten auch bei der Tafel mit seinen Hofleuten. In der Kirche hat er ein fleißiges Aufmerken auch auf die seiner Obhut Anvertrauten. Er gewahrt es mit Schmerz, als ein Kennzeichen beginnender Ketzerei, wo er an Einem von ihnen einen Abfall von der früheren Ehrerbietung gegen das heilige Geheimniß gewahrt. „Do ich meinen Ohmen, Fürst Joachim (zu Anhalt) bey mir zu Leipzig gehabt, da hab ich nicht anders vermerken können, denn daß S. Liebden voll Lutherischer Lehren gesteckt, und sonderlich dem Ungehorsam, so man wider den Brauch der christlichen Kirchen und Beschluß des heiligen Conciliums zu Costnitz mit Meinung des hochwirdig Sacraments unter beiden gestalten (gefaßt), fast zufellig gewest, welch's er wahrlich bey mir nicht gelernt; so ist ihm das Amt der Messe auch viel anders zu Muth gegangen, als ich vorhin bei ihm vermerkt" *).

Am meisten zuwider ist dem Fürsten an den Abgefallenen der Bruch der Priester- und Mönchs-Gelübde. Er sieht das als einen Bruch geschworner Treue an, es kann von solchen nichts Gutes kommen. Von denen, meint er, welche das feierlich vor Gott und der Kirche gegebene Wort gebrochen, lasse sich vielmehr nur Schlimmes erwarten. Auch an ihn, den Herzog, hat sich einmal ein solcher gewagt, ihn zu bekehren, „aber der Allmächtige hat mich vor seiner und aller abtrünnigen Priester und ausgelauffenen München Lehr behüt, will sein göttlich Allmechtigkeit bitten, er woll mich fürder bewahren nach seinem göttlichen Willen" **). Wie sehr schmerzt es

*) A. a. O. S. 328b. Auf einer Münze vom J. 1531 legt sich Georg den Titel eines katholischen Fürsten bei, auf einer andern vom Jahre 1532 nennt er sich „des alten Glaubens beständigsten Beschirmer und der Kirche gehorsamsten Sohn". Tentzel, Saxon. numism. lineae Albert. p. 32.

**) A. a. O. S. 327.

nicht den edlen, frommen Fürsten, daß auch in seinem Lande so Manche in Mönchs- und Frauenklöstern den Verlockungen des Mönches von Wittenberg erlegen sind! „Du hast — schreibt er in seinem bekannten Briefe an Luther — zu Wittenberg ein Asylum angericht, daß alle die Mönche und Nonnen, so uns unser Kirchen und Klöster berauben, mitnehmen und stehlen, die haben bei dir Zuflucht, Aufenthalt, als wäre Wittenberg, höflich zu nennen, ein Ganerben-Haus aller Abtrünnigen unsers Landes. Wir tragen auch keinen Zweifel, unser heiliger Vater der Papst habe nie keinen Ablaß gegeben, den du höher achtest als den, so deine Wittenberger verdienen mit der Raubung der Kloster-Jungfrauen, so dir aus unsern Klöstern zubracht sind. In was Jammer und verdammlich Elend du sie bracht, und wie sie gehalten werden und wozu, ist am Tage. Daß uns auch solchs zu Gnaden gegen dich bewegt, ist nicht. Denn so dem mindesten Bauren seine Kühe entwendet aus unsern Landen, wir hätten deß Mißfallen: viel weniger, so wir ein Diener Christi seyn, könnten wir leiden, daß ihm seine eigene Heerde soll mit Leib und Seel entwandt werden" *).

Man würde indeß sehr irren, wollte man sich in Georg etwa ein willenloses Werkzeug der Geistlichkeit, einen unselbstständigen, wie man zu sagen pflegt, den hierarchischen Interessen blind ergebenen Fürsten vorstellen. Davon war vielleicht Niemand weiter entfernt, als er. Sein heller Blick bewahrte ihn von Anfang an vor jeglicher Connivenz mit kirchlichen Mißbräuchen, aber gerade er bewahrte ihn auch nachmals vor jeder Verlockung durch die Männer des kirchlichen Umsturzes, durch Luther und seine Anhänger. Den Bischöfen von Meißen, Merseburg und Naumburg-Zeitz bestritt er energisch die von denselben in Anspruch genommene Reichsunmittelbarkeit; ja zu ihrem großen Verdrusse schritt er, obschon das Recht nicht

*) Luthers Werke, Walch A. XIX. 614.

zweifellos auf seiner Seite lag, faktisch dagegen ein*). Ueber die mit Verkündigung des Ablasses in jener Zeit getriebenen Mißbräuche hören wir ihn schon frühe seine Unzufriedenheit äußern. Schon im J. 1488, noch als Statthalter, erklärte er, einem gewissen Ablaßprediger nur deßhalb den Eintritt in seine Lande gestatten zu wollen, „damit nicht die Leute in der übrigen Fürsten Gebiet laufen und mehr Geldes aus dem Lande bringen, auch mit Zehrung andre Städte bessern, ihre eigne Nahrung aber versäumen möchten" **). Ja zur Zeit, als Luther auftrat, finden wir seinen Argwohn gegen die eigennützigen Absichten, die seiner Meinung nach zur Zeit der Ablaß-Verkündigung zu Grunde lägen, auf's Höchste gesteigert. Er wünscht deßhalb, daß die Disputation zu Leipzig zwischen Carlstadt und Eck zu Stande käme. Ihn entrüstet es, daß seine Leipziger Theologen die Disputation hintertreiben wollen; sie hätten es wohl nicht gerne, daß die Wahrheit in dem Ablaß-Streite zu Tag käme, damit sie „die armen Laien führen und leiten nach ihrem Gefallen, damit sy das gelt krigen und wir den beutel bhielten" ***).

Ist es auch ein ungegründeter Argwohn, den hier der Herzog in sehr bitterer Weise ausspricht, so beweist doch die Thatsache, daß von einer parteiischen Voreingenommenheit für hierarchische Gelüste und Bestrebungen bei ihm jedenfalls keine Rede seyn kann. Im Gegentheile, es ist bei ihm ein stehender Satz, den er in den Zeiten seiner größten Erbitterung gegen den lutherischen Umsturz immer und immer wiederholt: „daß Mißbreuch sein in der Kirchen, wie alleweg gewest, leugnet Niemand. Es ist aber darumb der geistlich stand und zuvor das Bapstum, das Gott St. Peter und seinen nachko-

*) Calles p. 330. Hasche II. 266. A. 2.

**) v. Langenn, Herzog Moriz II. 88.

***) S. bei Seidemann, die Leipziger Disputation. Dresden und Lpzg. 1843. S. 123. vgl. 120.

men befohlen, nicht zu lassen, sondern ob das Schiflein (auch) schwanckt, so wird es doch nicht untergehen" *).

Uns will oft bedünken, als wären die Männer, die sich immer ein offenes Auge für kirchliche Dinge, darum auch für kirchliche Mißstände bewahrt, viel besser gefeit gewesen gegen die Verlockungen des Abfalls, als diejenigen, die vor Luthers Auftreten indifferent oder auch arglos dahin lebten. Die Pirkheimer, die Wimpheling, die Cochläus, Faber, Scheurl, Beatus Rhenanus, Luscinius, Gebweiler u. s. w. sprachen und schrieben schon sehr freimüthig und offen über Verderbnisse in der Kirche zu einer Zeit, da ein Kurfürst Friedrich der Weise, Luthers Beschützer, annoch Reliquien sammelte für seine Schloßkirche in Wittenberg, wo ein Landgraf Philipp von Hessen noch gar keine Unzufriedenheit verrieth mit kirchlichen Zuständen, wo ein Oekolampad erst noch den Gedanken faßte, in ein Kloster zu treten u. s. w. Von jenen Männern aber weiß man, daß sie nur anfänglich Luthern zujubelten, nachmals aber, als sein Plan einer Trennung von der Kirche zu Tage trat, entschieden zur katholischen Kirche zurück sich wendeten. Natürlich solche Männer, die sich ihrer Stellung, ihrer Aufgabe, ihres Zieles wohl bewußt waren, andererseits aber auch von jedem eigennützigen Interesse sich ferne hielten, eigneten sich viel weniger dazu, die willenlose Geleitschaft eines eigenmächtigen Neuerers abzugeben, als Männer die, noch bevor sie sich eine selbstständige Ansicht über die kirchlichen Zustände ihrer Gegenwart gebildet, unvorbereitet von der gewaltigen Zeitbewegung erfaßt und mit fortgerissen wurden. Zu diesen Arglosen wollen wir freilich hier diejenigen nicht rechnen, die erst zur Reformation übertraten, sobald sie ihr Interesse dabei ersahen.

Wir haben noch der gesegneten Wirksamkeit Georg's für

---

*) Fürst Georg's v. Anhalt Predigten rc. S. 397.

das Aufblühen der Wissenschaften in seinem Lande zu gedenken. Der Herzog hatte in seiner Jugend selbst eine sehr sorgfältige gelehrte Bildung erhalten, denn er soll ursprünglich von seinem Vater zum geistlichen Stande bestimmt gewesen seyn. Von seiner Kenntniß der lateinischen Sprache zeugen seine Briefe an Erasmus, mit welchem ihn zuerst sein reges Interesse für das Gedeihen der Wissenschaft, nachmals die gemeinsame Betheiligung am Kampfe gegen Luther in literarischen Verkehr brachte. Auch mit dem berühmten Cardinal Sadolet stand er im Briefwechsel. Nichts desto weniger pflegte Georg auch sowohl für sich selbst wie in geschäftlichen Beziehungen die deutsche Sprache. Er schrieb darin mit einer für seine Zeit anerkennenswerthen Reinheit; und den bischöflichen Official von Meißen forderte er auf, die Prozesse in deutscher Sprache zu führen, weil die meisten Leute, mit denen er zu verhandeln hätte, nur dieser mächtig wären*).

Sowie der Herzog für sich selbst wissenschaftliche Bildung schätzte, so suchte er sie auch seinen Landeskindern zugänglich zu machen. Seiner Universität zu Leipzig ward deßhalb von ihm unausgesetzte Sorgfalt zugewandt**). Angesehene Gelehrte wurden an die Hochschule berufen, um die humanistischen Wissenschaften, namentlich auch das Griechische zu lehren; so namentlich Peter Mosellan (eigentlich P. Schade aus Trier),

*) Hasche II. 163. 180. A. 4.

**) Man hat über diesen Punkt eine eigene Abhandlung von „Joh. Gottl. Böhme, de Georgio Saxoniae duce, literarum patre, academiae Lipsiensis altero conditore“, in desselben Verfassers opusc. academ. de Litteratura Lipsiens. Lips. 1779. p. 33 ff. Erasmus urtheilt über Georg's Verdienste um die Hochschule Leipzig: tuis nimirum auspiciis tuaque Lipsiensis academia, jam olim celebris, nunc potioris literaturae ac linguarum acces sione sic est ornata, ut vix ulli ceterarum cedat. S. Erasmi epp. ed. Clerici. p. 567.

Ceratinus, Richard Crocus (Croke, ein Englän
Georg besoldete sie aus eigenen Mitteln (principis munifi
tia, berichtet Mosellan an Erasmus). Als der vorgen
Gelehrte starb, legte Georg seine ungeheuchelte Trauer
solchen Verlust an den Tag. „Mosellan", schrieb er an E
mus, „hat seine Tage beschlossen, leider vor der Zeit. D
dieser Mann war die höchste Zierde der Hochschule von L
zig. Ach hätte es Gott so gefügt, daß ihm noch länger
gönnt gewesen wäre, meiner Freigebigkeit zu genießen! D
nun aber Gott gefallen, anders zu verfügen, so müssen
mit Ergebung diesen Todesfall tragen und dafür sorgen,
wir einen andern an seine Stelle erhalten, der meine H
schule durch den Vortrag der griechischen Sprache und der
nen Wissenschaften ziere, den Angehörigen unsers Landes
zu allen Tugenden und zur Erfüllung ihrer Obliegenh
Anleitung gebe. Kennest du einen solchen, der jedoch von
licher Verbindung mit der lutherischen Partei gänzlich frei
muß, so sende ihn mir, mir wird es ein großer Gefallen
und ihn gewißlich nicht reuen". Von andern bekannten Hu
nisten, die unter Georg zeitweise in Leipzig gelehrt hatten,
noch Celtes und Aesticampianus zu nennen. Auch
lanchthon hatte man, bevor er nach Wittenberg ging, in L
zig festzuhalten gesucht, jedoch ohne Erfolg. Daß übri
auch die hebräische Sprache an der Universität gelehrt wu
erfahren wir aus einem Schreiben des Senates an He
Georg vom J. 1535 (15. Juli), wo sich ersterer beklagt,
auch E. F. Gnaden fremde und sehr gelerte Lectores Hel
scher, Greckischer und Lateinischer Sprach mit fast stattl
vorsehung allher verordneten, daß dennoch etlich Burger
derliche Lectores und Zuchtmeister von Wittenberg für
Kinder zu bestellen sich unterstunden" *). Unter den Mit

*) Seidemann, die Leipziger Disputation S. 158.

an der juristischen Fakultät daselbst begegnen uns tüchtige Männer, wie z. B. Simon Pistoris und Dr. Georg Breitenbach, an der medizinischen Dr. Heinrich Stromer, der Erfinder jenes berühmten Gegen-Mittels gegen die Venerie, welches Ulrich von Hutten zuerst in Anwendung gebracht. Blicken wir endlich auf den Hof Herzog Georgens, so bezeugen uns Namen wie z. B. diejenigen eines Emser, Cochläus, zuletzt Witzel, dann der herzoglichen Räthe Cäsar Pflug, Georg von Carlowitz, des nachmaligen Kanzlers Pistoris, später des classisch und theologisch gebildeten Julius von Pflug und des Christoph von Carlowitz sattsam, daß auch in der nächsten Nähe des Fürsten die Wissenschaft hochgeschätzt und gesucht war. Beinahe alle die Genannten standen im Briefwechsel mit Erasmus, und es galt bei Georg als eine besondere Empfehlung, wenn einer von den seinigen der Freundschaft des berühmten Gelehrten sich rühmen konnte.

Es würde ein bedeutungsvoller Zug in dem Bilde des Fürsten fehlen, wenn wir hier nicht auch seiner Anhänglichkeit an Kaiser und Reich gedächten. Als getreuer Anhänger seines Kaisers war Georg jedermänniglich bekannt. „Gnädiger Fürst und Herr", schrieb im J. 1529 der berühmte Rechtsgelehrte Scheurl von Nürnberg aus an ihn, „ich verhoff, E. Fürstl. Gnaden seien nichts weniger gut kayserisch, dann sie allemal gewesen, zeig darauf denselben an, daß es umb K. Majestät wohl steht" u. s. w.*). Durch sein Festhalten am katholischen Glauben wurde dem Herzoge natürlich auch jenes Haus theurer und ehrwürdiger, welches damals und seit so langer Zeit schon den deutschen Kaiserthron inne hatte. Darum konnte auch der Cardinal von Trient an ihn schreiben: „K. Majestät weiß, daß E. L. ein gueter Oesterreicher sind". Na-

*) Seidemann, Erläuterungen zur Reformations-Geschichte. Dresden 1844. S. 147.

XIV

Studien und Skizzen

Dritter Artikel: der Geist der russi
und Geschwornengerichte; der
keitsvereine; die russische Finanz
die Armee=Reduktion.

Die Universitäten sind der
Lebens; es ist niemals eine poli
welcher nicht der Student um etli
Der Grund dieser Erscheinung li
fälligen Einwirkung einzelner Pr
nem natürlichen Verhältniß. Die

Als Czar Nikolaus starb, waren die russischen Universitäten nichts anderes als gelehrte Kasernen. Ihre ganze Verfassung war auf militärischem Fuß eingerichtet; auch standen in der Regel nicht einmal Civilbeamten als Curatoren oder Rektoren an der Spitze derselben, sondern ausgediente Generale, welche dann nicht etwa bloß die Disciplin zu handhaben, sondern auch die Wissenschaft zu reguliren hatten. Sie prüften die Conspekte der Vorlesungen, sie forderten die Hefte der Professoren wie der Studenten zur Censur ein, sie vigilirten auch persönlich in den Lehrstunden; die Philosophie durfte überall nur von Popen vorgetragen werden, deren Vorlese-Hefte erst von der heiligen Synode genehmigt seyn mußten; die Professoren konnten weder Lehr- noch andere Bücher kommen lassen, welche nicht die vorgeschriebene Censur passirt hatten, wozu es oft ein halb Jahr und längere Zeit bedurfte*). Alle Studenten waren militärisch uniformirt, und sie mußten jedem Officier die soldatischen Honneurs machen. Es war unter dem vorigen Czar gefährlich, mit ordonnanzwidrigem Beinkleid oder schlechtgeknöpftem Rock auf der Straße betreten zu werden. Der Besuch auswärtiger Universitäten war strenge verboten; an den inländischen selbst war die Zahl der Studirenden gesetzlich fixirt und konnte nicht überschritten werden. So durfte Moskau ihrer nicht mehr als dreihundert aufnehmen. Ueberdieß mußten alle diese Studenten Söhne vom Adel seyn; bürgerliche Schüler oder gar Bauernsöhne durften an den Gymnasien nicht über die Quarta hinaus studiren.

Aber trotz des engherzigen Kasten- und Kasernensystems ging schon damals sorgenvolle Klage über den schlechten Geist an allen russischen Universitäten und Schulen, auch die Kadettenhäuser nicht ausgenommen. Bei jedem Anlaß verriethen die jungen Leute Gesinnungen der allerdestruktivsten Art, und

*) S. Genaueres Histor.-polit. Blätter Bd. 33. S. 614.

insbesondere war der meuchlerische Geheimbund von 1825 ihre heiligste Tradition. „Es ist ein Miasma", sagte Baron Harthausen. Der Schrecken, welcher unter Czar Nikolaus die ganze Gesellschaft lähmte, hielt auch die Studenten noch zurück; kaum aber war Alexander II. mit dem Ruf des „Freiheitsliebenden" auf den Thron gestiegen, so brach die Unruhe schrittweise an allen Universitäten ohne Ausnahme hervor. Moskau eröffnete den Reigen; daß hier der Selbstherrscher persönlich in's Mittel trat und der Polizei den Studenten gegenüber unrecht gab, war nicht geeignet, die Autorität zu erhöhen und das Feuer zu löschen. Als der Czar bald darauf bei einer Durchreise die Universitätsstadt Charkow berührte, da mußte er mit Schmerz und Schrecken bemerken, daß die Studenten, allem Anscheine nach absichtlich, beim Begegnen auf der Straße ihn nicht grüßten. Das war kaum drei Jahre nach dem Tode des Mannes, vor dem ganz Rußland wie der Sklave im Staube kroch.

Indeß hatte Alexander II. dem Schulwesen wirklich schon seine liebevollste Fürsorge zugewendet, indem er nicht nur viele neuen Schulen gründete, sondern auch den Universitäten manche alte Fessel abnahm. Der Besuch ausländischer Hochschulen wurde erlaubt, die fixirte Zahl auf den inländischen abgeschafft und der Zugang zu den höheren Studien Jedermann, auch Bürgers- und Bauernsöhnen, gestattet, so daß z. B. die Studentenzahl in Moskau rasch von 300 auf mehr als 1000 stieg. Eine andere Neuerung aber mußte erst erzwungen werden: die im Februar 1860 endlich erfolgte Erlaubniß, daß die Studenten außerhalb der Schulgebäude auch ohne Uniform erscheinen dürften. An mehreren Universitäten hatte es deßhalb Scandal gegeben, insbesondere war zu Odessa der Curator ausgezischt worden, weil er strenge auf die zugeknöpfte und reglementmäßig getragene Uniform sah, und selbst an den Gymnasien empörten sich die Schüler gegen ihre Pflicht, vor Officieren beim Begegnen Front zu machen.

Die Studenten-Uniform hatte ursprünglich den Zweck, eine vollkommene Gleichheit vor dem Katheder herzustellen, so daß der Reichere äußerlich gegen den Aermeren nicht hervortreten könne. Unter Czar Nikolaus aber zählte sie mit zu den Symbolen der Militärherrschaft über alles bürgerliche Leben. Diese Suprematie hat noch im Herbst 1858 einen sprechenden Ausdruck in jenem Erlaß des Domainen-Ministers Murawieff gefunden, welcher strafwürdige Handlungen der Forstofficiere mit Versetzung auf eine gleiche Rangstufe des Civildienstes bedroht. Daher war auch die studentische Empörung gegen die Uniform allerdings „nur eines von den vielen andern Symptomen, die auf einen durchgreifenden Umschwung in den bisherigen gesellschaftlichen Verhältnissen hindeuten" *). Sie war nicht nur eine Erhebung gegen die strenge Disciplin überhaupt, sondern insbesondere gegen das soldatische Element. Die blutige Schlägerei in Dorpat zwischen Studenten und Militärpersonen hatte stattgefunden, als die Regierung bezüglich der academischen Uniform bereits nachgegeben hatte. An andern Universitäten war die Auflehnung der Studenten schon früher gegen den militärischen Charakter ihrer Curatoren gerichtet. Unter Nikolaus hatten überall Officiere die höchsten Civilstellen bekleidet; Alexander II. ersetzte diese soldatischen Generalgouverneure entweder durch bürgerliche, oder er stellte ihnen Civilgouverneure an die Seite; warum sollten die Generale eben nur auf die academischen Rektorate ein Monopol haben? Zudem verhielt es sich hier ebenso wie bei der Censur; ein solcher Curator durfte entweder niemals Unrecht haben, oder das ganze Institut war um seine Autorität gebracht. Sobald der Curator-General von Moskau einmal zur Verantwortung gezogen war, fühlte sich das Publikum über „Epaulette und Degen" erhaben, und die Studenten gaben dieser Ueberzeugung unverholenen Ausdruck. „Die vielbespro-

*) Kreuzzeitung 1858, Num. 234, Beilage.

chenen Studenten-Crawalle in Moskau, Kasan, Wilna rc., die Revolten der Zöglinge anderer Bildungsanstalten hatten sämmtlich ihren tiefern Grund in der erwachenden Reaktion des Civils gegen die militärische Kaste" *).

Was das in Rußland sagen will, liegt auf der Hand. Die Studenten verfehlten auch nicht den Commentar dazu zu liefern, und zwar abermals zuerst in Moskau. Es gibt dort sehr liberale Professoren wie überall, und man streitet sich auch in Rußland nur darüber, ob diese Professoren den Studenten nachlaufen, oder umgekehrt die Studenten den Professoren. Jedenfalls lehren die letztern den Vollbegriff der liberalen „Freiheit", welche indeß nur für ihre Principien gilt, und ihren „lichtlöschenden" Collegen natürlich nicht zu statten kommen darf. So begegnete es denn einem dieser Reaktionäre, daß ihn ein Student mitten im Vortrag unterbrach und ihm sagte: es wäre sehr zu wünschen, daß er (der Professor) sich von seinem Lehramt zurückzöge, da seine Ansichten nicht mehr auf der Höhe der Zeit stünden. Als darauf der freimüthige Jüngling zur Strafe gezogen werden sollte, traten alle andern Studenten für ihn ein. Großes Aufsehen; der Unterrichtsminister beschloß persönlich nach Moskau zu gehen. Nun ist zwar Hr. Kowalewski, wie gesagt, ein sehr liberaler Name, er soll sich auch insbesondere für „möglichst freie Bewegung der Studenten" ausgesprochen haben; seine Freunde aber besorgten gleich, er dürfte in Moskau Fiasko machen und als selber nicht auf der Höhe der Zeit stehend befunden werden. So war es auch. Der Minister verfuhr zwar sehr milde, um aber offenen Feindseligkeiten zwischen Studenten und Professoren für die Zukunft zuvorzukommen, erließ er eine Verordnung, wornach den Studenten jeder Ausdruck des Beifalls oder des Mißfallens gegenüber den Professoren ver-

*) Rußland unter Alexander II. Nikolajewitsch. Leipzig 1860. S. 277.

boten seyn sollte. Dieß führte an der Universität Kasan sofort zu einer förmlichen Katastrophe. Der gefeierte Professor Bulitsch daselbst wurde am Ende einer Vorlesung von den Studenten applaudirt. Der neue Curator, welchen Fürst Dolgorukow als einen höchst unbedeutenden, zur rückläufigen Partei zählenden, bei der Camarilla hoch angeschriebenen, gegen die Professoren aber jeder Grobheit beflissenen Menschen schildert, nahm den Vorfall als ein strafwürdiges Verbrechen gegen die allerhöchste Ordre und acht Studenten wurden relegirt. Als aber nun acht Professoren und gegen zweihundert Studenten ihre Entlassung einreichten, wurden sechszig der letztern ergriffen und an die sibirische Grenze in's Exil geschickt *).

Bald darauf durchflog die Nachricht von dem Ereigniß in Charkow das weite Reich. Der Gouverneur daselbst hatte bei seiner Tochter von einem Studenten geschriebene Liebesbriefe entdeckt, und während die Polizei auf seinen Befehl dem Urheber derselben nachforschte, spürte sie anstatt dessen die Akten einer geheimen Verbindung auf, in deren Zusammenkünften eine Anzahl Studenten beflissen war, eine Constitution für Rußland auszuarbeiten. Eben damals hatte sich die Regierung in die komische Sackgasse mit den Deputirten der Adels-Comité's verrannt, welche sie selbst zum Beirath in der Bauernsache berufen hatte, jetzt aber weder als „Deputirte" zu benennen, noch in einer Versammlung zu vereinigen wagte, aus Furcht vor der constitutionellen Analogie. Um so eifriger wurde natürlich die Idee einer Deputirten Versammlung überall besprochen, und dadurch mögen die Studenten auf den Gedanken gekommen seyn, ihrerseits die parlamentarische Initiative zu ergreifen. Andererseits mußte sich Alexander II. der uner-

*) La vérité sur la Russie. p. 314; vgl. Kreuzzeitung vom 25. Januar 1859.

hörten Begegnung erinnern, welche ihm von den Studenten in Charkow zu Theil geworden war; jedenfalls glaubten andere Leute, den rothen Faden dieser Erscheinungen nun aufgefunden zu haben. Die siebenzehn Studenten wurden in Petersburg vor ein Special-Untersuchungs-Comité gestellt. Freilich wird dabei nicht viel mehr herauskommen als die Thatsache selbst, aber es ist daran schon genug. „Die Untersuchung", sagt ein ruhiger Beobachter der Dinge in Rußland, „wird nichts weiter herausbringen, als daß gewisse Ideen jetzt allgemein genug sind, um auch unter Studenten besprochen zu werden. Die ehrlichen Freunde des Fortschritts hatten geglaubt, daß sich gerade in Rußland Alles anders gestalten werde als seit Jahrhunderten in allen andern Ländern. Nachdem man selbst alles Mögliche gesagt und gethan, daß es so kommen mußte, wundert man sich nun, daß es so gekommen. Hat man nicht selbst von Oben herab den Weg des Fortschritts und des Tadels aller frühern Zustände betreten? jetzt dürfte freilich keine Theegesellschaft mehr zusammenkommen, wenn man alle Versammlungen aufheben wollte, in denen von der künftigen russischen Constitution gesprochen wird"*).

Die demokratische Verschwörung von 1825 bestand unter den Officieren der Armee, welche ihre Ideen eingestandenermaßen auf ihren Kriegszügen und Reisen im Ausland aufgelesen hatten. Jetzt sind es Studenten, die nie über die Grenze gekommen, welche zuerst in die Fußtapfen der Herren Pestel und Genossen treten, und selbst den jungen Gardeofficieren den Rang abgelaufen haben. Das beweist, daß die russische Gesellschaft seit dreißig Jahren wirklich nicht stille gestanden ist.

---

*) Petersburger Correspondenzen der Kreuzzeitung vom 11. und 22. März 1860.

Der Charkower Proceß wird nicht vor irgend einem der ordentlichen Gerichtshöfe, deren doch in großer Zahl vorhanden sind, sondern vor einem aus hohen Verwaltungs-Beamten zusammengesetzten Ausnahmsgericht verhandelt, dessen Beisitzer sämmtlich zugleich Generale sind. Dieß ist in Rußland ständige Praxis; den Rechtssatz, daß Niemand seinem ordentlichen Richter entzogen werden dürfe, hat man dort nie gekannt; er hätte auch in Rußland keine Bedeutung, da es keine „ordentliche Gerichte", von der Polizei geschieden, mit festen Regeln und unabhängigen Richtern gibt. Es gibt darum auch keine Advokaten. Es gibt überhaupt kein objektives Recht und keine unwandelbare Justiz, denn beides hängt schließlich einzig und allein vom kaiserlichen Belieben ab. Das ist „Absolutismus"; die österreichische Verfassungslosigkeit z. B. hat man nur mißbräuchlich mit diesem Namen benannt, denn es fehlt im Kaiserstaat nicht an einer unantastbaren Justiz.

Kein festes unverbrüchliches Recht — man muß das Schreckliche eines solchen Zustandes wohl in's Auge fassen, um an Fürst Dolgorukow nicht irre zu werden, wenn er den Gesetzcodex Nikolaus' I. ein „dickleibiges Ungeheuer von schlechten Witzen", eine kolossale, von Schmeichlern, Höflingen und Dummköpfen redigirte Heuchelei, kurz die „Schmach der russischen Regierung" nennt. Ein durch zehn Stellen und Collegien verwickelter Instanzenzug bildet an sich schon das leibhafte Fangnetz der Gerechtigkeit; alle Instanzen sind dem Justizminister sklavisch untergeben, der selbst wieder eine Art von oberstem Richter ist; schließlich aber liegt es erst noch in der Macht des Czaren, jedes Urtheil nach willkürlichem Ermessen abzuändern oder umzukehren. Von einer Rechtssicherheit könnte da selbst für den Fall keine Rede seyn, wenn die Richter an sich wenigstens unbestechlich wären. Nun aber ist das entschiedene Gegentheil weltbekannt. Geld und Gönner: das sind die unumgänglichen Rechtsmittel in Rußland; und wenn man sich, mit dem offenen Geldbeutel in der Hand, durch die zehn Instan-

zen durchgewunden, dann kann man erst noch an dem Bonplaisir des Selbstherrschers scheitern. Am Ende dieser Betrachtung verargt man dem Fürsten seinen Ausruf nicht mehr: „die Justiz existirt in Rußland nur dem Namen nach“.

Nimmt man dazu, daß die Criminaljustiz im Grunde eine bloße Fopperei der Polizei und der Verwaltung ist, daß ihr von letzterer die Urtheile sozusagen auf dem Teller zugeschnitten vorgegeben werden,*) so wird unter Anderm klar, wie sich schon im Frühjahr 1858 die ganze Sehnsucht der russischen Bewegungs-Elemente plötzlich auf die Schwurgerichte werfen konnte. Das Abendland lachte selbst in seinen liberalsten Schichten: noch nicht einmal ein Volk im politischen Sinne und schon eine Jury! Im eigenen Lande wendeten auch die liberalsten Minister ein: für eine solche Institution, welche ihrerseits einen Advokatenstand und dieser wieder das vollkommen freie öffentliche Wort voraussetze, sei das Volk denn doch noch nicht reif. Jungrußland aber beharrte mit einer sonst seltenen Hartnäckigkeit dabei: trotz Alldem sei eine radikale Justizreform die allererste Nothwendigkeit, sie sei selbst noch dringender als die Bauern-Emancipation. Alles war mit Einemmale darüber einig, daß man vor Allem eine unabhängige Justiz haben müsse, diese aber auf keinem andern Wege als dem der Geschwornengerichte möglich sei. Schon im Jahre 1857 hatte der Professor Barschew zu Moskau im Russkyi Wjestnik das öffentliche und mündliche Verfahren besprochen und dasselbe als das einzige Heilmittel erklärt, welches sich ohne Mühe auf jeden Boden, auch auf den russischen verpflanzen lasse, wenn etwa für die Schwurgerichte in Rußland die Bedingungen noch zum Theile fehlen sollten. „Aber“, schrieb ein sehr conservativer Correspondent ein paar Jahre später, „wir werden die Geschwornengerichte doch haben, denn so wie

*) S. unten die Adresse des Adels von Wladimir.

es jetzt ist und täglich mehr in Schrift und Rede zum Bewußtseyn des Volkes kommt, geht es nicht länger mehr fort.*)

In Deutschland gibt es eine Reihe von constitutionellen Staaten, welche Decennien lang ohne Schwurgerichte bestanden haben, und man kann überhaupt nicht sagen, daß deren endliche Einführung einem wirklichen Verlangen im Volke entsprochen habe. Woher nun der ungeheure Sprung in Rußland? Offenbar aus einem unerschöpflichen Mißtrauen gegen alle und jede Organe des Staats, die richterlichen am allermeisten. Eine solche Stimmung im Volke war in Deutschland niemals, nicht einmal an der Schwelle der Bewegung von 1848 vorhanden. Die Russen hingegen leitet der einfache Gedanke, daß alles Zürnen und alles Drohen gegen die krebsartige Demoralisation der Beamten rein vergeblich sei, so lange der undurchdringliche Schleier des Kanzleigeheimnisses über alles amtliche Gebahren ausgebreitet bleibe, und daß es gegen die Schlechtigkeit der Richter keinen andern Schutz gebe als die Selbsthülfe durch Geschworne. Ohne einen solchen Zwang und Drang der Verzweiflung würde wohl das russische Volk zu allerletzt mit der Idee der Jury sich befreundet haben, wenigstens gibt es keine Nation, welche für dieses Institut ungeeigneter wäre, schon wegen jenes dem Russen eigenthümlichen Zuges, daß er die Verbrecher nicht als mit Recht Verurtheilte, sondern nur als „Unglückliche“ bemitleidet, sie auch nicht anders als mit diesem Namen nennt und ihnen fast einen religiösen Cultus weiht.

Der tiefe Abgrund, über dem Rußland schwebt, scheint uns in diesem Drängen nach Schwurgerichten noch viel bedenklicher angedeutet zu seyn als selbst in den Gelüsten nach einer Constitution. Wie ernst aber die Sache ist, wie weit

---

*) Kreuzzeitung vom 8. Sept. 1858; vergl. Erman's Archiv. 1858. S. 286.

sie bereits über die Kreise der Literaten und anderer Schreier hinausgeht, dieß beweist die vom Januar 1860 datirte Adresse des Adels aus dem Gouvernement Wladimir an den Czar. Obgleich der Minister den Unterzeichnern einen sehr strengen Verweis ertheilt und ihnen die „äußerste Unzufriedenheit des Kaisers" über ihr Attentat gegen die bestehende Ordnung notificirt hat, so ist dennoch, wie die Kreuzzeitung versichert, der Adel vieler Gouvernements dem Beispiele des von Wladimir gefolgt. Die Adresse des letztern sagt aber (wie auch Minister Lanskoi selbst hervorhebt) ohne Umschweife, daß Rußland wegen vollständiger Willkür der Oberhörden bis jetzt rechtlos gewesen sei, ja es habe „keinen richtigen Begriff von Recht gehabt." „Unsere ganze Verwaltung ist auf bureaukratische Grundsätze basirt; die vorschriftsmäßige Thätigkeit der Staatsdiener und die Ausführung des Gesetzes durch dieselben ist in keiner Weise gewährleistet, weil unsere Gerichte verpflichtet sind, in tiefster Heimlichkeit alle Sachen zu behandeln, beim Erkennen nur von schriftlichen Erhebungen der Exekutivbehörden und der vorgezeichneten Reglementirung der Beweise, nicht aber von den Eingebungen ihres Gewissens und ihrer eigenen Ueberzeugung sich leiten zu lassen, daher völlig von der Willkür der Untersucher und deren Vorgesetzten abhängen, und gar keine für die Gerechtigkeitspflege unerläßliche Bürgschaft bieten."

Allerdings, meinen die Unterzeichner, sei neben der Existenz der Leibeigenschaft ein richtiger Begriff vom Recht nicht möglich gewesen; wenn aber diese Zustände auch nach der Emancipation fortdauern sollten, dann würden „die befreiten Bauern, des Schutzes ihres Gutsherrn beraubt, bei völliger Abwesenheit der Gerechtigkeitspflege und Verantwortlichkeit der Amtspersonen noch bei Weitem größerer und unerträglicher Abhängigkeit und Willkür der Beamten anheimfallen, und dadurch alle Achtung vor dem wirklichen Rechte verlieren können." Eine solche Sprache führt der Adel von Wladimir unmittelbar vor dem Czar, und er verlangt dann unter Anderm: „Strenge

Scheidung der Administration richterlicher und polizeilicher Gewalten; öffentliches und mündliches Civilgerichts-Verfahren, Oeffentlichkeit des Criminalgerichts-Verfahrens nach Gewissen und Gesetz, d. h. Geschwornengerichte; unmittelbare Verantwortlichkeit Aller und eines Jeden vor Gericht; persönliche Verantwortlichkeit der Beamten für Nichterfüllung ihrer Amtspflichten, ohne das Recht sich auf die Vorschriften ihrer Vorgesetzten berufen zu dürfen &c."

In letzter Instanz gehen diese Forderungen auf nichts Anderes als auf den Verzicht der czarischen Selbstherrlichkeit im Gebiete der Justiz hinaus, und eben diesen Anträgen hat sich die Mehrheit des russischen Adels angeschlossen. Auch der Petersburger Adel hat eine Adresse eingereicht, welche sich aber von der Wladimir'schen nur das „Princip der lokalen Selbstverwaltung unter dem Schirm der autokratischen Gewalt" aneignet. Das Rescript des Ministers Lanskoi hat in der Nähe offenbar einschüchternd gewirkt; einige adeligen Adressen-Macher befinden sich auch bereits in Sibirien. Wenn aber die Kreuzzeitung jene beiden Aktenstücke als „liberal" und „conservativ" einander gegenüberstellt, so dürften diese Bezeichnungen hier sehr übel angewendet seyn.*) Wir wenigstens wollen unsern tiefen Respekt vor dem Adel von Wladimir nicht verhehlen; wenn in der ganzen Verhandlung ein revolutionäres Element mitunterläuft, so liegt dasselbe einzig und allein in der officiellen Justiz Rußlands, nirgends anders.

Wenn die Aufhebung der Leibeigenschaft in den Augen Vieler hinter der Nothwendigkeit einer russischen Justizreform weit zurücktreten muß, so sind manche Kenner des Volksthums

*) Kreuzzeitung vom 21. und 26. Juni 1860.

überdieß noch der Meinung, daß die Emancipation der Leibeigenen das Unheil sogar vergrößern würde, wenn es nicht gelinge Rußland erst von einer andern Sklaverei zu befreien, von der Branntwein-Pest nämlich. Einsichtige Russen behaupten, daß an eine Besserung der Nation in Masse überhaupt nicht zu denken sei, so lange sie an dem fressenden Krebs der Brantweinsucht leide, und daß der russische Bauer insbesondere, der sich der Mehrzahl nach seine fünf Sinne schon jetzt im Schnaps ersäufe, nach der Befreiung aus der Leibeigenschaft nur noch flotter Branntwein trinken und Hab und Gut in Kurzem versaufen werde, um mit Weib und Kindern als vollendeter Proletarier dazustehen.

Der Verkauf des Branntweins ist in Rußland ein kaiserliches Regal, dessen Betrieb von vier zu vier Jahren verpachtet wird und dann in amtlich überwachten Schenken nach einem bestimmten Tarif vor sich geht. Aus den Erträgnissen des Branntweinpachts ergeben sich die grausenhaften Dimensionen des Uebels und die reißenden Fortschritte, welche die demoralisirende Pest des Branntweintrinkens seit dreißig Jahren unaufhaltsam gemacht hat. Der Pacht beträgt zur Zeit nicht viel weniger als die Hälfte sämmtlicher Staatseinnahmen, mehr als zwei Fünftel des ganzes Budgets. Im J. 1835 ertrug er nur 26 Millionen Silberrubel, er stieg dann auf 38 Mill., schwang sich aber bei der jüngsten Versteigerung im Frühjahr 1858 auf 79 Mill. S.-R., nach der Rechnung Dolgorukow's auf 480 Mill. Franken. „Ein trauriges Glück:“ soll Alexander II. über dieses enorme Mehrgebot geäußert haben. Das ist aber noch nicht einmal Alles. Die Bestechungssummen, welche den Pächtern überdieß zur Last fallen, sind von erstaunlichem Betrag und ein öffentliches Geheimniß. Man rechnet auf jeden der vier bei der Sache betheiligten Senatoren 60,000 Franken, für den Minister und die Unterbeamten eine verhältnißmäßige Summe. Es ist dann aber die Regel, daß sich die Pächter nicht an den Regierungstarif halten, für den

amtlich festgesetzten niedrigsten Preis bekommt man nur ein untrinkbares Giftwasser; auf die andern gesetzlichen Ansätze schlagen die Pächter auch noch 30 bis 40 Procent zu und verfälschen noch dazu das Getränk. Um sich aber solche Freiheiten mit dem Tarif gestatten zu dürfen, müssen sie alle Beamten der Provinz vom obersten bis zum untersten bestechen. Man rechnet für jede Provinz eine jährliche Bestechungssumme von 200,000 Franken, 20,000 für jeden Distrikt. Trotz all' dieser Lasten aber werden die Pächter kolossal reiche Leute. Daraus mag man auf den entsetzlichen Umfang der russischen Branntwein-Consumtion schließen.*)

Ueber die Folgen dieses Zustandes für das russische Volk sind alle Wohlmeinenden einig, und als im Jahre 1858 plötzlich die von Polen und Schlesien her bekannte Enthaltsamkeits-Bewegung auch in Großrußland auftrat und bald überraschende Fortschritte machte, da erkannte Jedermann, daß es sich um eine Sache von unberechenbarer Tragweite für Rußland handle, ungleich mehr noch als bei der Bauernbefreiung, ja daß ihr Gang für diese selbst entscheidend seyn müßte. Zwar ging der erste Anstoß nicht aus einer religiös-moralischen Erhebung hervor, wie früher in Irland, Polen und Schlesien unter der Leitung der katholischen Mäßigkeits-Apostel, sondern zunächst aus dem Aerger über die Vertheuerung und Fälschung des Lieblingsgetränkes, welche als natürliche Folge des enorm gesteigerten Pachts eingetreten war. Auch Fürst Dolgorukow läßt bei aller Begeisterung für den Aufschwung seines Volkes doch einfließen: „sie hätten nur bis dahin Enthaltsamkeit gelobt, wo die Pächter den Branntwein in guter Qualität und zu billigen Preisen liefern würden.“ Andere erklärten sich die Sache auch aus Opposition gegen die Grundherren. Indeß gewann die Bewegung doch sichtlich an Intensivität, und nicht

*) La vérité sur la Russie p. 282 sq.; cf. Ami de la Religion 3. Sept. 1859.

nur ein Theil der Geistlichkeit, sondern auch der Adel trat an ihre Spitze.

Bald verlautete von einem wahren Triumphzuge, den die Mäßigkeitssache sprungweise und in den entlegensten Strichen durch ganz Rußland mache. Ganze Dörfer zogen nach Ablegung des feierlichen Gelübdes in die Kirche und ließen sich vom Priester ein Tedeum singen. Andere errichteten eine Art Pranger, wo unverbesserliche Trunkenbolde ausgestellt wurden. So schworen die Bauern aller Dörfer des General Chatillon den Branntwein ab; im Gouvernement Jaroslaw verbündeten sich gegen 7000 Bauern den Schnaps ganz zu meiden; dasselbe geschah auf den Gütern des Justizministers Grafen Panin. Daß die Berichte über solche Vorgänge nicht zu sehr übertrieben seien, schienen die zornigen Schimpfreden der Branntwein-Pächter und ihrer Agenten am besten anzudeuten. Man begann zu hoffen, daß deren Bankerott unverhofften Segen über das Land bringen werde. „Kurz, es ist mehr Nachhaltigkeit darin als Viele geglaubt; überdauert die Sache den nächsten Winter, wo die Kälte der eifrigste Anwalt für den Branntwein ist, so läßt sich das Beste für das Volkswohl hoffen, aber auch sehr Unerfreuliches für den Finanzminister erwarten.“ *)

Jedermann war begierig, wie sich die Regierung in der Frage verhalten werde. Man glaubte, daß die Pächter ihr einen Rechtsstreit anhängen würden, aber man besorgte kein Einschreiten gegen die Mäßigkeitsvereine. Unter Nikolaus I. waren dieselben, sowie die Verbreitung der Enthaltsamkeits-Schriften allerdings streng verboten, weil sie auf eine Schmälerung der ergiebigsten Staats-Finanzquelle abzielten. Von Alexander II. hoffte man aber um so bestimmter, daß er das Verbot wenigstens ignoriren werde, als es der Presse anfänglich nicht verwehrt war, sich ganz frei über die leibliche und sittliche Verkommenheit zu äußern, welche die Folge des

---

*) Kreuzzeitung vom 10. August 1859.

Branntwein-Genusses sei. Man hatte sich aber in der Regierung doch verrechnet. Sie beschloß aus Gründen des „Staatswohls“ die Bewegung zu unterdrücken, und drei Minister zumal kamen den lamentirenden Pächtern und den Beamten, welche über die drohende Verkürzung ihrer Revenuen nicht weniger im Aufruhr waren, zu Hülfe.

Zuerst und am strengsten wurde in Polen eingeschritten. Hier hatte sich die katholische Geistlichkeit der Sache entschieden angenommen und eine Menge Brennereien gingen bereits ein. Dagegen scheint der orthodoxe Klerus in Rußland wenigstens sehr getheilt gewesen zu seyn; ein Correspondent beklagt: man höre nichts davon, daß die Popen vorangingen, daß sie vor Allem selbst dem Branntwein entsagt hätten, und die Pächter konnten nachher wirklich die List gebrauchen, daß sie ihre Comptoirs mit großer Feierlichkeit kirchlich einsegnen ließen.*) In Polen hingegen denuncirten sie die Mäßigkeits-Sache: dieselbe sei nur der Aushängeschild für politische Umtriebe unter Leitung der Priester. Sofort erließ der Statthalter Fürst Gortschakoff ein Verbot gegen die Vereine, weil sie von ihren Mitgliedern durch einen „erzwungenen Eid“ blinden Gehorsam verlangten, also der bürgerlichen Gesellschaft gefährlich werden könnten. Der Administrator der Diöcese Plock vertheidigte zwar die Vereine als Mittel zur moralischen und materiellen Hebung des Volkes, aber auf Grund neuer Verdächtigungen wurde ein eigenes Untersuchungscomité niedergesetzt, welches siebzehn Geistliche theils mit Geld, theils mit zweijähriger Einsperrung im Seminar, mit Versetzung auf schlechtere Stellen und sogar mit Amtsentlassung zur Strafe zog. Der Administrator, welcher nebst dem Obern der Reformaten einen strengen Verweis erhielt, mußte in einem Circulare nun selbst seine Geistlichen tadeln, daß ihr Eifer sie zur Ueberschreitung

*) Kreuzzeitung vom 22. April 1859.

die „Bestrafung der Trunkenheit
melten Gemeinderath ausgehen kö
indeß die Pächter um so weniger
den Ukas nicht als ein Verbot d
verstanden. Da erging, wie Fürst
noch ein geheimes Circular, dessen
mann kannte, und welches erklär
sich ohne Erlaubniß der Regierun
Vereine seien aber nicht genehmigt;
wein sei für die Gesundheit der Be
Beamten hätten daher jene Vereine
den. Die Bureaukratie ließ sich da
machte sich mit größtem Eifer über
man die Lokalpolizei durch die Dör
mit Ruthenhieben und Stockstreichen
gen; und als das erbitterte Volk an
ken zerstörte, da boten die Beamte
Staatsverbrechen der Enthaltsamkeit
hat man von der Bewegung nichts

Mit dem 31. Dec. 1862 läuft

reff, wurde öffentlich überwiesen, daß allein sein liberaler Einfluß das Ministerium zu nochmaliger Erneuerung des Pachts bewogen habe. Jetzt soll indeß die Einführung einer Accise definitiv beschlossen seyn. Auf jeden Fall mußte sich aber die Regierung versichert haben, daß die Accise nicht weniger erträgt als der Pacht, daß also das Volk nachher nicht weniger Branntwein trinke als vorher. Vielleicht gedenkt sie dadurch die Consumtion wieder zu heben, daß sie ein preiswürdigeres Getränke liefert als die betrügerischen Pächter.

Es ist nun einmal eine furchtbare Nothwendigkeit, daß die russische Regierung auf die verderblichste Schwäche des Volkscharakters geradezu speculiren und sie zu Geld machen muß. Seine reichste Einnahmsquelle kann sich der Staat am wenigsten gerade jetzt schmälern lassen, wo ihn die Aufhebung der Leibeigenschaft mit unberechenbaren Verlusten bedroht und seine Finanznoth ohnedieß den höchsten Grad erreicht hat. Rußland kann aber seine möglichst gesteigerte Branntwein-Steuer überhaupt nicht entbehren; es ist die Eigenthümlichkeit dieses Staates, daß er nur durch die Erträgnisse besteht, welche der materielle, physische und moralische Ruin des eigenen Landes und Volkes abwirft. Kein Staat in der Welt außer Rußland ist in dieser Lage und bei einem solchen Resultat angeblicher Civilisation angelangt.

„Alle russischen Reformen müssen jetzt vor der Geld-Frage stille stehen“: sagt der mehrfach angeführte Autor über die Regierungszeit Alexander's II. Fürst Dolgorukow scheint den Bankerott als unvermeidlich anzusehen, und was er am meisten beklagt — die Handelskrisis sei fast noch schlimmer als die Finanzkrisis. Durch seine Finanzlage, äußert er wie-

derholt, sei Rußland zu einem Staat zweiten Rangs herabgesunken; „ein auswärtiger Krieg sei ihm unmöglich, wer den wahren Stand der Dinge kenne, der rechne jetzt wenig auf Rußland, es sei machtlos“ *). Die überraschende Nachricht, daß man in Petersburg nicht im Stande gewesen sei, den jüngsten Termin zur viermonatlichen Soldnachzahlung an die Truppen einzuhalten, wurde denn auch wirklich bis jetzt nicht widersprochen.

Der russische Finanzzustand ist immer ein verschlossenes Buch, das russische Budget ein tausendfach beschwornes Geheimniß gewesen, und so ist es geblieben. Im Publikum kennt Niemand die Lage genauer, und wenn in Deutschland eine Schrift über die Finanzen Rußlands erscheint, so betrachtet man dieß mit Recht als eine Curiosität, denn sie muß mit unbekannten Größen rechnen. Soviel ist aber gewiß, daß schon unter Nikolaus die Ausgaben von den Einnahmen längst nicht mehr gedeckt wurden, daß jedes Jahr sein Deficit hinterließ und die Staatsschuld in ungeheuren Proportionen stieg. Unmittelbar nach dem Krimkrieg wurde der Militär-Etat, welcher Alles zu verschlingen drohte, sehr bedeutend reducirt, aber das Gleichgewicht zwischen Einnahme und Ausgabe trat dadurch nicht nur nicht ein, sondern es sank auch noch der Credit mit jedem Tage mehr, das Mißtrauen und die Ungunst der europäischen Börsen wuchs, obgleich Rußland selbst in den schwersten Bedrängnissen des Krieges die Zinsen seiner äußern und innern Schuld mit einer über jedes Lob erhabenen Pünktlichkeit bezahlt und die eingegangenen Verpflichtungen der Amortisation und Auslösung erfüllt hatte. Dieser Umstand erhielt Rußland noch immer bei seinem Credit, aber eben jetzt brach er in sich zusammen, und die beiden Quellen, aus welchen die unaufhörlichen Deficits bisher gedeckt worden waren, sind nun so gut wie verstopft.

---

*) La vérité etc. p. 280.

Rußland ist nicht mehr im Stande, ein namhafteres Anlehen zu realisiren. Innere und äußere Versuche wurden zu den lockendsten Bedingungen und mit den größten Verlusten begeben, scheiterten aber von Jahr zu Jahr. Man hatte auf den neuen Finanzminister als einen wirthschaftlichen Hexenmeister vertraut; aber gerade ihm schlugen im Jahre 1859 zwei Anlehen, ein inneres und ein äußeres fehl, und seine im J. 1860 mit englischen Capitalisten angeknüpfte Negociation scheint dasselbe Schicksal zu haben. Den auf ausländisches Geld berechneten Aktienvereinen und Creditinstituten ging es natürlich ebenso; sie bekamen keine Capitalien, die größten Häuser fallirten oder stellten ihre Geschäfte ein, insbesondere verließ der russische Rothschild, Baron Stieglitz, das sinkende Schiff. Der Minister sah sich endlich zu einer Operation gedrungen, welche darauf berechnet war, die bei den Reichsbanken hinterlegten Capitalien der Stiftungen, Communen und dergleichen flüssig zu machen, und welche einem verdeckten Zwangsanlehen sehr ähnlich sah. Man sprach vom Verkauf der Eisenbahnen und Domainen; aber wo sollen sich Käufer finden, da die ersteren nicht rentiren und die zweiten von den Folgen der Emancipation bedroht sind. So herrscht denn in Rußland eine Geldkrisis, als wenn, nach dem Ausdruck des Fürsten Dolgorukow, Krieg, Pest und Hunger das Land verwüstet hätten.

Es ist auch nicht wohl mehr möglich, sich von einem Tag zum andern durch unbeschränkte Ausgabe von Papier-Geld zu helfen. Schon im März 1859 betrug das im Umlauf befindliche Quantum Creditbillets um 1200 Mill. Franken mehr als der Verkehr zu ertragen vermag. Die ganze Masse der Assignaten war auf 2500 Mill. Fr. gestiegen. Das Papier hat Zwangscours, aber das schwere Agio saugt das Mark des Landes um so mehr aus, als Rußland seit dem Krimkrieg im Verkehr mit dem Ausland dreimal so viel aus-

gibt als es einnimmt, und die Differenz mit baarem Geld ausgleichen muß, nicht weniger als 200 Mill. Fr. jährlich. Das Metallgeld ist denn auch seit dem Krimkrieg allmählig verschwunden; der Imperial wurde eine Seltenheit, eine Rolle Silberrubel ein vollkommenes Ereigniß; Anfangs 1859 war auch das Kupfergeld so theuer und selten geworden, daß die Regierung durch einzelne großen Häuser Kopeken-Noten au porteur auf den Namen und Credit ihrer Firmen für den Lokalverkehr ausgeben lassen mußte. Zu Alldem ist es fast unumgänglich, daß auch noch die Aufhebung der Leibeigenschaft das Land mit einer Unmasse von neuem Papierwerth überschwemme.

Manche dieser Symptome sind nun allerdings auch an der Finanzlage Oesterreichs hervorgetreten. Ueberhaupt sind die beiden Ostmächte in zwei wichtigen Beziehungen gegen die beiden Westmächte sehr im Nachtheil. Die österreichische wie die russische Staatsschuld ist großentheils in den Händen des Auslandes, und viele Millionen der jährlichen Zinsen gehen aus dem Lande, während die Engländer und die Franzosen sich ihre Staatsschulden zumeist selber schuldig sind, die Zinsen und Renten daher sozusagen nur aus ihrer einen Hand in die andere legen. Diese beiden Nationen führen zudem mehr aus als ein, während bei den Ostmächten das Gegentheil der Fall ist. Hier aber tritt der ungeheure Vorsprung Oesterreichs vor Rußland zu Tage. Während ersteres vollständig gerüstet ist, auf dem Weltmarkte ebenbürtig aufzutreten und sein commerzielles Gleichgewicht, wenn nicht mehr, zu erringen, arbeitet sich Rußland nicht nur noch mit den ersten Anfängen ab, sondern es hat im Verkehr sogar gewaltige Rückschritte gemacht. In Oesterreich ist die Bodenbefreiung vollständig durchgeführt, Rußland ist noch nicht im Reinen, wie es die Umwandlung seiner 23 Millionen Leibeigenen in persönlich freie Bauern möglich machen soll. Das Netz der Eisenbahnen, welches von

Vielen als ein mächtigerer Hebel der russischen Zukunft erachtet wird als selbst die Emancipation, liegt in Rußland noch in den Windeln, und es fehlt ihm jede Aussicht auf Rentabilität, bis sich die russische Societät vollständig umgestaltet haben wird; Oesterreich hingegen hat sein neues System für den Verkehr, welcher an der Donau steigt und an der Newa fällt, nahezu vollendet.

Von dem Mißverhältniß, in welchem der russische Ausfuhrhandel zur Einfuhr steht — wie 1 zu 3 mit einer Differenz von 50 Mill. SR. — sagt ein Kenner dieser Zustände: sie allein müßten, wenn nicht bald Abhülfe eintrete, „zu einer vollständigen Erschöpfung der russischen Finanzkräfte führen". Durch den orientalischen Krieg ist die Calamität bis zu diesem schreienden Grade gestiegen; damals hat sich der Handel von Rußland abgewendet und ist seitdem nicht mehr zurückgekehrt. „Sobald der Krieg unsere Häfen sperrte, mußten sich unsere langjährigen Kunden in England, Frankreich, den deutschen Hansestädten nach andern Produkten-Märkten umsehen; Getreide, Hanf, Talg, Häute wurden in Australien und Brasilien gesucht, und für den Bedarf entstanden dort neue Fabrikationen, neue Zuzuchten; kurz, es ist nicht mehr zu verhehlen, der russische Export an Rohstoffen ist nicht mehr halb das, was er vor dem letzten Kriege war, dagegen steigt der Import in wahrhaft riesiger Weise; aber er nimmt nur baares Geld aus dem Lande fort, ohne ihm dauernd oder intensiv Werthvolles zuzuführen". Um das ganze Mißverhältniß zu ermessen, erübrigt aber noch die Notiz, daß die Ausfuhr sogar auch nach der asiatischen Seite hin abnahm, und selbst in dieser Richtung ein colossaler Abfluß von Baargeld stattfindet: in vier Jahren nicht weniger als fünfzig Millionen Silberrubel *).

*) Allg. Ztg. vom 3. Jan. 1860; vgl. 10. August 1859.

Inzwischen steigt die Einfuhr in wahrhaft riesiger Weise, weil der Luxus in derselben Weise gestiegen ist. Die Ursachen sind die nämlichen wie in Frankreich. Es waren napoleonische Phrasen, in welchen Alexander II. am Vorabend der Moskauer Krönung die neue Aera materiellen Aufschwungs ankündigte, und dazu namentlich die Beihülfe des Adels in Anspruch nahm. In der That hat sich kein anderes Land kopfloser dem Schwindelsystem der neuen Oeconomisten in die Arme geworfen als Rußland; um so schneller mußte auch bei seinen halbbarbarischen Voraussetzungen die sociale Krisis ausbrechen. Gleich nach dem Krieg schoßen Aktiengesellschaften und Creditinstitute für alle denkbaren Zwecke eines überreizten Culturlebens unzählbar empor, die Regierung war freigebig mit Concessionen, ohne nach der Solidarität viel zu fragen, und nun hat man die furchtbaren Erfahrungen. Die speculirenden Capitalien verzettelten sich in der Sturmfluth, Einzahlungen wurden geleistet, ohne daß Dividenden herauskamen, der Zufluß ausländischer Capitalien blieb aus, und nun, nachdem eine Menge von kostspieligen Schwindelprojekten bereits zusammengebrochen ist, steht man vor dem allgemeinen Bankerott. Im Uebrigen üben sich die Aktionäre im Parlamentarismus, indem sie in öffentlichen Versammlungen ihre Verwaltungsräthe zur Rechenschaft ziehen und ihrer Heimlichthuerei unbarmherzig den Proceß machen — im Lande der officiellen Heimlichthuerei.

In der Bruthitze des neuen Aktienschwindels war der Luxus mit der Gewalt tropischer Vegetation emporgeschossen; die öconomistischen Nebel sind verflogen, er aber ist geblieben, und ihm dienen jetzt jene an sich sehr wohlthätigen Reformen, welche die neue Regierung im Zollsystem und allen Sachen des Verkehrs vorgenommen hat. Ihr Vertilgungskrieg gegen das Ungeziefer der Thorwachen, Schlagbäume, Paßvisa's, welche unter Nikolaus das ganze Land in kleine, fast hermetisch ver-

schlossene Bezirke zertheilt hatten, war zugleich ein glücklicher Riß in die auto-bureaukratische Allmacht zu Gunsten freier Bewegung. Aber es nahm darin leider kein gesundes Leben Platz. Die erste Folge war die, daß eine Menge einheimischer, mühsam gepflegter Industriezweige zu Grunde ging, weil sie die Concurrenz nicht auszuhalten vermochten. In zweiter Folge überschwemmte die französische Luxus-Produktion das Reich mehr als je. Die Regierung selbst hatte dazu die Hand geboten, indem sie aus den bekannten Rücksichten politischer Schmeichelei in ihrem Handels- und Schifffahrts-Vertrag Frankreich in auffallender und ganz unerhörter Weise begünstigte.

Nach der Lehre der liberalen Oeconomisten hätte die Annäherung an die Freihandels-Principien eine Steigerung des Werthes liegender Güter zur unmittelbaren Wirkung haben müssen; im Gegentheile aber sanken die Güterwerthe fast auf die Hälfte. Dazu trug freilich vor Allem die Aussicht auf Abschaffung der Leibeigenschaft bei, in der Voraussetzung, daß dann für die Güter die nöthigen Arbeitskräfte entweder ganz fehlen oder äußerst vertheuert seyn würden. Ebenso wirkte der Aktienschwindel zur Güterentwerthung mit; „Geld sicher zu placiren ist schwierig, Geld zu bekommen fast unmöglich.“*) Immerhin aber gibt es keinen schlagendern Beweis des Mißtrauens in die russische Zukunft, um so mehr, als selbst die enormste Steigerung der Lebensmittel-Preise nicht die geringste Aenderung zu Gunsten der liegenden Güter hervorzubringen vermochte. Der Export der Rohprodukte sank auf ein Minimum, dennoch vertheuerten sich die Lebensmittel, und dennoch entwertheten sich die Landgüter — das sind Widersprüche, welche auf hochbedenkliche Schäden der russischen Volkswirthschaft schließen lassen.

Die ungemeine Preissteigerung der alltäglichen Bedürf-

---

*) Kreuzzeitung 1860, Num. 63 Beilage.

Krisse traf auch nicht etwa bloß die Städte und die Küstenprovinzen, sondern das ganze Land. „Wer bei den ehemaligen Preisen“, sagte Bulgarin in der Nordischen Biene, „ein wohlhabender Mann war, ist jetzt ein Bettler. 5000 Rubel Silber bedeuteten ehemals 17,500 Rubel Assignaten, jetzt aber nur 7500. Wir sprechen dabei nicht von Luxusgegenständen, sondern alle und jede Nothdurft selber ist unerschwinglich geworden. Früher wunderte man sich in Petersburg über Londoner Preise, jetzt aber hat Petersburg London noch übertroffen; auch in Paris wundern sich unsere Touristen über die billigen Preise. Es wäre Zeit für unser Publikum, der Selbstherrschaft der Händler, unter der zumal der arme und geplagte Beamte leidet, durch verständige Handlungsweise entgegenzutreten“*).

Unter diesen Umständen muß allerdings das russische Erbübel der Beamten-Corruption geradezu unheilbar werden. Es ist richtig, daß die Beamten nicht bloß aus Noth stehlen und sich bestechen lassen; selbst der Civilgouverneur mit einem Gehalt von 3 bis 4000 S.-R. verschmäht auch die kleinsten Nebenverdienste nicht. Der Betrug am Staat ist eben ein durch Tradition geheiligtes Jägerrecht im Civil sowohl als beim Militär. Im italienischen Kriege Oesterreichs sind Unterschleife geschehen, der Schuldige hat sich aber selbst ermordet, weil er nach der Entdeckung mit Ehren nicht mehr leben konnte. In Rußland sind im Krimkrieg colossale Betrügereien vorgekommen, die Schuldigen haben sich aber keineswegs ein Leid gethan, sie warten vielmehr auf Wiederanstellung; denn wo Jeder stiehlt, da kann die Entdeckung nicht ehrenrührig, sondern nur ein „Unglück“ seyn. Auch liegt es ja rein in der Willkür der russischen Justiz, ob sie den Einen durchlassen und den

---

*) Kreuzzeitung vom 24. Dec. 1858.

Andern festhalten wird. Will man in Rußland das Uebel ausrotten, so müssen die Beamten vor Allem aufhören so spottschlecht wie bis jetzt bezahlt zu seyn. Wie soll ein Kreisrichter, ein Justizbeamter, der studirt haben muß, mit einem Gehalt von 243 R. leben, namentlich jetzt wo der Unterhalt so sehr vertheuert ist? Bei der gegenwärtigen Finanzlage Rußlands ist aber jede ausreichende Besoldungs-Erhöhung eine Unmöglichkeit. Andererseits schmälert wieder die Beamten-Corruption die Staatseinnahmen in unberechenbarer Weise. Ein unterrichteter Mann erzählt: „Daß die Steuer- und Grenzbeamten ganz besonders durch Unterschleife sich bereichern, ist bekannt; wie offen und einfach aber dieses Geschäft betrieben wird, ist oft zum Erstaunen. Thatsache ist es, daß die sämmtlichen Zolleinnahmen an den Grenzen nicht soviel eingetragen haben, als die Controlbeamten kosten; im Gegentheile behaupten Leute, die es kennen sollten, daß noch 2 bis 3 Millionen R. dabei zugesetzt worden." *)

So erscheint denn die russische Nationalwirthschaft wie von einem Dämon im Kreise herumgeführt. In der neuen Aera sind aber die wahren Zustände bloß mehr an's Licht getreten, das Grundübel datirt von früherer Zeit her und besteht darin, daß die Riesenmaschine des französischen Regierungs- und Verwaltungs-Organismus, der in Frankreich wenigstens das Produkt einer hundertjährigen Uebercultur ist, ohne weiteres für Rußland entlehnt und hier wie ein Hut ganz unentwickelten Zuständen und halbbarbarischen Voraussetzungen aufgestülpt worden ist. Man darf nicht vergessen, daß Rußland bei einer Bevölkerung von 70 Millionen Menschen kaum ein Drittel der Staatseinnahmen Frankreichs bezieht; dafür arbeitet die auto-bureaukratische Maschinerie dort noch ungleich

*) Kreuzzeitung 1858, Num. 237 Beilage.

theurer als hier. Die Welt staunt über den Luxus des napoleonischen Hofes, der russische ist aber noch viel kostspieliger. Im Jahre 1852 hat die russische Civilliste (mit Einschluß der Einkünfte von 15 Mill. Franken aus den Apanage-Gütern) nicht weniger als 57½ Mill. Fr. betragen, seit dieser Zeit aber sind die Ausgaben der Civilliste noch bedeutend gestiegen. Fürst Dolgorukow sagt was ganz Europa denkt, wenn er von dem „unsinnigen und unerhörten Aufwand" der Kaiserin-Mutter auf ihren Reisen spricht, und fragt: ob man denn wirklich damit imponiren wolle? Im Gegentheile, Europa durchschaue den orientalischen und asiatischen Charakter dieses Luxus sehr wohl und lache über den barbarischen Pomp. „Will man überhaupt" — so schließt der Fürst seinen Finanzbericht — „fortfahren zu regieren wie in der Türkei, dann wird Rußland endlich auch in die Lage des ottomanischen Reiches gerathen. In Constantinopel hat jüngst doch noch ein Minister den Muth gehabt, die Fixirung der Civilliste auf eine feststehende Summe zu verlangen. Wer in Rußland so etwas beantragen wollte, der würde als ein Rebell und als reif für die sibirischen Bergwerke von der Bureaukratie und der Camarilla ausgeschrieen werden." *)

Bei solchen Zuständen dürfte es aber auch kein revolutionäres Begehren der russischen Liberalen seyn, wenn sie auf Veröffentlichung des Budgets dringen und überhaupt meinen, daß die Publicität das einzige Heilmittel sei, welches die Finanzen des Staats etwa noch retten könnte. Ihre Hoffnung ist trotzdem gering. „Schon bei Gelegenheit der Steuererhöhung vom 2. Febr. 1810", sagt Fürst Dolgorukow, „hat Alexander I. sein kaiserliches Wort für Veröffentlichung des Budgets verpfändet. Warum ist es nach einem halben Jahr-

---

*) La vérité sur la Russie p. 274.

hundert noch nicht eingelöst? Aus zwei Gründen: man will die ungeheuren Ausgaben der Civilliste nicht an die Oeffentlichkeit kommen lassen, und die Camarilla will die geheimen Gratifikationen nicht verlieren, welche für gewisse Personen bis zu Beträgen von 100,000 Rubel gegeben zu werden pflegen." *)

Man sieht: die russischen Finanzübel gründen sehr tief, sie sind eine sociale Krankheit, die bei den gegenwärtigen Volkszuständen unheilbar scheint. „Es muß anders werden": das ergibt sich auch aus diesem Gesichtspunkte. Aber Niemand weiß wie, und das Vertrauen in die Zukunft fehlt wenigstens dem Capital ganz und gar.

Kaum war der Pariser Friede geschlossen, so erhielt das russische Volk von Alexander II. das werthvolle Angebinde, daß die Rekrutirung nun auf vier Jahre unterbleiben solle. Dieß ist auch geschehen und bald verkündeten die Blätter noch andere sehr bedeutende Reduktionen in der Armee, für die seit Peter I. alle Kräfte des Landes aufgebraucht zu werden pflegten. Rußland gab vor, seine Friedensliebe damit dokumentiren zu wollen, und Europa zweifelte lange, ob die angebliche Verminderung des Militärs nicht bloß auf täuschendem Schein beruhe. Aber mit Unrecht; sie hat wirklich stattgehabt. Nicht nur daß jene kostspieligen Einrichtungen, welche das Soldaten-Regiment Nikolaus' I. charakterisirt hatten: die Militär-Colonien, die Kantonisten-Anstalten **) und die alte

*) L. c. p. 274.

**) In denselben mußten alle Soldatenkinder wieder zu Soldaten erzogen werden. Der neue Czar hob diesen Zwang auf.

Reserve ganz aufgelöst wurden, womit das Kriegsbudget um etwa 300,000 Köpfe erleichtert ist,*) sondern auch die aktiven Corps erfuhren solche Veränderungen, daß die russische Armee jetzt kaum noch ein Drittel so stark ist als unter Nikolaus I. Freilich war aber diese Selbstschwächung nicht so fast ein freiwilliger Ausfluß der russischen Friedensliebe als vielmehr eine bittere Nothwendigkeit, denn die Staatsfinanzen vermochten die alte Last absolut nicht mehr zu tragen.

Die Reduktion muß zudem eines besonderen Umstandes wegen in Rußland noch nachhaltiger wirken, als in jedem andern Lande. Der russische Rekrut bedarf nämlich zu seiner Ausbildung wenigstens dreimal so viel Zeit als der französische. Nun ist aber eine neue Rekrutirung bis zur Stunde nicht vorgenommen worden. Ja, man scheint nicht ohne Besorgniß heute oder morgen daranzugehen, der Armee frisches Blut zuzuführen, und die Unvorsichtigkeit zu spät zu bereuen, daß man die Rekrutirung ganz abkommen ließ, anstatt sie nur zu vermindern, um die Bauern nicht aus der Gewohnheit kommen zu lassen. Da nämlich den Gutsherrn die Pflicht oblag, aus ihren Leibeigenen die Rekruten zu stellen, so setzte sich bei der Bauerschaft um so mehr die fixe Idee fest, daß die Leibeigenschaft hauptsächlich in der Rekrutenstellung bestehe, welche für sie der schrecklichste der Schrecken ist, und daß mit der Emancipation vor Allem die Befreiung vom Soldatenstande gemeint sei. „Man singt in den Dörfern das laute Loblied des Kaisers, der den jungen Bauern den geschornen Kopf spare; kommt dann endlich die Rekrutirung, wie sie doch über lang oder kurz kommen muß, so wird Enttäuschung und Entmuthigung der übelsten Art, vielleicht auch Widerstand nicht ausbleiben.“ Man hat es als einen glänzenden Beweis des Vertrauens ausgelegt, daß eigentliche Bauern-Unruhen, wie sie sonst all-

---

**) Histor.-polit. Blätter 1858. Bd. 41. S. 336.

jährlich vorkamen und in Rußland eine so gefürchtete Sache waren, nicht mehr stattgehabt hätten, seitdem der Kaiser gesprochen.*) Wie aber, wenn diese Loyalität ihren Grund wirklich nur in einem großartigen Mißverständnisse hätte?

Trotz seiner auf ein Minimum reducirten Armee ist Rußland doch hinter seiner Mission in Asien nicht zurückgeblieben. Es hat sich im Amurlande und gegen China colossale Länderstrecken annexirt, es bringt östlich vom kaspischen Meere unaufhaltsam gegen Indien vor, und noch vor Ende des Jahres 1859 hat es den Müriden-Propheten Schamyl gefangen genommen, dessen Völkerstämme unterworfen und so eine unangreifbare Stellung im Rücken des osmanischen Reiches gewonnen. Nach der europäischen Seite hin wird aber Rußland eben jetzt — es ist wie ein Fingerzeig der Vorsehung! — eine thätige Rolle mittelst militärischen Drucks auch beim besten Willen nicht übernehmen können; insoferne ist die asiatische Weltmacht zu einer Macht zweiten Rangs in Europa herabgesunken. Tonangebend vermag sie hier nirgends aufzutreten, es erübrigt ihr nur, im Gefolge einer andern Macht ihren Vortheil zu suchen. Schätzbar kann sich Rußland einer solchen Macht allerdings machen, aber nur durch die Schlauheit seiner Diplomatie und durch seine Flotte. Denn die russische Flotte ist nicht reducirt, vielmehr mit dem Aufgebot aller Kräfte vermehrt und umgebaut worden. Ihre natürliche Allianz ist aber die Allianz mit Frankreich gegen England!

*) Kreuzzeitung vom 21. Okt. 1858; vgl. Allgemeine Zeitung vom 10. April 1860.

XV.

Das Eigenthum der Kirche.

Eine bekannte Partei und Minister und Volksvertreter, welche von dieser Partei getrieben, gezogen und geführt werden, empfinden großen Kummer darüber, daß sie das Bestehen der katholischen Kirche noch immer nicht verläugnen können; aber sie mildern ihren Schmerz damit, daß sie die Geltung und die Kraft des Kirchenrechtes verneinen. Wohl wissend, daß jedes Institut zerfallen muß, welches Etwas von ihrer Weisheit empfängt, wollen diese Männer und Männlein auf jeder Scholle, die ihrer ephemeren Herrschaft untersteht, der Kirche ihr besonderes Recht machen, und sie meinen ganz einfach, die größte Weltanstalt soll ihre Geschichte verläugnen, ihre Verfassung und ihre Gesetze aufgeben, sie soll sich in Theilchen zersplittern, deren jedes von den Zugeständnissen lebte, die es von dem Gutdünken der Bureaukratie und der Vertretungen auf Wohlverhalten empfängt. Zum Heile der Welt, als Hort der allgemeinen Freiheit wird die katholische Kirche ihre Einheit und ihre Selbstständigkeit wahren; im Laufe von anderthalb Jahrtausenden hat sie alle furchtbaren Erschütterungen überstanden, hat alle Staaten und alle Dynastien überlebt, darum werden die Bewegungen unserer Zeit nicht ihre Grundfesten erschüttern; sie wird bestehen, wenn die

heutigen Staaten vergangen sind, und ihr ureigenes Recht wird ein ewiges seyn.

Das Kirchenrecht ist ein festes geschichtliches Recht, es unterliegt nicht den Auffassungen von Berühmtheiten des Tages, es weicht nicht den Launen einer wetterwendischen Zeit, und es wird nicht geschoben, gerückt und in unnatürliche Formen gepreßt; aber wie jedes Institut, wenn auch ewig in seinem Wesen, ist das kirchliche Rechtssystem der Fortbildung bedürftig und fähig. Vortreffliche Köpfe haben sich damit beschäftigt; sie haben gesondert und gesichtet, sie haben aus den Urquellen geschöpft, sie haben der inneren Anordnung zweckmäßige Formen gefunden, die Darstellung einfach und klar und den Reichthum des Stoffes zugänglich gemacht. Nur Wenige können große Lehrbücher schreiben, aber Viele können einzelne Gegenstände untersuchen, und diese Untersuchungen berichtigen die Irrthümer, heben die Zweifel und verbreiten die Kenntniß der Einzelnheiten; sie geben den großen Arbeiten den vorbereiteten Stoff, sie fördern die Wissenschaft und befestigen und klären das positive Recht. Der Rechtslehrer in Tyrol hat darum sehr weise gehandelt, daß er ein Organ für die Fortbildung des Kirchenrechtes gegründet hat, welches zerstreute Kräfte zu gemeinsamer Wirksamkeit bringt, und er verdient um so größeren Dank, als man es sich anderwärts zur Aufgabe macht, das alte Recht zu verlästern und als die Schwierigkeiten groß sind, welche seinem Unternehmen von selbst entgegenstehen oder absichtlich entgegengeworfen werden*).

In diesem Organ**) befindet sich eine Arbeit, deren Gegenstand die größte Aufmerksamkeit nicht nur des Canonisten,

*) Archiv für katholisches Kirchenrecht mit besonderer Rücksicht auf Oesterreich und Deutschland, herausgegeben von Ernst Freiherrn von Moy de Sons. Innsbruck, Vereinsbuchdruckerei des J. Aufschläger.

**) Band IV. Heft 10, 11, 12 und Bd. V. Heft 1.

sondern des Richters, des Staatsmannes und des Publicisten erregen muß. Sie führt den Titel:

Ueber das Rechtssubjekt, die Vertretung, Verwaltung und Verwendung des Kirchen-, Schul- und Stiftungs-Vermögens, mit besonderer Rücksicht auf die erzbischöfliche Verwaltungs-Instruktion für Hohenzollern. Von dem erzbischöflichen Kanzlei-Direktor Dr. Maas in Freiburg.

Wenn der Gegenstand durch sich selbst und durch die Controversen der Kenner des öffentlichen Rechtes ein allgemeines Interesse besitzt; wenn dieses Interesse in jetziger Zeit noch erhöht wird durch die Streitigkeiten, welche in deutschen Landen aus der Regelung der kirchlichen Verhältnisse entstanden sind: so frägt man mit Recht, warum der Verfasser den großen Gegenstand an eine besondere Instruktion über die Verwaltung der Kirchengüter in den kleinen Fürstenthümern Hohenzollern knüpft? Diese Verbindung hat aber eine natürliche Veranlassung, welche sich mit dem allgemeinen Interesse gar wohl verträgt. Durch die Begrenzungsbulle vom 16. August 1821, „Provida solersque“, sind die hohenzollern'schen Lande, ehemals zu dem Bisthum Constanz gehörend, der oberrheinischen Kirchenprovinz, und zwar der Erzdiöcese Freiburg zugetheilt, und diese Eintheilung ist durch die Vereinigung der Fürstenthümer mit dem Königreich Preußen nicht geändert worden. Unter dem 5. Januar 1858 ist zwischen der königlich-preußischen Staatsregierung und dem Erzbischof von Freiburg eine Vereinbarung abgeschlossen worden, welche, die Grundsätze des gemeinen Kirchenrechtes anerkennend, die Verwaltung der Kirchengüter der geistlichen Behörde überläßt, und den Staatsbehörden nur ein wenig ausgedehntes Aufsichtsrecht vorbehält. Auf den Grund dieser Vereinbarung hat unterm 1. Juli 1858 der Erzbischof, als natürlicher und anerkannter Verwalter des Kirchengutes, seine „Instruktion für die Verwaltung des Kirchen-, Pfarr- und Stiftungsvermögens im hohenzollern'schen Bisthumsantheil“ erlassen, und es ist diese bis jetzt in

Uebung, ohne daß eine Schwierigkeit oder ein Conflikt entstanden wäre. Die großherzoglich-badische Staatsregierung aber hat unveränderlich ihr System festgehalten und die Verwaltung des Kirchenvermögens durch ihre Organe im Namen des Staates geführt, und so besteht denn in der Erzdiöcese Freiburg das eigenthümliche Verhältniß, daß in dem kleineren preußischen Antheil der Erzbischof die Verwaltung des Kirchenvermögens selbstständig führt, in dem viel größeren badischen Antheil jedoch von dieser ganz und gar ausgeschlossen ist.

Schöne Redensarten finden sich in der Abhandlung so wenig als kühne überraschende Schlüsse. Die ganze Erörterung schreitet höchst einfach und natürlich zu ihrem Ziele vor, denn sie bewegt sich durchaus auf dem Boden der Geschichte und des positiven Rechtes, und so haben sich deren Abtheilungen von selbst ergeben, und die Anordnung liegt dem gesunden Menschenverstande so nahe, daß die einfache Angabe derselben genügen könnte, um einen durchaus richtigen Abriß der Untersuchung zu schaffen.

In einer gedrängten Darstellung der geschichtlichen Ausbildung der Verwaltung des Kirchenvermögens (§. 2) ist nachgewiesen, daß schon Constantin die Kirche, in Beziehung auf Vermögen, als eine neben dem Staate bestehende Universitas anerkannte, daß die folgenden Kaiser diese Anerkennung aufrecht erhielten, und daß deren römisches Recht der Einen allgemeinen Kirche die juristische Persönlichkeit, das Recht, Eigenthum zu besitzen, und die früheren Privilegien der heidnischen Tempel verlieh. Die Kirche trat als „die große, vom heiligen Geiste belebte, einheitliche Corporation, als der Eine mystische Leib des Einen Gottes mit dem Einen Zweck, als Ein einheitliches Rechtssubjekt auf". Diese einheitliche Körperschaft wurde in der Diöcese von dem Bischof repräsentirt, aber sobald sich diese in jedem Sprengel „lokale Stationen geschaffen und ihnen mit eigenen Zwecken auch die eigenen hiezu tauglichen

Mittel ausgeschieden hatte, finden wir in den römischen Rechtsquellen auch diese als Rechtssubjekte, als juristische Personen":

„Dieses eigenthümliche Rechtsinstitut, vom Eigenthum der Kirche an allen zu ihren Zwecken existirenden Fonds und vom Nutzeigenthum der einzelnen kirchlichen Institute an den zu deren besonderen Zwecken gewidmeten Stiftungen, wird vom christlich-germanischen Geiste immer bewußter und eigenthümlicher ausgebildet und bildet bald die Grundlage der germanischen Reichs-Institution selbst. Die germanischen und die Rechtsquellen des canonischen Rechtes im Mittelalter sprechen denn auch von einer proprietas und possessio, einem dominium der Kirche und der kirchlichen Institute; wie denn auch der Ausdruck „feudum parochiale" und für den Kirchenfond „feudum ecclesiasticum" vorkömmt. Die katholische Kirche ist, in vermögensrechtlicher Beziehung, eine universitas ordinata, deren Vertreter in hierarchischer Ordnung der Papst und die Bischöfe, letztere kraft eigenen Rechtes, für das Kirchengut in ihren Diözesen sind. Dieses Rechtsverhältniß wurde auch nach der Absonderung und Lokalisirung des Kirchenvermögens in die einzelnen lokalen Fonds nicht geändert. Der Bischof stellte durch das ganze Mittelalter hindurch (mit wenigen lokalen Ausnahmen, die zu Ende desselben und in der neuesten Zeit meist via facti eingetreten sind) die Oekonomen und Unterverwalter des Kirchengutes an, übte die Disciplin über sie aus, handhabte das Oberaufsichts-, Verwaltungs- und Verwendungsrecht über das Kirchenvermögen nach den Bestimmungen des canonischen Rechtes, und insbesondere wurde die Kirche als Rechtssubjekt von ihm und seinen Beamten unter Ausschluß jeder direkten und positiven Betheiligung der weltlichen Obrigkeit bei der Leitung und Verwaltung desselben vertreten."

Die Reichsgesetze anerkannten fortwährend die Kirche als Eigenthümerin ihrer Güter, die Bischöfe als die rechtlichen Vertreter, und sie wahrten diesen ihre Rechte zur Verwaltung, Verwendung, zur Aufsicht und zur Vertretung des katholischen Gesellschaftsvermögens. So geschah dieß noch besonders in dem Frieden von Osnabrück, welcher (Art. V und VII) die

Rechte der Kirche und ihrer Vertreter feierlich verwahrt und (Art. XVII) den Vertrag für ein Reichsgesetz erklärt (haec transactio sit perpetua lex et pragmatica Imperii sanctio, obligans Ecclesiasticos aeque ac Politicos). Spätere Wahl-Kapitulationen, Friedensschlüsse und andere Verträge hielten diese Bestimmungen aufrecht, und selbst der Reichs-Deputations-Hauptschluß stellte die Aufrechthaltung des westphälischen Friedens als Bedingung auf, unter welcher die säkularisirten Kirchengüter erworben wurden.

Erst unter dem Rheinbund wurde in Deutschland das sogenannte „Kirchenstaatsrecht" zur Geltung gebracht und die Verwaltung des Kirchengutes den Staatsbehörden überwiesen, und zwar in solcher Ausdehnung, daß in manchen Staaten, wie z. B. in dem Großherzogthum Baden, dem Bischof kaum eine sehr beschränkte Einsicht gestattet wurde.

Nach dieser geschichtlichen Einleitung wird nun (§. 3) der Beweis versucht, daß das Gut der Schulen und der milden Stiftungen nur ein Annex des Kirchenvermögens sei, und wie dieses der bischöflichen Jurisdiktion unterstehe. Gewiß ist es, daß das römische Recht dieses Verhältniß anerkannte, daß das Concilium von Trient (sessio 22. Decret. de reform. c. 8, 89) das Recht der Kirche und der Ordinarien ausdrücklich wahrt, daß selbst nach der josephinischen Zeit die Gesetzgebungen deutscher Länder (z. B. bad. Rescript vom 28. Okt. 1790) keinen Unterschied zwischen Kirchengut und dem Vermögen milder Stiftungen festgestellt haben, und daß erst nach der Säkularisation die Lehre von der Verschiedenheit der beiden Vermögen zur praktischen Geltung gebracht worden ist. Wenn der Verfasser mit Berufung auf die verschiedenen Landesgesetze den Satz aufstellt, daß „nach dem bestehenden Rechte das milde Stiftungsvermögen wie das Kirchengut zu behandeln" sei, so geht das allerdings aus seinen Erörterungen hervor, und ebenso folgerichtig schließt er, daß „bei den, nicht durch bischöfliche Autorität errichteten, frommen Stiftungen der Or-

dinarius das Aufsichtsrecht über die Erhaltung des Zweckes derselben, das Visitationsrecht, das Recht der Einsicht der Rechnungen habe, welche Rechte er in eigener Person oder durch einen Stellvertreter ausüben könne". Wenn aber behauptet wird, diese Rechte sei der Bischof sogar gegen die lex fundationis auszuüben berechtigt, so möchte dieß wohl noch einer genaueren Erörterung bedürfen.

Wo die Kirche erscheint und ihren Zweck erfüllt, da thut sie es als einheitlicher Organismus; das Mittel zur Erfüllung ihres Zweckes ist ihr Vermögen. „Die Kirche hat ihren Entstehungs- und Rechtsgrund nicht in der Gemeinde oder in den einzelnen kirchlichen Instituten, sondern in Christus. Sie pflanzt sich eben so durch die von ihm gesetzten Stellvertreter fort; sie hat zur Erfüllung ihrer örtlichen Bedürfnisse die Pfarrsprengel abgegrenzt, verändert und aufgehoben, aber nie das ihr zustehende Eigenthumsrecht auf die zu ihren Zwecken nur von ihr ausgehenden Institute übertragen" (§. 4). Daß die Kirche als der wahre und wirkliche Eigenthümer ihres Vermögens betrachtet wurde, das geht aus den Stiftungsurkunden bis in die neueste Zeit hervor. Das römische und das canonische Recht sowie die Reichsgesetze behandeln sie als das eigentliche Rechtssubjekt; es liegen gerichtliche Entscheidungen vor, welche nach dem Reichs-Deputationshauptschluß in diesem Sinne gegeben worden sind, und selbst das preußische Landrecht (Thl. II. Tit. 11. §. 170) spricht das Eigenthumsrecht der Religionsgesellschaften unzweideutig aus, und französische Juristen wie Marcadé, Merlin behaupten die juristische Persönlichkeit und das Eigenthumsrecht der Gesammtkirche.

Die politischen und die Kirchengemeinden sind somit nicht Rechtssubjekte des Kirchengutes (§. 5). Erst Scarpi und J. H. Böhmer folgerten daraus, daß ursprünglich die Kirchengüter gemeinschaftlich, d. h. in der Hand des Bischofes waren: es seien die Gemeinden die Eigenthümer. „Aus der Genuß-

berechtigung an dem Vermögen einer Universitas kann aber offenbar kein Eigenthum daran gefolgert werden, sonst wären die Armen in einem Spital die Allmendgenußberechtigten Eigenthümer des Spital-, resp. Gemeindevermögens". Aus einer scharfen Beleuchtung des Wesens und der positiven Verhältnisse ergibt sich der Schluß: „Die Parochianen haben wohl das Recht, Segnungen der Kirche zu usufruiren, sie sind aber nicht die Kirche, sondern Glieder dieser Universitas, sie bilden als solche keine eigene Corporation. Die Kirchengemeinde ist gar keine juristische Person, sie hat keinen eigenen Zweck, keinen Willen, für sich sondern für die Kirche zu erwerben und zu besitzen; sie hat keine eigenen Vertreter, sondern sie steht unter den Vertretern der Kirche". Im Großherzogthum Baden werden die Stiftungsvorstände allerdings von den Genossen des Kirchspieles gewählt; aber sie werden von dem „Oberkirchenrathe", also von der Regierung bestätigt, welche thatsächlich das Kirchengut vertritt. Der Stiftungsvorstand ist auch nicht der Vertreter der Gemeinde, sondern des Kirchengutes, er berathet unter dem Vorsitz des Pfarrers und nimmer im Namen der Gemeinde. Die Wahl begründet daher in keiner Weise ein Eigenthum am Kirchengut. Es ist bemerkenswerth, daß gerade im Großherzogthum Baden die wühlerische Partei Abfall und Sektirerei dadurch zu bewirken sucht, daß sie den Bauern den möglichen „Rückfall der Kirchengüter" an die politischen Gemeinden vorspiegelt.

Wenn man weiß, daß es unzählbare partikular-rechtliche Bestimmungen gibt, um „die Rechte des Staates auf das Kirchenvermögen" zu wahren, so fragt man billig, worin diese Rechte bestehen (§. 6). Die angesehensten Kenner des öffentlichen Rechtes sprechen aus, daß das Kirchengut Privatgut, d. h. Vermögen sei, dessen Eigenthum nicht dem Staate, sondern physischen oder moralischen Personen zusteht, und daraus, schließen sie weiter, stehe der Kirche das Recht zu, ihr Vermögen ausschließlich zu besitzen. „Es ist", sagt Klüber,

„weder der Verfügung noch der Verwaltung des Staate[s un-]
terworfen; der Staat darf durch seine Behörden ohne [Zustimmung]
der kirchlichen Eigenthums nicht dazu schreiten, das [Kir-]
chengut oder das Vermögen der frommen und milden [Stif-]
tungen zu verwalten“. Dessenungeachtet haben aber [die]
Staaten ihr sogenanntes Aufsichtsrecht so ungebührlich a[us-]
gedehnt, daß sie die Verwaltung der Kirchengüter als St[aats-]
sache ganz an sich rissen, und nachträglich haben sie fü[r ihre]
Gewaltthat auch Rechtstheorien gesucht. Diese beleucht[et der]
Verfasser; er zeigt, daß ein staatliches Verwaltungsrech[t über]
Kirchengüter weder aus dem Herkommen und der Verjäh[rung,]
noch aus dem vernünftig aufgefaßten Majestätsrecht, [noch]
aus dem weiten und schwankenden Begriff der Staatsw[ohl-]
fahrt hergeleitet werden könne. Alle diese Theorien der [Kanz-]
leien sind allerdings schon lang auf ihren wahren Wert[h ge-]
bracht, aber es ist dennoch schön, wenn man die Sac[hen]
recht beisammen erhält. Für den Satz, daß „das Auf[sichts-]
Recht des Staates dessen Befugniß enthalte, die Kirch[e zu]
beobachten und allen Schaden zu verhindern, welcher aus [kirch-]
lichen Instituten ihm zugehen könnte“, hat Hr. Dr. [...]
viele Autoritäten angeführt; die beste ist der gesunde [Men-]
schenverstand, und doch fordert dieser noch eine weitere E[rläu-]
terung. Offenbar hat der Staat ein großes und unmitt[elba-]
res Interesse daran, daß das Kirchengut erhalten und
dessen Einkünfte für ihren Zweck verwendet werden. [Dieses]
Interesse gibt ihm nun allerdings kein eigentliches Recht, [aber]
es verpflichtet ihn, Einsicht von der Verwaltung zu ne[hmen]
und in gewissen Fällen mitzuwirken, und die Kirche sol[l ihn]
daran nicht hindern. Das liegt zwar schon in den oben [an-]
geführten Worten, aber es ist gut, wenn man es aussp[richt.]
So ist es denn auch von vernünftigen Gesetzgebungen [be-]
stimmt, so wird es in Hannover, in Kurhessen und in [Preu-]
ßen im Allgemeinen gehalten. In der badischen Conve[ntion]
vom 28. Juni 1859 wurde noch mehr zugestanden, denn

bestimmte eine gemeinschaftliche Verwaltung, in welcher nach der Natur der Verhältnisse die Staatsregierung ein entschiedenes Uebergewicht gewänne.

Da die Erwerbsfähigkeit der Kirche wohl noch von Niemanden im Ernst bestritten worden ist, so handelt es sich hier (§. 7) nur um die Staatsgenehmigung der Schenkungen. Es ist anerkannt, daß ein Testament oder eine Schenkung gültig ist, auch wenn sie keine bestimmte Person nennt, sondern im Allgemeinen nur „die Armen, die Schulen" ꝛc. als die Beschenkten bezeichnet. Erst die sogenannten Amortisationsgesetze, welche im späten Mittelalter entstunden, haben Stiftungen der landesherrlichen Genehmigung unterworfen. Daß nur politische Gründe diese Gesetze hervorgerufen haben, das unterliegt freilich keinem Zweifel, wohl aber scheinen sie nicht allein aus der Steuerfreiheit des Kirchengutes entstanden zu seyn. Billigerweise muß man ein wirkliches Interesse des Staates darin erkennen, daß nicht liegende Güter in ungeheurer Ausdehnung in todte Hand fallen, aber das ist heutzutage nicht mehr möglich, und da jetzt überall auch die Besitzungen der Kirchen und der Stiftungen, wie alle anderen, steuerpflichtig sind, so ist in den meisten Staaten durch Gesetz oder Uebereinkunft die landesherrliche Genehmigung aufgehoben, und sie besteht nur noch in deutschen Landen. Im Großherzogthum Baden ist die Staatsgenehmigung der Stiftungen durch einfache Verordnung vom 10. April 1833 vorgeschrieben, folglich, wie Hr. Maas meint, nicht auf den betreffenden Landrechtssatz (910) gegründet. Das erscheint uns nun allerdings sehr zweifelhaft, obschon wir übrigens auch der Ansicht sind, daß die Kirche wie jede andere rechtlich bestehende Corporation erwerbfähig geblieben sei, sich aber wie diese bezüglich der Formen der Rechtsgeschäfte, Besitz, Erwerbstiteln ꝛc. nach den bestehenden Civilgesetzen richten müsse.

In der Erörterung der Rechtsverhältnisse der Kirche zu den einzelnen kirchlichen Instituten (§. 8) hat sich der Verfas-

ser auf einen neuen Boden gestellt. Selbstverständlich ver
er die Ansicht von Pehem, Sauter und Evelt, n
den kirchlichen Instituten volles Eigenthum zusprechen;
stimmt nicht mit Richter überein, welcher denselben nu
„beschränktes" Eigenthum anerkennt, und er nähert sich W
ter, welcher das Eigenthum zunächst dem kirchlichen In
unter der Verwahrung zuschreibt, daß dessen Vermögen
mer ein Theil des gesammten Kirchengutes der Diöcese b
und daß das Gut des Bisthums, wenn es zu existiren
höre, an die „übrigen Kirchen" falle. Das Eigenthum,
Hr. Maas, als die volle rechtliche Herrschaft über eine
perliche Sache könne nur einer Person zustehen, weßhal
condominium in solidum rechtlich undenkbar sei; ein s
aber bestände, wenn man mit Walter annehmen wollte,
das Eigenthum den einzelnen kirchlichen Instituten und
Kirchengut der Diöcese zustehe, und daß deßhalb das Gu
nes unterdrückten Bisthums den einzelnen Kirchen
falle. „Das Eigenthum der Gesammtkirche am Vermögen
kirchlichen Institute constatirt sich insbesondere, wenn wi
Natur des Dominium im Gegensatz zu den Jura in re
Auge fassen". Schulte erklärt die verschiedenen einze
mit juristischer Persönlichkeit begabten, kirchlichen Anstalten
Eigenthümer des Kirchengutes, und Dr. Maas nimmt
Vordersätze an, zieht aber daraus ganz andere Folgerun
Wir beklagen, daß wir die scharfsinnigen und interessanten
örterungen hier nicht mit einiger Ausführlichkeit darstellen
nen, denn sie geben eine gar klare Einsicht in die betr
den Verhältnisse. Die Erörterung führt auf sehr ungez
gene Art zu folgenden Schlüssen:

„Der Inbegriff der Rechte der einzelnen kirchlichen In
am Eigenthum der Kirche bildet ein ähnliches Rechtsverh
wie die Jura in re des Vasallen am Feudum, nur daß
der Rechtsinhaber eine juristische, hier eine physische Perso
Dieses Rechtsverhältniß konnte im römischen Recht sich ni

klar entfalten, weil damals die einzelnen kirchlichen Fonds entweder gar nicht oder nicht scharf vom Kirchengut getrennt waren. Wir haben jedoch gesehen, daß es an den Beneficia militaria ein Vorbild hatte." „Wie der ganze mittelalterliche Staat, so war insbesondere das Fundament seiner Organisation, das Feudalinstitut ganz den kirchlichen Instituten nachgebildet. Die Rechtsgeschichte des Feudum und dieser Institute ist ganz dieselbe. Wie diese anfänglich nur precario ausgeschieden wurden, so war das Lehen anfangs auch nicht erblich. Von beiden wird der Ausdruck „Beneficium" und „Feudum" gebraucht. Das kirchliche wie das weltliche Beneficium hat keinen selbstständigen, sondern das eine einen kirchlichen, das andere einen Staatszweck. Wie der Kirche, so steht auch dem Dominus feudi das Dominium beneficii zu. Beim Erlöschen des Lehensverhältnisses fällt das volle Eigenthum dem Lehensherrn zu. Wie das kirchliche Institut, so wird das Lehen von dem Dominus errichtet. In den Pfarrerektionsurkunden z. B. spricht der Repräsentant der Kirche: auctoritate ordinaria et a sacro concilio Tridentino delegata, dismembramus erigimus et assignamus. Ebenso constituirt der Lehensherr das Lehen: cum pratis, pascuis, rivis etc., acquisitis et acquirendis et omni utilitate fructuum cum tota juris integritate." „Das Lehen verpflichtet den Vasallen, wie den Benefiziaten die Kirche, zur Treue und zu Diensten, gibt ihm, wie den kirchlichen Instituten, den Usufructus, die possessio, die nächste Verwaltung; die utilis rei vindicatio berechtiget ihn zur Erwerbung von Rechten gegen jeden Dritten, also auch gegen andere Vasallen. Der Lehensherr hat unter Beachtung der gesetzlichen Formen dasselbe obere Verwaltungs-, Verwendungs- und Vertretungsrecht wie die Kirche. Der Kaiser ist Prodominus aller Lehengüter, wie der Vertreter der Kirche über alle Güter kirchlicher Institute. So verfügt die Aurea Bulla c. VII. §. 5: Si quis aliquis ex hujusmodi principatibus *imperio vacare* contingeret, tunc Imperator seu rex Romanorum de ipso *providere* debebit et poterit, tanquam *de re* ad se et imperium *devoluta*. Der Lehensherr verleiht und investirt auf das Feudum wie der Ordinarius auf das Beneficium. Der Vasall kann sine consensu Domini nichts von dem Feudum

verpfänden, verkaufen oder vermiethen. Er muß wie der Benefiziat das juramentum fidelitatis ablegen und wird wie dieser vom Dominus propter delicta beneficio privirt. Wenn man den Umstand, daß der Vasall eine physische, das einzelne kirchliche Institut eine juristische Person ist, welches nur so lange als sein Zweck existirt, ins Auge faßt, so wird sich die Ueberzeugung feststellen, daß das Rechtsverhältniß des Letzteren zur Kirche ganz das des Feudum ist. Weil das kirchliche Institut nicht physisch stirbt, so ist natürlich keine Lehensmuthung nothwendig. Da es mit seinem Zwecke aufhört, das Feudum aber so lange dauert als die Nachfolger des Vasallen ihre Pflicht erfüllen, so ergibt sich die Nichtausführbarkeit der incorporatio etc. feudi in diesem Falle von selbst, wogegen die incorporatio wie die translatio feudi beim Heimfall des Lehens (Aufhören des einzelnen kirchlichen Instituts) Platz greift."

Alle diese Aehnlichkeiten sind in der Abhandlung sorgfältig ausgeführt und belegt. Ob das Lehensinstitut nach dem Muster der kirchlichen Anstalten ausgebildet worden, oder ob der umgekehrte Fall stattfinde, das ist eigentlich sehr gleichgültig. Eine jede Zeit hat ihre Anschauungen und ihre Formen, unter welchen Alles sich bildet, was sie schafft. Dagegen hilft kein Widerstreben; bewußt oder unbewußt werden diese Anschauungen und diese Formen, wie in die Kunst und in die Wissenschaft, so in die Verhältnisse der Gesellschaft und aller Gemeinwesen getragen. Es liegt in dem allgemeinen Gang der Cultur, daß auch im Mittelalter der Staat und die Kirche ihre Institute nach gleichen Grundsätzen errichtet und unter den gleichen Formen ausgebildet haben.

Ohne Zweifel ist dieß der wichtigste Theil der Abhandlung. Der Verfasser behandelt nun noch in sieben weiteren Abtheilungen (§. 9 bis §. 15) die Constituirung und die Rechte des Stiftungsvorstandes, die Verwaltung, Verwendung und Vertretung des Kirchenvermögens durch den Stiftungsvorstand, die Sorge des Stiftungsvorstandes (Heiligenpflege) für die Erhaltung und Bewahrung der Urkunden und Effekten, die

Verwendung und Veräußerung des Kirchenvermögens, das Rechtsverhältniß des Stiftungsvorstandes zum Rechnungswesen, die Verwaltung des Pfründevermögens und das Rechtsverhältniß der Bepfründeten, sowie die sogenannten Intercalargefälle, und endlich das Rechtsverhältniß des Patrons. Mit der bisherigen Gründlichkeit werden die kirchlichen Anordnungen festgestellt und überall die Aehnlichkeit der kirchlichen mit den Lehensinstituten nachgewiesen. Das Princip geht überall durch. Da nun gerade diese Erörterungen nicht nur ein geschichtliches und ein wissenschaftliches, sondern auch ein fast unmittelbar praktisches Interesse darbieten, so beklagen wir, daß der Raum und die Bestimmung dieser Blätter eine besondere Darlegung nicht gestattet.

Die Abhandlung wird nicht unbeachtet bleiben, sie wird ohne Zweifel eine Controverse hervorrufen, und wenn solche von dem geistvollen Schulte geführt wird, so muß sich zum Gewinn der Wissenschaft ein festes Ergebniß herausstellen. Dr. Maas kennt die Literatur, er hat aus den Quellen geschöpft, und Jeder kann sich der Menge von Citaten erfreuen. Um jedoch recht aufrichtig zu seyn, muß ich offen bekennen, daß nicht der Scharfsinn und die Gelehrsamkeit des Verfassers, und vielleicht nicht einmal die innere Wichtigkeit seiner Arbeit mich zu dieser Besprechung bestimmt haben. Der Ernst einer geschichtlichen Rechtsentwicklung zeigt die Achtung für die Idee des Rechtes und das gewissenhafte Streben deren Ausdruck in einer großen Sache zu finden; wo aber ein solches erscheint, da gewinnt der geistesgesunde Mensch wieder Vertrauen und er sagt sich, daß die Zeit auch vorübergehen werde, welche die Geschichte verläugnet, welche die Verträge bricht, das Recht verhöhnt und frevelhaft die Heiligthümer der Menschheit entehrt.

Im Juli 1860.

Balderich Frank.

XVI.

Zeitläufe.

Die Spannungen zwischen London und Damaskus.

Den 10. August 1860.

Wir haben uns nicht getäuscht: Er hat seine katzenfreundliche Hand noch einmal nach England ausgestreckt. Die Isolirung Deutschlands ist der Punkt, um den sich alle seine Griffe drehen. Rußland ist ihm ein zu schwacher und herabgekommener Bundesgenosse gegen die vereinigte Macht der Deutschen, die sich nun doch das Rheinland wenigstens nicht diplomatisch abhandeln lassen wollen. Um so mehr muß er bestrebt seyn, sich Englands um jeden Preis zu versichern, dessen Widerstand zu brechen, sei es in Güte oder mit Gewalt. Italien bildet den ausgesuchten Köder für den revolutionssüchtigen Fanatismus der Londoner Regierung, und als der stärkste Beweggrund für England, mit den Tuilerien sich gut zu vertragen, ist neuerdings Syrien dazu gekommen. Daher das Angebot der neuen Allianz. Der Tausendkünstler wird vielleicht gar noch das Meisterstück versuchen, England und Rußland unter Einem Hut in gebrödeten Dienst und Mitarbeit zu nehmen, wofür er ihnen türkisches Land an Bezahlungsstatt anwiese. Sollte aber England wider alles Erwar-

ten nicht Raison annehmen und für das unverrückbare Ziel der französischen Volkspolitik sich nicht hergeben wollen — dann müßte man dieses Hinderniß mit andern Waffen aus dem Wege räumen. Wir stehen dem unversehenen Bruch und dem „lokalisirten" Krieg am Kanal fortwährend ebenso nahe als einer Erneuerung der westmächtlichen Allianz.

Inzwischen fährt die neu entzündete Furie der „Nationalitäten" wie ein ablaufendes Uhrwerk fort, die Lage zu bereiten, welche der Imperator bedarf, um die Rheinfrage überhaupt offen aufwerfen zu können. Garibaldi in Italien, Südslaven, Rumänen, Magyaren sind in die abschüssige Bahn geschleudert, auf der sie gegen die Entschließungen Oesterreichs anrennen müssen; geräth dann der ganze Orient in Flammen, fällt zugleich das Türkenreich in die letzten Züge, dann kann der Mann zu England, oder zu England und Rußland sprechen: „Laßt ihr mir den Rhein, so soll euer Wille und Vortheil auf den zwei großen Halbinseln des Mittelmeers möglichst besorgt und ausgeglichen werden". Das würde ohne Frage eine schwere Versuchung für England seyn, von dem panslavistischen Rußland gar nicht zu reden. Nur um die rechte Lage handelt es sich, welche Er durch die dienstbaren Umsturz-Geister bereiten lassen will; tritt diese gewollte Lage ein, dann gibt es keine Niedrigkeit mehr, deren man sich nicht zu dieser oder jener Macht zu versehen hätte.

Ist vielleicht von Teplitz aus etwas geschehen, was der werdenden Lage bei Zeiten vorbauen könnte? Die wohlgesinnte Zeitungswelt an allen deutschen Flüssen und Bächen jubelt über die Teplitzer Resultate. Daß Deutschland sich wirklich vertheidigen will, wenn es angegriffen wird, das steht heroisch fest; im Uebrigen ist aber der Schleier des Geheimnisses von bedenklicher Dicke. In Berlin tröstet man die bekannte Partei, welche vor Begierde brennt, dem Kaiserstaat einen polnischen Reichstag und polnische Schicksale anzuhängen, mit der „neuen verheißungsvollen Richtung innerer

Politik", welche Oesterreich an der Hand Preußens betreten werde. Nach Außen lautet die verwegenste Aussage über die Beschlüsse von Teplitz dahin: daß sie zwar keinen herausfordernden Charakter hätten gegen irgend eine Macht, aber doch der Fall in Aussicht genommen sei, daß „eine Einmischung Frankreichs in einen möglichen Kampf um Venetien die Dazwischenkunft Gesammtdeutschlands zur Nothwendigkeit mache". Allerdings wäre dieß schon ungleich mehr, als nach den berüchtigten Vorgängen in der preußischen Kammer sich erwarten ließ; aber es wäre doch nur ein Loch in's Wasser, denn der Fall tritt nicht ein. Wie wir stets gesagt, Er will und wird sich in Italien nicht mehr einmischen gegen Oesterreich; Savoyen und Nizza hat er, und wessen er von Italien sonst noch bedarf, das leisten ihm die dienstbaren Geister Cavour und Garibaldi mit oder wider Willen.

Zu spät, um der Lage zuvorzukommen — so wird die Losung von Teplitz endlich lauten. Daß da ein Plan des Imperators durchkreuzt worden sei, soll zwar gar nicht geläugnet werden; aber er hat Pläne zur Auswahl, und ist um Mittel und Wege nicht verlegen, seitdem die wahnsinnige Politik Englands und Preußens im J. 1859 ihm die Schleussen geöffnet und die Machtverhältnisse Europas in Fetzen gerissen hat. Der neueste Beweis seiner Gewandtheit ist vielleicht der glänzendste von allen. Wie man weiß, hat er Oesterreich noch am Tage von Villafranca versucht und ihm sogar die Rückgabe der Lombardei angeboten, wenn es die Losreißung der Rheinlande zugeben wollte. Als jede Aussicht Oesterreich in sein Interesse zu ziehen verschwand, brach er den Engländern zu lieb den Frieden von Villafranca und Zürich; aus dem erwarteten Gegendienst am Rhein scheint dem Lord Palmerston, nach gewissen Andeutungen Horsman's und Kinglake's zu schließen, kein Hehl gemacht worden zu seyn. Als aber das englische Publikum schon wegen Savoyen und Nizza aufbrauste, da ging er um ein Haus weiter und wendete sich

an Rußland. Hier fehlte es freilich nicht am besten Willen, aber an der Kraft; eine Macht, die sich heute noch nicht getrauen darf, die seit fünf Jahren unterlassene Rekrutirung wieder aufzunehmen, verliert auch den diplomatischen Einfluß. Der Imperator hielt ferner große Stücke auf die Pedanterie und Blindheit der deutschen Liberalen und Gothaer, und mit Recht; aber aus seiner Hand wollte man in Berlin das kleindeutsche Nessushemde doch nicht anziehen und das war, wie Kinglake sagt, „kein Wunder". Also wieder linksum! In Baden-Baden hatte er die conservative Maske mit Koburger Anstand getragen, jetzt nimmt er das cordiale Revolutionsgesicht vor, wie es in England beliebt ist, versieht sich mit den verstärkten Motiven, die er inzwischen gewonnen, und präsentirt sich in London. Dieß ist die Geschichte seines meisterhaften Briefes vom 29. Juli an Persigny, vielmehr an Lord Palmerston.

Er spricht so offenherzig, daß man sich fragen muß, ob es ihm da ausnahmsweise einmal ehrlicher Ernst sei? Ohne Zweifel, mit dem was er sagt; die Falle liegt in dem, was er nicht sagt. Die große Bedingung nämlich läßt er seinen alten Freund Pam errathen. Wenn diese Bedingung erreicht, wenn Frankreich befriedigt ist, dann will er allerdings in Frieden des imperatorischen Socialismus leben. „Verständigen wir uns doch", sagt er, „loyal wie ehrbare Leute und nicht wie Diebe, die sich gegenseitig anführen wollen". Darin liegt zugleich ein scharfer Stich: das Diebsgenie ist England, das seinen schlechten Zwecken in Italien zu lieb ihm den Vertrag von Zürich abgemarktet und ihm dennoch den selbstverständlichen Lohn vorenthalten will, ja ihm sogar den armseligen Gewinn von Savoyen und Nizza angeneidet hat, obgleich die Ursache dieser Einverleibung, das „außergewöhnliche Anwachsen Piemonts", von Niemand mehr bewirkt worden ist als eben von England. „Es war schwierig für mich", sagt der Brief sehr bedeutsam, „mich mit England wegen Mittelita-

liens zu verständigen, da ich durch den Frieden von Villafranca Verpflichtungen hatte".

Nun ist es aber die verworfene Politik Neuenglands, daß sie Italien von Grund aus revolutionirt, die türkische Gräuelwirthschaft hingegen unantastbar conservirt haben will. Und zu Beidem verspricht der Imperator seine allmächtige Beihülfe, natürlich unter der nämlichen Bedingung, welche er im geheimen Gespräch mit Kaiser Franz Joseph nach der Schlacht von Solferino, und ebenso in Petersburg und Berlin ausdrücklich oder stillschweigend vorausgesetzt hat. Er will England zu seinem Doppelzweck verhelfen: zum völligen Umsturz in Italien und zur starren Aufrechthaltung der Türkei. So sagt er wenigstens mit dürren Worten. „In Bezug auf Süditalien bin ich von jedem Engagement frei, und ich verlange nicht weniger mich mit England über diesen Punkt zu verständigen, wie über die andern". Und hinsichtlich der Türkei rühmt er sich, seinem Gesandten in Constantinopel die strengste Erhaltung des Statusquo aufgetragen zu haben; denn „es liegt in Frankreichs Interesse, daß die Türkei so lange als möglich lebe". Die Russen hat er natürlich vom Gegentheil verständigt, und auch jetzt verhehlt er nicht die schreckliche Gefahr, die Er allein England zu lieb zu beschwören vermöchte: „Ich fürchte, daß die Intervention in Syrien die orientalische Frage herbeiführen wird".

Den kaiserlichen Brief hat der bornirte Dünkel Neuenglands als eine Allianz-Bettelei verstanden: Napoleon III. „sollicitire". Ja, er sollicitirt, aber mit dem blossen Degen in der Faust: Rhein oder Leben! und es ist höchst gefährlich für ein Volk, von dem andern Volk solche Briefe zu empfangen; denn es erleidet keinen Zweifel, daß Frankreich mit Mann und Roß hinter seinem durch „Mißtrauen" beleidigten Cäsar stünde. Ohnehin ist der welthistorische Brief am fünften Tage nach jener Jammerrede geschrieben worden, in der Lord Palmerston 11 Mill. Pf. für die Befestigung Englands verlangte,

weil die sonst als toll und chimärisch betrachtete Angst von einer französischen Invasion jetzt auch von den nüchternsten Beobachtern getheilt wird. Er, der heuchlerische Schleppträger des Napoleonismus, mußte jetzt selbst diese Besorgniß aussprechen und wörtlich zugestehen, daß die unermeßlichen Reichthümer Londons, die Arsenale und Werften Englands der Gefahr eines plötzlichen Ueberfalls allerdings ausgesetzt seien. Er, der hämische Todfeind Oesterreichs, mußte nun öffentlich die übermächtige Rüstung Frankreichs anklagen und im Briefe des Imperators die gleiche Antwort empfangen, wie im vorigen Jahre vor dem Zuge über die Alpen: „ich läugne diese Thatsache vollständig". Er, der Frevler an allen Ordnungen Europas, mußte nun erklären, daß es ein schweres Verbrechen der Regierung wäre, wenn sie nicht gegen einen von Frankreich zu befürchtenden Versuch, „die brittische Seeherrschaft mit Einem Schlage zu brechen", das Möglichste vorkehrte.

Kurz, diese verruchten Verschwörer im auswärtigen Amte zu London haben ihren Meister gefunden. Vergebens suchen sie England mit einem ordentlichen Kriegsbudget von 468 Mill. Gulden sicher zu stellen. Sie führen Krieg ohne den Krieg, sie morden das Nationalvermögen, und seufzend sagt sich das Land: „wenn Frankreich nicht entwaffnet, so wird ganz Europa bankerott". Trotz dieses letzten Aufgebots der Kräfte ist aber England so wenig wie jede andere Macht der Initiative gegen den Ruhestörer fähig, ja gerade England ist wegen Italien und der Türkei mehr als jede andere Macht von der Huld und Gnade des Napoleonismus abhängig. Wer vermag demnach die Anziehungskraft des napoleonischen Briefes zu ermessen?

Es gibt noch eine besondere Calamität, die dem englischen Kabinet die napoleonische Schonung fast unentbehrlich macht, wovon man freilich in den deutsch-liberalen Blättern nichts findet. Die Augsburger Allgemeine Zeitung z. B. spielt gegen den 2. Dec. die Rolle eines Inquisitors bis an jene

äußerste Grenze, von der nur mehr ein Schritt zur Lächerlichkeit ist; aber sie weiß nichts von den ungleich perfidern Schlichen Englands, sie übersieht gänzlich das englische Sicilien und seine viel gegründetern Beschwerden, sie ignorirt Irland und seine drohende Stimmung. Indeß schmerzt diese Wunde um so tiefer, je mehr man sie verbergen muß. Jene Politik, die von der Times selbst im J. 1847 als „ein socialer Frevel ohne Gleichen" bezeichnet wurde, der auf die bewußte Vernichtung eines Landes zu einem Volk von Bettlern und Vagabunden ausgehe — sie trägt ihre Früchte und verspricht sich zu rächen auf den Wink Napoleons III. Seitdem Hr. Blake in seiner schneidenden Parlaments-Rede den entsetzten Gesetzgebern versichert hat: er kenne die grüne Insel durch und durch, aber „wenn morgen 30,000 Franzosen in Irland landeten, so werde die englische Flagge in vierzehn Tagen von der Insel verschwunden seyn" — seitdem gehen die Hände gar nicht mehr aus, welche das Mene Tekel an die goldenen Parlaments-Wände Englands malen. Sicilien hat in seiner bescheidensten Stimmung von Neapel stets mehr gefordert, als die Irländer jetzt in tausenden von Petitionen verlangen, aber England ist tyrannischer als „König Bomba" war. England und Schottland bilden bewaffnete Freicorps, nur den Irländern ist dieß nicht erlaubt; noch am 31. Juli, in dem Moment, wo unter handgreiflicher Connivenz der englischen Behörden eine blutige Parforcejagd der irischen Orangisten gegen die Katholiken stattfand, hat der Minister dem Parlament vorgeheuchelt: die Erlaubniß des Waffenbesitzes in Irland könnte manchen zufälligen Zusammenstoß zwischen „Orangisten und Ultramontanen" veranlassen. Die Irländer wissen triftigere Gründe für das Ausnahmsgesetz; ihre öffentlichen Blätter sagen ohne Hehl: man sieht es eben von vornherein als selbstverständlich an, daß wir die landenden Franzosen keineswegs als Feinde betrachten würden.

Englands Integrität erstreckt sich aber viel weiter, sie er-

streckt sich über die ganze Welt und man müßte alle Winkel der Erde aussuchen, um die Motive zu erschöpfen, welche es England räthlich zu machen scheinen, ohne Umschweife in die dargebotene Hand vom 29. Juli einzuschlagen. Es sind freilich lauter Motive der Feigheit, aber das ist eben die Frage, ob England schon seiner socialen Zustände wegen einer andern Politik überhaupt noch fähig ist. Napoleon III. glaubt es nicht. Kaum haben die englischen Grimassen seine Expedition nach Syrien verzögert, so sagt er den „hervorragenden Staatsmännern" in London: schont eure Gesichtsmuskeln, ihr Herren! Gehorchen sie, dann fahre wohl Altengland! Sträuben sie sich, nun dann wird er ruhig in Italien die gewollte Lage sich auskochen und in Syrien die allgemeine Türkenfrage erwachsen lassen, um das Angebot für höhern Preis noch einmal zu stellen. Die Wahl wird täglich grausamer werden.

Man kann sich bei uns nun einmal von der Vorstellung nicht losmachen, als wenn Italien die Begierde des Imperators sei und er hier sein Frankreich vergrößern wolle. Er läßt auch die Welt gutwillig auf dem Glauben, als gedenke ein alter italienischer Verschwörer das höllische Feuer der Carbonarie eigenhändig in sein Nest zu tragen. Da und dort tauchen angebliche Vertragsartikel auf, wornach er sich eventuell auch noch Ligurien und Genua, die Inseln Sardinien und Elba ausbedungen hätte; und die Allg. Zeitung, wie sie denn vor dem Manne die Kritik und den Kopf verloren hat, nimmt all' dieß Zeug als baare Münze an. Wir glauben in der That selbst bald, daß er solche Winke absichtlich aussprengen läßt. Was ihm in Wahrheit an Italien und an dem Turiner Raubgesindel liegt, das hat er dem Kaiser schon in Villafranca bewiesen; je kostbarer er indeß seine italienischen Pläne macht, desto theurer verkauft er sie an England. So hat er jüngst sogar Neigung verrathen, auf Anrufen des armen Königs in Neapel einer Garibaldi'schen Landung auf dem Festlande entgegenzutreten; darum muß nun natürlich sein Verzicht auf jede

„fremde Intervention" in London um so stattlicher erscheinen. Kurz, er verzichtet in Italien auf lauter Dinge, die ihm nie ernstlich zu Sinne gekommen waren; und während er sich daraus ein Verdienst um England macht, befördern diese Simulationen zugleich seine wahre Absicht in Italien. Schon hat er auf diesem Wege die Herren Cavour und Garibaldi hintereinander gehetzt und den „Nationalverein" mitten entzwei gerissen; je mehr die Fama von den Consequenzen der Annexion Nizza's zu erzählen wußte, desto unversöhnlicher wurde der Hader zwischen den revolutionären Parteien, desto mächtiger der Einfluß Mazzini's mit seinem Henkergenie Garibaldi, desto unausbleiblicher die blutrothe Anarchie. Und das will er in Italien; der Same Orsini's muß im eigenen Blut ersticken, eine andere „Pacificirung Italien's" kennt er nicht.

Syrien ist ebensowenig sein unmittelbarer Zweck; denn Frankreich hat, wie sein Brief vom 29. richtig sagt, schon an Algier Colonien genug. Aber im ganzen türkischen Reich gibt es keinen günstigern Punkt als dort in der nächsten Nähe Aegyptens und auf dem Wege nach Indien, um den brittischen Leoparden zu kirren, bis er aus der Hand frißt. Wie zahm ist das reißende Thier schon geworden! Derselbe Palmerston, der keine heiligere Aufgabe seines Lebens gekannt hat, als den Einfluß Frankreichs auf Syrien und Aegypten auszuschließen, muß nun die französische Occupation Syriens genehmigen. Um das Ansehen Frankreichs in der Türkei zu ruiniren, hat England den berüchtigten Vertrag vom 15. Juli 1840 negocirt; und jetzt steigt der Napoleonide, vom Sultan und von England bevollmächtigt, als der erste Ritter des christlichen Abendlandes an der Spitze eines neuen Kreuzzugs vor den Augen des Orients auf. Wehe England!

Alle die Ströme Christenbluts, von welchen der Libanon seit zwanzig Jahren trieft, haben um Rache gegen England zum Himmel geschrieen und die Nemesis wachgerufen. Kurz vor dem Vertrag von 1840 waren die Drusen zum erstenmal

gegen die Christen und die von Frankreich gestützte Schutzherrschaft Aegyptens aufgestanden, und Palmerston rühmte sich nachher mit frecher Stirn: daß „die Syrier durch die englischen Behörden bestimmt worden seien, für den Sultan die Waffen zu ergreifen".*) So wurden die wohlwollenden Absichten der übrigen Mächte vereitelt. Seitdem war England unablässig bemüht, die wilden Kriegerstämme der halbheidnischen Drusen und die barbarischen Moslims im Libanon gegen die Maroniten zu stützen und zu hetzen, welche durch Fleiß und Gesittung ihre Bergeshöhen in Oasen blühender Gärten verwandelt hatten. Ja, man kann sagen, daß diese Politik förmlich auf die Vernichtung der eingebornen Christen hingearbeitet habe, worin die amerikanischen Missionäre Hand in Hand mit ihr gingen, um so mehr als diese Christen meistens katholisch sind. Nie hat der Protestantismus im Libanon seine Blutsverwandtschaft, und England seine tiefste Sympathie mit dem Islam verläugnet. Als die grauenvolle Massacre vom Jahre 1844 entbrannte, da hat jedes Kind die eigentlichen Urheber und Anstifter des drusischen Mordgeistes gekannt.**) Und jetzt will man von dieser Seite her französische Zetteleien beschuldigen, daß sie das neuliche Feuer zwischen den Drusen und Maroniten angeblasen hätten, in welchem die edelsten Kinder Frankreichs duzendweise umkamen, während Jedermann den Führer

---

*) Wurm: diplomat. Geschichte der oriental. Frage. Leipzig 1858. S. 335 ff.

**) Ein ausgezeichneter Artikel der „Kreuzzeitung" vom 21. Juli sagt darüber: „So richtig erkannte der Volksgeist die eigentlichen Urheber dieses Krieges, daß die Flüchtlinge die Boote englischer Kriegsschiffe, welche zu ihrer Rettung herbeieilten, mit Flintenschüssen empfingen". Daraus mögen sich die Londoner Daily News ihre pikante Beobachtung erklären: „Die Times hält die Drusen für Christenhasser, aber zufällig kann ein Protestant im Libanon nur unter den Drusen leben, da er von den andern Christen bitter verfolgt wird".

der Metzeleien in Saida, Said-Bey-Dschumblat, als die Creatur Englands kennt, während unter allen Consulaten zu Damaskus nur das englische verschont blieb, und wirklich England allein in Syrien nichts zu rächen zu haben scheint. Wäre selbst eine französische Hand heimlich im Spiele gewesen, so hätte sie nur das zwanzigjährige Beispiel Englands in Syrien nachgeahmt. Warum nehmen aber unsere liberalen Zeitungen, die im Auge Frankreichs jedes Splitterchen denunciren, von dem syrischen Balken Britanniens keine Notiz, warum wollen sie nicht lieber historisch untersuchen, ob nicht der von England genährte Uebermuth der drusischen und islamitischen Bluthunde die Metzeleien von 1860 ebenso einfach erkläre wie die von 1844? Aber freilich, auf das protestantische England darf man nichts kommen lassen!

Wie ein verendender Wurm hat sich die englische Politik unter den Nothwendigkeiten der syrischen Thatsache gekrümmt. Hätte sie nur gekonnt, nur gedurft, sie hätte ihr letztes Schiff daran gesetzt, um eine Intervention zu verhindern, welche die Tausende massakrirter Christen rächen und die Ueberlebenden retten soll. Seit einem halben Jahre, sagt der englische Gesandte in Constantinopel, habe er auf die schwarze Wolke am Libanon immer dringender hingewiesen; aber die Vorsicht Englands war an einem ganz andern Orte beschäftigt: sie mußte den Zug Garibaldi's befördern und die Neapolitaner gegen die „Tyrannei" ihrer Regierung schützen. In der Schmähung Oesterreichs und des Papsts haben sich die zwei Minister so völlig ausgepredigt, daß ihnen nun für die schaarenweise erwürgten Maroniten, ihre geschändeten Weiber, ihre zerhackten Kinder kein Wort des Mitleids mehr zu Gebote steht. Ja, hätte England einen Strafakt in Syrien zu vollziehen, so würde er den Emir Abdelkader treffen, der sich vermaß, nicht nur nicht gleich der türkischen Soldateska und ihren Pascha's in geheimem Einverständniß und in verrätherischer Mitwirkung zu den Mördern zu stehen, sondern auch noch die flüchtigen

Christen in Damaskus, europäische und eingeborne, mit gewaffneter Hand zu beschützen. Solche Eingriffe in die sultanische Souverainetät nach Art eines neuen Mehemet Ali*) verdienten mindestens die Verbannung, wenn Palmerston Herr wäre. Zum Glück ist dieß bei weitem nicht mehr der Fall. Vor wenigen Jahren suchte er noch die ganze Herrschaft über Syrien durch eine englische Euphratbahn hinter dem Rücken der Tuilerien an sich zu reißen; jetzt wagte er nicht einmal mehr dem Sultan einen energischen Protest gegen die Intervention anzurathen. Die Suez-Kanal-Frage war der letzte Versuch, die Türkei ernstlich vorzuschieben, als wenn der Kanal nicht zunächst die indische Herrschaft Englands, sondern das Interesse und die Sicherheit der hohen Pforte gefährde. Jetzt, wo es sich darum handelt den „Schlüssel Aegyptens" in die Hand Frankreichs zu legen, durfte man den Sterbenden am Bosporus höchstens noch etliche Ränke und Umstände machen lassen, und dadurch hat man denn auch eine Sache, welche ursprünglich ein reines Gebot der Menschlichkeit war, glücklich zur politischen Frage und zur englischen Niederlage gemacht.

Es wird überhaupt täglich klarer, daß England selbst den Glauben an seine eigene traditionelle Politik im Orient zu verlieren beginnt. Die Regierung aber klammert sich mit dem Drang der Verzweiflung an sie an. Noch im Monat Mai antwortete sie auf die russischen Anträge nach wie vor: „es gibt keine orientalische Frage"; und Palmerston behauptet heute noch: kein Land in Europa habe seit zwanzig Jahren größere Fortschritte im Staatswesen gemacht als die Türkei.

---

*) Auch hierin stößt die Allgemeine Zeitung in das mißtönende Horn Englands: man wisse ja, „zu welchem Zwecke Louis Napoleon den Abdelkader nach Damaskus gesendet habe". Andere Leute wissen nur, daß er an dem gefangenen Emir die von Louis Philipp niedrig gebrochene Treue wieder herstellte, und ihm als Staats-Pensionär Frankreichs freien Aufenthalt in der Türkei gewährte.

Zwar sei die Verwaltung schlecht, fast so schlecht wie in Neapel, aber darunter litten auch die ärmeren Muselmänner, und es sei baare Heuchelei von Bedrückungen der Christen zu reden; Crampton in Petersburg bestritt daher die Berichte Gortschakoffs über die Lage der Rajah von vornherein. Und nun plötzlich der niederdonnernde Zwischenfall in Syrien! Noch im Mai hatte England gegenüber dem russischen Antrag, wenn auch nicht wie Preußen jede Untersuchung, so doch eine Untersuchung unter Beiziehung der fünf Consuln als ungeeignet und vertragswidrig verworfen; jetzt hingegen muß es die französische Expedition nach Syrien gestatten, und um das Aeußerste abzuwehren muß die Regierung dasselbe Recht der „Verträge" zu ihrem Palladium machen, dem sie in Italien schnöden Hohn spricht. Wahrlich, diese Menschen sind nicht zu neiden!

Die öffentliche Meinung ihres eigenen Landes läßt sie im Stich und verzweifelt an der Lebensfähigkeit der Türkei, die vor vier Jahren noch Englands heiligstes Dogma war. Die ganze Presse wußte damals nicht genug von der herrlichen Zukunft des civilisatorischen Türkenreiches zu rühmen, jetzt weiß sie nicht genug über die „schändliche Türkenwirthschaft" zu schimpfen. Mitleidslos sieht sie die regierenden Whigs gegen die Vernunft und die Gewalt der Dinge ankämpfen, und auf eine abermalige Umkehr vom Crucifige zum Hallelujah ist selbst bei der wetterwendischen Times wenig Aussicht. „Es ist Zeit zu erwägen," fährt dieses Blatt heraus, „ob der Türke nicht schon lange genug dort gehaust hat, und ob die christlichen Nationen nicht Rath halten sollten über die Zukunft dieses schönen, aber höchst unglücklichen Landes." Selbst Lord Redcliffe, der alte Türkenapostel, sieht die Palliativmittel sich erschöpfen und die Katastrophe vor der Thüre, wenn nicht die „allerletzte Möglichkeit" das Reich noch rette, nämlich die Ausführung der Reformen von 1856. Daß aber gerade diese Möglichkeit das Unmöglichste ist, daran sollte jetzt wenigstens Niemand mehr zweifeln.

Inzwischen hat Lord Russel das Protokoll zu Stande gebracht, welches den französischen Zug nach Syrien unter sultanisch-europäische Polizeiaufsicht stellt. Die Akte ist ekelhaft zu lesen; es muß ein gelernter Dieb seyn, der einem Andern so auf die Finger schaut, wie hier die Herrn in London dem in Paris. Ein solches Dokument des Mißtrauens trägt den Keim der ärgsten Zerwürfnisse von vornherein in sich; und was wird es England helfen, den Löwen mit einem Strickbeutel zu fesseln? Will Napoleon III, so wird die ganze orientalische Frage dennoch auf seinen Wink erstehen; und will er auch nicht, so wird die Thatsache des „neuen Kreuzzugs" unzweifelhaft auf Christen wie auf Moslims dieselbe Wirkung üben, und der Untergang der Türkei von dem Momente der Landung an nur mehr eine Frage der Zeit seyn. Die Pforte war am besten unterrichtet, als sie ihre anfängliche Weigerung nicht so fast auf den Pariser Vertrag als auf die augenscheinliche Gefahr stützte, daß die Besetzung Syriens durch Europäer das Signal geben dürfte einerseits zum Aufstand der griechischen und slavischen Rajah, andererseits zur allgemeinen Christenmetzelei in Asien und in Constantinopel selbst.

Als Rußland am 25. April das Urtheil Europa's anrief, weil die Zustände in der europäischen Türkei, besonders in Bosnien, Herzegowina und Bulgarien unerträglich seien, und die höchst gefährliche Krisis nur durch russische Zusprache noch hintangehalten werde: da war dieß eine Selbstrechtfertigung Gortschakoffs gegenüber den kommenden Dingen. Der Ausbruch in Rumelien und an der Donau muß damals schon nahe gestanden seyn, sonst hätte Rußland gute Gründe gehabt vorerst noch zu schweigen. Die Inspektionsreise des Vezirs wird daran nichts mehr ändern, nachdem allen Großmächten zum Spott und Hohn die Lage jetzt schlimmer steht als vor dem Krieg, der Hat-Humayum ein todter Buchstabe ist und bleibt, und selbst für die verzweifelnden Christen in Bosnien an den Thoren Oesterreichs nicht das Geringste geschehen ist.

Die Rajah-Völker werden und müssen ihre Zeit ersehen; und sie werden hierin der Erkenntniß der Muselmänner begegnen. Warum diese vor zwei Jahren plötzlich anfingen Waffen in Masse aufzukaufen, warum die düstern Gerüchte von geheimen Verbindungen im ganzen Bereiche des Islam immer bestimmter auftauchten, das ist jetzt klar. Auch sie erkennen ihre Zeit; sie fühlen, daß ihr Reich in Europa verloren ist, und sie von dem Schauplatz ihrer vierhundertjährigen Herrschaft verschwinden müssen. Aber sie wollen erst noch Rache nehmen an den Christenhunden wie auch an ihrem Padischah, der den Propheten und sein Gesetz an die Giaurs verrathen habe. Die zu früh entdeckte Verschwörung gegen den Sultan im vorigen Jahre, die Hunderttausende von Tartaren, die seitdem aus den russischen Steppen nach dem Bosporus auswanderten, waren sichtbare Zeichen von der geheimen Arbeit der „neuen Schule von Mekka.“ In Syrien hat sie die Solidarität aller ächten Kinder des Propheten gegen die Giaurs und den großen Apostaten in Stambul, der vor seinen eigenen Soldaten nicht mehr sicher ist, zur Darstellung gebracht.

Die zehn Plagen Aegyptens werden über England hereinbrechen, wenn das Unvermeidliche am Bosporus endlich eintritt, und nun vollends unter dem mächtigen Einfluß eines Bonaparte. Die Türkei wie sie war, hat die Weltinteressen, ja die Existenz der Macht Englands verbürgt; nichts vermag ihm ihren Verlust zu ersetzen, die neue Organisation kann ihm sogar principiell feindselig ausfallen, und dann wäre es vorbei mit Altengland. „Die Türkei“, sagt die Times, „regiert im Norden durch unsere Eifersucht auf Rußland und im Süden durch unsere Eifersucht auf Frankreich.“ Aber sie ist keineswegs in dem Grade ein französisches Bedürfniß wie sie ein englisches ist; Frankreich hat nicht einmal unmittelbare Interessen in der Türkei. Wie nun, wenn Napoleon III. sich ebendeßhalb als obersten Schiedsrichter hinstellte und dem bekümmerten England in seiner tiefsten Noth und Verlassenheit jede

denkbare Bevorzugung in Sachen der Türkei zusicherte, gegen kein anderes Entgelt als die bewußte Bedingung? Müßte die Versuchung nicht um so größer seyn, als das neue staatsrechtliche Princip, daß die Völker das Recht haben sich ihre Regierungen selbst zu wählen, für England zwar vortreffliche Geschäfte in Italien macht, in der Türkei aber um jeden Preis ferngehalten werden müßte, weil hier alle Wahlen gegen Englands Interesse ausfallen würden? Die Versuchung wird in der That schwer seyn und der Versucher ist in dem Brief vom 29. Juli schon da.

Wie sich England entscheidet, wird die nächste Zukunft lehren, und darnach muß sich auch die Beurtheilung der orientalischen Frage selber richten. Im J. 1855 wäre die Stellung der deutschen Mächte zu derselben leicht und natürlich gewesen, jetzt wird sie unter allen Umständen unsicher und isolirt seyn. Damals hätte man allerdings mit Ihm das große Problem regeln können; jetzt aber kann man weder mit ihm und Rußland gehen, noch kann man mit der dämonischen Politik Englands die Regelung der gewaltigen Aufgabe des Jahrhunderts gegen Ihn hindern. 1855 war den Deutschen eine wirksame Mittelstellung geboten; damals hatten sie die Macht, welche jetzt auf Ihn übergegangen ist, nachdem Deutschland damals nichts gethan hat. Denn die Unterzeichnung jenes unglücklichen Vertrags, der bloß Rußland beleidigte, die türkischen Christen aber systematisch vergaß, war weniger als nichts. Der Beweis liegt nun am Tage, wie diese Blätter Jahre lang vorausgesagt haben. 1855 hätte Deutschland wirklich „freie Hand" gehabt; jetzt lautet die Losung von allen Seiten: „Deutschland gebunden!"

XVII.

Eine Stimme vom Libanon.

Eine Stimme vom Libanon, ein Schmerzensruf zu den Ohren der abendländischen Christenheit! Lassen Sie aus der Mitte des allgemeinen Jammers diesen Schrei der Entrüstung, diese Anklage gegen die Urheber unseres entsetzlichen Unglücks weithin vernehmlich werden! O wer jetzt unser Elend sähe, wer jetzt mit der Donnerstimme eines zürnenden Propheten den Fluch auf die Häupter derer schleudern könnte, die für unseren Untergang moralisch verantwortlich sind! Ich weiß kaum, wie ich in Hast und Eile meine Gedanken sammeln, womit ich zuerst beginnen soll, um nicht als ein Einzelner, sondern im Namen der Tausende von Flüchtlingen, die, um ihr nacktes Leben zu retten, an die Küste herabkommen, laut und verständlich genug zu sprechen. Sagen Sie Ihren Lesern, es schreibt dieß Einer, der noch frühe genug mit gezogenem Damascener, das geladene Pistol im Halfter, den Yatagan als letzte Hülfe im Gürtel mit anderen Europäern bei Nacht und Nebel durch die Schluchten des Antilibanon vor den Nachstellungen der blutgierigen Drusen sich gerettet hat. Sagen Sie ihnen, es ertöne hier der Klageruf aus dem Munde eines Mannes, der durch die brennenden Dörfer der Maroniten geritten, der die Schrecken eines von den fanatischen Moslemin geführten Vernichtungskampfes gegen die Christen mit Augen geschaut, und die Worte nicht auf die Wagschale legen kann.

Die bevorstehende Intervention der Mächte in Syrien, der Eindruck, den die Botschaft hievon unter uns Christen erweckt, sind es, welche diese Rückäußerung in die Feder diktiren. Also eine neue kriegerische Intervention, ein neuer Kreuzzug?! Ja, ihr Söhne der Kreuzritter, wir haben eure Thaten im Gedächtnisse! Ihr werdet uns zu Hülfe kommen, wenn die Erde über unsern verwesenden Leichen sich häuft und das Gras aus unsern Kinnbacken sproßt! Wir behalten euer bewaffnetes Einschreiten in Syrien und Palästina vom Jahre 1840 her im Andenken. Wir waren geschützt ohne eure Hülfe, wir waren in Sicherheit, als im Anfange der dreißiger Jahre Syrien wieder unter ägyptische Herrschaft zurückkehrte, und die türkische Unterjochung, die seit 1516 gedauert, ein Ende hatte. Europäische Civilisation, Duldung der Religionsparteien waren im Fortschritt begriffen, wie dieß noch im Nillande der Fall ist, wo der Europäer mit seinem Einflusse dominirt. Fraget eure Gelehrten, die zu uns herübergekommen, ob sie nicht sicher durch alle Thäler Palästina's und das Hochland Syriens gereist sind, so lange Ibrahim Pascha bei uns gebot, dessen Andenken in Segen lebt. Fraget sie, ob in dem allzeit fanatischen Damaskus, dem jährlichen Sammelpunkte der Mekkakarawanen, nicht der Franke gesichert zu Pferde einreiten durfte, während vorher die Christen nur auf Eseln zu reiten wagen durften. Fraget sie und fraget uns, wie lange diese Zustände gedauert, daß jeder geschützt in seinem Eigenthum, und frei und furchtlos sich im Lande bewegen konnte, und wir werden euch antworten: das war vor der Wiederkehr der türkischen Herrschaft 1840, vor der Wiedereinführung unserer brutalen Unterdrücker durch die bewaffneten Mächte des Occidents. Erforschet eure Reisenden seitdem, und sie werden euch von der Unsicherheit unserer Zustände, ja unseres Lebens zu erzählen wissen. Sie schreiben es in ihren Büchern, daß das geringste Abweichen vom gewöhnlichen Kameelpfade lebensgefährlich ist, daß Jahrelang der Weg mitten durch das Land geradezu versperrt war, daß ganze Karawanen, die mit den jährlichen Pilgerzügen herüberkommen, sich von den Räubern angefallen sehen, daher der gewöhnliche Pilgerweg sich auf die Straße von Joppe nach Jerusalem und wieder an die Küste zurück, und allenfalls

auf den weiteren Einfall von Jean d'Acre bis Nazaret beschränkt. Wehe dem, der ohne einen Chajal oder bewaffneten Reiter einen Schritt abseits wagt. Ihr leset es in euren Allgemeinen Zeitungen, daß man selbst vor den Thoren Jerusalems seines Lebens nicht sicher ist, daß ein mörderischer Anfall um den andern erfolgt und Mord und Todschlag an der Tagesordnung sind. Und warum dieß? weil durch die Hülfe der Franken und das Einschreiten der Kabinete Europa's die Türken uns wieder auf dem Nacken sitzen! weil ein Lord Canning, ein Baron Stürmer in Konstantinopel ihr Pensum in der orientalischen Frage wie Schulknaben verpfuscht haben. Jetzt sehen wir umgekehrt, wie der Enkel eines Königs von Frankreich, der Graf von Paris mit seinem Bruder auf einem Ausfluge nach dem Libanon halb todt gehetzt den Händen der wüthenden Muhammedaner und Drusen nur unter dem Schutze der nächtlichen Finsterniß entrinnt und in Beirut eintrifft. Jetzt hören wir, wie der österreichische Consul, der geborne Bayer Pfäffinger (aus Amberg), der seit einer Reihe von Jahren allen Franken hülfreich an die Hand gegangen, in Damaskus mit dem Säbel in der Faust sich den Weg durch die Gassen zum englischen Consulat, dem letzten Asyle, bahnen mußte.

Wer in unsern Tagen lebt oder wessen Gedächtniß ein paar Decennien zurückreicht, der hat es sich gewiß abgewöhnt, von der Diplomatie etwas Ersprießliches zu erwarten, der hat den Glauben an ihre Vortrefflichkeit und geistige Ueberlegenheit längst ins Gebiet des Aberglaubens verwiesen. Ich sehe die von Kanonenkugeln durchfurchte Citadelle von Beirut vor mir, ich kenne das zerschossene Inselschloß von Sidon und die zerschmetterte Festung Akre oder Ptolemais: das sind eure Großthaten, vor andern ihr Britten! Ihr habt 1840 einen Kreuzzug unternommen, nicht um das gelobte Land aus den Händen der Ungläubigen zu erretten, sondern es den Türken, den Nachfolgern der Seldschuken, wehrlos zurückzugeben! Ihr habt eure Kriegsmacht zu See und Land aufgeboten, nicht um die Christen zu befreien, sondern sie unter den Fuß der Barbaren zu werfen. Ihr habt diese Küstenstädte, welche als Emporien

des europäischen Handels meist fränkisches Eigenthum bargen, halb zerstört, und euch Diplomaten war ein Tropfen Tinte zu viel, um etwas zum Schutze von uns Christen in Syrien und Palästina zu thun. Ja ihr, ihr allein habt uns in's Unglück gestürzt und unsere Lage durch eure Intervention verschlimmert. Ihr tragt die Verantwortung des Krieges zwischen den Drusen und Maroniten am Libanon im Jahre 1845, wie jetzt wieder. Ihr seid die moralischen Urheber der jetzigen Christenverfolgung in ganz Syrien! Auf euer Haupt kömmt all das vergossene Blut, das Blut von Dêr el Kamr, der Residenz des Emirs vom Libanon, das Blut von Saida, das Blut von Zachle und von Damaskus. Ihr seid moralisch verantwortlich für die Zerstörung des „Erlöserklosters" Dêr Machalis, dessen Flammen zum Himmel schlugen und dessen Asche, der Ueberrest einer seit so vielen Jahrhunderten gesammelten Bibliothek, noch nicht erkaltet ist. Es war das berühmteste Stift in ganz Syrien, das die Priester des Landes erzog und weithin entsandte. Jetzt sind die Mönche fast alle erschlag n und seit dem Christenmorde in Japan hat vielleicht keine ähnliche Massacre gegen eine ganze Schaar von Priestern stattgefunden. Ihr habt auf eurem Gewissen die Schuld, daß Tausende von Maroniten, griechischen und lateinischen Christen auf schauderhafte Weise hingeschlachtet, daß Städte und Dörfer niedergebrannt sind und fast die ganze christliche Bevölkerung der Berge und des Binnenlandes obdachlos umherirrt und nach der Küste flüchtet, ungewiß ob nicht auch im Khane von Beirut sie das letzte Schicksal erreiche, wie ihre Brüder vor den Thoren von Saida. O daß ihr Feiglinge und Memmen an unser Statt all das ausstehen müßtet, was wir seit Monaten geduldet! Daß der Schrecken vor der täglich drohenden Niedermetzelung euch in die Gebeine fahren möchte! In eurem Sinne und Geiste sind der christlichen Bevölkerung von Hasbeiga durch die türkische Soldateska die Waffen abgefordert worden, damit sie wehrlos durch die Drusen niedergemacht werden konnte, und eure Truppen werden nächstens neben denen der Pascha's marschiren, die an diesen Metzeleien passiven Antheil genommen.

Doch die Botschaften von dem fortgesetzten Blutbade stören euch in eurem Mittagsschläfchen nicht, und verkümmern euch nicht euer Theestündchen. Es sind ja nur Christen, die der Rache der Anhänger des Propheten zum Opfer fielen, Männer, Weiber und Kinder. Es sind nur eure Schützlinge, unter welchen die christlichen Missionäre als verlorne Schildposten der europäischen Diplomatie ihre Stellung behaupteten. Es sind ja nur die Hüter des Erbes der Kreuzzüge, der christlichen Sanktuarien in Syrien und Palästina, deren Leben gefährdet ist, deren Martyrblut verspritzt wird. Das ficht euch nicht an, ihr habt Wichtigeres zu thun und zu denken. Ihr seid abgehärtet gegen jede Anklage. Wenn ihr euer Gewissen nicht längst eingebüßt hättet, wenn euer Pergamentgesicht sich noch entfärben könnte, ihr müßtet über und über schamroth werden; so aber habt ihr mit den Schwarzen in Afrika Einen Vorzug gemein, nicht erröthen zu können. Ein Schrei des Unglücks tönt über Land nnd Meer, ihr aber garantirt die türkische Wirthschaft, ihr habt durch euere erste Intervention uns der Willkür der Türken überantwortet, und das jetzige unbeschreibliche Unglück veranlaßt, es ist euch nicht Ernst, uns Christen zu helfen; ihr werdet durch euer zweites demnächstiges Einschreiten unsere Lage vielleicht noch mehr verschlimmern, als bisher.

XVIII.

Herzog Georg der Bärtige von Sachsen und die Reformation.

II.

Ueberaus merkwürdig ist Herzog Georg's erstes Zusammentreffen mit Luther, noch einige Zeit vor der Veröffentlichung der Ablaß-Thesen. Wie mit einem Schlaglichte sehen wir da plötzlich die Gesinnungen und Herzen der beiden Männer bis auf ihren Grund beleuchtet.

Herzog Georg hatte „Lust zu guten Predigern". Stets sorgte er dafür, einen tüchtigen Verkündiger des göttlichen Wortes auf der Kanzel seiner Hofkirche zu haben. So finden wir denn schon im Anfange des Jahrhunderts den Augustiner-Provincial Andreas Proles*) († 1503, nach Andern 1508)

---

*) Wie so viele andere Männer, welche, wenn auch nur zufällig, einmal mit einer kirchlichen Behörde in Conflikt gerathen waren und die Nothwendigkeit der Gnade betont haben, wird auch Proles zu den Vorläufern der Reformation gezählt. Schon Flacius führt ihn in seinem Catalogus testium auf — mit welchem Rechte mag der Umstand beweisen, daß im J. 1530 der katholische Polemiker und Gegner Luthers, Sylvius, seine Predigten zu Leipzig herausgegeben hat, und zwar in der ausgesprochenen Absicht, den Con-

„virum concionandi dono et futurarum praescientia inclytum“, wie ihn der Chronist von Pirna nennet. Er predigte mit außerordentlichem Beifalle des Hofes und der ganzen Stadt manchen Tags sogar dreimal in verschiedenen Kirchen zu Dresden. Auf das Fest des heil. Jakobus nun, seines besonderen Patrons, welches auf den 25. Juli 1517 fiel, hatte sich Herzog Georg vom Provincial Staupitz wiederum einen tüchtigen Prediger erbeten. Luther kam und predigte über den Festtext, den Wunsch der Mutter Zebedäi, daß ihre Söhne die ersten Plätze im Himmelreiche erhielten, zum Ausgangspunkte nehmend. Mit großer Wärme verbreitete er sich über sein Lieblingsthema, die Gewißheit der Seligkeit durch Ergreifung des Verdienstes Christi. Der Glaube an Christi Verdienst, sagte er unter Anderem, der die Einbildung auf das eigene Verdienst ausschließe, habe die Kraft, die Furcht auszutreiben, von der so Viele geängstiget würden; Niemand müsse an seiner Seligkeit zweifeln, der Glauben habe.

Des Nachmittags über der Tafel fragte Herzog Georg eine adeliche Dame seines Hofes, Barbara von der Sahla, die Hofmeisterin des Frauenzimmers, wie ihr die Predigt gefallen habe. „So sie noch einmal eine solche Predigt hören sollte“, antwortete diese, „verhoffe sie noch eins (einmal) so ruhig zu sterben“. Ueber diese Aeußerung war der Herzog nicht wenig erschrocken, sie bestärkte ihn in seiner bereits ge-

---

kraft zu erweisen, der sich zwischen Luthers und Proles' Lehre bemerklich mache. Vgl. Seidemann, Leipziger Disputation S. 91. Sylvius Ausgabe führt den Titel: „Sermones Dominicales des gnadenreichen Predigers Andree Prolls, etwan Vicarii Augustiner Ordens, mit sonderlichen lieblichen und heilsamen Lehren. Durch Sylvium fleißig zusammengelesen“. Leipzig 1530. Wahrlich, eine Revision des Vorläufer-Kataloges thut katholischer Seits sehr noth!

faßten Ansicht über die Predigt. Mehr als einmal wiederholte er über Tische mit großem Ernste, „er wollte viel Geldes darum geben, wenn er diese Predigt nicht gehört, als welche das Volk nur sicher und ruchlos mache". Gewiß ein Urtheil, das den tiefblickenden Mann verräth *).

Man kann sich nicht wundern, wenn auf diese Worte und einige altlutherische, erweislich falsche, zum Theil lächerliche Legenden gestützt, ältere protestantische Geschichtschreiber den Fürsten im Herzen einen Anhänger der lutherischen Imputations-Lehre seyn lassen; bloß dem Volke, behaupten sie, habe er, des gefährlichen Mißbrauchs halber, dieselbe vorenthalten wissen wollen. Wie gesagt, wer die alt-lutherische Märchenwelt und ihre sonderbaren Vorstellungen von der katholischen Gnadenlehre kennt, wird sich darüber nicht wundern. Aber daß auch Neuere, selbst ein Jürgens **), welcher dem Herzoge eine unwürdige Vorstellung vom Volke schuld gibt, die alte Fabel noch nachschleppen, darüber muß man billig staunen. Denn leicht kann sich ein Jeder, der die Mühe nicht scheuen will, aus Herzog Georg's Schriften selbst überzeugen, daß er die Lehre vom allein seligmachenden Glauben nicht nur für eine des Mißbrauchs fähige, sondern für eine in ihrem tiefsten Grunde seelenverderbliche Lehre hielt. „Da Euer Liebden", schreibt der Herzog an den lutherischen Fürsten Georg von Anhalt, „Nicolaum Hausmann als Prediger gehört, der auch gesagt, daß allein der Glaub selig mache, da finde ich, daß E. L. den Anfang vom Schüler Luthers geschöpft;

---

*) Fabricii Origg. Saxon. lib. VII. p. 859. Hilicher, etwas zur Kirchenhistorie in Alt-Dresden. S. 21. 23. Seckendorf, Comment de Lutheranism. I p. 23.

**) Jürgens, Luthers Leben III. 301. Leider ist dieses nicht der einzige Fall, wo Jürgens dem breit getretenen Geleise der altlutherischen Legende folgt. Seine Darstellung katholischer Zustände ist vollends ganz von dieser Quelle abhängig.

denn es sind viel tausend Seelen verführt worden durch das Wort „„allein““, die wiederzubringen unmöglich, ohne sonder Gnade Gottes. Denn sie haben das vergiffte Honig, daß allein der Glaub selig macht, verschlungen und sind mit Worten schwerlich herwieder zu bringen, etwas Gut's zu thun; denn wir sein allweg mehr Böses zu thun, denn zum Guten geneigt. . . So spricht St. Paul, wie ich bericht, wenn ich allen Glauben hätte, daß ich Berge versetzte, und ließ meinen Leib brennen, hätte aber die Liebe nicht, so wäre ich nichts. Hie sagt St. Paul nicht allein vom Glauben, er sagt, in Christo Jesu tauge weder Vorhaut noch Beschneidung, sondern der Glaub der durch die Liebe wirkt. Allhie wird die Liebe dem Glauben zugegeben und will (St. Paul) sagen, wenn einer durch den Glauben die erst Rechtfertigung erlangt, und thut auch kein wirkliche Sünde, thut auch kein Werk der Liebe, so muß er mit dem, der sein Pfund in's Tüchlein band, begrub es, nichts gewann, antwort's seinem Herrn also wieder, in die äußerste Finsterniß geworfen werden. Auch die Werk, die wir aus Gnaden Gottes thun, sein auch nicht so gar Sünd, denn so sie Sünde wären, so würde Gott zugemessen, daß er auch um der Sünden willen die Menschen selig machte, welches eine Blasphemia wäre. Dann es spricht der Evangelist und St. Paul: er wird einem Jeden geben nach seinen werken. . . Ich bin dabei gewest, wo Luther und seine Gesellen nur das Wort „„allein““ hätte wollen fallen lassen, welchs doch in keiner bewährten Schrift gefunden wird und allein Luther zu seinem Vortheil hinzugesetzt hat, so wäre dieser Artikel wohl vergleicht worden. Aber Luthers Geist kann es nicht leiden, darum bleibe es“ *). Man kann doch nicht deutlicher von der Schriftwidrigkeit einer Lehre reden, als es hier geschieht.

---

*) S. den Brief in „Georg's, Fürsten von Anhalt Predigten und Schriften“ S. 396. 1. 2.

Trotz dieser widerwärtigen Erfahrung sehen wir doch nicht, daß sich Georg, wie man so oft vorgibt, gleich in Vorurtheilen gegen Luther abgeschlossen habe. Am 31. Okt. 1517 schlug dieser zu Wittenberg an der Schloßkirche seine Ablaß-Thesen an. War Georg wirklich der alsbald in Vorurtheil und Abneigungen eingefangene Mann, wie man ihn zu schildern beliebt, so mußte das sich jetzt zeigen. Aber nichts von Alldem; im Gegentheil finden wir jetzt den Herzog sogar günstig gestimmt für Luther. Er hoffte, wie so Viele in Deutschland, Gutes von seinem Auftreten. „Wir haben", äußert er später selbst, „erstlich deiner Schriften da sie ausgangen, zum Theil guten Gefallen gehabt. Auch haben wir die Disputation zu Leipzig nicht ungerne gehört, denn wir hofften was (etwas) Besserung der Mißbräuche unter den Christen" *).

Mit dem Zustandekommen dieser Disputation verhielt es sich also. Nachdem Eck und Carlstadt übereingekommen, die genannte Universitäts-Stadt zum Schauplatze ihres theologischen Kampfes zu erwählen, wandte sich der erstgenannte der beiden Kämpfer, um die Beistimmung der Betheiligten zu erlangen, zu gleicher Zeit an Herzog Georg und an die theologische Fakultät zu Leipzig. Der Herzog war für eine bejahende Zusage, die Fakultät gegen eine solche, „dieweil, wie zu besorgen, mit beiden parten, und auch sunst, viel frembde Supposita und auch Laien sich zu solchem Gezänke finden würden, dadurch merklich Aufruhr und Tumult erwachsen möchte, auch daß solcher Gezänke, dieweil wir keine Obrigkeit in sie haben, durch uns nicht ausgetilgt, sondern viel weiter angezündet und erweckt werden möge". Sollte indeß, wie dem Vernehmen nach im Werke, eine päpstliche Commission aus deutschen Bischöfen zusammengesetzt, die Sache in die Hand

*) Luthers Werke, Walch XIX. 614.

nehmen, so seien sie gern bereit, „auch mit ziemlicher Expens und Versorgung" Commissäre dazu abzuordnen.

Um jedoch solche offenbar ganz gegründete Vorstellungen bei dem Herzoge noch zu verstärken, wandte sich die Fakultät an ihren Kanzler, den Bischof von Merseburg. Bischof Adolph ging um so lieber auf ihr Ansinnen ein, da er es ohnehin schon für seine besondere bischöfliche Amtspflicht hielt, der projektirten Disputation entgegenzutreten. Um so mehr, schrieb er an den Herzog, müsse er dagegen seyn, da ihm neulich von Rom aus notificirt worden, „daß unser allerheiligster Vater der Papst großes Mißfallen des Fürnehmens trage und die Disputation nicht nachlassen wolle"; den Artikel vom Ablaß halte derselbe für einen „Beschluß, der keines Zweifels noch Disputirens zulässig". „Euer Lieb weiß, mit wie schweren Eiden wir päpstlicher Heiligkeit zugethan und verpflichtet sind, Alles in unserm Stift zu verhindern, was Sr. Heiligkeit Ehre und Glimpf, auch der Römischen Kirchen entgegen und belangen mag". Darum habe er, der Bischof, die Universität verwarnt vor solcher Disputation, „daraus viel Arges erwachsen und päpstliche Heiligkeit wider uns und unser Stift mit Ungnaden bewegt möcht werden".

Jedoch alle diese Vorstellungen konnten den Herzog nicht umstimmen; in diesem einen Falle, sonst nie, finden wir ihn in einer schiefen Stellung zu den kirchlichen Autoritäten; gegen seine theologische Fakultät aber zeigt Georg eine Mißstimmung, die ihn sogar zu harten, ungerechten Urtheilen fortriß. Er habe immer geglaubt, erwidert er dem Bischofe, seinem Verwandten, daß seine Universität ein universale studium sei, „da ein Jeder möge disputiren, welches ihm gefällig, salva tamen fide catholica, wider den Nichts freventlich zu schließen". Seien doch zu Leipzig schon viele Disputationen gehalten worden, „doch noch, Gott Lob! kein endlicher Beschloß wider christlichen Glauben decerniret worden, soll auch, so

Gott will, fürder nicht geschehen". „Hielten wir davor, es sollt in dem, daß eine Seele gen Himmel führe, wenn der Pfenning in dem Becken klingt, wohl zu disputiren zugelassen sein"! Uebrigens wisse er wohl, wer hinter der ganzen Weigerung stehe. „Haltens davor, Euer Lieb werd durch diejenigen dazu bewegt, die vielleicht besorgen, ihnen möcht etwas ihre Müssigkeit gestört werden, als unser Theologen sein, die wir allweg vor müssige und unzeitige Leut haben hören rühmen. Denn wir haben es ganz davor, wo diese Disputation ein gut Prandium und so viele alte Heller brächt, als sie sich besorgen einer kleinen Mühe, es würd ihnen ein löblich Exercitium sein. Ihnen ist gleich als den Kriegsleuten, wenn sie ein Büchsenschloß hören, so denken sie, man treff sie. Daß unser Theologen solche Disputation fliehen, dünkt uns wider ihr Profeß, denn ihnen als Lehrern der hl. Schrift sollt eine Freude sein, wenn sie das an Tag brächten, worüber sie viel guter Prandia verzehret, darumb sie auch den obersten Statt in Lectoriis et prandiis haben. Können sie aber solcher Disputation nicht widerstehen, so wären uns lieber alte Weiber an ihrer Statt, die sungen und sponnen umb Lohn. Hierumb ist unser freundlich Bitt, Euer Lieb wolle gemeldten, die sich nennen Theologen und sich doch schämen, ihr Wissen an Tag zu bringen, nicht Zufall geben und ihnen befehlen, die Disputation zuzulassen, sie werd' denn durch päpstliche Heiligkeit öffentlich verboten, und welcher etwas, das *offentlich wider die christliche Kirche* ist, vorbring, daß sie dem kreftiglich widerstehen, wie ihr Profeß ausweist" *).

Woher nun, muß man sich fragen, diese auffallende Mißstimmung? Es ist wahr, die theologische Fakultät zu Leipzig besaß, vielleicht den einzigen Dungersheim ausgenommen

*) Seidemann, Leipziger Disputation S. 119 ff., vgl. 112 ff.

(der auch als Schriftsteller gegen Luther auftrat), ausgezeichnete Männer nicht. Jedoch ein so hartes Urtheil, wie das hier gesprochene, verdiente sie keineswegs. Um aber die Quelle desselben zu finden, braucht man nur an den erbitterten Kampf sich zu erinnern, den wie überall, so namentlich auch zu Leipzig die Humanisten mit den Theologen führten. Auch Mosellan machte hier keine Ausnahme, und da er als ein nach des Herzogs Ansicht für das Aufblühen seiner Universität unentbehrlicher Mann, bei diesem sehr viel galt, so hatte er ohne Zweifel dafür gesorgt, die Theologen am fürstlichen Hofe als „müßige Leute“ (*ματαιόλογοι*, nennt er sie in seinem Briefe an Erasmus *) zu signalisiren, welche durch ihre Intoleranz die früheren Lehrer der schönen Wissenschaften, einen Celtes, einen Aesticampianus u. s. w. verdrängt hätten, und somit dem Gedeihen der Hochschule im Wege stünden. Liest man Mosellan's Brief, den er über die Leipziger Disputation an Erasmus geschrieben, so kann man kaum zweifeln, daß diese Ansicht begründet sei.

Am 27. Juni 1519 begann die Disputation. Nach angehörter Rede auf der Aula zog man zur Kirche, wo das Amt de Spiritu sancto gesungen wurde. „Der Cantor Rhau sang dazu eine Messe von 12 Stimmen, welche vorher nie gehöret worden“. Hierauf zog man zur Pleißenburg, „da waren bestalt ein Viertel von den Bürgern mit ihren Harnisch

---

*) Erasmi epp. ed Cleric. p. 404. In dem nämlichen Briefe erfahren wir auch, warum Mosellan der Disputation mit einer gewissen Freude entgegensah. Er glaubte, daß die beiden Mönchs-Parteien, die Carlstadtische und die Eckische, sich gegenseitig zu Schanden machen und aufreiben würden, und es wäre dann an den Humanisten, darüber in's Fäustchen zu lachen und duobus litigantibus den Sieg davon zu tragen. So sahen in der That anfänglich Viele von seiner Seite den Streit an.

und besten Wehren und ihren Fehnlin und mußten alle Tage zweimal auf dem Schlosse sein, dieweil die Disputation währet, Friede zu halten". Dort also in der auf des Herzogs Kosten mit kostbaren Teppichen geschmückten großen Hofstube sollte in Gegenwart des Herzogs, der Prälaten, Ritter und Doktoren, die von allen Seiten herzuströmten, der feierliche Akt vor sich gehen. „Da war Georg Rhaw der Cantor mit seinen Cantoribus und mit den Stadt-Pfeiffern bestalt, die fiengen an zu singen und darein zu blasen das veni sancte spiritus drei Mal, darauf fing man an die Disputation".

Des Herzogs Verhalten während der Disputation ist es allein, was uns hier beschäftigt. Gleich bei der ersten bedenklichen Aeußerung Luthers zeigte er deutlich, wie bei ihm, trotz aller augenblicklichen Mißstimmung über die Ablaßprediger, dennoch niemals ein Zweifel sich geltend machte über die Grenze, welche bei all diesen Verhandlungen eingehalten werden müsse, nämlich über den Gehorsam gegen die Kirche. Einmal nämlich hatte Luther geäußert, nicht alle Artikel Husens, die zu Costnitz verdammt worden, seien unchristlich. Da erhob sich voll Entrüstung der Herzog und rief laut, daß man es über den ganzen Saal hin hörte: „das walt die Sucht"! *) Eck aber bemerkte Luther'n, es sei eine solche Aeußerung dem Disputationsvertrage zuwider, demgemäß (und zwar auf des Herzogs Befehl) die Concilien unberührt bleiben mußten. Ein andermal war über den Primat disputirt wor-

*) „Darauf sprach Herzog Georg mit lauter Stimme, laut, daß man's über das ganze Auditorium höret: Das walt die Sucht, und schüttelt den Kopff, und setzet beide Arme in beide Seiten. Das habe ich selber gehöret und gesehen" — berichtet ein Augenzeuge, Sebastian Fröschel, in seiner Schrift „vom Königreich Jesu Christi". Wittenb. 1566. Unschuld. Nachrichten. J. 1717. S. 19.

den, utrum divinae an humanae institutionis? Nachmittags, als die Disputanten, die zur Tafel geladen waren, vor dem Herzoge erschienen waren, ergriff sie dieser bei der Hand und sagte: „ihr Herren Doctores, ob's aus göttlichem oder menschlichem Recht, so ist und bleibt der Papst doch Papst“. Wegen jener Aeußerung über Hus hatte Georg noch eine Privat-Unterredung mit Luther, worin er diesem väterliche Vorstellungen machte und ihn zugleich aufforderte, gegen die Böhmen zu schreiben, damit über seine Stellung zu ihnen kein Argwohn obwalten könne. „Wir haben gethan“, erinnert Georg in einem spären Schreiben den Reformator, „wie einer, der deine Sache gern gut sähe und haben dich wahrlich aus treuem Herzen zu uns gefordert, alleine mit dir geredt, da dir dein Glimpf und Unglimpf unsers Verstehens vermeldet, dieweil dir gar nicht geliebet der Böhmischen Secten, du wollest dawider schreiben, damit du aus allem Argwohn kommest. Du sagtest, du wolltest schreiben. Es sind auch bald drauf Schrift von dir ausgangen, in welchen du allen Irrthum Hussens, Wickleffs und aller andern Pickhardten lobst und bestätigest und alle unsere Vorfahren des heiligen Concilii zu Costnitz lächerlich verschmähest. Sint des sind wir deiner Meinung nie hold gewesen. Denn wir sind dabei erzogen und ist an uns geerbet, daß alle, die da handeln wider den Gehorsam und sondern sich von der christlichen Kirchen, daß sie für Ketzer und Abgesonderte sind geacht worden. Denn sie sind durch die hl. Concilia also erkläret, welchen du widersprichst, das dir doch, noch keinem Christen dergestalt ziemet“ *).

Am 19. Juli schloß die Disputation. Sie hatte nicht mit dem Segen der Kirche begonnen, darum konnte sie auch segensvolle Früchte nicht bringen. Im Gegentheile: sie hatte

---

*) Luthers Werke, Walch XIX. 614.

dazu beigetragen, die Aufregung zu steigern und, was nicht zu unterschätzen, die Wichtigkeit der Person Luthers zu erhöhen. Wohl nur mit Wehmuth mochte deßhalb in späteren Jahren Georg auf dieses Ereigniß zurückblicken; auch er hatte dem Zeitgeiste ein Opfer gebracht, wie deren in Uebergangszeiten tausende gebracht werden. Doch zu seinem Troste konnte er sich sagen, daß es bei ihm nur bei diesem einen Opfer geblieben sei.

Von nun an finden wir Georg nur mehr als entschiedenen Gegner Luthers. Im Dezember des nämlichen Jahres (1519) erschien des Letzteren Sermon „vom hochwürdigen Sakrament des heiligen und wahren Frohnleichnams", worin ganz unverkennbar für die Communion sub utraque agitirt wurde. Herzog Georg hielt für nothwendig, seinen Vetter, den Kurfürsten Friedrich, auf die Gefahren eines solchen Treibens aufmerksam zu machen Er bemerkt ihm, daß der Inhalt des Sermons „fast Pragisch (d. i. böhmisch) sei und im Grund viel Aergerniß und Ketzerei mit sich bringe." „Bin sonder Zweifel, Euer Lieb werde als der ältest und christlichst Churfürst dieser Handel baß, denn ich davon schreiben mag, verstehen und bedenken und sonder Zweifel das Beste verfügen, damit nicht Aergerniß und Schaden in der Christenheit entstehe." (Geben eilends am Tage Johannis in den Feiertagen zu Dresden a. 1519)*) Wir werden noch von ferneren Versuchen Georgs erfahren, seine Vettern von der Ernestinischen Linie zum Bruche mit der kirchlichen Umsturzpartei zu vermögen. Bald indeß hatte er im eigenen Lande mit ihr zu schaffen. Die ausgesprungenen Mönche und heirathslustigen Priester drangen von allen Seiten herbei, das Volk für ihre Zwecke zu bearbeiten. Deßhalb erließ Georg von Nürnberg aus, wo er sich beim Reichsregimente befand, im J. 1522

*) S. den Brief in Luthers Werken XIX. 551.

Gestalt zu nehmen unterstünd[e]
Gerichten befinden würdet, die
und bis auf unsern ferneren
Strafe an ihnen nehmen,
Insbesondere werden die junge[n]
Schulen und Universitäten ein
Jugend nicht verführet werde.
nach Dorothee Virg. a. 1522).

Wenn der sonst so väterlich[e]
Maßregeln griff, so kann man
manchen unwürdigen Vorgängen
neu „reformirten" sächsischen Stä[dten]
dazu finden mußte. Die neue
Gebiete trat keineswegs in ein[er]
Gegner Achtung abgewinnen kon[nte]
so recht als Rehabilitation des F
inaugurirt; so in Oschatz und zu
ungefähr in Basel durch das be
am Palmsonntag. Vielfach wurd[e]
ligiösen Bruderschaft im Wirthshau[s]

apostasirte Jakob Seidler von Glashütte) hier einkommen, von dem das Gerücht ausgangen, daß er einen Geist, das Wort Gottes zu sagen, habe; sodann am Feiertage nach Essenszeit nichts anders hie zu Dobeln fürgewandt und gehandelt (worden), dann zur Bierzeche gegangen, haben wir ihm das Evangelium zu predigen angesunnen" *). An Sonntagen holte eine Anzahl stattlicher Männer, zum Theile des Rathes, den Prädikanten ab, zogen mit ihm in Prozession aufs Rathhaus, „haben ihn dort predigen lassen, dieselbig Predig gehört und darnach mit der Gemein in Weinkeller gangen, überflüssig getrunken und allerlei Leichtfertigkeit in Spiel und Anderem getrieben Herr Jakob Seidler hat auch selbst gespielt und stetiger gewonnen, hat ein Burger, Urban Kürßner, uff einmal 7 fl. verspielt und Herr Jakob das meist davon behalten." Auch dem Richter und Rathe wird nachgesagt, „sie seien ja täglich mit dem Prediger in Collation gesessen." „Am Sunntag Adventus Domini hat Seidler uff'm Rathhaus gepredigt und diese Wort zum Thema gehabt: quare solvite asinum, Luc. 19. Daraus soll man verstehen die Bischöf mit den spitzigen Hüten und Köpfen, die verbieten mir — Seidler war bereits in Untersuchungs-Haft gewesen — daß ich den Esel nicht aufbinden, d. i. das Wort Gottes nicht predigen soll, und seind Bischoff, Pfaffen, Münche und Andre in den langen Röcken alle Buben, sei auch nichts mit dem Meßgewand und andren Ornaten; was einer für ein Kleid anhat, das sei gleich. Er gehet auch stetigs mit einem grauen Reitrock, mit einem langen Messer, das reicht ihm auf die Erde. Wenn er aber predigen will, so leiht ihm der Organist einen langen Rock." Von Fasten und Abstinenz mag der neue Apostel auch gerade kein Liebhaber gewesen seyn; das Untersuchungs-Protokoll gibt hierüber

*) S. die Akten bei Seidemann, Erläuterungen zur Reformations-Geschichte S. 16 ff.

an: „Herr Jakob (Seidler) hat Sonnabends nach Omnium Sanctorum (also an einem Abstinenztage) von der Ober-Baderin, auch bei der Organistin fleißig begehrt, sie sollten ihm eine Henne kochen, die wollt er essen. Es hat's aber keine thun wollen." Ebensowenig sagte ihm der Cölibat zu, denn „Herr Jakob hat auch sein frumme Hausfrau durch sein Botten zu Freiberg und Altenburg, da sie gefunden, suchen und zu sich führen lassen, hat sie auch noch bei ihm, hat dem Boten 12 Groschen gegeben." Wie man auch damals schon die Künste des Terrorismus da anzuwenden verstand, wo die Verlockungen der neuen Rechtfertigungslehre, die verheißene Aufhebung des Fasten-Gebotes, Beichtens u. s. w. nicht wirken wollten, möge die einzige Thatsache bezeugen, daß am Kirmeß-Tage „Eichhorn der Stadt-Diener uff'm Kirchhof herum gangen und gesagt, der Richter hab ihm befohlen, daß Niemand denselben Tag bei poena 1 fl. opfern sollt." Selbst die Gutgesinnten waren dermaßen eingeschüchtert, daß sie vor anderen nicht zu opfern wagten, sondern dem Propste ihre Opfer heimlich ins Haus brachten. Andern dagegen wurde die verwirkte Strafe vom Rathe geschenkt, wenn sie versprechen wollten, nicht mehr zu opfern. Während des Gottesdienstes traf der Richter einige Personen im Weinkeller; „sie wüßten, sagte er, daß es gegen des Rathes Verbot wäre, drum müßten sie die Buß geben, aber er wollt ihnen dieß zu einer Straf auflegen, daß ihrer keiner uff das künftig allerheiligst Fest opfern sollt."

Herzog Georg war nicht der Mann, solche Dinge ungestraft hingehen zu lassen. „Ihr wollt euch (sagt er in seinem ernsten Strafbriefe an den Rath zu Döbeln) ein meineidigen Pfaffen, der sich rühmt, er hab seine Dirne zur Ehe, der sein Platten hat verwachsen lassen, einem gemein Laien gleich gangen mit Spielen und Zechen, auch ander Leichtfertigkeit sich bei Euch oftmals erzeigt, anhängig machen und verführen lassen; welches wir von euch mit betrübtem Gemüthe vernommen,

denn wir uns eines Besseren von euch versehen, denn solcher Unbeständigkeit. Dieweil euch ein solch Mann vom rechten Weg führen mag, was wollt geschehen, wenn der Antichrist käm und Geld streuet? Wir können oder mögen bei uns nit anders abnehmen, denn daß aller Gehorsam der christlichen Kirchen bei euch erloschen, und seid am Sprunge, die neu verdammt, ketzerisch Martinisch Lehr anzunehmen. Das uns bei euch in unsern Gezeiten zu erfahren ganz betrüblich und leid ist." Zwar will der Herzog nicht das volle Strafmaß gegen sie „als verbannte, geächtete Ketzer" in Anwendung bringen. „Dennoch auch gleicher Maß, wie ihr zugleich gesündiget, gedenken wir euch ungestraft nicht zu lassen, mit solcher hiezeitigen Strafe euch vor der ewigen zu bewahren" *).

Neben den Schaaren der ausgesprungenen Mönche und anderweitigen Emissäre ging auch die Fluth der Schmäh-Libelle, Schmähgedichte und Bilder über das Land — eine Fluth, die niemals so tief und schmutzig floß, als im Reformationszeitalter. Auch dieser Umstand konnte die neue kirchliche Bewegung unmöglich in der Achtung des ernsten, streng sittlichen Fürsten heben. Ihm schien die Reformation, je länger er sie betrachtete, nichts andres zu seyn, denn eine auf das kirchliche Gebiet sich werfende Demagogie. Als solche behandelte er sie von nun an. Jobst Weißbrot zu Leipzig mußte den Schmähbrief, den er geschrieben, zur Strafe auf öffentlichem Markte fressen. Ranke berichtet hierüber mit besonderem Pathos: „ein Priester, der in Luthers Sinne (sic!) geschrieben, ward gezwungen (kaum überwindet man sich, es zu erzählen) sein Buch aufzuessen" **). Der k. preußische Hofhistoriograph vergißt dabei zweierlei, nämlich 1) daß jene condemnirte Schrift

---

*) Seidemann a. a. O. S. 26.

**) Ranke, deutsche Gesch. IV. 110.

nicht bloß so einfach „ein Buch in Luthers Sinne" war, sondern ein Schmäh-Libell; 2) daß diese strenge Strafe, wie Seidemann bemerkt, in den Rechten begründet, und durch das Wormser Edict neu eingeschärft war, s. Digest. ff. de injuriis et fam. lib., lex Cornelia Cod. lib. 9. Zum Ueberfluß möge der betreffende Befehl Herzog Georg's hier stehen. Von Nürnberg aus schreibt er (9. Febr. 1522) an seine Söhne: „Auf Euer Lieb Bericht, was unser Räth bewegt, daß sie Jobst Weißbrot fenglich eingenommen, welchs wir gern gehört, nachdem eine Zeit lang in unsern Landen gar gemein gewest, daß dergleichen Schmähbrief ausgangen und doch derselben Tichter nicht erfahren worden sein, will uns anderst nicht bedünken, denn diese Bosheit zu strafen; befehlen Euch daher Ihr wollet gedachten Weißbrot, nach seinem Verdienst, wie sich zu Recht gebühret, wenn das Hoflager nach Dresden kommt, mit einer Solemnität auf dem Markte, auf einem erhöhten Gerüst strafen lassen" *). Ganz so verhält es sich mit der an dem Buchhändler Herrgott in Leipzig wegen des Druckes und der Verbreitung Lutherischer Blätter vollzogenen Todesstrafe; es war diese Strafe ebenso wenig, wie die vorhin erwähnte, nach der Willkür des Landesfürsten, sondern nach dem Rechte verhängt **). Wer weiß auch, was dieß für Lutherische Bücher waren? Vielleicht waren es wiedertäuferische, vielleicht revolutionäre, mit dem Bauern-Aufruhr zusammenhängende Schriften. Ueberhaupt sind alle diese protestantischen Berichte über die an Lutheranern vollzogenen Strafurtheile mit höchster Vorsicht aufzunehmen. So z. B. muß ihrer Angabe nach ein anderer

*) Seidemann, Leipziger Disputation S. 96; vgl. die Anmerk. auf S. 95.

**) A. a. O. Man weiß übrigens nicht einmal das Jahr genau anzugeben, in welchem Herrgott soll hingerichtet worden seyn. Ein neuer Fingerzeig zur Vorsicht!

Bürger zu Leipzig einfach seines Lutherischen Glaubens willen enthauptet, d. i. ein Martyrer geworden seyn. Allein dieser Bürger*) hatte eben eine Nonne aus dem Kloster entführt und damals war, wie Jedermänniglich weiß, ein solche That eine hochnothpeinliche Sache. Bloß um des Lutherischen Glaubens willen hat Georg keinen einzigen seiner Unterthanen hinrichten lassen. Oder wenn man einen weiß, so nenne man ihn. Wohl aber ist wahr, daß er die Lutherisch-Gesinnten, wofern sie nicht zur Kirche zurückkehren und bei ihrem Abendmahle (das sie auswärts empfingen) beharren wollten, aus seinem Lande verwies. Denn er glaubte sich berechtigt und verflichtet, die Religion in demselben aufrecht zu erhalten. „Nie habe er, schreibt er an Landgraf Philipp, einen Heiden oder Juden mit dem Schwerte zum Glauben gedrungen, aber das sei wahr, die vom Gehorsam der christlichen Kirche abgefallen, denen sei er hart gewesen, sonderlich denen, die in seinem Gebiet gewesen, werde es auch ferner thun mit Gottes Hülfe. Er, der Herzog, wisse es wohl, daß er ein sündiger Mensch sei, aber er werde bei dem Evangelio Christi sterben und verderben und Alles mit Gottes Hülfe erleiden“ **).

---

*) Er hieß Kellner von Mitweyda, s. Hasche, diplom. Gesch. von Dresden II. 162.

**) v. Langenn, Christoph von Carlowitz S. 38.

XIX.

Studien und Skizzen über Rußland.

Vierter Artikel: Michail Pogodin, der Apostel des Panslavismus, eine österreichisch-russische Episode.

Bei den vorstehenden Betrachtungen über die innere Lage Rußlands seit dem Tode des alten Czaren und über die auswärtige Politik seit der Amtsverwaltung des Fürsten Gortschakoff, sind nähere Nachrichten darüber, was die altrussische Oppositionspartei oder die sogenannten Slavophilen unter der vorigen Regierung eigentlich gewesen seien und gewollt haben, mit Bedauern vermißt worden. Dieser Beschwerde ist nun gründlich abgeholfen. Soeben ist nämlich ein kostbares Büchlein erschienen, Briefe von dem Haupt der alten Nationalpartei, Michail Pogodin, an den Unterrichtsminister oder vielmehr an eine noch höhere Adresse enthaltend, welche eigenthümliche Schlaglichter auf die geheimen Neigungen der Nikolaischen Regierung und grelle Reflexe auf die Stellung der jetzigen werfen.

Direkt ist in diesen Aktenstücken nur die auswärtige Politik Rußlands berührt; eine Veränderung der innern Lage hätte Pogodin nicht gewünscht, sondern gefürchtet. Er ahnte aber auch von ferne nicht, daß der unglückliche Krieg die Wir-

kung haben werde, welche nun vorliegt; einige Wunden die schnell wieder heilen, einige Verluste die bald ersetzt seyn würden, das, meinte er noch 1855, werde Alles seyn. Auch von einem Thronwechsel hätte er sich Alles eher als eine constitutionelle Bewegung geträumt. Denn im byzantinischen Autokratismus liegt ihm das heilige Wesen Rußlands, und daß dessen unnahbare Macht und Mission gerade auf der Abwesenheit jeder Beschränkung der obersten Gewalt beruhe, das sagt ihm der mit der Muttermilch eingesogene Verstand jedes Russen. Seine Briefe sind eine begeisterte Hymne auf die unité du pouvoir, die der Napoleonismus nun auch für Frankreich wieder erobert hat, die aber in Rußland doch immer noch das voraus hat, daß sie hier von der Natur gepflanzt und wie eine göttliche Institution unverlierbar ist. So versteht Pogodin die Größe Rußlands: daß die Summe der geistigen und physischen Kräfte überall sonst zersplittert, in Rußland aber sämmtlich in der Hand eines Einzigen vereinigt seien.

„Alle jene Kräfte, physische wie moralische, bilden in Rußland ein ungeheures Maschinenwerk, das auf die einfachste zweckmäßigste Art construirt ist, und von der Hand Eines Menschen, des russischen Czaren, gelenkt wird. Er setzt es in jedem Augenblick durch Eine Bewegung in Gang, Er gibt ihm jede beliebige Richtung, jede beliebige Geschwindigkeit. . . Und diese Maschine ist beseelt, von Einem Gefühl beseelt, und dieß Gefühl, ein uraltes Erbtheil der Vorfahren, heißt Ehrfurcht und Gehorsam und grenzenlose Hingebung an den Czaren, den irdischen Gott.“

Will man die Chimborasso-Höhe grausamer Illusion ermessen, von der diese Anschauung seit 1856 herabgestürzt ist, so erinnere man sich nur an das Auftreten des Fürsten Dolgorukow oder auch des Adels von Wladimir. Eine Constitution, wenigstens Unabhängigkeit der Justiz und Verwaltung fordert nicht mehr bloß das junge Rußland von seinem „irdischen Gott“; man hört auch nicht, daß irgend eine Feder die

schreckhaften Zustände zu vertheidigen wagt, welche unter den dienstbaren Geistern der gedachten Gottheit herrschend geworden sind. Kein Wunder daher, wenn die Slavophilen als inner-russische Partei vom Erdboden verschwunden sind. Daß dafür ihre panslavistische Politik nun auf die ganze liberale Bewegung übergegangen, ist wohl ein Trost für sie, aber ein bedenklicher. Denn sie haben das Gelingen der Slavenmission Rußlands ja eben von der Gottesgnade eines ausnahmslosen Czaren-Absolutismus abhängig gemacht, und dieser ist jetzt, wenn nicht verloren, so doch in eine lähmende Periode unaufhörlicher Anfechtung eingetreten.

Der Contrast zwischen dem hier vorausgesetzten und dem wirklich vorhandenen Rußland könnte nicht schneidender seyn. Hat ihn vielleicht Nikolaus schon gekannt, hat er die geheimen Leiden des Landes gewußt, indem er die panslavistische Weltmission zwar auf seinen Hausaltar stellte, ihrem öffentlichen Cultus aber zaghaft auswich? Der stoische Gleichmuth des Mannes ist jedenfalls zu bewundern; denn es zeigt sich jetzt, daß seine auswärtige Politik, die ihm den Namen eines „Horts des Conservatismus" verdiente, in der That ganz Rußland gegen sich hatte. Die russischen Liberalen oder „Europäer" waren ihr schon von vornherein und aus Naturinstinkt feindlich; aber auch die absolutistischen Nationalrussen oder Slavophilen entsetzten sich über die conservirende Allianz mit Oesterreich und Preußen. Das heiße, behaupteten sie, Rußlands schönste Gelegenheiten mit Kürassierstiefeln niedertreten, seine „heiligsten Gaben" nicht nur verachten, sondern auch noch eigenhändig als revolutionär anschwärzen. Ein ganzes Jahr lang, erzählt Pogodin kurz vor dem Tode des Czaren, habe diese Politik seine, Pogodins, Nächte wie ein Alp gedrückt und am Tage habe sie ihn wie ein häßliches Gespenst verfolgt, so daß er schon fürchtete, er würde darüber den Verstand verlieren.

Wer die Schriften Dolgorukow's einerseits, Pogodin's anderseits liest, der wird sich über die Zweideutigkeit der rus-

sischen Politik seit dem Pariser Frieden nicht nur nicht wundern, sondern er wird von der Unmöglichkeit überzeugt werden, daß die Regierung jemals in jene Bahn zurückkehre, welche selbst der eiserne Starrsinn des alten Nikolaus nicht ohne die gefährlichsten Seitensprünge einzuhalten vermochte. Vorübergehende Annäherungen aus Nothdurft oder listiger Berechnung mögen immerhin eintreten; aber die allgemeine Richtung des Volksgeistes, welche durch und durch umsturzlustig, insbesondere vom feindseligsten Ingrimm gegen Deutschland erfüllt ist, hat in der Krim das schuldige Lehrgeld noch keineswegs bezahlt, und wird zwingenden Druck auf die Regierenden ausüben.

Die vertraulichen Ergießungen Pogodins haben den Vortheil, daß sie diesen hochmüthigen und gesetzlosen Volksgeist spiegeltreu wiedergeben. Und so spricht nicht etwa ein Dolgorukow, geschweige denn ein Herzen, sondern ein conservativer Vergötterer der Czaren-Allmacht, der sich dabei rühmen darf, nur aus den Tiefen der Volksnatur und der geschichtlichen Vergangenheit des Reichs zu schöpfen, der darum die Diplomaten, weil sie nach unrussischen Denkgesetzen lebten, auf's äußerste verachtet. Nichts, meint er, könne den russischen Lauf zur Weltherrschaft aufhalten als etwa die eigene Diplomatie, „wenn deren Brut nicht ausgerottet werden sollte." So spricht auch nicht der bloße Privatmann, selbst nicht der Führer einer vereinzelten Partei, sondern der Vertraute des Ministers und ein geheimer Sendling der obersten Gewalt. Und was noch mehr ist, er räsonnirt dergestalt, daß jeder Leser seiner hinreißenden Briefe sich selber gestehen muß: so und nicht anders müsse in der That der ächtrussische schismatisch-orthodoxe Politiker aus dem Vollgefühl seiner Race heraus sprechen. Man begreift endlich, wie es kam, daß selbst ein Czar Nikolaus diese Leute respektirte, ihnen schmeichelte und sie wenigstens nicht abzustoßen trachtete.

Alexander Herzen hat schon im Jahre 1854 behauptet, diese Slavophilen oder „byzantinischen Panslavisten" seien der

Regierung Nikolaus' I. insgeheim sehr nahe gestanden, hätt
auch nach Außen treffliche Dienste geleistet. Die Regierun
sagte er, zahle ihnen Reisespesen, sende ihren czechischen u
kroatischen Freunden das Annenkreuz und denke diesen diesel
brüderliche Umarmung zu, in der sie Polen erstickt habe*
Hr. Herzen hat wahr gesprochen. Pogodin selbst wurde sch
1839 auf Reisen geschickt mit dem Auftrag, seine besonde
Aufmerksamkeit auf die in den österreichischen Staaten wohne
den Slaven zu richten, über ihren politischen Zustand, ih
Literatur und die unter ihnen herrschende Stimmung zu b
richten. Das zweite Dokument der vorliegenden Sammlu
ist eben der offizielle Rapport, welchen der panslavistische Ap
stel über diese seine Sendung im J. 1840 an den Minist
der Volksaufklärung gerichtet hat. Und was für schöne S
chen finden sich da!

Wir haben übrigens, wenn wir sofort ausführlich a
die Pogodin'schen Briefe eingehen, mehr noch Oesterrei
als Rußland dabei im Auge. Mit welch' kindischem Geschr
will man dem Kaiserstaat, der in dieser Sturmeszeit auch no
die große Verfassungskrisis zu bestehen hat, Institutionen au
drängen, deren Maß an einem vergrößerten Brandenburg od
Reuß-Schleiz genommen seyn mag. Die liberalen Schulmeist
thäten wohl, die Briefe Pogodins zu studiren, um hier a
der Quelle zu lernen, von welchen Gefahren Oesterreich na
Außen und im Innern durch eine Propaganda bedroht i
der kein Mittel zu schlecht gilt; welche centrifugalen Elemen
es festzubannen, welche feindlichen Volksgegensätze es gleic
mäßig zu befriedigen hat. Sie würden zugleich lernen, d
Oesterreich dieser Mission im dringenden Interesse aller Deutsch
obliegt, daß Deutschland mit dieser Grenzwacht steht und fäll
Da sind Realitäten gegen hohle Phrasen. Vor Jahr u

*) Histor.-polit. Blätter Bd. 34. S. 23.

Tag hat verlautet, daß das Wiener Kabinet die Beweise von den russischen Umtrieben unter den Völkern Oesterreichs nun schriftlich in Händen habe; es sollte uns nicht wundern, wenn die Pogodin'schen Briefe einen Bestandtheil dieser Aktenstücke gebildet hätten.

Michail Pogodin ist ein russischer Academiker und Professor der Geschichte in Moskau. Er hat eine lange Laufbahn hinter sich und thut sich viel darauf zu gut, daß er vor mehr als dreißig Jahren schon die Ehre gehabt habe, mit dem Polen Lelewel den großen Slavenstreit auf historischem Gebiete auszufechten. Seitdem kennt ihn Jedermann in Rußland als das Haupt der sogenannten Moskauer Schule, d. i. jener Slavophilen, welche zwar in scharfem Gegensatze zu der auswärtigen Politik des vorigen Czaren standen, im Uebrigen aber von den Liberalen wegen ihres „absolutistischen Byzantinismus“ nicht weniger hart mitgenommen wurden. Pogodin durfte als ein Mann von bedeutendem Gewicht sogar wagen, von Zeit zu Zeit politische Briefe an den Czaren unter der ostensibeln Adresse des Ministers der Volksaufklärung zu schreiben, von welchen nun zehn Stücke aus den Jahren 1838 bis 1855 in deutscher Uebersetzung gedruckt vorliegen*). Der Uebersetzer, E. v. S. in Wien, äußert sich über ihren Ursprung wie folgt:

„Diese Briefe, deren Verfasser ein in ganz Rußland angesehener Mann ist, sind niemals gedruckt worden, und haben doch zu ihrer Zeit auf die Volksstimmung großen Einfluß geübt. Sie gingen während des letzten Krieges in zahlreichen Abschriften von Hand zu Hand, und trugen das Ihrige dazu bei, Hoffnung und Zuversicht in der Nation zu erhalten. Sie waren eigentlich an den Kaiser Nikolaus gerichtet, der dann durch seinen Beifall dem Publikum das Signal gab, gleichfalls zuzu-

*) Politische Briefe aus Rußland von Michail Pogodin. Aus der russischen Handschrift übersetzt. Leipzig bei Wigand. 1860.

greifen und sich's wohlschmecken zu lassen. Als später der reelle Gang des Krieges mit dem Sinn und Ton dieser Briefe nicht mehr stimmen wollte, und der Kaiser, von innerm Mißmuth ergriffen, die Lektüre von der Hand wies, stand wie billig auch der Publicist von der Fortsetzung ab."

Der erste Brief enthält eine im J. 1838 geschriebene Abhandlung „über die wichtigsten Epochen der russischen Geschichte", und ist an den Großfürsten Thronfolger gerichtet, welcher von Pogodin aus Anlaß seiner Denkschrift über Moskau eine solche Arbeit verlangt hatte. Sie ist der ebenbürtige Ausdruck des titanenhaften Uebermuths, den diese Slavophilen damals schon nach Außen zur Schau trugen, sowie jener heidenmäßigen Vergötterung des Czaren-Absolutismus nach Innen, dessen wir oben erwähnt haben. Der autokratische Asiatismus erscheint nicht nur als der naturwüchsige und naturnothwendige Zustand Rußlands, sondern auch als sein eigenthümlicher Vorzug vor allen andern Staaten, als die sittliche und materielle Basis der slavischen Weltherrschaft.

„Ist denn nicht", schreibt Pogodin an den Großfürsten, „das politische Schicksal Europa's und also der Welt in unserer Hand, so oft wir es so oder anders bestimmen wollen?" Und er sieht diese Uebermacht Rußlands in dem Gegensatze seiner Integrität und Einheit zu dem Hader und der Zersplitterung aller übrigen Staaten begründet. Mit andern Worten: die Despotie macht stark, der constitutionelle und der Rechtsstaat macht schwach. In diesem Sinne durchmustert er ganz Europa; er wirft einen verächtlichen Blick auf Deutschland, dieses „politische Nichts, eine Null", und schließlich bleiben ihm nur zwei selbstständige Mächte, die wirklich diesen Namen verdienen — Frankreich und England. Aber auch sie seien durch das Recht des Individuums geschwächt, „so daß jeder Thatbeschluß, da er durch eine Menge Instanzen, Personen und Körperschaften hindurch muß, natürlich alle

Kraft und Frische verliert, und die günstige Zeit versäumt. Liest man die Debatten der französischen Deputirtenkammer, so ist es als wären alle hervorragenden Staatsmänner dazu erkauft, einander hinderlich zu seyn." Kurz, die Macht ist bei Rußland allein! „Ich weiß nicht, ob sogar jene ersten Staaten Europa's noch irgend einer großen Unternehmung fähig sind, und ob wir nicht bekennen müssen: Napoleon und Waterloo waren Gipfelpunkte, von denen an es abwärts geht." (S. 13.)

„Vergleichen wir Europas Macht mit Rußlands Macht und fragen wir, was dem russischen Gossudar unmöglich wäre. Ein Wort von ihm und ein ganzes Reich existirt nicht mehr, Ein Wort und ein anderes ist vom Angesicht der Erde verschwunden *); Ein Wort und statt ihrer erhebt sich ein drittes vom östlichen Ocean bis zum adriatischen Meere! . . Selbst die Vergangenheit scheint Er nach Willkür umschaffen zu können; wir nahmen an den Kreuzzügen nicht Theil, aber kann er nicht mit Einer Note an den Divan, Einem Artikel eines Traktats Jerusalem befreien? Gebe man dem russischen Gossudar ein Räthsel auf, erfinde man eine Aufgabe für ihn, denen gleich, die in den Zaubermärchen aufgeworfen werden — ich glaube, man wird keine finden, die Ihm mit seinem russischen Volke schwer, oder um mich so gelind als möglich auszudrücken, die Ihm unmöglich wäre, wenn Sein Allerhöchster Wille sich dahin richtete... Ja, das künftige Schicksal der Welt hängt von Rußland ab!

Man würde irren, wollte man diesen Schwung für einen Ausfluß hündischen Sklavensinns und orientalischer Schmeichelkunst ansehen. Es ist ihm völlig Ernst; er beräuchert auch nicht so fast die Person des Czaren als die Herrlichkeit des Volksthums, dessen Abglanz jener ist. Beide sind aus göttlichem Rathschluß mit höhern Anlagen ausgestattet als die

---

*) Oesterreich und die Türkei!

ganze lange Perioden. Als Pogodin im J. 1843 die Regierung vor dem Einfluß der Hegel'schen Philosophie auf die in Berlin studirenden Russen warnte, da fügte er naiv bei: „die Bewegung wird freilich nur von kurzer Dauer seyn, denn die russische Vernunft ist kräftiger als die deutsche." In Summe ist das ganze in Rußland dargestellte Slaventhum [illegible] und [illegible], mit Einem Worte „heilig"; in ihm kann die Menschheit erst ihr Ziel erreichen. Von allen andern Völkern, sagt Herr Pogodin, muß man bekennen, daß ihre Zeit vorüber ist, daß sie ihre besten Kräfte schon verwendet haben und nichts Höheres mehr leisten können; überhaupt war ihre Entwicklung immer nur eine partielle, keine totale und alle Zweige der menschlichen Thätigkeit umfassende. Die volle Entwicklung, das „eine heilige Gute" ist erst von Rußland an der Spitze der slavischen Stämme zu erwarten. Den Slaven gehört alle Zukunft, die Vollendung — der Eine Hirt und die Eine Heerde! (S. 15 ff.)

Dieser panslavistische Aberglaube beherrschte nicht nur die Massen, er lauerte auch verborgen im Herzen des Czaren Nikolaus und seiner Regierung. In einem unbewachten Augenblicke unter dem Donnern einer gewaltigen Bewegung brach das Geheimniß durch, damals als das Manifest vom 26. März 1848 im Namen des „heiligen Rußland" der erstaunten Welt zudonnerte: „Vernehmet es ihr Heiden und unterwerfet euch, denn mit uns ist Gott!" Nachher freilich, als sich wieder Jedermann erholt, ob denn die entscheidende Stunde wirklich schon da sei, hat man den „Heiden" eine mildernde Uebersetzung zu geben versucht; dem Manifest war aber eine Denkschrift des auswärtigen Amts in Petersburg vorausgegangen, welche mit dem gleichen Gedanken schloß: „der Occident ist im Untergehen, das System Karls des Großen so gut wie das der Tractate von 1815, das Papstthum zu Rom und alle Könige des Westens, der Katholicismus und der Protestantismus

sind im Untergehen" — ein panslavistisch-ostkatholisches Reich ist die einzige „heilige Arche über diesem unermeßlichen Meere der Vernichtung"*).

Das war der Gipfelpunkt des Uebermuths; um so tiefer ist der Fall von heute. Das Rußland, welches Czar Nikolaus hinter sich gelassen, kann nicht nur nicht Alles, sondern es ist nun selbst zu jeder großen Unternehmung unfähig. Es gebietet nicht nur nicht über die Reiche Europa's, sondern es supplicirt nun selber mit wechselndem Glück bei dem westlichen Czarthum, dem auf gleicher Grundlage der absoluten Gewaltseinheit wiedererstandenen Napoleonismus. Oesterreich ist nicht nur nicht auf ein Wort Rußlands vom Angesicht der Erde verschwunden, sondern es hat große Krisen tapfer überstanden und es reorganisirt sich im Innern, während in Rußland die gepriesene Einheit der Gewalt täglich unhaltbarer wird und die „Elemente der Schwäche" auch dort eindringen, wo man sich von Gott der europäischen Krankheit, des gefürchteten „Rechts des Individuums" für immer überhoben hielt. Die Türkei liegt zwar allerdings in den letzten Zügen, aber keineswegs auf das Wort Rußlands und zu einer für die russischen Pläne sehr ungünstigen Zeit. Das Slavenreich von der Adria bis zur Ostsee wird auf sich warten lassen. Mit Einem Worte: das künftige Schicksal der Welt hängt vielleicht von Paris, jedenfalls aber nicht von St. Petersburg ab.

Gegenüber diesem tiefen Verfall haben die alten Slavophilen allerdings eine Entschuldigung, welche der Czar Nikolaus nicht hätte. Sie haben ihm stets vorausgesagt, daß seine Politik eine ganz und gar verfehlte und verkehrte sei, daß er es werde büßen müssen, wenn er fortfahre, sich mit seinen weittragenden Projekten an die Mächte der heiligen Allianz

*) S. den Text bei Brockhaus: Unsere Zeit II. 215.

ganze übrige Menschheit. Als Pogodin im J. 1843 die Regierung vor dem Einfluß der Hegel'schen Philosophie auf die in Berlin studirenden Russen warnte, da fügte er naiv bei: „die Verwirrung wird freilich nur von kurzer Dauer seyn, denn die russische Vernunft ist kräftiger als die deutsche.“ Im Grunde ist das ganze in Rußland dargestellte Slaventhum sündlos und unfehlbar, mit Einem Worte „heilig“; in ihm kann die Menschheit erst ihr Ziel erreichen. Von allen andern Völkern, sagt Herr Pogodin, muß man bekennen, daß ihre Zeit vorüber ist, daß sie ihre besten Kräfte schon verwendet haben und nichts Höheres mehr leisten können; überhaupt war ihre Entwicklung immer nur eine partielle, keine totale und alle Zweige der menschlichen Thätigkeit umfassende. Die volle Entwicklung, das „reine heilige Gute“ ist erst von Rußland an der Spitze der slavischen Stämme zu erwarten. Den Slaven gehört alle Zukunft, die Vollendung — der Eine Hirt und die Eine Heerde! (S. 15 ff.)

Dieser panslavistische Aberglaube beherrschte nicht nur die Partei, er thronte auch stillverborgen im Herzen des Czaren Nikolaus und seiner Regierung. In einem unbewachten Augenblick unter den Donnern einer gewaltigen Bewegung brach das Geheimniß durch, damals als das Manifest vom 26. März 1848 im Namen des „heiligen Rußland“ der erstaunten Welt zuherrschte: „Vernehmt es ihr Heiden und unterwerft euch, denn mit uns ist Gott!“ Nachher freilich, als sich wieder Zweifel erhob, ob denn die entscheidende Stunde wirklich schon da sei, hat man den „Heiden“ eine mildernde Uebersetzung zu geben versucht; dem Manifest war aber eine Denkschrift des auswärtigen Amts in Petersburg vorausgegangen, welche mit dem gleichen Gedanken schloß: „der Occident ist im Untergehen, das Europa Karls des Großen so gut wie das der Traktate von 1815, das Papstthum zu Rom und alle Könige des Westens, der Katholicismus und der Protestantismus

sind im Untergehen" — ein panslavistisch-ostkatholisches Reich ist die einzige „heilige Arche über diesem unermeßlichen Meere der Vernichtung" *).

Das war der Gipfelpunkt des Uebermuths; um so tiefer ist der Fall von heute. Das Rußland, welches Czar Nikolaus hinter sich gelassen, kann nicht nur nicht Alles, sondern es ist nun selbst zu jeder großen Unternehmung unfähig. Es gebietet nicht nur nicht über die Reiche Europa's, sondern es supplicirt nun selber mit wechselndem Glück bei dem westlichen Czarthum, dem auf gleicher Grundlage der absoluten Gewaltseinheit wiedererstandenen Napoleonismus. Oesterreich ist nicht nur nicht auf ein Wort Rußlands vom Angesicht der Erde verschwunden, sondern es hat große Krisen tapfer überstanden und es reorganisirt sich im Innern, während in Rußland die gepriesene Einheit der Gewalt täglich unhaltbarer wird und die „Elemente der Schwäche" auch dort eindringen, wo man sich von Gott der europäischen Krankheit, des gefürchteten „Rechts des Individuums" für immer überhoben hielt. Die Türkei liegt zwar allerdings in den letzten Zügen, aber keineswegs auf das Wort Rußlands und zu einer für die russischen Pläne sehr ungünstigen Zeit. Das Slavenreich von der Adria bis zur Ostsee wird auf sich warten lassen. Mit Einem Worte: das künftige Schicksal der Welt hängt vielleicht von Paris, jedenfalls aber nicht von St. Petersburg ab.

Gegenüber diesem tiefen Verfall haben die alten Slavophilen allerdings eine Entschuldigung, welche der Czar Nikolaus nicht hätte. Sie haben ihm stets vorausgesagt, daß seine Politik eine ganz und gar verfehlte und verkehrte sei, daß er es werde büßen müssen, wenn er fortfahre, sich mit seinen welttragenden Projekten an die Mächte der heiligen Allianz

---

*) S. den Text bei Brockhaus: Unsere Zeit II. 215.

und an das damals noch vertragstreue England anzuschließen, anstatt an — Frankreich. Schon 1839 schüttet Pogodin seinen glühenden Haß gegen England aus; Jedermann warne vor dieser Macht, der Czar aber ahne gar nicht, von woher die Gefahr ihm drohe (was die Folge allerdings bestätigt hat). „Die Slaven behaupten, am meisten Abneigung gegen Rußland hege Oesterreich, dann Preußen, im Westen England." In seinem Brief von 1843 weist er schlagend nach, daß Rußlands Lage die günstigste sei, daß es unter den Slaven im Süden und Osten freie Hand habe, wenn es nur nicht seine Kraft in den fremden Händeln des Abendlandes verschwende, und mit Frankreich sich verständige. Die Partei rechnete einfach und klar: zehn Millionen Slaven in der Türkei, zwanzig Millionen Slaven in Oesterreich sind die natürlichen Bundesgenossen Rußlands, um sie aber frei zu machen, dazu bedarf es der Allianz Frankreichs. Kurz zuvor hatte Pogodin Frankreich bereist und wachsende Sympathien für ein russisches Bündniß wahrgenommen; nichts sei auch, meinte er, einleuchtender als Frankreich an der Spitze der romanischen, Rußland an der Spitze der slavischen Völker, nur der Widerwille des Kaisers gegen die Orleans und den französischen Geist hindere die Einigung; die slavischen Politiker seien darüber sehr bekümmert.

„„Frankreich ist euer Bundesgenosse, eure natürliche, ächte, heilsame Allianz"": rufen mit Einem Munde alle slavischen Schriftsteller; „„im Bündniß mit Frankreich kann Rußland über Europa schalten und thun was ihm beliebt. Zwischen euch gibt es der Lage eurer Gebiete nach keine Divergenz, alle eure Interessen sind gemeinsam, Frankreich ist der natürliche Repräsentant der romanischen Völker, ihr aber gebietet unterdeß im östlichen Europa. Die Deutschen werden dann als eine Wand, ohne irgend eine politische Bedeutung, Abend und Morgen von einander scheiden, und die Engländer werden sich ehrfurchtsvoll verbeugen"". Es ist dieß der Lieblingsgedanke slavischer Politiker, sie glauben, daß er früher oder später wirklich werden wird.

Rußland und Frankreich — nichts kann diesen beiden widerstehen" *).

Offenbar muß dieß wirklich und stets die gegebene Politik Rußlands seyn, wenn dasselbe nicht auf alle panslavistischen Einverleibungs-Pläne verzichten will, oder wenn nicht ein fester Wille vom Throne herab der nationalen Strömung Gewalt anthun kann. Letzteres war bei Czar Nikolaus der Fall, Ersteres aber nicht; daher die sonderbaren Widersprüche seiner Politik, welche hinwieder in der instinktiven Revolutionsangst ihre Erklärung findet, die ihn beherrschte. Er wollte den Zweck, aber nicht die Mittel. Seinen Widerwillen gegen einen Bund mit den revolutionären Mächten konnte er nicht überwinden, aber er hat jede Gelegenheit wahrgenommen, im Bunde mit legitimen Mächten den Erwartungen der Panslavisten zu genügen. Er verabscheute die Idee eines Einverständnisses mit den Orleans, mit den Ungarn, mit Louis Bonaparte. Aber er hat mit der Restauration in Frankreich noch 1828 Verhandlungen angeknüpft, um gegen Ueberlassung der deutschen Rheinlande und Belgiens freie Hand in der Türkei zu bekommen. Er hat sich sodann in derselben Absicht an England gewendet, und Aegypten und Candia als Kaufpreis für die Dardanellen angeboten.

Gerade im Jahre 1843 hatten sich die Bemühungen der Slavophilen gegen England und für die französische Allianz auf's höchste gesteigert. Nikolaus aber ging 1844 persönlich nach London, um mit den Tories ein Einvernehmen für alle Zufälle des türkischen Reiches zu gründen. Frankreich, sagte er, werde sich dann „in die Nothwendigkeit finden", mit Oesterreich wisse er sich einig, von Preußen war gar nicht die Rede **). Seine berühmten Besprechungen mit Lord Seymour

---

*) Brief von 1843 S. 82. 113.

**) Wurm: diplom. Geschichte der orientalischen Frage. Leipzig 1858. S. 348.

im Januar und Februar 1853 waren wörtliche Wiederholungen der Anträge von 1844. „Die englische Regierung und ich, ich und die englische Regierung“, sagte er, „was Andere denken oder thun, ist im Grunde von wenig Wichtigkeit“; „Sie müssen wissen, wenn ich von Rußland spreche, spreche ich ebenso gut von Oesterreich, was dem einen ansteht, steht auch dem andern an“; von Preußen war abermals mit keiner Sylbe die Rede*). Die Meinung, welche Pogodin 1854 von den deutschen Mächten ausspricht, scheint der Czar selbst von Anfang an getheilt zu haben:

„Oesterreich und Preußen, die ihre Existenz sozusagen Rußland verdankten, die von Rußland mit unzähligen Wohlthaten überhäuft, mehr als ein Mal vom Verderben gerettet worden waren, und so viele Beweise brüderlicher Liebe und Freundschaft erhalten hatten, sie mußten an Rußland auf's innigste geknüpft seyn, sie mußten zu jedem Opfer bereit seyn, durch das sie ihre Dankbarkeit an den Tag legen konnten, sie mußten jede Gelegenheit, Rußland einen kleinen Dienst zu erweisen, als ein besonderes Glück schätzen“ (S. 109).

Europa schwebte damals in großer Gefahr. Hatte der Czar richtig gerechnet, so war seine Diktatur in Europa fertig, und von England mag man heute noch unbegreiflich finden, daß es damals nicht einschlug, ja heute mehr als je. Täuschte sich aber der Czar, wie es wirklich der Fall war, so mußte der Rückschlag auf sein Land unberechenbar seyn. Als die russische Armee nicht nur in der Krim unglücklich kämpfte, sondern auch an der Donau sogar von den Türken zurückgedrängt wurde, da stieg die Ueberraschung und Bestürzung auch bei den Slavophilen auf's höchste; aber ihr Triumph war größer als ihr Leid, und mit schlecht verhehlter Schadenfreude wiesen sie auf die Erfüllung ihrer Vorhersagen über England und die deutschen Mächte. Gegen die letzteren, namentlich

*) Von Jasmund: Aktenstücke zur orient. Frage. Berlin 1855. S. 27 ff.

gegen das Wiener Kabinet, das nicht nur mißtrauisch gegen die Winke von St. Petersburg war, sondern sogar auf eigenen Füßen zu stehen wagte, entleerte sich nicht bloß der Partei- sondern auch der Volkshaß. Der alte Herrscher aber starb unter dem stillen Vorwurf des ganzen Landes, seine Ansichten, die ohnehin bloß auf seiner Individualität beruhten, sind definitiv verurtheilt, die jetzige Regierung könnte auf sie nicht zurückkommen, wenn sie auch wollte. Schwankungen müssen allerdings eintreten in dem Maße, als Frankreich sich für das russische Interesse mehr oder weniger willig finden läßt; im Uebrigen hat das politische Programm der Slavophilen von 1853 und 54 gesiegt; aus ihm erklärt sich jeder Faden in dem räthselhaften Gewebe der russischen Politik seit dem Frieden von 1856:

„Hinter Oesterreich ging Preußen einher, hinter Preußen Deutschland — mit Reichsfeinden, mit Missethätern, mit Mahomet, nur nicht mit uns. Wie diese unnatürliche Bosheit erklären, diese unbegreifliche Verblendung deuten? Der russische Gott hat ihnen die Augen verfinstert. Herr Gott! keine größere Gnade konntest du uns gewähren; du hast uns unserer Freunde entledigt, mit den Feinden aber fertig zu werden, wird uns unser alter Bundesgenosse behülflich seyn, der heilige Nikolaus der Wunderthäter!" „So lange Oesterreich noch nicht wider uns ist, ist auch Gott noch nicht mit uns"*).

„Oesterreich zum Feinde zu haben, ist für uns in jeder Beziehung vortheilhafter, als mit ihm Freund zu seyn, selbst wenn wir Frankreichs Freundschaft nicht dagegen gewinnen; mit Frankreich aber ganz ohne Frage. Frankreich wird uns für Italien nicht bloß in Oesterreich und der Türkei freie Hand lassen, sondern ohne Zweifel auch die entente cordiale mit England opfern" **).

Viel gewisser ist aber der Gewinn Oesterreichs bei

*) Brief von 1854 S. 152.

**) Brief von 1853 S. 100.

dem Tausch, wenn es anders wahr ist, daß der offene Feind ungleich weniger gefährlich ist als ein falscher Freund. Von dieser Anklage kann man die Nikolaische Regierung selbst keineswegs freisprechen. Man bedenke nur, daß die tückischen Rathschläge der Slavophilen und ihre feindlichen Umtriebe in Oesterreich nicht etwa aus der Zeit nach 1853 datiren, noch von Wien her irgendwie veranlaßt waren. Dennoch lieh jene Regierung ihnen mindestens schon 1839 das Ohr, und benützte ihre propagandistischen Dienste gegen den engverbündeten Kaiserstaat. Pogodin selbst erinnert den Minister, daß er schon 1838 geschrieben habe: „beide Reiche, das österreichische und das türkische, flehen den russischen Czaren an, sie in seine Hand zu nehmen". Der Einblick in diese Geheimnisse eröffnet in der That eine weite Perspektive zur neuesten Geschichte Oesterreichs, sowohl nach rückwärts als nach vorwärts.

Bereits im Jahre 1840 legte Pogodin dem Czaren die Gewißheit dar, daß die zwanzig Millionen Slaven in den österreichischen Landen jeden Augenblick bereit seien, ihren Kaiser an Rußland zu verrathen. Nur dann könnte Oesterreich dem Untergang entrinnen, wenn es sich entschlöße, ein slavisches Reich zu werden, woran aber im Ernste Niemand glaube. Alle Slaven bis zur Adria hätten sich daher dem Czaren zugewendet, um in das große slavische Reich vom stillen Ocean bis zum adriatischen Meere einzutreten, in jenes Reich, das in der Geschichte nicht seines Gleichen haben und der ganzen übrigen Welt gebieten werde. Er findet nicht Worte genug, den überaus günstigen Stand der Sache unter den Slaven Oesterreichs zu rühmen:

„Für Rußland schlagen ihre Herzen, dort im Osten wohnen ihre Hoffnungen; von dorther ahnen sie das Heil, wie die Hebräer vom Messias, und sie harren mit Ungeduld, daß die ersehnte Stunde schlage. Die heilige Ruß', die große Mutter Moskau sind ihre Lieblingsausdrücke. Dem Russen bebt das Herz vor Wonne, wenn er sie über Rußland reden hört. Rußland

(so trösten sie sich untereinander) wird uns von unsern Feinden erlösen, auf daß auch wir in der Welt auftreten und unsere Bestimmung erfüllen können. Alle Gebildeten sind den Polen gram, daß sie das Glück und den Ruhm, mit Rußland vereinigt zu seyn, nicht begreifen. Statt gemeinsam vorwärts zu gehen, mit vereinigten Kräften zu wirken, Europa zu zeigen, was die Slaven vermögen, haben sie auf die Stimme der geschwornen Erbfeinde der Slaven gehört, und uns selbst vielleicht auf lange von unserm Ziele entfernt. Die Slaven (in Oesterreich) sind überzeugt, daß die russische Regierung sie heimlich begünstigt und bis jetzt nur durch politische Umstände verhindert wurde, ihre wahren Gedanken zu offenbaren. . . Bei ihnen herrscht die allgemeine Meinung, Oesterreich müsse bald untergehen, und sie selbst würden sich bei erster günstiger Gelegenheit von diesem Reiche abtrennen. . . Preußen halten sie für den zweiten Feind Rußlands, besonders in der Zukunft nach dem gegenwärtigen König."

„Den Slaven scheint eine Epoche der Wiedergeburt zu nahen, das österreichische Kaiserthum aber muß noch weit mehr als das türkische für sein Daseyn zittern. Man kennt in Europa Oesterreichs Lage nicht, weil man die slavischen Mundarten nicht versteht, und die jetzige Bewegung folglich nicht begreifen noch würdigen kann. Die europäische Politik weiß nur von Italien und den Ungarn, selbst Böhmen wird zu den deutschen Ländern gerechnet, sogar in russischen Schulbüchern. Zwanzig Millionen eines feindseligen Stammes im Innern sind ihrer Aufmerksamkeit entgangen. Ja, Oesterreich gleicht einem übertünchten Grabe, einem alten Baum, der im Innern faul ist, wenn er auch äußerlich noch Blätter trägt, und den der erste Windstoß mit der Wurzel ausreißt. Metternich begreift das wohl, und die Hauptaufgabe seiner Politik besteht darin, den Statusquo in Europa zu erhalten, da Ein Krieg, er breche aus wo er wolle, hinreichend wäre, Oesterreich in seine Theile aufzulösen. Und in der That, wo 5 Millionen von 25 Millionen auf's tiefste gehaßt werden, kann da ein so künstliches, musivisches Ganze noch lange zusammenhalten" (S. 27)?

Im Jahre 1842 machte Pogodin eine neue Reise durch Oesterreich, und er kam mit wo möglich gesteigerten Hoffnun-

gen zurück. Oesterreich werde täglich kraftloser und habe schwerlich mehr innern Halt als die Türkei, nur der Name Metternichs halte es noch zusammen: so wiederholt er in seinem Bericht. Nicht von den Ungarn, die damals in großer Bewegung waren, hofft er die Auflösung des Reichs, er wundert sich im Gegentheil, daß die Regierung in dem Streit derselben gegen die Slowaken nicht sofort auf die Seite der letztern trete; denn die Ungarn seien nur übermüthige Lärmmacher, die man wie alle Asiaten tartarisch-türkischer Herkunft mit der Hand fange, so bald man ihr erstes Aufbrausen abwarte. Ganz anders die Slaven. „Bei dem ersten Krieg, gleichviel wo, muß Oesterreich in Stücke gehn, zu Napoleons Zeit geschah dieß nicht, weil der slavische Stamm damals noch weit entfernt war von seiner jetzigen Reife und Selbstkenntniß". Aber Deutschland, wird Oesterreich nicht auf Deutschland rechnen können?

Pogodin berührt auch diese Frage, um so mehr als auch Preußen von dem Raub am Slaventhum fett geworden und eigentlich eine slavische Macht ist*); er macht kein Hehl daraus, daß die slavische Fluth nicht nur gegen Oesterreich, sondern gegen ganz Deutschland anstürmen und insbesondere Preußen zertrümmern werde. Er fürchtet aber keineswegs einen vereinigten Widerstand Deutschlands. Er glaubt über-

---

*) „Die slavische Bewegung entwickelt sich auch in Preußen mit Macht, selbst in den Gegenden, die ganz verdeutscht zu seyn und ihren Ursprung ganz vergessen zu haben schienen: in Ost- und Westpreußen, in Schlesien, in der Oberlausitz, zu welcher auch noch die sächsische Lausitz zu fügen ist. Ich spreche nicht von Posen, wo diese Bewegung einen ganz andern Charakter hat, nämlich den polnischen, und mit der übrigen Lage zusammenhängt. Preußen wird von den slavischen Politikern jetzt für noch russenfeindlicher gehalten als früher. . . Eigentlich behalten wir auf unserer Seite nur die königliche Familie". Brief von 1843 S. 74 ff.

haupt, daß die Monarchie hier verloren sei, und im Laufe eines halben Jahrhunderts ganz aufhören werde. Wenn aber auch nicht, so würde der pedantische Dünkel des deutschen Liberalismus niemals die Einsicht in die wahre Lage Oesterreichs und in die Gemeinsamkeit der beiderseitigen Interessen zulassen:

„Oesterreich sucht für die Stunde der Noth einen Rückhalt an Deutschland; darum bearbeitet es die öffentliche Meinung und läßt in allen deutschen Zeitungen eine Menge Artikel erscheinen, in denen bewiesen wird, daß Oesterreichs und Deutschlands Interessen eng verbunden sind, ja ganz dieselben, daß die Herrschaft über die Unterdonau eine Lebensfrage für Deutschland und dieses verloren ist, wenn dort die Russen mit ihrer Quarantaine sich festsetzen, und endlich daß die Slaven im Verein mit Rußland ebenso gefährlich für Deutschland im Allgemeinen, wie für Oesterreich im Besondern sind. Die Deutschen ihrerseits erwidern in dem Nebeldunst ihres Kabinets- und Schulhochmuths, Oesterreich müsse vor Allem in seinem Innern das deutsche Princip kräftigen, in Uebereinstimmung mit den Forderungen des Zeitgeistes, und werde darin bei dem bevorstehenden Kampf die beste Waffe finden“ *).

Fast zwanzig Jahre sind vergangen, seitdem der Panslavisten-Apostel diese Worte niederschrieb. Er hat große Enttäuschungen erlebt: Metternich ist gestorben, eine große Revolution und ein furchtbarer Krieg gegen die ungetheilte Macht Frankreichs ist überstanden, und dennoch steht Oesterreich aufrecht, vielleicht fester als vorher, denn es wagt über sich selbst nachzudenken. Nur in Einem Element hat der Mann sich nicht verrechnet: in dem nebulosen Blödsinn des deutschen Liberalismus. Er thut heute noch geradeso wie er vor zwanzig Jahren gethan. 1848 hat er für die Ungarn und Italiener geschwärmt, 1860 macht er es wieder so; 1859 hat er ger-

*) A. a. O. S. 71 ff.

manische Verfassungs-Projekte mit obligaten Schmäh- u[nd] Lästerreden gegen den Bonaparte zu Hülfe geschickt, und 18[5] konnten die „Rein-Deutschen“ gleichfalls nicht einig werde[n] ob die Interessen an der untern Donau deutsche oder „fremd[e]“ seien. Inzwischen hat Pogodin gerechnet: dreißig Million[en] in Oesterreich *) sind unsere Bundesgenossen, zwanzig daru[n]ter unsere treuen aufrichtigen Freunde — gegen die fünf Mi[l]lionen deutscher Oesterreicher. Man hat damals gesag[t] kein slavischer Soldat vom General bis zum Gemeinen wür[de] auf das deutsche Commando gegen Rußland den Fuß geh[o]ben haben. In Moskau, wenn nicht auch in St. Peter[s]burg, erwartete man für diesen Fall noch mehr, währe[nd] man in Berlin freie Hand behielt und die deutschen Interess[en] auf der Goldwage abwog:

„Im ersten Augenblick“, sagt Pogodin, „wo Oesterreich g[e]gen Rußland sich kehrte, hätte Jellachich mit seinen Kroaten a[uf] Wien marschiren müssen. Darum haben sie ihn plötzlich zu[m] Grafen gemacht, während er bis jetzt fast in Ungnaden stan[d]. Der fluchwürdige österreichische Jesuitismus wittert es, woh[er] das Ungewitter droht. Wenn das Grafenthum und zugleich d[ie] deutsche Frau den Jellachich zurückhält, sollte sich denn unt[er] der slavischen Linde Niemand mehr finden, der an seine Stel[le] treten und an dem verworfenen Stamme (der Habsburge[r]) Rache nehmen könnte“ **)?

Man hat das verhängnißvolle Zurückweichen Oesterreich[s] im Jahre 1855 der zweideutigen Haltung der deutschen Ka[]binete zugeschrieben. Aber wer weiß, welchen Einfluß dara[uf] die hier enthüllten Verhältnisse übten, und ob dieselben vo[n] Petersburg aus nicht nach einem bestimmten Plane von [] langer Hand her angezettelt wurden? Soviel liegt in den Briefe[n] Pogodins schwarz auf weiß vor, daß Oesterreich längst der Tum[]

*) 5 Mill. Italiener, 5 Mill. Ungarn, 20 Mill. Slaven.
**) Brief von 1854 S. 150 ff.

melplatz perfidester Umtriebe aus Rußland war, während Czar Nikolaus noch fünfzehn Jahre lang von seiner intimsten Freundschaft, seinem durchgängigen Einverständniß mit dem nämlichen Oesterreich sprach. Man kann diese Berichte nicht ohne sittliche Entrüstung über so viel Heuchelei und Verschlagenheit lesen. Pogodin selbst tritt in seinen Vorschlägen, wie der Verrath unter den Slaven Oesterreichs zu unterhalten und auszubreiten sei, als ein Verschwörer-Genie trotz Kossuth und Mazzini auf. Für jeden einzelnen Stamm dieser Völker hat er sein besonderes Recept; für jeden sucht er die Männer aus, welche zum Geschäft der Verführung am geeignetsten wären, meistens Literaten oder Gelehrte, z. B.: „Kollar und Schaffarik, das jüngere Geschlecht in allen slavischen Landen betet diese beiden Schriftsteller an, ihr Einfluß ist unermeßlich". Ueberall gibt er die geheimsten Schleichwege und täuschendsten Manipulationen an, wie der Zweck der Propaganda zu erreichen sei, ohne daß man in Wien stutzig werde.

Voran stehen ihm stets die Russinen in Galizien, welche er als reine Russen von Rechtswegen für Rußland reklamirt, und ebenso als voll Sehnsucht nach der orthodoxen Kirche darstellt, zu der sie „unter dem vierfachen Joche der Deutschen, Polen, Juden und des Katholicismus" aufseufzten. Einerseits behauptet er 1842, daß die Russinen sehr erfreut seien über die Aufhebung der Union in Rußland; andererseits klagt er Oesterreich an, daß es unter den slavischen Katholiken „alberne Schriften und Aufsätze" über die russischen Verfolgungen verbreite und dadurch die Geistlichen aufbringe. Man müsse hier auf Privatwegen durch zweite und dritte Hand den Schriftstellern Hülfe gewähren, Bücher zum Druck befördern, Preise aussetzen, russische Werke in die Bibliotheken schicken, Sagen und Lieder sammeln, Wörterbuch und Grammatik abfassen lassen u. s. w. — In Böhmen bezeichnet er viele, vielmehr fast alle Propagatoren des slavischen Geistes als der russischen Unterstützung bedürftig, damit sie ihre Ar-

beiten fortführen könnten, insbesondere Schaffarik, Ammerling, Jungmann *); keine Beihülfe bedürften Hanka, Presl, Palacky, dagegen möge man das Prager Museum bedenken. Als Pogodin im Jahre 1842 wieder nach Böhmen kam, war er entzückt über die wunderbaren Fortschritte der Sache. 184 hatte er dem Minister versichert, Oesterreich habe es sich zum unverrückbaren Ziele gesetzt, den Slaven die Zunge aus dem Munde zu reißen, ihnen ihre Geschichte zu verdunkeln und sie in Deutsche zu verwandeln. Jetzt findet er in Prag Unterhaltungs-Abende mit Tanz, „wo jedes deutsche Wort verpönt ist; der Zudrang zu denselben ist unglaublich, bis auf 400 Personen". „In den vornehmsten adelichen Häusern, die längst deutsch geworden waren und wo die deutsche Sprache herrschte wie bei uns die französische, lernen die Kinder jetzt czechisch und haben czechische Erzieher". Da öffentliche Anzeigen in czechischer Sprache ohne deutsche Uebersetzung verboten sind, „so lassen die zu czechischen Bällen Einladenden die Billets mit großen czechischen Buchstaben und Verzierungen drucken, nebenbei aber die deutsche Uebersetzung mit so kleinen Lettern, daß sie kaum durch's Mikroskop zu lesen sind". Den Geistlichen seien zwar „im Schooß der römischen Kirche die Hände gebunden", dafür zeigten sich auf diesem Gebiete andere Aussichten:

„Eng verbunden mit der nationalen Bewegung ist die antipapistische, obgleich bis jetzt noch im Geheimen. Der Haß gegen den Papst und die Jesuiten, welche die Hauptursache des Falles von Böhmen waren, dieser Haß, der von den Hussitenkriegen und den nachfolgenden Gräueln großgezogen wurde, beginnt wieder zu Tage zu kommen, und der politischen Unabhängigkeit von Böhmen, wenn sie einst eintreten sollte, muß der Abfall von der römischen Kirche folgen. Ich will mich nicht darüber verbreiten, welchen Vortheil dieser Geist und dieses Beispiel d

*) Also auch ganz deutsche Namen!

russischen Kirche überhaupt und der russischen Kirche insbesondere in Polen bringen kann" (S. 61).

Die katholische Kirche unter den Slaven betrachtet Pogodin überhaupt als den Todfeind des Panslavismus. Jeden ihrer Schritte überwacht er mit zorniger Angst; er spricht von „satanischen Anstrengungen" der römischen Curie, die mit ihren Jesuiten und Marianern fortwährend den Slaven und ihrer Nationalität entgegenwirke mit besonderm Hinblick auf Rußland. Von der himmelschreienden Behandlung, welche die unirten Katholiken und auch die Lateiner in diesem Reiche fortwährend erlitten und noch erleiden, sagt er kein Wort; während er aber in Oesterreich eine ausgebildete Revolutions-Propaganda einzurichten bestrebt ist, klagt er die österreichische Regierung selber des Verbrechens an, daß sie den slavischen Geist, welchen sie einen russischen Geist nenne, mit jesuitischen Mitteln von Rußland abwendig zu machen suche, indem sie 1) römisch-kirchlichen Fanatismus erwecke, als bedränge Rußland die katholische Kirche, 2) das Verfahren Rußlands in Polen in üblem Lichte darstelle, 3) unter der Hand auf die Mißstände der russischen Regierung hinweise.

Zwei Jahre früher hatte er freilich selber den üblen Eindruck der russischen Politik in Polen constatirt und vorgeschlagen, man möge, um die Polen zu begütigen, ihrer Eitelkeit schmeicheln, insbesondere die polnische Sprache an ihren Lehranstalten ebenso wie die russische lehren lassen, und ihnen wieder eine Universität gestatten, denn „alle Slavenstämme blickten auf Polen als das Muster und die Probe russischer Herrschaft, und es mache einen üblen Eindruck, daß ein Volk von fünf Millionen keine höhere Unterrichtsanstalt haben solle". Daß Polen durchaus sich nicht russisch machen lassen wollte, ist überhaupt der nagende Kummer Pogodin's; im J. 1855 dringt er endlich geradezu darauf, daß der Czar dieses „Unglücksland" selber als unabhängig erkläre; Oesterreich, Preußen und Deutschland würden darob erzittern, während

sie jetzt auf die feindselige Stimmung der Polen gegen Rußland spekulirten, und die Slaven würden von der Reinhei der russischen Absichten fortan unerschütterlich überzeugt seyn Auch würde Polen nur frei werden, um als glückliches un dankbares Mitglied des großen slavischen Bundes wieder i die Dienste Rußlands zurückzukehren*).

Von Galizien und Böhmen hatte sich Pogodin im Jahr 1839 zu den Slowaken in Ungarn verfügt. Hier habe di von dem Dichter Kollar angeregte Begeisterung ihr Centrun an der (protestantischen) Erziehungsanstalt in Preßburg. Di selbe habe einen Aufruf zu Beiträgen von Geld und Bücher erlassen dürfen, somit könnte „die Hülfereichung in Preßbur öffentlich erfolgen im Namen irgendwelcher russischen Gelehr ten oder Mäcenaten". Für andere Beiträge gibt er heimlich Wege an. Die für die österreichischen Serben bestimmte Gelder müßten über Wien nach Pesth geschafft werden; „d dortige protestantische Prediger Kollar, der erste unter de slavischen Agitatoren und ein Anhänger Rußlands hat volle Recht auf Beihülfe bei seinen gelehrten Arbeiten". Bei de orthodoxen Serben müsse man ihre literarische Anstalt in Pest die „Serbische Matica" bedenken. „Es wäre nöthig, dor hin und nach Carlowitz erlesene russische Bücher aus dem Fa der Geschichte, der Philologie und besonders der Theologie z schicken, um die Serben vor der Union und dem jesuitische Einfluß zu bewahren". Bezüglich der katholischen Illyrie Kroaten und Gränzer, verweist er nach Agram, wo de bekannte Gaj mit seiner Buchdruckerei die Seele der Bew gung sei; er habe sich übrigens dem Czaren in Berlin selb vorgestellt und die russische Academie um ihre Unterstützun angegangen.

Unzufrieden äußert sich Pogodin nur mit Einem slavische

---

*) A. a. O. S. 37 ff. 162 ff.

Gelehrten, mit dem Wiener Bibliothekar Kopitar. „Unter den Slaven herrscht die allgemeine Meinung, daß er ein geheimer Agent der österreichischen Regierung, ein Verfolger des slavischen Princips und ein Feind Rußlands ist". Dagegen empfiehlt er Wuk zur Verdoppelung seiner russischen Pension von 1000 Rubeln, und schließt mit der bezeichnenden Warnung: „Dieß ist eine kurze Skizze der Bedürfnisse slavischer Arbeiter; 25,000 R. jährlicher Beisteuer würden sie reichlich befriedigen, 10.000 zum Theil. Die Unterstützung müßte auf die allergeheimste Weise erfolgen; ich habe umständliche und genaue Nachrichten eingezogen, auf welche Art und auf welchen Wegen und durch welche Personen dieß anzustellen ist, so daß im Publikum, auch dem russischen, nicht das Geringste verlaute, und bei der österreichischen Regierung nicht der leiseste Verdacht entstehen könne" *).

Diesen dringenden Vorschlägen gegen Oesterreich hat Pogodin noch einige von mehr allgemeiner Natur beigefügt. In Petersburg und Moskau durfte der Panslavismus 1839 noch nicht wie jetzt öffentlich auftreten, also beantragte er ein Journal dieser Richtung, welches in Warschau erscheinen, aber nur ja von keinem Polen redigirt seyn sollte. Sodann einen russischen Buchladen für die ganze Slaven-Literatur in Leipzig, „natürlich in Form einer Privatunternehmung". Endlich schlägt er, um der slavischen Gelehrsamkeit in Oesterreich das Geschäft noch mehr zu erleichtern, auch noch vor: es sollten auserlesene russische Bücher, besonders philologische und historische, an die wichtigern deutschen Bibliotheken in Oesterreich geschickt werden, nach Wien, Prag, Pesth, Preßburg, Agram, Brünn, Lemberg. „Um den Schein zu bewahren, müßten dieselben Bücher gleichzeitig auch nach Berlin, Bonn, Göttingen und München geschickt werden".

---

*) Politische Briefe rc. S. 51.

Aber auch die deutsche Presse hatte der gelehrte Emissär damals schon scharf in's Auge gefaßt. Sie sollte dienen, um die Zahl der Feinde Rußlands durch „sichere Nachrichten und klug geschriebene Artikel über Rußland“ zu verringern. Arbeiten über die machtvollen Unternehmungen Rußlands „würden auf die Einbildungskraft mächtig wirken, besonders auf die deutsche; die Allgemeine Zeitung, das gelesenste Blatt, wird solche Artikel mit Vergnügen aufnehmen“. Zu diesem Zwecke empfiehlt er dem Minister einen jungen Preußen, den er zu Moskau in sein Haus aufgenommen. „Man könnte ihm“, meint der schlaue Agitator, „seine persönlichen Ansichten lassen, ja sogar tadelnde Bemerkungen gelegentlich zugestehen, damit das, was der Regierung zweckmäßig scheint in Deutschland zu verbreiten, um so größern Glauben finde, und die Unparteilichkeit des Correspondenten außer Zweifel stehe“. Zum Schlusse wiederholt er noch:

„Nach der Bereitwilligkeit zu schließen, mit der die Allgemeine Zeitung den Artikel des Herrn Schewyreff über die Einführung der russischen Sprache in den Ostseeprovinzen aufnahm, nach den Versprechungen, die mir der frühere Redakteur und Herrn Schewyreff der jetzige gegeben hat, sowie überhaupt nach dem Geist der Zeitung, die es mit keiner Partei allzu sehr hält, kann man von der unverzüglichen Aufnahme der Artikel und von der Vorliebe der Redaktion für Gratis-Correspondenten überzeugt seyn“ *).

Was hat nun die Regierung mit den Pogodin'schen Rathschlägen gemacht? Soweit sich dieselben auf die Presse, die Literatur und besonders auf die Kirchenbücher bezogen, sind sie eifrig befolgt worden. Unter Anderm kann die „Allgemeine Zeitung“ davon Zeugniß geben, deren Haltung gegen Rußland immer eine sehr auffallende und insbesondere in der

*) A. a. O. S. 55. 59.

Orientfrage ganz unfaßbare gewesen ist, obwohl sie sich heute selbstgefällig rühmt, als hätte sie damals eine bestimmte Politik empfohlen, die in der That die unsrige aber nicht die ihrige war. Es ist ferner bekannt, daß es Rußland an reichen Gaben für orthodoxe Kirchen und Gemeinden in Oesterreich nicht fehlen ließ. Dagegen scheinen die gelehrten Freunde Pogodins nicht ganz nach Wunsch bedacht worden zu seyn. In dem Briefe von 1843 dankt Pogodin für die wohlwollende Aufnahme seines ersten Rapports, aber er bittet von Neuem um das „geringfügige Opfer für die ganze Slavenwelt". Als er 1853 auf Verlangen über seine weitern Ausflüge berichtete, da beklagte er sich wieder über Nichtbeachtung seiner Rathschläge von 1843, welche freilich zumeist die Allianz mit Frankreich betrafen. Es ist sogar mehr als wahrscheinlich, daß übereifrige Wühler von Rußland selbst in Wien denuncirt wurden, wie z. B. der berüchtigte Gaj *).

Sehr bezeichnend ist es, und es erklärt vielleicht das übereilte Zugreifen des Czaren Nikolaus in den Jahren 1844 und 1853, daß Pogodin insbesondere hinsichtlich der türkischen Slaven schon 1843 dringend zu warnen anfing, es sei höchste Gefahr auf dem Verzug, und wenn Rußland nicht bald dazwischen trete, würden sich unter den Serben, Bulgaren, Bos-

---

*) „Zur Verbreitung von Gerüchten", schreibt Pogodin 1843 an den Minister, „scheint es in Oesterreich besondere Beamte zu geben; so ließ die Regierung z. B. neulich das Gerücht ausgehen, Rußland habe sie von Gaj's Plänen hinsichtlich Bosniens unterrichtet und den Rath hinzugefügt, ihn unter besondere Aufsicht zu stellen. Alle Slaven waren wie versteinert bei dieser Nachricht, obgleich sie an solche niedrige Dienstwilligkeit durchaus nicht zu glauben wagen. Indeß können sie sich immer nicht erklären, wie Oesterreich hat Geheimnisse erfahren können, die der russischen Regierung mit deren vorher eingeholter Genehmigung in Petersburg von Gaj mitgetheilt wurden." A. a. O. S. 90. 73.

niern und allen Slaven abendländische Parteien bilden. Lasse man den abendländischen Geist, französische und deutsche Bildung dort Wurzel schlagen, so sei Alles vorbei. Schon dringe dieser Geist dort ein und bewirke ein kühleres Verhältniß zu Rußland, wenn auch nicht so arg wie in Griechenland. Die griechisch-russische Solidarität hat sich in der That im Lauf der Jahre vollständig gelöst, so daß die Propaganda von Athen und die von Petersburg heutzutage in mehr als Einer türkischen Provinz in feindseligem Wettkampfe steht. Kaum hatte Pogodin im J. 1840 den Czaren überzeugt, daß die Slaven in aller Welt mit Leib und Seele ihm zugehörten, so warnt er im J. 1843 wieder: die Anhänglichkeit könnte sich in Widerwillen verkehren, wenn Rußland seine Theilnahme nicht zu äußern wage, „wenn es den slavischen Koryphäen keine Unterstützung gewähre, sei es auch heimliche und unbedeutende, und wenn es nicht wenigstens die slavische rechtgläubige Kirche in der Türkei unter seinen wirksamen Schutz nehme" *). Diese Slavenstämme sind also doch gerade nicht aus Naturzwang und göttlichem Verhängniß russisch-gesinnt — ein Fingerzeig für die Lösung der orientalischen Frage, welche wir seit Jahren bevorwortet haben.

Es erübrigt uns nur noch zu berichten, wie denn die europäische Welt nach dem Plane der Partei Pogodin's aussehen würde? „Ja, novus nascitur ordo, eine neue Ordnung beginnt, eine neue Aera bricht an"! so ruft er mitten in dem unglücklichen Kriege aus, und er schildert den kommenden Weltstaat wie folgt: „Bolgarien, Serbien, Bosnien, die Herzegowina, Montenegro, Sirmien, Kroatien, Dalmatien, Slavonien, Krain, Steiermark, Kärnthen, Böhmen, Mähren, die Bukowina, Polen, Rußland — wie seltsam klingen diese Namen wohl in den Ohren unserer Diplomaten! Ich will ihnen

*) A. a. O. S. 87 ff.

ese barbarischen Namen wiederholen, um ihr Gedächtniß zu irken — siebenzig Millionen, eine achtbare Zahl"! Und eine lche Masse soll den Einen russischen Centralstaat bilden? icht doch; Rußland ist nicht ehrgeizig und ländergierig, es ill alle diese Slaven nur in einen Bund vereinigen nach m Muster des Rheinbunds. „Nennt den neuen Bund den onaubund, oder den slavischen oder den südöstlichen mit der auptstadt Constantinopel unter Vorsitz und Schutzherrschaft ußlands. . . Zu dem Bunde müssen nach geographischer Lage id als sich mitten unter Slaven befindend nothwendig hintreten: Griechenland, Ungarn, Moldau, Walachei, Siebenrgen, die asiatische Türkei. Und warum sollten sie nicht itreten, da alle aufgezählten Länder sich selbst regieren wern und sich nur in allgemeinen Angelegenheiten an den Bunstag nach Constantinopel und an den russischen Kaiser wenn als das Haupt des Bundes? Das ist der unabänderliche usgang des jetzigen Krieges, früher oder später, man mag den, man mag thun was man wolle".

„Rußland", sagt Hr. Pogodin an einer andern Stelle, st dann von Europa durch eine fortlaufende Mauer slaviner Staaten geschieden, und kann daheim thun, was es will, i die Macht des ganzen Bundes ihm zu Gebot steht, und so die jährliche Rekruten-Aushebung unnöthig wird". Zu den emeinsamkeiten, welche der Hegemoniestaat über den ganzen und ausgießen wird, gehört insbesondere auch die russische prache. Bekanntlich ist diese Sprache die schwierigste unter len Zungen, und steht in ihrer Heimath selbst so tief unter r französischen, daß namentlich die Damen in zahlreichen delsfamilien die eigene Landessprache gar nicht verstehen; i künftigen Bunde aber „muß die russische Sprache durchaus e allgemeine werden, die Literatursprache für alle Slaven, r achtzig Millionen"! Endlich wird im panslavistischen Bund : Herrlichkeit der alten Mutterkirche zu Constantinopel wie-

der aufleuchten, wie Pogodin meint, während andere Panslavisten hierin allerdings ganz anderer Ansicht sind.

An dem südöstlichen Bundessystem und seinen Planeten wäre es aber noch nicht genug; Rußland muß auch im Norden herrschen, damit „Gleichgewicht" in Europa sei. Es wird also auch einen „Baltischen Bund" bilden und Schweden, Dänemark, Preußen oder Norddeutschland in denselben einbeziehen. „Die Dardanellen und der Sund", sagt Pogodin im Jahre 1855, „sind für die Zukunft die Zielpunkte unserer auswärtigen Politik", und hätte Rußland damals gesiegt, wie es geschlagen wurde, so hätte Europa das Herrscherwort vernommen: „Her mit den Dardanellen und dem Sund" *)!

Es ist unnütz zu untersuchen, in wieweit den bekannten Vorschlägen des Czaren Nikolaus an England, die slavischen Länder der Türkei in „unabhängige Staaten" unter russischem Protektorat zu zerfällen, der Keim des panslavistischen Bundesplans zu Grunde lag. Genug, daß das Projekt vertraulich vor Ihm discutirt werden konnte, und daß es heute das offene Programm der russischen Presse ist. Der Panslavismus war aber damals gefährlicher als er jetzt ist. Daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, hat sich an Rußland grausam bewährt; wenn es dennoch nicht zur Erkenntniß gekommen wäre, dann um so schlimmer für Rußland!

---

*) A. a. O. 155. 162 ff. 185 ff.

XX.

Aphorismen aus dem dänisch-deutschen Missions-Gebiete.

I.

Während im Königreiche Dänemark, wo früher die Katholiken in gleicher Weise, wie noch heut zu Tage in Schweden, behandelt wurden, seit dem Staatsgrundgesetze vom 5. Juni 1849 jeder „nach seiner Façon" selig werden kann, und auch den Katholiken Schleswigs eine gleiche Befreiung aus jahrhundertlanger Geisteskuechtschaft zu Theil werden wird, sobald der betreffende Beschluß der diesjährigen Ständeversammlung die nicht zu bezweifelnde königliche Bestätigung erhalten hat, dauert im Herzogthum Holstein, in dessen letzter Ständeversammlung, im Gegensatze zu dem eben erwähnten erfreulichen Beschlusse der schleswig'schen, die Bemühungen des Grafen Hahn-Neuhaus zu Gunsten der Katholiken völlig isolirt blieben, die alte nachgerade zur süßesten Gewohnheit gewordene Bedrückung nach wie vor fort. Nach dem Rescript vom 29. März 1661 und 10. November 1779 sowie durch den sog. Rendsburger Synodalschluß vom 6. April und 5. Juli 1726 ist es den in der Diaspora (d. h. außerhalb der vier privilegirten Orte Kiel, Glückstadt, Altona und Rendsburg) wohnhaften

Katholiken bei Strafe untersagt, jemals, außer im Falle einer schweren Krankheit, einen Priester in ihre Häuser kommen zu lassen, wodurch denn namentlich altersschwachen Personen jeder, wenn auch noch so seltene Empfang der hl. Communion unmöglich gemacht und neugebornen Kindern, sofern sie nicht zu den oft viele Meilen entfernt liegenden privilegirten Orten hingebracht werden können, die stete Gefahr bereitet wird, ohne das Sakrament der Taufe dahinzusterben.

Daß neben diesem grausamen, alles katholische Leben ertödtenden Zwange die gemischten Ehen nicht vergessen sind, versteht sich von selbst. Laut der Verordnungen vom 27. Dezember 1756, 10. Januar 1757 und 6. Dezember 1781 ist zur Ehe einer katholischen mit einer lutherischen Person erforderlich, daß erstere sich eidlich verpflichte, alle aus solcher Ehe etwa hervorgehenden Kinder von einem lutherischen Prädikanten taufen und im Lutherthume erziehen zu lassen, welche barbarische Bestimmung bekanntlich im Jahre 1848 von der meerumschlungenen „Schleswig-Holsteinischen Regierung" nicht nur nicht aufgehoben, sondern durch Rescript vom 27. April — eine der ersten hochherzigen Thaten unter dem Panier der neuen Freiheit! — ausdrücklich bestätigt und auf's Neue eingeschärft ward. Welch' Wunder, daß die Ständeversammlung von 1859 in diesem Punkte wenigstens nicht hinter der Gesinnungstüchtigkeit des Jahres 1848 zurückbleiben wollte und über den Nothschrei ihrer katholischen Landsleute — zur Tagesordnung überging.

II.

Man würde sich übrigens sehr irren, wenn man etwa glaubte, daß die rücksichtsloseste Anwendung der bestehenden Verordnungen und Rescripte, von denen die obigen nur beispielsweise angeführt sind, das Einzige sei, worunter die holsteinischen Katholiken zu leiden haben. Dieselben sind vielmehr außerdem fortwährend den willkürlichsten Vexationen der luthe-

rischen Kirchenpolizei ausgesetzt. Ein Beispiel aus vielen mag hier einen Beleg dafür geben. Von zweien in Altona heimathsberechtigten und in dem zur Altonaer Propstei gehörigen Dorfe Ottensen wohnhaften Schwestern, welche daselbst eine Privat-Töchterschule hielten, ward der einen durch die göttliche Gnade das Glück zu Theil, zur Kirche zurückzukehren. In Folge dessen ward den Schwestern nachfolgendes Schreiben des in Ottensen stationirten lutherischen Predigers zugestellt:

„Der Uebertritt des Fräulein Leontine v. W. hat mich veranlaßt, mich am 22. v. Mts. an das Altonaer Kirchenvisitatorium zu wenden und bin ich durch ein Schreiben desselben vom 11. ds. Mts. beauftragt, Ihnen Folgendes mitzutheilen:

1. Die den beiden Schwestern Leontine und Mathilde v. W. früher ertheilte Concession zur Haltung einer Schule in Ottensen ist umgehend an mich zur Cassation einzusenden.

2. Das Kirchenvisitatorium ist indessen geneigt, eine neue betreffende Concession dem Fräulein Mathilde v. W. zu ertheilen, nachdem dieselbe angegeben, in welchem Umfange und in welcher Weise sie die Schulanstalt fortzusetzen beabsichtigt, und nachdem sie die ausdrückliche Erklärung abgegeben haben wird, daß ihre Schwester Leontine künftighin keinen Unterricht in der Schule mehr ertheilen wird, worüber das hiesige Pastorat die Aufsicht führen soll. Ich ersuche demnach Fräulein Mathilde v. W., sich über diese Punkte baldmöglichst schriftlich gegen mich zu äußern.

3. Falls solches zur Vermeidung einer störenden Unterbrechung des Unterrichts in der Anstalt erforderlich sein sollte, ist es dem Fräulein Leontine v. W. gestattet, bis Johannis d. J. den Unterricht fortzusetzen, jedoch unter der ausdrücklichen Verwarnung, daß sie sich eines jeden Versuches, auf den religiösen Glauben der Kinder einzuwirken, enthalte.

4. Endlich habe ich Namens des Kirchenvisitatoriums dem Fräulein Leontine v. W. zu eröffnen, daß es ihr verboten ist, im Kirchspiel Ottensen oder aber auch in der Stadt Altona Privatunterricht zu ertheilen, es sei denn, daß sie in jedem einzelnen Falle die betreffende Erlaubniß

beim Kirchenvisitatorio impetrirt haben sollte. Es wird da
die nöthige Controlle geführt werden.

Ich ersuche Sie, den Empfang dieses Schreibens mir
bescheinigen zu wollen. Pastorat zu Ottensen den 13. Mai 18
(Folgt die Unterschrift.)

Vergleicht man dieses Schreiben mit den in an
Staaten, z. B. in Preußen, bereits den nicht-christ
Lehrern eingeräumten Rechten, so wird man eingestehen,
dasselbe einen eigenthümlichen Schlagschatten auf die in
lobten Lande Holstein (auch ohne Schuld der Dänen, wi
vorliegenden Falle) übliche Handhabung der „Menschenre
wirft. Eine junge Dame entschließt sich, die Uniform des
desüblichen Irrglaubens auszuziehen und wird dafür (ih
Strafe, Andern aber zum warnenden Exempel) unter „Contr
wahrscheinlich eines Corporals der Gustav-Adolphs-Arme
stellt, damit strengstens darauf vigilirt werde, daß der T
teur bei Leibe keinen „Privatunterricht", und sei es auch
in einer der sieben freien Künste, zu ertheilen sich unterf

Und solches ereignet sich in einem deutschen Staat
dem der Artikel 16 der Bundesakte nicht minder wie in
übrigen Gesetzeskraft hat! Geschähe etwas dem auch nu
nähernd Aehnliches gegen Protestanten, z. B. in dem vi
lästerten Oesterreich, wie würde da das ganze Schwede
wie würde der gesammte „große Orient", wie würde der
„für Gewissensfreiheit" seine Stimme erheben. Allein die
wissensfreiheit der Katholiken hat ausnahmsweise auch
die Sympathie des Letzteren keinen Anspruch. Und da
sehr erklärlich. „Wir wollen" — sagt das 1849 ged
Manifest derselben „Deutschen Demokraten", von denen
cher bald nachher, bei der für courantere Artikel eingetre
Continentalsperre, zeitweilig in „Gewissensfreiheit" machte
mehr Offenheit, als man heut zu Tage für zweckmäßig hä
„nicht die Freiheit des Glaubens, sondern
Nothwendigkeit des Unglaubens."

III.

Daß solche Zustände, wie sie nicht bloß in Holstein, sondern in ähnlicher Weise auch in Mecklenburg und den Hansestädten zu Hause sind, nicht für die Dauer möglich wären, wenn die Katholiken der genannten Territorien weniger Accommodationsfähigkeit, dagegen mehr religiöse Spannkraft, mehr ächtkatholische Energie besäßen, ist leider nicht in Abrede zu stellen. Die ewige Furcht vor jenem Popanz, den die Hinterlist „Störung des confessionellen Friedens" getauft hat, und die bleiche Gespensterangst, für einen „Römling", einen „Jesuiten", einen „Ultramontanen" verschrieen zu werden, sie sind es, die das ganze Leben jedes einzelnen Katholiken gedachter Missionsbezirke jener wohlthätigen katholischen Signatur berauben, die uns im Süden des Vaterlandes selbst aus jeder Hütte so anheimelnd entgegenlacht. Sie sind es, die jenes janusköpfige Doppelgesicht, jenes halbkatholische Hermaphroditenthum erzeugen, das selbst jedem reinkirchlichen Akte stets einen protestantisch-weltlichen Schweif anzuhängen weiß, so z. B. der Taufe, auf die der katholische Säugling gleich dem protestantischen nicht selten wochenlang warten muß, weil sie nur in Verbindung mit einem den zahlreichen Taufzeugen aus allen Confessionen zu gebenden Schmause denkbar ist; so der ersten heiligen Communion der Kinder, deren fast regelmäßige Bezeichnung als „Confirmation" genugsam beweist, wie bei ihr Sinn und Bedeutung gänzlich verloren gegangen und Alles, bis zum „Confirmationsschein" herab, als gelungene Uebersetzung aus dem Protestantischen in's Katholische zu betrachten ist. Daneben existirt an einigen Orten eine wirklich katholische Predigt so gut wie gar nicht. Als Surrogat für sie wird nichts als ein flaues, andachtstündlerisches Lavendelwasser für „Gebildete aller Confessionen" (aus der bekannten Fabrik von Seligen Witschel's Erben und Com-

pagnie) geboten, ja man ist fast so weit gekommen, das Wort „katholisch“ selbst von der Kanzel herab thunlichst zu vermeiden.

Als am weitesten vorgeschritten in derartiger Accommodation und Assimilation möchte die an Köpfen (wenn auch nicht gerade an sehr bedeutenden) zahlreichste Missionsgemeinde, nämlich die Hamburgische zu betrachten seyn. Sie hat Glocken auf ihrem Kirchthurme und läutet sie auch (selbst zum Hochamte am protestantischen „Bußtage“), nur nicht zum Angelus, das wäre zu katholisch; ja, vor noch gar nicht langer Zeit (wir wissen nicht, ob es seitdem anders geworden, Einige behaupten, Andere läugnen es) mußte selbst die ewige Lampe vor dem Allerheiligsten Sakramente es sich gefallen lassen, allabendlich aus zarter Rücksicht auf die Herren Nachtwächter ausgeputzt zu werden. Auch ein „Elisabeth-Verein“ ist jüngst gestiftet, jedoch bei der von dem „Pastor primarius“ selbst geleiteten und stark influirten Vorstandswahl auf ächt zwitterhafte Weise nicht die geringste Rücksicht darauf genommen, ob eine Dame Mutter einer katholischen Familie ist oder, in gemischter Ehe lebend, ihre sämmtlichen Kinder protestantisch erziehen läßt, vielmehr ist letzteres, wie es scheint, noch als eine besonders befähigende Qualifikation betrachtet worden. Daneben ahmt man, im Widerspruche mit den Worten des heiligen Jakobus (cap. 2, v. 2 bis 4) die protestantische Sitte nach, die vordersten Kirchenplätze an „veste praeclara indutas“ zu verpachten, was denn bei der Kleinheit der Kirche zur Folge hat, daß mitunter mancher Andächtige dieselbe wieder verlassen muß, weil er, während die Sperrsitze völlig leer stehen, keinen Platz finden kann.

Und daß man in der durch obige Beispiele angedeuteten Richtung, die aber weit weniger als religiöse Entschiedenheit geeignet seyn möchte den andern Confessionen besondere Achtung einzuflößen, noch im steten Fortschreiten begriffen ist, davon dürfte u. A. der Umstand Zeugniß ablegen, daß obge-

dachter Pastor primarius, als er jüngst seine Heerde zu einer Emancipations-Bittschrift an die zur Zeit mit Berathung einer neuen Verfassung beschäftigte „Bürgerschaft" veranlaßte, es für angemessen und zeitgemäß erachtete, mit Abfassung derselben gerade einen jüdischen Advokaten, der unter Anderm auch Rechtsconsulent der (später aufgelösten) sogenannten deutsch-katholischen Gemeinde war, zu beauftragen. Daß man sehr vorurtheilsfrei, sehr tolerant und von aufrichtigster Liebe zu jedem seiner Mitmenschen durchdrungen seyn, auch — wie Schreiber dieses — Jedem, ohne Ansehen der Confession, den vollsten Genuß aller bürgerlichen Rechte von ganzem Herzen gönnen, und doch diese von einem katholischen Priester getroffene Wahl sehr curios finden kann, bedarf keiner Auseinandersetzung. Trotzdem wäre die ganze Sache an der Harmlosigkeit der Gemeinde (die schon ganz andere Curiosa erlebt hat) völlig unbemerkt vorübergegangen, hätte dieselbe nicht zufällig einen Juristen in ihrer Mitte, dessen specielle Beschäftigung mit den einschlagenden Materien ihn als nicht ganz unbefähigt für die Ausarbeitung des Gesuches erscheinen ließ und dessen Inanspruchnahme, wie sie früher bei ähnlicher Veranlassung vorgekommen, von vielen Gemeindegliedern eigentlich als selbstverständlich betrachtet ward. Da derselbe jedoch erklärter Freund einer scharfausgeprägten Gesinnung, dagegen abgesagter Feind aller religiösen Verschwommenheit, mit einem Worte nicht ohne leisen Beigeschmack von „Ultramontanismus" ist, so ist es wohl erklärlich, daß dessen sonstige Qualifikation der günstigen Gelegenheit nicht im Wege stehen durfte, die eigene Pseudo-Aufklärung und After-Toleranz (die aber mit wahrer Aufklärung und wahrer Toleranz nicht mehr Aehnlichkeit haben als eine Frisur à la jeune France mit einer Tonsur) im schönsten Brillantfeuer leuchten zu lassen. Und der zu erwartende Lohn dafür ist keineswegs ausgeblieben, da gerade dasjenige hamburgische Lokalblatt, dessen sonstige Berserkerwuth gegen Alles, was katholisch heißt, notorisch ist, das quästio-

nirte „Ergebenste Gesuch an Eine Hohe Burgerschaft" ganz besonders rühmt, und zwar weil dasselbe (welch ein wohlthuendes Lob!) so frei sei von aller „bornirt-confessionellen Tendenz".

Wie gar unschuldig übrigens die Mehrheit der Gemeinde-Glieder an der ihr von ihrem Seelenhirten octroyirten Bittschrift ist, dürfte schon daraus hervorgehen, daß letzterer es, ihr gegenüber, nicht einmal der Mühe werth gehalten hat, die Schrift selbst zur Unterzeichnung vorzulegen, es vielmehr für genügend erachtete, die Unterschriften auf einzelnen leeren Bögen sammeln und dann der den Unterzeichnern völlig unbekannten Schrift anhängen zu lassen. Dieser Umstand, verbunden mit der Verschweigung der Autorschaft, muß denn doch (wie aus einem wohl mit Unrecht dem Herrn Pastor selbst zugeschriebenen „Eingesandt" in dem oberwähnten kirchenfeindlichen Lokalblatte hervorgeht) bei einzelnen Unterzeichnern einige nachträgliche Bitterkeit hervorgerufen haben, denn der Einsender spricht von „vielfach theils von eigenen Mitgliedern, theils von Andern sowohl mündlich als schriftlich" gemachten Vorwürfen, während er, der Einsender, es ganz in der Ordnung findet, daß man die in Rede stehende Conception einem „Israeliten" übertragen habe, ohne auf „kleinliche und confessionelle Beziehungen" Rücksicht zu nehmen. Man ist allgemein gespannt, welcher Art die nächste Manifestation einer ungewöhnlichen Erhabenheit über „kleinliche und confessionelle Beziehungen" seyn wird.

IV.

In ihrer Sitzung vom 11. Juli a. c. hat die hamburgische Bürgerschaft die von einem hochedlen und hochweisen Senate proponirten, „die Kirche und das Unterrichtswesen" betreffenden Verfassungsbestimmungen discutirt. In ihnen heißt es unter Anderm: „Eine jede religiöse Gemeinschaft bedarf

zur Erlangung der Corporationsrechte sowie zur Ausübung des Gottesdienstes der Anerkennung und Concession durch die gesetzgebende Gewalt. Auf Grund derselben verwalten die religiösen Gesellschaften ihre Angelegenheiten selbstständig, jedoch unter Oberaufsicht des Staates".

Es ist nicht zu läugnen, daß in der Fassung dieser beiden Sätze einige heimlichen Hintergedanken liegen, nur hat man dieselben hie und da ganz wo anders, als wo sie zu finden sind, gesucht oder doch zu suchen vorgegeben. Letzteres ist auch bei der schon erwähnten katholischen Bittschrift der Fall. Wie dieselbe überhaupt einerseits sich auch über solche Bestimmungen des Reglements von 1785 beschwert, deren Ausführung — wie z. B. die „Berufung" der Geistlichen durch den Senat — niemals prätendirt worden, andererseits die wichtigsten Punkte — z. B. die Stellung des apostolischen Vikariats zur Gemeinde *) — gänzlich unberücksichtigt läßt, so bekämpft sie auch, den oberwähnten Senatspropositionen gegenüber, lediglich das Verlangen, daß jede religiöse Gemeinschaft zur Ausübung ihres Gottesdienstes der Genehmigung („Concession") des Staates bedürfen soll. Allein die in dieser Bestimmung liegende Gefahr berührt die, in deren alleinigem Interesse doch diese Supplik abgefaßt seyn will, die katholische Gemeinde nämlich, nicht im Geringsten. Denn den sechstausend hamburgischen Katholiken in Zukunft die Genehmigung zur bisherigen öffentlichen Ausübung ihres Gottesdienstes durch Verweigerung der „Concession" vorenthalten zu wollen, das ist denn doch einem hochedlen und hochweisen

*) Noch im Jahre 1839 verbot der Senat der katholischen Gemeinde, dem zum apostolischen Vikar der dänisch-deutschen Missionen des Nordens ernannten hochwürdigen Bischof Laurent, ohne seine Genehmigung „irgend eine Einwirkung auf die Verhältnisse der hiesigen Katholiken oder der hiesigen katholischen Kirche" zu verstatten.



... Confessionen,
constituirenden oder reco
Rongeanern, gegenüber, s
erlauben behalten wollen.
„Oberaufsicht des St
die katholische Kirche in Ho
mit diesem seinen Begehren
chen“ ergibt sich die „Oberau
Episcopat“ von selbst) vorzug
im Auge gehabt zu haben
es denn auch, durch deren ges
hin bringen wird, daß hinsich
Alles beim Alten bleibt.

Und sonderbar! Der Con
cipationsbittschrift und ci-devant
ner hat auch seine betreffende b
lediglich (und mit Erfolg) auf L
ten unschädlichen Concessionirunge
die Beibehaltung der ihnen ents
aufsicht“ selbst befürwortet, u
nach dem Referate des

ten vermag und in derselben Stunde, wo sie wider Willen emancipirt würde, auch ihren letzten Athem aushauchen müßte. Sie wünscht nichts, als in ihrem bisherigen Staatslehnsessel zu verharren, und nebenbei einen möglichst gut gearbeiteten Kappzaum für ihre „Mutter" — wie sie sich in schwachen Stunden ausdrückt — die katholische Kirche.

Wenn in Folge gedachter Befürwortung dieses seines selbstgewählten Coadjutors der Herr Pastor primarius auch in Zukunft manche Beschwerden des „Ergebensten Gesuches" nicht gehoben sehen, und z. B. nach wie vor genöthigt seyn wird, statt in priesterlicher Kleidung im Pariser Modefrack einherzuschreiten, so dürfte, falls solches Resultat kein erwünschtes wäre, ein dreifaches „mea culpa" das Einzige seyn, was unter so bewandten Umständen zu empfehlen wäre.

V.

Es ist eine bekannte Erscheinung, daß „gläubige" Protestanten, Anhänger der „innern Mission" und der „Hengstenbergischen Kirchenzeitung", so entschiedene Gegner der vulgären Mir-ist-Alles-eins-Religion sie auch immer seyn mögen, sich doch augenblicklich mit dieser ihrer Todfeindin zu einem gemeinsamen Feldgeschrei vereinigen, ja dasselbe nicht selten noch überbieten, sobald es gilt, der katholischen Kirche eine Schlacht zu liefern. Einen kleinen Beleg dafür hat u. A. auch in der hamburgischen Bürgerschaft bei Gelegenheit der obenerwähnten Kirchenfrage ein Mitglied der äußersten politischen und kirchlichen Rechten geliefert. Dasselbe, sonst ungemein schweigsam, hat, nach den Berichten in den Zeitungen, in obiger Veranlassung seine Stimme erhoben und auf die „von der römisch-katholischen Kirche drohende Gefahr" hingewiesen, da dieselbe „Propaganda machen müsse, das liege in ihrem Wesen, in allen ihren Grundsätzen". Ihr gegenüber seien daher „vorkehrende Maßregeln nothwendig, deßhalb hätten noch unlängst

in dem Nachbarlande Holstein freisinnige und wohlwollende Männer sich gegen das Ansinnen dieser Kirche ausgesprochen".

Das Einzige, aber auch das Allereinzige, was man zur Entschuldigung der letzten Aeußerung des Redners sagen kann, ist: der Mann hat wahrscheinlich selbst nicht gewußt, was er spricht. Denn hätte er die Bedrückung, in der die katholischen Holsteiner leben, wirklich so gekannt wie sie ist und wie wir sie oben sub I. und II. beispielsweise zu schildern versucht haben; hätte er gewußt, daß im Vergleich mit ihr die kirchliche Lage der Katholiken unter der Herrschaft des Halbmondes noch eine freie und glückliche zu nennen ist, wahrlich dann wäre die Gesinnung dieses „gläubigen" Protestanten, der den Nothschrei um Befreiung aus solcher Qual ein „Ansinnen" und diejenigen, welche die Bittsteller schnöde zurückgewiesen, „freisinnige und wohlwollende Männer" nennt, keine sehr beneidenswerthe, und man könnte es keinem Katholiken verdenken, wenn ihm der in puris naturalibus einherwandelnde Unglaube noch liebenswürdig erschiene im Vergleich mit dieser süßlächelnden Frömmigkeit, die, wenn ihr die „ehrlichen Heiden" das Messer an die Kehle setzen, in der Todesangst nach ihren „lieben römischen Mitchristen" schreit und gar schöne Redensarten von „Frieden" und „Eintracht" und „Christlichgesinnten aller Confessionen" bei der Hand hat, sobald sie aber uns ernstlich bedroht glaubt, nirgends zu finden ist als — im Lager unserer Feinde.

VI.

Schließlich möge uns der geehrte Redner noch ein paar Worte über das von ihm in's Treffen geführte, schon oft da gewesene Exemplar der unsterblichen Elephanten der Semiramis, nämlich über das angeblich von der katholischen Kirche in Hamburg zu befürchtende „Propagandamachen" erlauben.

Zuvörderst hätte man sich darüber zu verständigen, was der geehrte Redner unter katholischer „Propaganda" versteht, ob lediglich eine solche, die sich unerlaubter Mittel bedient (und der wir, sofern sie zu irgend einer Zeit oder an irgend einem Orte vorgekommen wäre, gewiß nicht das Wort reden wollen), oder die Verbreitung der ewigen Wahrheit überhaupt, die allerdings eine Hauptaufgabe unserer heiligen Kirche, gemäß den Worten ihres göttlichen Stifters „Docete omnes gentes", war, ist und seyn wird. Meint er daher letztere, so wird kein aufrichtiger Katholik seine Geneigtheit zu solcher Propaganda verläugnen, im Gegentheil bedauern, daß dahin zielende Vorwürfe so oft von denen, gegen die sie gerichtet sind, ohne alles Verdienst einkassirt werden.

Was dagegen das Propagandiren mit unerlaubten Mitteln betrifft, so haben wir niemals (und wahrscheinlich der Herr Redner eben so wenig) den hamburgischen Katholiken einen derartigen Vorwurf machen hören, wogegen wir dem geehrten Redner als Beleg für die betreffende protestantische Praxis hier unter der Ueberschrift „die Propaganda hinter dem Kleiderschrank" die erbauliche Geschichte mittheilen wollen, wie jüngst bei einem unserer hamburgischen Freunde ein Bibelcolporteur, als er dort an dem über dem Sopha hängenden Portrait des Erzbischofs von Freiburg gewahr ward, daß er sich in einem katholischen Hause befinde, zwar seine wohlfeilen Bibeln schleunigst wieder einpackte, jedoch heimlich ein von dem (sicher dem Herrn Redner wohlbekannten) „Hamburger Traktaten-Verein" herausgegebenes Traktätlein hinter den Kleiderschrank versteckte, wo es später gefunden ward. Dieses Traktätlein (eine Arbeit von vielem Geschmack) führt den Titel: „Der gläubige Katholik", und es wird darin erzählt, wie „ein katholischer Pfarrer, dem es von Herzen darum zu thun war, das wahre Wohl seiner zahlreichen Pfarrkinder zu fördern", eines Sonntags, als er aus

der Messe kam, im Stillen darüber nachgedacht habe, „wie doch seinen Zuhörern eigentlich wenig Gewinn daraus (nämlich aus der Messe) erwachse". Nachdem man solchergestalt gleich von vornherein erfahren, welch Geisteskind der „Herr Pfarrer" ist, wird dann weiter berichtet, wie selbiger seit einiger Zeit (wahrscheinlich seitdem besagter Bibelcolporteur da gewesen) angefangen habe, in einem „großen alten Buche" zu lesen, das in jener Gegend (obwohl die Hausirer mit dem „Wort" sonst keine Gegend zu verschonen pflegen) nur selten zu finden gewesen sei. Darüber vergißt nun der, bis zu dieser (mit Hülfe des Colporteurs) gemachten Entdeckung, mit der heiligen Schrift (wie natürlich alle katholischen Geistlichen) völlig unbekannte Herr Pfarrer „mehr als einmal" sein Brevier zu beten, worauf er dann mit immer größerer Raschheit zu demjenigen Ziele gelangt, zu dem das Vergessen des Brevierbetens vollkommen richtig als der erste Schritt bezeichnet wird, nämlich zur — sola fides. Ob er schließlich auch noch Consistorialrath oder Oberhofprediger geworden, darüber schweigt die Geschichte. Wir empfehlen das lehrreiche Büchlein allen Priestern, die etwa so unglücklich seyn sollten, ihr Breviergebet gleich dem „Herrn Pfarrer" schon „mehr als einmal" unterlassen zu haben, hiemit auf das Angelegentlichste. Hoffentlich wird es sie veranlassen, so rasch wie möglich zum Brevier zurückzukehren.

Um jedoch mit dem geehrten Redner zum Schlusse zu kommen, erlauben wir uns die Frage an denselben: deutet die ebenerzählte, unserm hamburgischen Freunde passirte Geschichte auf Propaganda mit unerlaubten Mitteln oder nicht? Hätten wir diese Frage in letzter Instanz zu entscheiden, so würde, wenn auch „die unerlaubten Mittel" nicht wegzuläugnen wären, doch unser Erkenntniß (weit entfernt, dem „gläubigen Katholiken" eine unverdiente Ehre anthun zu wollen) dahin lauten: „Propaganda ist nicht vorhanden, wohl aber

entschiedener, wenn auch unschädlicher animus propagandi". Und so verhält es sich in der That. Der gute (oder vielmehr böse) Wille ist schon da, es fehlt jedoch an allem Uebrigen. So lange nun aber der geehrte Redner den hamburgischen Katholiken kein ähnliches Gebahren vorzuwerfen und nicht etwa nachzuweisen vermag, daß sie jemals ihre Traktätlein (z. B. den Catechismus romanus) seinen Glaubensgenossen hinter die Schränke oder harmlosen Spaziergängern in die Taschen praktizirt haben, so lange hat er, meinen wir, am wenigsten ein Recht, über katholisches „Propagandamachen" zu raisonniren.

Und damit schließen wir diese erste Serie unserer Aphorismen. Die zweite soll, so Gott will, nicht allzulange auf sich warten lassen. An Stoff fehlt es leider nicht und, wie der heilige Hilarius sagt, tempus est loquendi, quia jam praeteriit tempus tacendi; ulterius enim tacere diffidentiae signum esset, non modestiae ratio.

XXI.

Zeitläufe.

Die Lage im österreichischen Kaiserstaat.

Den 25. August 1860.

Mit schnellen Schritten naht die Entscheidung über die Geschicke Europa's. Die Luft ist dumpf und riecht nach Pulver; wir mögen Großes erleben vielleicht noch mit dem Fallen des herbstlichen Laubes. Teplitz hat nichts aufgehalten, nicht einmal etwas verzögert. Denn Deutschland hat gleichgültig nach wie vorher, als ginge uns das nichts an, zugeschaut, wie das Hauptquartier des Umsturzes vom Süden her anrückt. Dem unterhöhlten Lilienthron in Neapel darf man kaum mehr die Macht zutrauen, ohne Unehre zu fallen, Rom wird bald nur noch wie ein Fels aus wogender See hervorragen, und dann der ganze Schwall unter Cäsar Garibaldi und Viktor Emmanuel, seinem Lakaien, gegen die venetianischen Grenzen und die dalmatinischen Küsten Oesterreichs anstürmen. So will es wenigstens der Mann an der Seine; er ist dann in der Lage, sein murrendes Volk für die schleichende Langweile der Schürzung durch wundervolle Raschheit der Lösung zu entschädigen. Er kann gerade das systematische „Mißtrauen", das man gegen ihn säe, zum Vorwand nehmen und am Rheine

ßehen, ehe wir uns den Schlaf unserer Festräusche aus den Augen gerieben haben.

Es fehlt bei uns allerdings nicht mehr an dem guten Willen, eine Coalition zu bilden, und Preußen soll sich sogar förmlich anheischig gemacht haben, den Anschluß Englands und Rußlands zu betreiben. Aber es ist mindestens zu spät; denn der Orient steht schon wieder auf der Tagesordnung und weist die beiden Mächte an, nicht die Gunst Deutschlands, sondern die Frankreichs zu suchen. Denn Er allein ist aktiv. Deutschland könnte jedenfalls nur Eine der beiden Mächte gewinnen Ist man in Teplitz übereingekommen, in der Türkenfrage auf dem Vertrag von 1856 zu fußen und für die ungeschwächte Herrlichkeit der Pforte einzutreten, so stößt man Rußland zurück; und wollte man auch bei einer neuen Warschauer Conferenz den Vertrag von 1856 preisgeben, so stieße man England zurück. Rußland soll zwar mit Feuereifer für den König beider Sicilien aufgetreten seyn, aber es hat (was ein höchst bedeutsamer Umstand ist) nicht einmal eine Note darüber publicirt. In England wird das jetzt vertagte Parlament dann vielleicht eine antifranzösische Allianz anrufen, wenn Lord Cowley mit Hunden aus den Tuilerien gehetzt wird. Man erzählt sich ja bereits, daß dieselben Minister, welche ihrer Königin die Demüthigung vor Cherbourg bereitet haben, ihr jetzt nicht erlauben wollten, ihr eigenes Kind in Berlin zu besuchen, um nur ja den Imperator auch nicht durch den Schatten einer Coalition unwirsch zu stimmen.

Einst wird die Geschichte vielleicht erzählen, Deutschland habe sich im Sommer 1860 durch mehrere Conferenzen endlich geeinigt — nichts zu thun. „Nichtintervention" ist auch das große Hauptwort in der politischen Sprache Englands und Frankreichs, aber seine Bedeutung ist dort eine ganz andere. Sie predigen die Nichteinmischung immer erst dann, wenn sie durch ihre Intervention die eigenen Interessen gehörig besorgt haben. Der Deutsche dagegen meint es ehrlich,

er thut wirklich nichts, bis ihm die Flammen zum Fenster hineinschlagen. Darauf hat Napoleon III. gehofft und gebaut. Wenn Garibaldi vom adriatischen Meere her den Ungarn die Hand reicht, dann sind die Zwecke seiner „Nichtintervention" gewonnen: Deutschland isolirt und allein, Oesterreichs Macht an den südlichen und östlichen Grenzen gebunden, Teplitz vereitelt!

So wird es geschehen, Gott müßte denn nur in Italien noch ein Wunder thun. Man muß aber selbst vielmehr wünschen, die Vorsehung möge diese furchtbaren Tage der Spannung abkürzen, und es möge aus dieser ewigen Kriegsbereitschaft ohne den Krieg, die den Völkern das Mark aus den Knochen und das Vertrauen aus der Seele frißt, lieber heute als morgen der endliche Kampf entbrennen. Er wird abermals nicht lange dauern, wie denn in unserer Zeit die größten Ereignisse meteorgleich vorüberschnellen; in ein paar Monaten kann Alles vorbei seyn, aber es wird ein Kampf um die Existenz Deutschlands nicht weniger als Oesterreichs seyn. Er oder wir alle!

Im Angesicht dieser Lage ist es uns schwer geworden, die Verfassungsfrage in Oesterreich und ihre Parteien eben jetzt zu unserem Thema zu machen. Allerdings drehen sich die Geschicke Europa's abermals um ihren hundertjährigen Angelpunkt an der Donau, aber um sein Schwert, nicht um Reichsrathsreden und um Federn, welche constitutionelle Paragraphe abzirkeln. Das sind Momente, in welchen man die Verfassungen selbst da suspendirt, wo sie bestehen, und es kann nicht fehlen, daß ihr Eindruck die Lust an frischen Schöpfungen im civilen Leben niederhält. Die Zerfahrenheit und Rathlosigkeit der persönlichen Stimmungen einerseits, worüber man klagt, der trostlose Pessimismus andererseits mag diejenigen verwundern, welche den Vorabend der Entscheidung über Leben und Tod nicht mitfühlen können. Aber dennoch — Oesterreich muß noch einmal hindurch, um

den festen Boden definitiv zu gewinnen, welchen es seit 1854 nur mehr zum Scheine besessen, hindurch muß es vor Allem mit dem Schwert, aber nicht allein mit dem Schwert. Der Landmann hält seinen Samen deßhalb nicht zurück, weil er weiß, daß ihn demnächst Schnee und Eis bedecken wird; und Oesterreich darf seine Verfassungsfragen jetzt nicht hintansetzen, weil sie ihre erfreulichen Früchte erst in der neuen Welt tragen können, die uns umgeben wird.

Es war freilich ein ungeheurer Fehler, daß man, vom napoleonischen Oeconomismus verblendet, in den schönen Friedensjahren seit 1852 gänzlich versäumt hat, das zu thun, was unter allen Umständen geschehen muß! Die Historisch-politischen Blätter haben auch am wenigsten Ursache, das beweinenswerthe Versäumniß zu beschönigen, denn sie haben damals warnend gemahnt, als die constitutionellen Nothwendigkeiten Oesterreichs selbst bei der Allgemeinen Zeitung total vergessen waren, und damals getadelt, als gerade diejenigen Zeitungen schmeichelten und lobhudelten, welche jetzt am heftigsten eifern und sich verzweifelt anstellen. Die Folgen der geschehenen Fehler sind schwer, aber es gewährt uns eher Beruhigung als das Gegentheil, daß Oesterreich mit gewissenhaftem Bedacht vorgeht, und nicht ein Programm um das andere wie Handschuhe wechselt. Oesterreich ist den theuer bezahlten Schlingen eines fremden Abenteurerthums entgangen, es bemüht sich jetzt, seine Völker unmittelbar zu hören und zu verstehen — und das ist es, was wir ersehnt haben.

„Germanisirung" war das Schlagwort in jener verderblichen Zeit, wo Hr. von Bruck und die Allgemeine Zeitung für die innere Politik Oesterreichs maßgebend waren. Jahr aus Jahr ein hat man uns damals vorargumentirt, daß es keine Rettung und kein Gedeihen für den Kaiserstaat gebe, als die „Durchdringung Oesterreichs mit dem deutschen Geiste", das ist mit dem liberalistischen Doktrinarismus. Hätte man anstatt dieses tendenziösen Lärms ein ehrliches Deutschthum,

das sich vor Allem in der Heilighaltung jeder berechtigten Sonderexistenz manifestirt, ruhig und naturgemäß wirken lassen, so wären die jetzt ergangenen Sprachrescripte ungeschrieben geblieben, und der wahrhaft deutsche Geist hätte sich bei den andern Nationalitäten Freunde erworben, anstatt daß sie jetzt in bitterm Hasse die schon gewohnte deutsche Sprache wieder wegwerfen.

Man erzählt, daß die slavischen Vertreter im Reichsrath zu Wien unter Anderm ein Gesetz verlangen, welches alle „Ausländer" von den Officiersstellen unbedingt ausschließe; und als ein ungarischer Magnat gefragt wurde, was denn aus den deutschen Gelehrten an den ungarischen Hochschulen werden solle, wenn dieselben gänzlich magyarisirt werden müßten, da antwortete er: „was kümmert mich das Schicksal der Frösche und Kröten, wenn ich meinen Teich austrocknen will"? Wären die Früchte jener falschen Politik, die wir Jahre lang bitter beklagt haben*), nicht so traurig, man müßte über die Naivetät lachen, mit der jetzt die Augsburger Allgemeine Zeitung selbst das strengste Urtheil über die Männer fällt, welche Oesterreich den Verdacht der „Sucht des Germanisirens" zugezogen hätten.

„Es sind dieß Männer, die zwischen den vier Mauern ihrer Amtsstuben sich eine leblose Schablone gebildet haben, welche sie Oesterreich benennen, und die überall Unheil wittern, wo das warmpulsirende Leben den Formen der Schablone sich nicht anzuschmiegen vermag, Männer, die in ihren Endabsichten gewiß das Beste wollen, von welchen wir uns aber dennoch nicht scheuen zu behaupten, daß sie bisher Oesterreich mehr schadeten als selbst die Männer der exclusiv-magyarischen Partei, denn nur sie boten letzterer jene Waffen und Handhaben, mittelst deren es gelang, die Regierung Oesterreichs bei den eigenen Völkern und im Auslande zu discreditiren" **).

---

*) Vgl. z. B. Histor.-polit. Blätter Bd. 43. S. 532.

**) S. die Nummer vom 7. August Hauptblatt.

Wer aber glauben wollte, daß die publicistischen Träger dieser Politik durch das erfahrene Fiasko bescheidener geworden seien, würde sehr irren. Sie fahren unter anderm Namen vielmehr fort, ihre fremden Programme aufzudrängen, und finden es ganz unbegreiflich, daß der Kaiserstaat nicht mit beiden Händen darnach greift. In Wien scheint man aber namentlich durch das Schicksal des Protestantengesetzes gewitzigt zu seyn, und also den Parteien das Onus mit positiven Vorschlägen aufzutreten zugeschoben zu haben, um ihre Kritik für die Zukunft weniger leicht und wohlfeil zu machen; die Regierung will erst die aus allen Kronländern in den Reichs-Rath berufenen Notabilitäten vernehmen, ehe sie selbst spricht. Dieß taugt nun durchaus nicht in die Berechnung der Liberalen. Nur dann wäre der eingeschlagene Weg der richtige, wenn sie der Majorität im Reichsrath sicher wären, was aber so wenig der Fall ist, daß ihre Vertreter nicht einmal den Muth eines selbstständigen Auftretens zu besitzen scheinen. Also — taugt der ganze Reichsrath nichts, weil nicht „bürgerliche Elemente" genug in denselben berufen seien; und weil nun den Juden in der Presse auch nicht gestattet ist, durch den Druck ihres künstlichen Pumpwerks, welches sie öffentliche Meinung nennen, die Berathung zu terrorisiren, so geht der helle Verzweiflungsschrei durch die Welt: Oesterreich werde entweder gar keine Verfassung bekommen, oder eine die schlimmer sei als keine — nämlich das die Reichseinheit zerreißende altungarische Adelsregiment!

Je verschiedener aber die künftige Verfassung Oesterreichs von der Preußens, Frankreichs, Englands ist, desto besser wird sie unseres Erachtens seyn, denn auch die natürlichen Bedingungen sind wesentlich verschieden und Schwierigkeiten zu überwinden, die in allen übrigen Staaten des Abendlandes von vornherein nicht existiren. Um nun die Grundzüge einer solchen Verfassung klar zu legen, scheint uns Oesterreich den correkten Weg eingeschlagen zu haben. Der außeror-

dentliche Reichsrath ist freilich keine neapolitanische Concession, auch kein constituirendes Parlament; aber er ist der lebendige Beweis, daß das selbstherrliche Alleswissen und Alleinthun der Bureaukratie ein Ende hat, daß der Souverain alle berechtigten Existenzen und Verschiedenheiten des Reichs zu Wort kommen lassen, daß er sie guten Willens hören und mit dem Gesammtstaat und unter sich versöhnen will. Es wird ein feierlicher Moment für Oesterreich seyn, wenn sie reden und Er antwortet.

Der Reichsrath hat, wie wir ihm zutrauten*), bereits seine Geschichte gehabt und die Grenzen seiner ursprünglichen Anlage im natürlichen Wachsthum überschritten. Seine Debatten bewegten sich seit der ersten Stunde in ungeahnter Freiheit, und das amtliche Blatt selbst brachte sie unverkürzt an die Oeffentlichkeit. Die Geschäftsordnung mußte schon bei den Wahlen für das Budgetcomité einer freien Bewegung Raum lassen. In Oesterreich kehrte das wohlthuende Gefühl ein, daß nun das freie Wort im Lande seine Stätte gefunden habe; der Reichsrath, hieß es, wirke Wunder. Seit den merkwürdigen Sitzungen vom 21. Juni war kein Zweifel mehr, daß die Regierung strenge und ernste Kritiker, keineswegs gefügige Werkzeuge vor sich habe. Der Kaiser aber nahm so wenig Anstoß daran, daß er das politische Gewicht der Versammlung vielmehr erhöhte, indem sie durch das unerwartete Handschreiben vom 17. Juli in dem wichtigsten der durch k. k. Patent vom 5. März ihr zugewiesenen Wirkungs-Kreise mit constitutioneller Befugniß bekleidet wurde. Die Einführung neuer Steuern, die Erhöhung der alten und die Aufnahme neuer Anlehen soll ferner, mit Ausnahme der Indemnität im Kriegsfall, nicht mehr bloß der berathenden Stimme des Reichsraths unterliegen, sondern von seiner „Zustimmung“

---

*) Vgl. das Heft vom 16. Mai 1860. S. 956.

abhängen; somit ist aus der begutachtenden Körperschaft ein definitiver Faktor der Regierung geworden.

Die Entwürfe zu wichtigen Reichsgesetzen und die Vorlagen der künftigen Landesvertretungen sind der bloß berathenden Stimme des Reichsraths vorbehalten; aber er hat in anderer Beziehung seine Competenz, mit thatsächlicher Genehmigung der Regierung, erweitert. Laut des Gründungs-Patents steht ihm nämlich keine Initiative zu, er sollte nur das Recht haben, aus Anlaß der ihm gemachten Vorlagen gelegentliche Erinnerungen anzubringen. Kaum war aber das Budget eingebracht, so beschloß das betreffende Comité, die Vorlage der Statuten der Landesvertretungen nicht erst abzuwarten, sondern bei der Berathung der Finanzlage die ganze Verfassungsfrage von sich aus zur Sprache zu bringen, weil die Besserung der erstern die Lösung der letztern zur nothwendigen Voraussetzung habe. Diese Debatte steht augenblicklich bevor, und mit ihr die entscheidende Wendung in Oesterreich.

Bis jetzt hat die Regierung durchaus loyal gehandelt: das sollte ihr auch der bitterste Feind nicht bestreiten. Wenn sie über die große Principienfrage von dem Verhältniß zwischen der Autonomie der einzelnen Kronländer und dem Gesammtstaat — denn dieß wird den Angelpunkt der bevorstehenden Debatte bilden — erst die Stellungen, namentlich der Ungarn, sich klären lassen wollte, so ist auch dieß ebenso loyal als klug. Ihre Entschließungen müssen sich nach dem Maß der auftretenden Hindernisse richten. Das Parteiregiment eines Reichsparlamentarismus könnte sie allerdings, eben dieser Hindernisse wegen, nicht installiren, wenn sie auch wollte. Aber sie hat im Reichsrath Bürgschaft gegeben, daß eine Centralvertretung mit constitutionellen Befugnissen in ihrer Absicht liegt, und diese Vertretung hat hinwieder Landtage mit entscheidender Competenz hinsichtlich der besondern Kronlands-Angelegenheiten zur nothwendigen und ausgesprochenen Voraussetzung. Wie kann man dennoch sagen, daß das in den höchsten Regionen herr-

schende Ideal der Militärstaat des Czaren Nikolaus sei? Wissen diese Lärmmacher denn auch, was der „Militärstaat des Czaren Nikolaus" war?

Frei und ungezwungen wollte der Kaiser neue Lebensreformen für Oesterreich schaffen, ohne die Hintergedanken, mit welchen man widerwillige Concessionen an die Revolution haufenweise hinauswirft. Während genug solcher widerwärtigen Schauspiele an unsern Augen vorübergegangen sind, freuen wir uns der zähen Kraft um so mehr, welche offenbar in den eigenthümlichen Fügungen und Verhältnissen des Reichs selber wurzelt und unzweifelhaft einer großen, wenn auch langsamen Entwicklung fähig ist. Schon läßt der Ruhm des österreichischen Reichsraths das eifersüchtige Rußland nicht mehr ruhig schlafen. Inzwischen legt sich aber in ganz Deutschland der giftige Mehlthau der Verdächtigung und Calumnie auf jeden Schritt der Wiener-Regierung, und verschont selbst die allerhöchste Person nicht mit systematisch erfundenen und fabrikmäßig ausgestreuten Besudelungen. Freilich liegt darin zunächst nur ein Beweis, wie sehr dieses Oesterreich der losgelassenen Politik der Hölle und ihrem vielgestaltigen Anhang im Wege steht; wie kann man aber die Motive des dämonischen Hasses so zahlreicher Parteien und Tendenzen kennen und dennoch in ihr Horn stoßen?

Was die eigentlich Liberalen betrifft, so haben zwei Gerüchte ihnen den neuesten Anlaß gegeben an Oesterreich zu verzweifeln. Erstens das Gerücht, daß die Bestätigung des Landesstatuts für Tyrol in der Gestalt erfolgen werde, wie es aus der Berathung der Innsbrucker Vertrauensmänner hervorgegangen ist, und wornach die tyrolische Vertretung eine rein altständische wäre, aus je gleich vielen Deputirten des Adels, des Klerus, der Bürger und der Bauern bestehend (die sog. ständische Parität). Zweitens das Gerücht, daß auch im Budgetcomité des Wiener Reichsraths die Partei des historischen Rechts oder der Legitimität alle Aussicht des Sie-

ges für sich habe und das „ungarische Programm" entschieden die Mehrheit gewinnen werde.

Wenn man den heftigen Kampf verfolgen will, welcher sich über diese beiden Punkte entsponnen hat, so muß man vor Allem die Schlagworte beachten, die von den Liberalen bereits ausgetheilt worden sind. Sie selbst nennen sich „Centralisten" in dem Sinne als wären sie allein die Vertheidiger der Reichseinheit, „bürgerliches Element" im Gegensatz zu den feudalen Gestalten einer finstern Vergangenheit, und die eigentlich „deutsche Partei"; die Gegner werden als „Föderalisten" oder Zerreißer der österreichischen Reichseinheit, als „Adelskaste", die dem Bürgerthum nothwendig feindlich sei, als „klerikalnationale Reaktionspartei" bezeichnet. Leider sieht man auch schon wieder sonst ehrenwerthe Männer ohne ihr Wissen mit den vergifteten Waffen dieser Parteinamen streiten.

An der Zusammensetzung der künftigen Landtage hat die Partei, welche sich das anmaßliche Prädikat der deutsch-liberalen beilegt, allerdings ein um so größeres Interesse, weil man nur aus dem Schooß der Landtage zum Mitglied der Centralvertretung wird aufsteigen können. Die Partei verlangt also Kopfzahlwahlen oder wenigstens die Ausschließung des Adels und des Klerus als solchen; mit andern Worten, sie will, daß ihr selbst die unbedingte Herrschaft in diesen Körpern garantirt sei. Denn das „Bürgerthum", so rechnet sie, zählt durch die Bank zu uns, die Bürger sind aber die natürlichen Leiter der Bauern, und die einzelnen Großbesitzer werden in ewiger Minderheit bleiben, wenn nur nicht Adel und Klerus ihr eigenes oder vollends ein paritätisches Standschaftsrecht haben. In Tyrol tritt die Parteiabsicht besonders klar hervor; man sagt ohne Hehl, wenn das ständische Princip beibehalten werde, dann dürften die Protestanten lange warten, bis ihnen das Land Tyrol geöffnet werde.

Nun sind wir zwar keineswegs übermäßig für das Stän-

gangenheit mitschleppen, der Geg
niß machen will. Wenn z. B.
Grund und Boden fundirte politi
sätze wie vor hundert Jahren, dar
viertel im Ständesaal nicht mehr
Partei geht noch viel weiter, si
ständischen Einfluß auch da, wo
haft im höchsten Grade besitzt w
Oesterreichs, und wo er bei den u
Bürger- und Bauerthums der nat
ist wie in den ehemals ungarischen
Uebles genug gegen das „adelic
bringen, aber man will dafür ein
ment haben. Von der österreichisch
zu erwarten, daß ihr bloß das In
bend sei und nicht eine liberale Pa

Es gibt auch keine alleinselig
sollte sich eine Provinz unter den
wirklich unglücklich fühlen, so ist es
Liberalen, daß ...

dehnter Selbstverwaltung ist aber vor Allem auf den Adel angewiesen, und es ist viel mehr zu fürchten, daß er zu wenig Einfluß nehme als zu viel. Zeigt sich der österreichische Adel wirklich politisch thätig und tüchtig, dann wird ihn das Reich als seine schönste Perle schätzen lernen, nicht weniger als Altengland.

Aber das ungarische Programm — dieß muß doch nothwendig die Reichseinheit durch einen feudalen Föderalismus zerreißen, den die Regierung nie und nimmer zugeben kann? Daß in Ungarn solche Absichten existiren und eifrig wühlen, erleidet leider keinen Zweifel; ihre Träger sind hinwieder nur die vorgeschobenen Strohmänner jener racheschnaubenden Partei, welche sich zu dem Grundsatz bekennt: „lieber türkisch als österreichisch". Welche Stellung die ungarischen Reichsräthe zwischen diesen Parteien zu dem „gekrönten König" einnehmen wollen, ist augenblicklich noch ein streng bewahrtes Geheimniß. Aus dem Allarm der Liberalen darf man nichts mit Sicherheit schließen. Denn in ihren Augen zerreißt Jeder die Reichseinheit, welcher sich gegen die Idee jenes Reichsparlamentarismus verwahrt, wodurch zwar dieselbe Centralisation wie im Bach'schen System bedingt würde, nur nicht die „mechanisch-bureaukratische", wie sie sagen, sondern die „lebensvolle parlamentarische", d. h. eine noch ungleich gewaltthätigere Uniformität. Eine solche Reichseinheit ist nun allerdings in Ungarn wie bei den Slaven verabscheut, denn sie erscheint diesen Völkern als die neueste und ärgste Tücke des unterdrückungslustigen „deutschen Geistes." Aber wir haben uns früher schon über ein ungarisches Programm ausgesprochen, welches den Centralisten aller Art entschieden entgegentritt, ohne doch mit der nothwendigen Reichseinheit in unversöhnlichen Gegensatz zu kommen*).

Allerdings hat die gemäßigtere Partei der Magyaren damals noch hinter dem Berge gehalten. In dem Buche des

*) Vgl. die Abhandlung über die Schrift des Baron Eötvös: Histor.-polit. Blätter Bd. 43. S. 531 ff.

Baron Eötvös finden sich die Ansprüche nicht, welche in der denkwürdigen Debatte des Reichsraths über die Grundbuchs-Frage *) am 21. Juni vom Grafen Mailath offen erhoben wurden: „Meines Wissens gi[illegible]ngarn nichts als Ungarn, sie mögen sich der deu[illegible]ischen, ungarischen oder rumänischen Sprache bedienen . . . Auf dem staatlichen Gebiete in Ungarn ist meiner Ueberzeugung nach nur die ungarische Sprache die historisch, politisch und legal berechtigte." Unter dem Ungarn, welches die Herren hier meinen, ist aber nicht nur das im engern Sinne so genannte Königreich mit fünf Millionen Seelen, sondern das alte Ungarn mit allen seinen Nebenländern gemeint, also die Suprematie von vier Millionen Magyaren über eilf Millionen anderer Nationalen. Es war ein spannender Augenblick der Erwartung, was die Reichsräthe der ehemaligen Nebenländer dem Grafen erwidern würden, der seine Ansicht noch dazu als „einmüthig" anerkannte Thatsache hinstellte. Wirklich erhoben sich sofort die Sprecher aus Kroatien und Siebenbürgen, zwei Bischöfe, mit scharfen Protesten, daß „im Gebiete des öffentlichen Lebens nur Ein Volksstamm Berechtigungen haben solle, und die übrigen nicht", daß „es unter dem Scepter Oesterreichs noch eine Nation geben solle, welche einer andern Nation zulieb bereit wäre, ihre Nationalität, ihre Sprache und ihre politische Existenz überhaupt aufzuopfern." Noch heftigere Erklärungen sollen im Schooße des Reichsraths mit Mühe vermittelt, und auch sonst sollen die magyarischen Suprematie-Ansprüche, trotz der emsigsten Umtriebe namentlich unter dem slavischen Adel, von mancher herben Erfahrung betroffen worden seyn.

Wenn die hochgebildeten Männer, welche im Reichsrath die Stimme Ungarns führen, die wahre Lage der Dinge endlich erkannt haben, dann werden beide Theile sich Glück zu wünschen haben. Ihr Programm, so sagt man, soll für Sie-

---

*) ob nämlich die Grundbücher (Kataster) eine Reichs- oder eine Landessache seien.

benbürgen, Kroatien, Slavonien und Dalmatien eigene Landesvertretungen zugestehen, und nur mehr die serbische Woiwodina mit dem Banat zur Einverleibung reklamiren. Wenn aber die ungarischen Vorschläge annehmbar seyn sollen, so wird die Grundbedingung immerhin die seyn, daß sie die gleichen Selbstständigkeits-Rechte, welche man in Ungarn jetzt auf die Spitze treibt, auch den Nationalitäten der fünf Nebenländer zugestehen; daß sie aufhören ein Urrecht der Eroberung auf die letztern anzusprechen, nachdem sich dieselben in der ungarischen Revolution von 1849 mit ihrem Blute die Reichsunmittelbarkeit erkämpft haben; daß sie also auf jeden Gedanken verzichten, Ungarn als einen suzerainen Centralstaat neben das decentralisirte Kaiserreich zu stellen; daß sie mit Einem Worte ihr historisches Recht hochhalten, aber auch das gleich gute Recht der neuesten Geschichte Oesterreichs nicht verkennen. Unter keiner andern Bedingung sind ungarische Verfassungs-Vorschläge annehmbar, der Kaiser müßte denn für die zweifelhafte Befriedigung der Ultra-Magyaren den tödtlichen Haß der geopferten Slavenstämme eintauschen, und was dieß heißen will, mag man, wenn nicht aus den Thatsachen der letzten zwölf Jahre, aus den politischen Briefen Michail Pogodins lernen.

Sobald aber die Hauptfrage entschieden und die Reichsunmittelbarkeit aller Kronländer, auch der ehemals ungarischen anerkannt ist, dann werden die Gefahren des „Föderalismus" zu bestehen seyn. Wenn alle autonomen Reichstheile, und wären es ihrer auch zweiundzwanzig, ihren einzigen Brennpunkt zu Wien im Souverain und in der Centralvertretung unmittelbar haben, dann dürfte auch die Ausscheidung der Competenzen zwischen der letztern und den Kronlandsständen keine unüberwindliche Aufgabe seyn. Das Bereich der unveräußerlichen Regierungsrechte und das des reinen Verwaltungsgebiets ist nur vom Standpunkt der liberalen Viel- oder Allregiererei aus untrennbar, denn der Liberalismus verfolgt seine Parteizwecke eben am meisten mittelst der Admini-

stration. Nach den bisherigen Berichten über die ungarischen Vorschläge zu urtheilen, scheinen dieselben auch wirklich die Regierungs-Attribute nicht unbillig zu bemessen und einer Vereinbarung über die allgemeinen Reichs- und die besondern Landes-Angelegenheiten keineswegs unzugänglich zu seyn.

Wie immer aber die ungarischen Herrn im Reichsrath stimmen mögen, so sind sie noch nicht Ungarn, und es ist zu fürchten, daß die ungarische Frage nicht in jenem erhabenen Körper mit der diplomatischen Feder und der freien Rede abgemacht werde, sondern außerhalb mit dem Schwert und der Kanone. So will es wenigstens der Mann in Paris, und es ist schon ein vielsagendes Anzeichen, daß die Zeitungen des Magyarismus die kühnen und gewandten Reden der ungarischen Reichsräthe nicht einmal nachgedruckt haben, weil dieselben ja doch nichts die Nation Befriedigendes enthielten.

Mag aber auch der Kaiser und König von Ungarn abermals in traurige Nothwendigkeiten versetzt werden, wir beten zu Gott, daß er seinen großherzigen Absichten auch im schlimmsten Falle nicht abwendig werde, und daß bei der ersten Möglichkeit der Entschluß schnell und ganz erfolge. wäre es auch mitten im Kampfgetümmel. Nur nicht abermals ein trügerischer Stillstand wie seit 1850! Man muß sich rüsten zum Streit nicht nur gegen den äußern Feind und darauf gefaßt seyn, den letzten silbernen Löffel in die Münze zu schicken; sondern man muß auch dem gefährlichern innern Feind und seiner höhnischen Rede, als sei Oesterreich impotent für den politischen Fortschritt, das thatsächliche Halt zurufen. Man wird freilich der gegenwärtigen Zeit und ihren maßlosen Anforderungen nicht genügen, aber es wird eine bescheidenere Zeit kommen, und sie wird über Oesterreich anders urtheilen, wenn es nur thut, was es muß.

XXII.

Studien und Skizzen über Rußland.

Fünfter Artikel: die Klippen der Bauern-Befreiung; das Russenthum an seinem Scheideweg; die Deputirten der Adelscomité's und die Keime der neuen Duma.

Als am 2. Dec. 1857 jenes berühmte Rescript an den Adel der drei lithauischen Provinzen erschien, welches dem Adel des ganzen Reiches den kaiserlichen Wunsch einer „Verbesserung in der Lage der Bauern" aussprach, da sah das Abendland die Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland sofort als eine vollendete Thatsache an. Denn der Wunsch des Autokraten, meinte man, müsse soviel wie Befehl seyn. Indeß ist es ganz anders ergangen, und der Hof von St. Petersburg mag längst bitter bereuen, nicht den einfachen Weg der autokratischen Allmacht eingehalten und, wie es im Anfang des Jahres 1857 wirklich projektirt war, anstatt des „Wunsches" den endgültigen Befehl erlassen zu haben, daß 23 Millionen Leibeigene hinfort frei und ihre Ansitze um ein Minimum ablösbar seien.

Es ist freilich nach unsern abendländischen Begriffen ein schrecklicher Gedanke, daß 70,000 Gutsbesitzern die Hälfte ih-

res rechtlichen Privateigenthums und gar vielen der ganze Grundstock desselben abdekretirt werden sollte — mit einem einzigen Federstrich. Nachdem aber die Wirkung allem Anscheine nach immer die nämliche bleiben wird, kommt es auf die Zahl der Federstriche am Ende gar nicht an, sondern es handelte sich um die Rettung des volksthümlichen Princips, daß es den Czaren nur ein Wort koste, wenn er die russische Gesellschaft von Grund aus umgestalten wolle: „er brauche ja nur zu befehlen". Angesichts dieser Alternative ist Czar Nikolaus, dem die Sache der Leibeigenen sonst sehr am Herzen lag, lieber von jeder durchgreifenden Reform abgestanden; denn einerseits wollte er nicht mir nichts dir nichts „befehlen", andererseits wollte er aber noch weniger die adelichen Besitzer um Beirath und Einwilligung fragen. Denn er wußte wohl, daß letzteres eine selbstgelegte Bresche im System wäre, durch welche der gefürchtete Feind früher oder später mit Nothwendigkeit eindringen würde: die constitutionelle Idee.

Dieß ist nun auch bereits geschehen, und die für den Bestand der ganzen Staatsverfassung Rußlands eingetretenen Consequenzen sind schon wichtiger geworden als die Aufhebung der Leibeigenschaft selbst. Aber auch über die Art und Weise der letztern ist noch nichts entschieden. Soviel steht fest, daß die Person der Leibeigenen frei werden soll; über die Mitgabe der von ihnen besessenen Güter aber besteht ein Zwiespalt zwischen den adelichen Besitzern, welchen man die Ehre der Initiative überlassen hat, und den Organen der Regierung, den die vergangenen zwei Jahre noch nicht auszugleichen vermochten. Es ist auch unläugbar eine eigenthümliche Sache um Comité's, welche zum Vortheil Anderer beschließen sollen, wie man ihnen selbst und ihren Auftraggebern mehr als die Hälfte ihres Vermögens am füglichsten entziehen, ihnen aber dabei die bisherigen Lasten belassen könne. So und nicht anders hat nämlich die Regierung von Anfang an die

„Verbesserung in der Lage der Bauern“ *) verstanden. Neuerdings wird behauptet, daß der Justizminister Graf Panin, welcher seit dem Tode Rostoffzoff's an der Spitze des sogenannten Redaktionscomite's steht, in seinem Gesetzentwurf einen Mittelweg zwischen dem Pacht- und dem vollständigen Eigenthumssystem aufgefunden habe. Wir werden bald sehen.

Daß die Regierung im Laufe der Verhandlungen mehr als sie beabsichtigt hatte, zu Concessionen an den Adel gedrängt wurde, zeigt allerdings schon die Organisirung der verschiedenen Comité's. Zuerst sollte der Adel bloß über das Ob, nicht über das Wie vernommen werden. Aber das unterm 15. Januar 1858 in Petersburg niedergesetzte „Hauptcomité“ machte schlechte Geschäfte; aus den meisten Gouvernements liefen gar keine Antworten ein. Somit wurde durch einen neuen Erlaß die freie Berathung auch über das Wie gewährt. Aber die Gutachten wollten noch immer nicht in Fluß kommen. Da wurde im Herbst 1858 ein Termin von sechs Monaten gesetzt, und zugleich beschlossen, daß zwei Mitglieder aus jedem Adels-Comité zur persönlichen Berathung nach St. Petersburg einberufen werden sollten. Man setzte auch in der Hauptstadt noch ein neues Comité nieder, eine „Redaktions-Commission“, welche die einkommenden Gutachten der Adels-Ausschüsse verarbeiten und zu einem Gesetzentwurf vereinigen sollte. (Um die Arbeit dieser Commission, nicht schon um einen Spruch des Hauptcomité's handelt es sich im gegenwärtigen Augenblicke). Im April 1859 brachte die Senats-Zeitung endlich den Erlaß, welcher die erste Abtheilung der Adelsdeputirten aus den Gouvernements für die Herbstzeit nach St. Petersburg berief.

An diesen unvorsichtigen Akt hat sich eine höchst merkwür-

---

*) Dieß ist der officielle Ausdruck; von einer „Freilassung“ oder „Aufhebung der Leibeigenschaft“ zu sprechen, ist der Presse verboten.

dige Entwicklung geknüpft, die sich schon nicht mehr um die Aufhebung der Leibeigenschaft, sondern um die Frage drehte: was aus Rußland nach der Emancipation werden solle? Wir werden diese Vorgänge im zweiten Theile behandeln; hier haben wir nur ihre Vorgeschichte darzustellen, wie es nämlich kam, daß in dem Emancipationsstreit die Eine und alleinige Machtvollkommenheit des Czarthums so schwach wurde, daß sie nun energischen Parteianforderungen ausgesetzt und sogar zum Nachgeben gezwungen ist. Vom Standpunkte des Autokratismus ist es gewiß gerechtfertigt, wenn man z. B. den Ukas vom 20. Juli 1860 über die Trennung der Justiz von der Polizei als eine Maßregel von so außerordentlicher Tragweite betrachtet, daß dagegen sogar die Bauern-Befreiung zurücktrete.

Indem das Czarthum die Art und Weise der Freilassung nicht ohne weiters „befehlen", sondern mit den berechtigten Eigenthümern einen Handel um Bedingungen eingehen wollte, ist es selbst Partei geworden, und zwar eine sehr parteiische Partei: der einseitige Anwalt der wahren oder vermeintlichen Bauerninteressen gegen die Berechtigten aus dem Adel. Man erinnert sich vielleicht an die strengen Strafreden, welche Alexander II. auf seiner Reise im Herbst von 1858 den adelichen Deputationen hielt, und an den sonderbaren Eindruck, den sie machten. „Sie werden", sagte er zum Adel von Kostroma, „in dieser Lebensfrage Rußlands meine Erwartungen rechtfertigen". Zum Adel von Nischnei-Nowgorod: „Ich höre mit Bedauern, daß unter Ihnen egoistische Meinungen keimen, ich hoffe, daß dergleichen nicht mehr vorkommen wird; denken Sie an sich selbst, denken Sie aber auch an Andere". Zornig fuhr er die Herren von Moskau an, daß sie trotz seiner bestimmten Erklärungen beim Krönungsfest, anstatt voranzugehen, nun unter den letzten seien. „Ich liebe den Adel, ich sehe ihn als die erste Stütze des Thrones an, aber Sie müssen zu Ihrem eigenen Nutzen darnach streben, daß für die

Bauern Heil erwachse". Mit Recht bemerkt ein Correspondent über diese Anreden: „Ihre Tragweite ist besonders deßwegen so groß, weil sie offen von einem vorhandenen Widerstande und üblen Willen gegen die Freilassung der Leibeigenen sprechen, was bisher noch in keiner russischen Zeitung zu lesen war; Widerstand gegen einen Wunsch des Kaisers wäre etwas so durchaus Censurwidriges, daß kein Censor in ganz Rußland ein solches Wort durchgelassen haben würde" *).

Zu seinem eigenen Nutzen sollte also der Adel mehr als die Hälfte seines Vermögens von sich werfen! Anders konnte man die Rede des Czaren um so weniger verstehen, als er an dem Bericht des Moskauer Adels ausdrücklich das, „was über die Hofstellen gesagt ist", tadelte. „Ich verstehe darunter nicht nur das Gebäude, sondern auch alles dazu gehörige Land": hatte der Czar erklärt. Also nicht nur Haus, Hof und Garten, sondern auch so viel Land, als zur Existenz und zur Bezahlung der Abgaben nöthig (wie das Rescript vom 17. Dec. 1857 sagt), oder vielleicht gar den ganzen bis 1859 in Besitz genommenen Grund und Boden (wie man die unklare Bestimmung des Rescripts im Redaktions-Comité nachher zu verstehen schien) — alles Das sollte der Leibeigene seinem Leibherren gegen einen Minimums-Preis abzukaufen das Recht haben! Was Wunder, wenn die einlaufenden Gutachten des Adels vielfach eine sehr ernste, fast bitter resignirte Sprache führten?

So hat der Adel von Twer einstimmig erklärt: der Wille des Kaisers müsse ausgeführt werden, und die Besitzer seien bereit, ihre Herrenrechte ohne alle Entschädigung aufzugeben; aber sie müßten einen Ersatz nach dem allgemeinen Expropriations-Gesetz und in der Höhe verlangen, um die

---

*) Kreuzzeitung vom 1. Okt. 1858; vgl. Allgemeine Zeitung vom 21. Okt. 1858.

auf ihren bisherigen Besitz gemachten Schulden bezahlen zu können. Ohne dieß würden auch der Staat und die Privaten in eine allgemeine Krisis gestürzt werden. Mehr verlange der Adel nicht, als wenigstens mit Ehre und reinem Gewissen seine politische, moralische und materielle Existenz zu beschließen; denn daß die dann eintretende Lage der Dinge den russischen Adel vernichten und zu einer historischen Tradition machen werde, sei nicht zweifelhaft. Der grundbesitzende Adel war bisher wirklich ein verbindendes Mittelglied zwischen der Regierung und der Masse des Volkes; er stellte die Rekruten, bezahlte die Abgaben für alle seine Leute und hielt die Polizei aufrecht. Das obengedachte Rescript bestimmt nun, daß die Landpolizei auch nach der Freilassung „Vorrecht des Grundbesitzers" bleiben solle, und ein vom Petersburger Hauptcomité erlassener Entwurf möchte die ganze neu zu organisirende Administration des platten Landes wesentlich dem Adel übertragen. Das Gutachten von Twer aber erklärt frank und frei, daß der Adel nach einer im Sinne Alexanders II. vollzogenen Emancipation sich ganz und gar zurückziehen, daß er keinerlei Controle, Administration oder Zucht der Bauern mehr übernehmen werde*).

Es ist kein Zweifel: wenn der Freigelassene durchaus Eigenthümer nach dem ursprünglichen Plane der Regierung auf Kosten des Herrengutes werden soll, so wird der Bauer eine hohe Entschädigung niemals bezahlen können, die projektirte Minimums-Ablösung aber wird die Herren zu Grunde richten, und die im Gutachten von Twer prophezeiten Folgen werden unfehlbar eintreten. Was aber das Bedenklichste ist: die Regierung vertritt hierin nicht einmal die Ansicht der Bauern; diese gehen von einem ganz andern Standpunkte aus, und wenn *sie* einmal zu sprechen anfangen, so wird

---

*) Kreuzzeitung vom 12. März 1859.

das Czarthum zwischen zwei Feuer gerathen. Wenn man jetzt den Forderungen des Adels nicht nachgeben zu können meint, so werden die der Bauern jedenfalls noch unmöglicher seyn.

Alle Nachrichten ohne Ausnahme gestehen zu, daß dem russischen Bauern der Gedanke nicht aus dem Kopf zu bringen sei, daß nur er für seine Person dem Herrn gehöre, der Grund und Boden aber ihm selbst. Daß er persönlich frei werden könne, für sein Gut aber zu Zahlung oder andern Leistungen verpflichtet bleiben sollte, das ist ihm unbegreiflich. Es war auch in Polen nicht anders; als das Gesetz vom 24. Dec. 1858 die Leibeigenen dort zinsbar machte, waren sie sehr unzufrieden, sie hatten freie Eigenthumsverleihung erwartet, dieß sei der Wille des Czaren, er habe ihnen ihre Güter schenken wollen. In Rußland ist die Sache noch ärger; die Bauern scheinen aus dem Beispiel der Beamten auf die Besitztitel ihrer Herren zu schließen, und deren Güter als reines Raubgut an ihren eigenen Rechten zu betrachten. Der Kaiser könnte ja, meinen sie, die Herren „pensioniren" und deren Besitz unter die Bauern vertheilen. Darauf wartet der Bauer, seitdem er nun einmal weiß, daß der Czar ihn frei haben will. In der Hoffnung, daß die Herren, welchen sie kaum die Edelhöfe und die Gartenplätze lassen wollten, einfach pensionirt würden und ihr ganzer Besitz dann den Bauern zufiele, haben die Leibeigenen vielfach schon die vortheilhaftesten Anträge ihrer Eigenthümer ausgeschlagen. „Der unter der Despotie Aufgewachsene hat eben keine Vorstellung von der Rechtsidee": sagt ein Beobachter aus nächster Nähe *), und er fügt die sonderbare Notiz bei, daß die Bauern den guten Willen ihres Czaren, den Adelsbesitz unter sie zu theilen, mit dem Pariser-Frieden in Verbindung bringen und Louis Napoleon als ihren eigentlichen Befreier verehren.

---

*) Ein im nördlichen Rußland angesessener Gutsbesitzer in der „Deutschen Vierteljahrsschrift 1860, Juli bis Sept. S. 259 ff.

Aber auch abgesehen von derlei Einbildungen, die dem communistischen Volksgefühl schmeicheln, läßt es sich begreifen, daß selbst die officielle Auffassung der Emancipation die Bauern keineswegs anlächelt. Sagte man ihnen: es bleibt nun zwar Alles beim Alten, aber ihr braucht keine Rekruten mehr zu stellen und dem Czaren keine Abgaben mehr zu zahlen, so verstünden sie das. Sagt man ihnen aber: wird künftig euer Haus baufällig, so gibt euch der Herr weder Holz dazu noch die Arbeiter, sondern das Holz müßt ihr kaufen und die Arbeiter bezahlen, Rekruten müssen eure Söhne nach wie vor werden, und Abgaben müßt ihr mehr als vorher geben, nicht nur Fristzahlungen an die Herren zur Ablösung der Grundstücke, sondern vorzüglich auch Steuer an den Czar — so verstehen die Bauern eine solche „Freiheit" nicht. Insbesondere ist die Holzfrage eine sehr wichtige; bisher hat der Bauer Bau- und Brennholz aus dem Walde des Herrn so unbeanstandet bezogen, daß er sich einen andern Zustand absolut nicht vorstellen kann. Am schwersten drückt ihn aber die Frage, was denn da aus den Kindern werden solle? Wenn der Sohn Mann wurde und heirathete (was in Rußland sehr früh der Fall ist), so baute bisher ihm der Herr sein Haus und er bekam seinen Feldantheil; künftig aber soll der Hausvater nur den sehr beschränkten und stark beladenen Grund- und Hausbesitz zur Verfügung haben, welcher zur endgültigen Vertheilung kommen wird; der Vater muß seinem Sohn ein Anwesen kaufen, wenn nicht, so wird schon die nächste Generation ohne Haus und ohne Acker dem jetzt so gefürchteten Proletariat anheimfallen.

Man hat vielfach die Loyalität hervorgehoben, womit die 23 Millionen Leibeigener in Rußland der Entscheidung des Czaren entgegenharrten, nachdem doch seit dem Krimkrieg durch die Rückkehr so vieler Reichswehren ohne den Freischein in der Hand und durch die Heimkehr der massenhaft entlassenen Soldaten mit diesem Schein die Mißstimmung der Bauern

auf's äußerste gestiegen sei. Man hatte früher prophezeit, daß das erste Wort von der „Freilassung" eine allgemeine Massakre von 23 Millionen Menschen gegen den Adel entzünden werde, und man hob jetzt hervor, daß es nur dem Vertrauen auf den Czar zu danken sei, wenn die „weißen Sklaven" ohne nennenswerthe Excesse ruhig zuwarteten. Der Adel möge es aber nicht wagen, die czarischen Absichten zu verzögern oder zu vereiteln; denn in jedem Frühjahr beim Beginn der Feldarbeiten drohe die ungeheure Flamme über Rußland zusammenzuschlagen. Die Gefahr dieser dumpfen Ruhe vor dem Sturm besteht unzweifelhaft; aber nicht das Vertrauen in die Maßregeln der Regierung, sondern gerade das Mißtrauen und die Gleichgültigkeit scheint die Bauern still zu halten. Sollten sie eines Morgens reden, so werden den Ministern nicht weniger als den Leibherren die Ohren gellen. „Es bedarf", sagt ein unbefangener Correspondent, „nur irgend eines Vorgangs, wo eine ungerechte Strafe oder eine Verletzung der Sittlichkeit die Masse aufregt, um den Funken in die bereitstehende Pulvertonne zu schleudern. Eines würde jeder Bauer sofort begreifen: den Gutsherrn todtschlagen oder fortjagen und sich in sein Eigenthum theilen; wie es aber möglich seyn sollte, mit dem ehemaligen Herrn in demselben Dorfe auch nach der Theilung noch zusammenzuleben, das will ihm nicht in den Kopf und dem Gutsherrn noch weniger" *).

Nun soll aber der freigelassene Bauer dem ehemaligen Leibherrn für den mitgegebenen Grund und Boden sogar Robot und Frohnarbeit leisten, sobald ihm (was fast immer der Fall seyn wird) der unmittelbare Loskauf unmöglich ist. Diese Auskunft hat die Petersburger Commission gefunden, und durch Circular vom 17. April 1858 ward der Presse sogar

---

*) Allg. Ztg. vom 4. Jan. 1859.

verboten, die Emancipation aus einem andern Gesichtspunkte zu besprechen. Fürst Dolgorukow ist darüber höchlich aufgebracht; er hält es für einen Kniff der Bureaukratie, welche auf die unvermeidlichen und endlosen Händel zwischen den Herren und den Pflichtigen speculire, was für sie ein „neues Californien“ abgäbe. „Wehe Rußland“, sagt er, „wenn diese unbedachten und verblendeten Wünsche der retrograden Partei zum Ziele gelangten; man will die Leibeigenen täuschen, indem man ihnen anstatt der Freiheit eine Halbknechtschaft unter dem Namen des Frohndienstes gibt! Mit dem tiefsten Schmerze, aber mit der vollkommensten Ueberzeugung, welche sich auf die genaueste Kenntniß der russischen Zustände gründet, sage ich es: wenn dieser Plan gelingt, so wird unser unglückliches Land im Blute schwimmen“ *).

Der Fürst geht überhaupt von der Thatsache aus, daß die freigelassenen Bauern ihren Herren unmittelbar weder Frohndienste noch Gülten noch Annuitäten leisten würden; also müsse zwischen beiden der Staat in's Mittel treten. Die Prämisse wird allerdings auch von andern Seiten her bestätigt; schon alle früheren Versuche mit den Leibeigenen, wo die Herren ihnen gegen eine gewisse Geld- oder Arbeitssumme mit dem Eigenthum die Freiheit zugestehen wollten, hatten damit geendigt, daß der Bauer von allen seinen Verpflichtungen keine erfüllte **). Wie sollte das erst jetzt werden, wo der Bauer jedenfalls in einer gewissen Zeit frei oder doch freizügig werden müßte? Alle Gutsbesitzer behaupten zudem einstimmig, daß die Bauern, sobald sie nur mehr nach ihrem Willen zu arbeiten brauchten, auch wirklich nur soviel als zur spärlichen Fristung des Lebens unumgänglich nöthig, arbeiten würden, am liebsten aber gleich davon liefen. Auf den kaiser-

*) La vérité etc. p. 93 ss.
**) Rußland unter Alexander II. Nikolajewitsch. S. 250.

lichen Apanage-Gütern selbst hat man unlängst die gleiche Erfahrung gemacht. Als verlautete, daß über ihre Freilassung berathen würde, stellten sich die Bauern nicht nur sehr ungeberdig, sondern ganze Gemeinden verlangten auch sofort auszuwandern, nicht etwa in fremde Länder, sondern bloß um nach Belieben auf andern Gütern Arbeit zu suchen. „Ein Beweis für die Behauptung Vieler, daß sofort nach vollständiger Befreiung von der Zugehörigkeit zur Scholle der nur gewaltsam unterdrückte Nomadentrieb des russischen Bauern wiedererwachen werde" *).

Also der Staat soll in's Mittel treten, er soll die Leibherren entschädigen, und dann die Ablösungssumme von den Freigelassenen in Annuitäten einbringen, etwa 5 SR. jährlich auf 33 Jahre neben den Steuern. Fürst Dolgorukow berechnet bloß für die Land-Mitgabe zu 400 Fr. auf den Kopf eine Ablösungssumme von 4340 Millionen Franken. Die Geld-Frage nimmt er freilich sehr leicht; der Staat, meint er, brauchte nur den Widerstand der räuberischen Bureaukratie zu brechen, um sich weniger bestehlen zu lassen, und alle Reichs- und Krongüter zu veräußern. Aber an der Unmöglichkeit der Verwerthung scheiterten alle diese Finanzpläne, sowohl der Schedo-Ferroti's **) und des Adels von Twer zur Gründung adelicher Hypothekenbanken, als der zweier Juden von Paris und Warschau, von den Gemeinden ausgestellte Pfandbriefe zur Basis eines großen Amortisations-Instituts zu machen. Ueberdieß stehen dem letztgedachten Projekt begründete Zweifel an dem guten Willen oder der Leistungsfähigkeit der Gemeinden entgegen, wie andererseits dem Dolgorukow'schen Plan auch noch die schweren Kosten der Beamtung. Dieselben müssen ohnehin schon besorglich steigen, sobald die

*) Kreuzzeitung vom 18. Dec. 1858.

**) Vgl. Histor.-polit. Blätter Bd. 41. S. 33 ff.

unentgeldlichen Dienste des Adels als Steuercontrolleur und Arbeitsaufseher wegfallen werden.

Wie wenig die Regierung selbst auf die Leistungsfähigkeit der befreiten Güter, wenigstens für die erste Zeit, vertraut, das hat ein fast komischer Vorfall mit den kaiserlichen Apanage-Bauern bewiesen. Um die Adels-Comité's anzufeuern, verfügte der Czar im Herbst 1858 die Freilassung aller Leibeigenen auf den Gütern des kaiserlichen Haushalts unter der einzigen Bedingung, daß die Einnahmen des Hofministeriums darunter nicht leiden dürften. Je mehr aber der Domainen-Minister Murawieff über dieses Kunststück hin- und hersann, desto unmöglicher fand er es, die Bedingung zu erfüllen, so daß die Apanage-Bauern heute noch nicht befreit sind. Wohl hat die Großfürstin Helene zum 1. Januar 1859 ihre Privat-Bauern sämmtlich losgezählt und zwar sehr freigebig, indem sie zu dem reglementmäßigen „Haus, Hof und Garten" jedem noch vier Desjätinen Ackerland um einen Minimums-Preis mitgab. Das konnte sie, weil die Einnahmen ihres Hofhalts anderweitig gesichert sind. Der Vorfall mit den Apanage-Bauern aber ist sogar ein gewichtiges Argument für die Gegner der Emancipation überhaupt; denn wenn die kaiserlichen Einkünfte darunter absolut nicht leiden sollen und dürfen, so hat wohl jeder Grundbesitzer das Recht, für sich und sein Eigenthum die gleiche Sicherheit zu verlangen *).

Daß durch die Freilassung die Staatseinnahmen nicht geschmälert werden dürften, ist der ewige Refrain aller ministeriellen Aufstellungen. Aber wer bürgt auch nur dafür? Etwa der Gutsbesitzer, der die Hälfte seiner Einnahmen verliert? Oder der Freigelassene selbst, der vielleicht gar davonläuft? Der Adel an verschiedenen Orten, in Podolien z. B., will daher den verlangten Grund und Boden nicht an den Einzelnen,

*) Kreuzzeitung vom 6. Nov. und 18. Dec. 1858; 13. Jan. und 23. Febr. 1859.

sondern nur an die Gemeinden abtreten, unter der Bedingung, daß diese die am Boden haftenden Dienste und Abgaben an den Staat übernähmen. Die Gemeinde muß am Ende überhaupt von allen denjenigen vorgeschoben werden, welche die Leibeigenen auf dem Wege der Ablösung sofort zu Eigenthümern machen wollen: die Gemeinde soll dann mit den Gutsbesitzern accordiren. Nun aber besteht die russische Landgemeinde in der strengsten Gebundenheit einer agrarischen Gütergemeinschaft. Daß diese Verfassung dem nationalöconomischen Kindesalter angehöre und jeden agrarischen Fortschritt unmöglich mache, darüber sind im Grunde alle Parteien einig, die Liberalen am meisten. Dennoch meint selbst Fürst Dolgorukow: es gehe nun einmal nicht anders, als daß die Gemeinde einstehe, ihre communistische Verfassung sonach noch dreißig Jahre nach der Emancipation erhalten bleibe, weil sonst die Entschädigungsgelder für die Herren nicht einzubringen wären.*)

Von der „freien Bewegung" auf agrarischem Gebiet, aus welcher die Wiedergeburt Rußlands erwartet wird, wäre demnach noch lange keine Rede. Der Freigelassene erlangte weder freies Eigenthum noch die persönliche Freiheit, sondern er verfiele aus der Gebundenheit an den Gutsherrn in die vielleicht härtere Gebundenheit unter den Gemeinde-Optimaten. Er aber würde jedenfalls dem Drucke der Beamtenschaft, gegen welche ihn der Gutsherr bisher geschützt hat, unmittelbar preisgegeben seyn. Und was dieß heißen will, haben die freien Kronbauern bitterlich erfahren. Iwan Golowin behauptet geradezu: diese Kronbauern seien am allerübelsten daran, und sie würden am liebsten wieder Leibeigene werden. „Früher", habe ein Kronbauer gesagt, „hat ein Widder für den Gutsherrn hingereicht, jetzt brauche ich eine ganze Heerde für die Beamten." Auch Fürst Dolgorukow gesteht, daß die Kron-

*) La vérité sur la Russie p. 128.

bauern sogar noch schlimmer daran seien, als die leibeigenen Adelsbauern Von der einst so hoch gepriesenen Nikolaischen Schöpfung der freien Kronbauern=Gemeinden entwirft er eine Schilderung, deren ächtrussischer Stempel unverkennbar ist:

„Die Kronbauern schmachten unter dem unerträglichen Joch der Beamten. Die Leibherrn müssen ihre Hörigen schon aus Gründen des Privatnutzens schonen; diese Beamten aber benützen ihre zeitweilige Gewalt, um dem Volke das Blut auszusaugen. Wohl haben die Kronbauern eine selbstgewählte Gemeinde=Verwaltung, aber nur dem Namen nach; denn die Behörden haben das Recht, den Vorstehern, mit welchen sie zufrieden sind, ihre Gewalt über die Dauer des Wahlmandats hinaus zu verlängern. So scheert denn das Gemeindehaupt seine Bauern, und mit der Wolle erkauft er sich die Gunst der Beamten, welche ihn bei seiner Stelle erhalten. Sollte der Mann die Raubgier der Beamten nicht befriedigen, so hat man bald einen Anlaß, ihn abzusetzen und zu bestrafen. Die Geschäfte werden alle schriftlich verhandelt in bureaukratischer Weise, und da fast kein Gemeinde=Vorsteher lesen und schreiben kann, so liegt es nur am Sekretär der Behörde, diese armen Leute gesetzliche Formalitäten verletzen zu machen, die ihnen übel zu stehen kommen müssen" *).

Der Fürst folgert daraus, daß eben nicht nur die unfreien Bauern von den Leibherren, sondern auch alle Bauern von den Beamten emancipirt werden müßten. Dazu bedürfe es der Einführung eines gleichen und billigen Rechts für Alle mit öffentlichem und mündlichem Verfahren. Auch das ganze Hypotheken= und Steuerwesen, ebenso das vollständige Gebiet der Verwaltungsnormen bedarf einer radikalen Umänderung, wenn der leibeigene Bauer unmittelbar, oder mittelbar durch die Gemeinde, freier Eigenthümer werden soll. Man kann daher sagen: wenn Rußland sofort aufhört Rußland zu seyn und von Grund aus ein Anderes wird, dann wird die Lage des nach dem Regierungsplan freigelassenen Bauern eine

*) La vérité etc. p. 64.

erträgliche werden — auf Kosten des Staats und um den Preis der Existenz des Adels.

In welcher Weise will denn nun aber der Adel, im Gegensatz zu den bisherigen Vorschlägen der Regierung, die Aufhebung der Leibeigenschaft verwirklichen? Man muß vor Allem unterscheiden. Den Leibeigenen die persönliche Freiheit unentgeltlich zu verleihen, hat sich der Adel nirgends geweigert, wenigstens was die auf Grund und Boden angesessenen Bauern und die sogenannten Hofsleute betrifft. Unter den letzteren versteht man die Leibeigenen, welche zum Hausdienst bei den gutsherrlichen Familien gezogen worden sind. Durch ihre unentgeltliche Freilassung verliert der Adel nichts, denn sie sind ihm mit Greisen und Schwachen, Weibern und Kindern oft eine große Last. Auch hat schon ein Ukas vom März 1858 verboten, daß kein Bauer mehr der leibeigenen Dienerschaft zugerechnet werden dürfe. Anders ist das Verhältniß bei den sogenannten Obrokpflichtigen. Dieß sind Leibeigene, welche vermöge eines Accords mit dem Herren und gegen einen dem Verdienst angemessenen Leibzins freizügig gemacht sind, um ihrem Handwerk, dem Handel oder sonstigen Geschäft nachzugehen. Von der Bedeutung dieser Klasse mag die Thatsache einen Begriff geben, daß unter den 55,000 gildenmäßigen Kaufleuten Rußlands nicht weniger als 50,000 leibeigen sind, darunter mancher Millionär. Bei ihnen tritt das Leibeigenschafts-Verhältniß in der gräulichsten Form willkürlicher Aussaugung hervor, wie denn auch das einzige Vermögen vieler kleinen Herren und Herrinen allein auf dem Tribut der Obrokpflichtigen beruht*). Ihre unentgeltliche Freilassung verlangt aber die Regierung selbst nicht; sie sollen erst nach zehnjähriger Tributzahlung vollkommen frei werden.

---

*) Vgl. die Angaben Schedo-Ferroti's Histor.-polit. Blätter Bd. 41. S. 43 ff.

Hierin liegt nun schon ein arger Widerspruch. Der berechtigte Adel selber gesteht offen zu, daß die Leibeigenschaft in Rußland auf keinerlei rechtlichem Herkommen beruhe, daß sie durch einen Willkürakt des Czarthums erst im 16. Jahrhundert mit Gewalt eingeführt worden, daß sie, durch den Willen eines Souverains aufgekommen, in gleicher Weise wieder abgeschafft werden könne, und daß es eine Schande wäre, die Aufgebung des Unrechts, also die Verleihung der persönlichen Freiheit sich erst noch bezahlen zu lassen. Warum sollen nun alle diese Gründe bloß für die Obrokpflichtigen nicht gelten? Der Widerspruch wird aber noch ärger, wenn man sich auf den Standpunkt der Regierung stellt, wornach der Leibeigene das Recht haben soll, von seinem Herrn eine entsprechende Land-Mitgabe um den Minimums-Preis zu erzwingen, aber nur der auf Grund und Boden angesessene Leibeigene, der Bauer. Warum denn nicht ebenso die Hofsleute und die Obrokpflichtigen? Schon fordern die ersteren den gleichen Grund- und Bodenantheil mit den Bauern, denn es sei nicht ihre Schuld, daß sie zu Hausdienern und nicht gleichfalls zu Bauern gemacht oder geboren worden seien. Die Obrok-Leibeigenen werden unfehlbar mit den nämlichen Forderungen nachkommen. Und in der That, wenn man nun einmal auf der Theorie von der autokratischen Omnipotenz des Staats über alles Eigenthumsrecht fußen, wenn man vom Herrengut — das in Rußland unzweifelhaft als Privatbesitz erscheint — nun einmal Theile und Rechte an Andere vergeben will, warum dann nur an Einige und nicht an Alle?

So räsonnirt der Adel lauter oder stiller. Die Comité's haben diesen Rechtsstandpunkt freilich nicht alle eingenommen, sie scheinen sich vielmehr meistens zu accommodiren und nur um die Höhe des Abkaufspreises zu feilschen. Im Grunde aber liegt die Sache ganz klar. „Werden die Leibeigenen persönlich frei, so sind sie was sie einst waren: Freie aber Besitzlose, welche das Recht haben ihre Arbeit zu verwerthen —

das ist ganz einfach die Rechtsfrage" *). Die Entschiedenen verlangen daher: Unantastbarkeit des Eigenthumsrechts und freie Disposition über das Grundeigenthum für die Herren, wirkliche persönliche Freiheit für die Bauern, und zwischen beiden das Verhältniß freier Vereinbarung, und zwar mit den Einzelnen, nicht mit den Gemeinden, welche man ihnen nur unterschieben wolle, um das Auffagerecht der Herren abzuschneiden und die Bureaukratie an deren Stelle zu setzen. Mit einem Wort: sie verlangen das freie Pachtsystem.

Auf diesem Wege würden die vorstehend aufgezählten Schwierigkeiten und Unmöglichkeiten allerdings vermieden, er ist praktisch der thunlichste und vor Allem der allein rechtsgemäße. Bei jeder andern Organisirung müßte der Bauer noch lange an die Scholle gebunden bleiben, nur als Pächter kann er unmittelbar frei werden. Die Bauern würden damit freilich nicht zufrieden seyn. Es ist aber, wie bemerkt, überhaupt nicht möglich sie ganz zu befriedigen; und Fürst Dolgorukow selbst bezeugt, daß „das Land im Blute schwimmen würde," wenn man ihnen an Ablösungsstatt auch nur mäßige Frohndienste oder sonst unmittelbare Leistungen an die ehemaligen Grundherren aufladen wollte. Der Staat wird also auf jeden Fall mit gewaltsamer Repression eintreten müssen; warum aber nicht lieber zu Gunsten einer rechtlichen Lösung, als um Willkür-Handlungen aufrecht zu halten, welche nach keiner Seite hin befriedigen können?

Die Regierung hat an ihrem Programm schon Manches nachgelassen, z. B. bezüglich der „Hofstellen," welche nun gleichfalls durch langjährige Leistungen abverdient werden sollen. Aber sie bestund bis jetzt auf der Eigenthums-Verleihung. Der Czar, sagt man, schaudere vor dem Gedanken zurück, ein flottirendes Proletariat von 23 Mill. Seelen zu schaffen.

---

*) Deutsche Vierteljahrsschrift a. a. O. S. 259 ff.

Herzen ausgesprochener Soci
Ansicht ganz natürlich. Ein
aber: hierin seien seine Tod
men einig; die Bureaukrati
mokratie habe bei der Lehr
ihre besonderen Zwecke; so
resp. das Centralcomité, als
tei wollten den Adel beiseite
telbar unter die Hand der Be
gingen dann die Wege ausei

Oder auch nicht. Die
bloß von Herzen und seinem
die Aufhebung der Leibeigensch
ner socialistischen Entwicklung
naturnothwendig sei. „Es ist
geistreichsten Schriften gesagt*
scheinlich, daß die russischen L
tion der individuellen Concurre
dem help your self des Ame
können. Wie es der Czar ist,
auch der Czar seyn und bleiben

wird, aber desto größer wird der Rückschlag seyn, der nicht ausbleiben kann.“ Wenn man diesem Ausspruch auch sonst kein Gewicht beilegen wollte, so wird man doch daraus die innige Blutsverwandtschaft zwischen dem russisch-französischen Bureaukratismus und dem Socialismus ahnen lernen.

Dem Haupt-Bauerncomité selbst unter dem Vorsitz des Czaren hat vor der schreckhaften Ausdehnung gegraut, welche die Bureaukratie erhielte, wenn sie ohne irgend eine autonome Vermittlung die 23 Millionen befreiter Leibeigenen zwischen ihre Räder bekäme. Das Comité hat daher schon im Juni 1858 einen Entwurf aufgestellt, wornach eine neue Organisation des Gemeinde-, Kreis-, Polizei-, Verwaltungs- und Gerichtswesens wesentlich auf die standesvorrechtliche Mitwirkung des Adels gebaut würde; sogar das Züchtigungsrecht sollte den alten Herren bleiben. Wie sich von selbst versteht, haben unsere Pseudo-Liberalen ihre altbekannten Phrasen im höchsten Zorn dagegen ausgeschüttet: von organisirtem Feudalismus und kleinen Unterkönigen, welche nicht nur die individuelle Freiheit, sondern auch die freie Bewegung der Gemeinden erdrücken würden, so daß neben solchen Dynasten, um die Gefahren der Decentralisation zu verhüten, die Beamtenschaft stärker gemacht werden müßte als je*). Diese Phrasendrechsler haben aber ihr Pulver ganz umsonst verschossen. Der russische Adel ist weder der Lust noch der Thätigkeit und Kenntnisse für freiwilligen Verwaltungsdienst allzu verdächtig. Wenn er nicht durch die natürlichen Verhältnisse daran gebunden ist, künstlich wird er sich dazu nicht einfangen lassen. Sobald irgend ein Minimums-Abkauf das reale Band zwischen ihm und den Bauern definitiv entzwei schneidet, wird er sich gänzlich zurückziehen, wie der Adel von Twer gesagt hat, und im Uebrigen wird das geschehen, was der oben gedachte Gutsbesitzer sehr verständlich prophezeit:

*) Oesterreichische Zeitung vom 31. Juli 1858.

„Der Adel hätte unterdessen aufgehört, sich für ein solch
Land zu interessiren, würde Kosmopolit und nach baldmöglichste
Verkauf seines übrigen Landeigenthums Rentier, Gewerbsman
Fabrikant, und dieß Alles durch eine Zwangsbeglückungstheori
die nichts dem natürlichen Verlauf der Dinge überlassen möcht
Aber freilich, Eine große Idee wäre dadurch erreicht: die Bu
reaukratie wäre vor dem Gespenste der parlamentarische
Verantwortlichkeit in einer landständischen Verfas
sung, welche durch den grundbesitzenden Adel wo
eher als durch die Bauern veranlaßt worden wäre
gesichert und der Mandarinenstaat begründet. Als solcher könn
er mit Sicherheit darauf rechnen, im bureaukratischen Absoluti
mus so lange verbleiben zu können, bis er für die Demokrat
genugsam vorbereitet und herangereift wäre*)."

Vor drei Jahren hat ein liefländischer Baron sein
Schrift über die Emancipationsfrage den Titel gegeben: „Ru
land hat allein noch die Wahl." Diese ungeheure Wahl wi
nun in kürzester Frist stattfinden müssen. Die Bauerscha
harrt ihr in dumpfer Ruhe entgegen wie die Stille vor de
Sturm. Inzwischen hat der grundbesitzende Adel wirklich scho
die längsten Schritte zur Forderung constitutioneller Garan
tien gethan. Wenn das Czarthum in der That — wa
Manche jetzt mehr als je bezweifeln — in der Aristokratie d
Stütze seiner Zukunft suchen will, dann kann über die Form
in der dieß zu geschehen hat, kein Bedenken mehr obwalten.

Es wird erzählt, daß der Präsident des Petersburg
Haupt-Bauerncomité's, Fürst Orloff, zu den entschiedenste
Gegnern der Emancipation gehöre, und zwar aus politische

*) Deutsche Vierteljahrsschrift. 1860. Juli bis Sept. S. 318.

wie der Finanzminister aus finanziellen Gründen. Der berühmte Sieger der Pariser Traktate von 1856 mache nämlich kein Hehl daraus, daß eine Umwandlung des ganzen politischen Systems, von welcher er kein Heil für Rußland erwarte, die unvermeidliche Folge der Bauern-Befreiung seyn werde. Eines Tages soll er diese Ueberzeugung dem Czaren selbst erklärt haben: nach der Aufhebung der Leibeigenschaft werde Rußland nicht mehr Rußland seyn, der dadurch politisch vernichtete Adel werde sich gezwungen sehen, durch constitutionelle Formen eine neue Geltung zu gewinnen, und also die kaiserliche Gewalt in irgend einer Weise zu beschränken. Darauf habe Alexander II. geantwortet: „Nun ja" (eh bien)!

Ist dieß wahr, so hat der Czar allerdings das förderlichste Mittel zur Entwicklung ergriffen, indem er auf seiner Reise von 1858 den Entschluß verkündete, Deputirte der Adelscomité's aus den einzelnen Gubernien zur Berathung nach Petersburg zu berufen. „Die Erscheinung", sagte damals ein kalter Beobachter, „daß Alexander II. zum erstenmale, seit die Familie Romanow Rußland beherrscht, eine Frage von staatsrechtlicher und staatswirthschaftlicher Bedeutung nicht durch einen Ukas entscheidet, oder sich auf den Rath des Senats, des betreffenden Ministers und besonders in Gunst stehenden Generaladjutanten beschränkt, sondern das aus unabhängiger Berathung hervorgegangene Gutachten der Adelscomité's verlangt hat, scheint von weitgreifender Bedeutung für unsere Zukunft werden zu können" *).

Die Association der Ideen zündete in der That wie ein Blitz. War das nicht schon eine Art von Provinzialständen? etliche Abgeordnete des Bauernstandes hinzugefügt und man hatte die Anfänge eines modernen Parlaments oder, wie man

*) Allg. Ztg. vom 4. Jan. 1859.

sich jetzt noch bescheidentlich ausdrückte — eine „Duma." So hieß nämlich der Bojarenrath der altrussischen Großfürsten, welcher freilich in tiefes Dunkel begraben ist, so daß Niemand recht weiß, was die Duma eigentlich war. Als nun General Rostoffzoff als Vorsitzender der Redaktions-Commission mit unverholenem Eifer seine Vorbereitungen traf, einen großen Saal im 1. Cadettencorps mit Sitzreihen, Präsidentenplatz, Sekretärstischen und (man höre!) einer Rednerbühne versehen ließ, da glaubte Jedermann an eine russische Notabelnversammlung à la 1789, wo die Edelleute ihren altererbten Standesvorrechten enthusiastisch entsagen würden. St. Petersburg bereitete sich auf constitutionelle Flitterwochen vor. Ein besonderer Zwischenfall schreckte indeß auch die Regierung selber auf.

Nach siebenmonatlichen, oft sehr stürmischen Debatten hatte das Adelscomité des Gouvernements von St. Petersburg sein in viele Bedenken eingewickeltes Gutachten übergeben, zugleich fügte aber der Adelsmarschall Graf Schuwaloff, Kammerjunker des Czaren, das Separatvotum eines gewissen Grafen Platonoff von sehr merkwürdigem Inhalt bei. Da der Minister, wird erzählt, die Beilage als ungehörig zurückgewiesen, habe der Marschall mit unmittelbarer Einreichung beim Kaiser gedroht. Die Eingabe Platonoff's erklärte aber kurz und gut: eine so durchgreifende, das ganze Besitzverhältniß der Monarchie umstürzende Maßregel könne nicht auf bloß administrativem Wege durchgeführt werden, sondern es gehöre dazu ein Ausspruch des seit Peter I. nicht mehr berufenen Reichsraths — der Duma!

Kaum hatten die unterrichtetsten Correspondenten dieses Faktum erzählt, so kamen andere Berichte aus Rußland: nur „eine grenzenlose Unkenntniß der russischen Zustände" könne solche Dinge glauben; ja in deutschen Blättern wurde höhnisch bemerkt, es existire ja gar kein Mann des Namens Platonoff

in besagtem Comité. Indeß dauerte es nicht lange, so wurde über die neuen Adelswahlen im Petersburger Kreise gemeldet, daß da Graf Schuwaloff zum Adelsmarschall und „Graf Platonoff“ zum Vorsteher des Zarskojer Distrikts unter dem demonstrativsten Jubel wiedergewählt worden seien. Es scheint am russischen Hofe damals eine Panik ausgebrochen zu seyn. Denn das Beispiel Platonoffs fand nicht nur bald Nachahmer, sondern man sprach überhaupt von dem Plan, das Reich nach napoleonischem Muster in Militärdivisionen einzutheilen und somit der Bewegung des Adels ein kurzes Ende zu machen*).

Jedenfalls war die officielle Stimmung völlig verändert, als die 32 Deputirten aus den 16 Gouvernements, welche zuerst ihre Gutachten beendet hatten, Mitte August 1859 in Petersburg zusammenkamen. Man empfing sie frostig und las ihnen eine Instruktion vor, wornach sie abzuwarten hatten, ob sie etwa einzeln gefragt würden; man verweigerte ihnen sogar den Namen als Deputirte und benannte sie amtlich nur als die „in Petersburg anwesenden Mitglieder der Gouvernements-Adels-Comité's.“ Ihrer 29 legten Protest ein und verweigerten insbesondere einzeln Rede zu stehen; aber am 2. Sept. erfolgte die Erneuerung des Verbots gemeinsamer Conferenzen. Vergebens suchte der Czar selbst am 16. Sept. die Deputirten zu begütigen, vergebens veranstaltete die Commission am 22. Sept. ein glänzendes Versöhnungsdiner. Nur Ein Deputirter, ein Lanskoi, ließ sich einzeln vernehmen, wofür ihm eine kaiserliche Belobung in demonstrativer Weise zukam. Die Uebrigen blieben als perpetuirliche Fragezeichen sitzen, was man eigentlich von ihnen wolle. Als Mitglieder eines berathenden Körpers hatte man sie berufen, und jetzt

---

*) Kreuzzeitung vom 16. Dec. 1858; Allg. Ztg. vom 22. Dec. 1858 und 8. Mai 1860; Oesterreichische Zeitung vom 15. Dec. 1858.

vermied man ängstlich jede collektive Besprechung mit ihnen, in der handgreiflichen Furcht, die Sache würde in eine Duma ausarten, sobald sie in Einem Saale versammelt wären. Das Aufsehen über so viel Taktlosigkeit und Schwäche stieg mit jeder Stunde, die erbitterten Deputirten waren die Löwen des Tages. „Als Vertreter des Adels und Gegner der Landvertheilung", sagt einer, der diese officielle Prostitution mit ansah, „will man nichts von ihnen wissen und wirft sie zu den Lichtlöschern, als Deputirte aber, die darnach streben, in einer öffentlichen Versammlung vom ganzen Lande gehört zu werden und sich der Redaktions-Commission nicht fügen wollen, sind sie die Schooßkinder des Publikums und werden zu den Männern der Zukunft gerechnet. Dergleichen hat schon recht gescheidte Leute verwirrt gemacht" *).

Indeß versetzte ein neuer Zwischenfall die Regierung in steigende Unruhe. Herr von Besobrasoff, als Sohn eines Senators, Neffe des Fürsten Orloff und Gebieter über eine reiche, ganz unabhängige Stellung sehr angesehen, gerieth in Hitze und ließ auf ungewöhnlichem Wege eine Denkschrift an den Czaren gelangen, worin er sich zwar für unbedingte Freizügigkeit und persönliche Freiheit der Bauern aussprach, aber gegen die Land-Mitgabe protestirte. Haus und Hof sollten nicht dem Adel genommen werden, um es an die Bauern zu verschenken; Grund und Boden sollten die Bauern erst erwerben, wie der Adel selbst sie erworben. Werde der Adel gezwungen, Haus und Land zumal herzugeben, so müsse er politisch untergehen und könne dem Thron künftig keine Dienste mehr leisten, wie der Adel von Twer bereits erklärt hatte. Für die in Petersburg weilenden Deputirten verlangte Besobrasoff, sie sollten in irgend einer vom Kaiser beliebten Form als Corporation gehört werden; im Publikum hieß es, er

*) Allg. Ztg. vom 22. März 1860.

habe geradezu eine Constitution begehrt. Jedenfalls erging es ihm schlimmer als dem Grafen Platonoff: er wurde aus der Hauptstadt verbannt, nach Sibirien wie man glaubte*).

Die Beschwerden der nutzlos hingehaltenen Deputirten wurden indeß immer lauter. Ihrer achtzehn, die nicht im Staatsdienst standen, reichten am 28. Okt. eine Adresse ein, welche den Kaiser um das Recht bittet, wenigstens die Arbeit der Redaktions-Commission prüfen zu dürfen, ehe dieselbe an das Hauptcomité abgegeben würde. Eine entschiednere Eingabe überreichten fünf andere Deputirte, an ihrer Spitze Unkoffski, der Adelsmarschall von Twer; nach der Angabe des Fürsten Dolgorukow war sie ganz im Sinne des Grafen Platonoff gehalten, und hatte einen strengen Verweis zur Folge, welcher übrigens auch jenen Achtzehn nicht erspart blieb, obgleich sie sich sogar zu einem Eid erboten haben sollen, daß sie bei der gemeinschaftlichen Berathung nichts Anderes berühren wollten, als die Bauernfrage. Diesen Bescheid erhielten aber die Adressaten erst in der Heimath; denn man hatte ein längeres Verweilen der Deputirten in Petersburg endlich nicht mehr für räthlich gehalten, und sie unter dem 17. Nov. 1859 heimgeschickt.

Damit war es aber noch nicht genug. In der gerechten Besorgniß vor der Aufregung, welche von den Heimgeschickten nun in den Provinzen verbreitet werden würde, sendete ihnen Minister Lanskoi ein Circular des Inhalts nach, daß die Provincial-Versammlungen die „Verbesserung in der Lage der Bauern“ nicht debattiren dürften, weil dieß keine Provincial- sondern eine Reichs-Angelegenheit sei. Das Gesetz hingegen gestattet den Versammlungen des Adels alle Fragen, „welche ihre Interessen berühren“, zu berathen und zur Petition zu bringen. Ein solches Verfahren mußte natürlich Oel in's

---

*) Allg. Ztg. vom 6. Dec. 1859

Feuer schütten. Wieder ging der Adel von Twer voran; er erklärte einstimmig: so lange der Minister seine Willkür-Verordnungen nicht zurücknehme, werde er keine Wahlen mehr vornehmen, also seine politischen Rechte und Pflichten nicht mehr ausüben. Die Regierung antwortete mit — Sibirien. Der Marschall Unkoffski wurde nach Wiatka verbannt, die Deputirten Jewropäus und Golowatschoff als die Redakteure des Votums nach Perm. „So wird regiert", bemerkt Fürst Dolgorukow, „Kaiser Nikolaus selber hätte es nicht besser machen können".

Nikolaus hätte aber wenigstens heilsamen Schrecken verbreitet, während dieß jetzt die Regierung Alexander's II. nicht mehr vermag. Der Adel von Rjäsann sagte in einer Eingabe gleich darauf dasselbe wie der von Twer. Der Adel von Wologda verweigerte die Wahlen, wenn nicht der dortige Civilgouverneur abgesetzt würde. In Wladimir unterzeichneten mehrere hundert Edelleute die bereits erwähnte Adresse. Und als endlich die zweite Abtheilung der Adels-Deputirten nach der Hauptstadt kam, da traten sie genau in die Fußtapfen ihrer Vorgänger *). Vor dem massenhaften Widerstand ermüdete die Gewalt; es regnete zwar scharfe Verweise, nach Sibirien aber ist Niemand mehr geschickt worden **).

Nach dem Schlage von Twer hatte sich das Gerücht verbreitet, daß mehrere Adels-Adressen, insbesondere die von Wladimir vom Czar Untersuchung gefordert und gegen das autokratische System sich aufgelehnt hätten, wonach es rein vom Ministerbelieben abhängt, die angesehensten Leute auf

---

*) Trotz der höflichen Abmahnung des Grafen Panin, auch den Schein der Demonstration oder „Conspiration" zu meiden, sind doch auch sie gleich wieder zur Versammlung „bei dem Grafen Schuwaloff gegangen".

**) Kreuzzeitung vom 10. Jan., 26. Febr., 30. Juni 1860; Allg. Ztg. vom 18. Jan. 1860.

dem bloßen Verwaltungswege ohne Urtheil und Recht mit der schwersten Strafe zu belegen und sie nach Sibirien zu verbannen. Die Wladimirer sind aber, wie wir gesehen haben, auf diese Einzelnheit nicht eingegangen; sie erklären im Allgemeinen, daß es in Rußland weder Recht und Rechtssicherheit, noch selbst einen wirklichen Rechtsbegriff gebe, und sie verlangen für Jedermann gleiches Recht, Trennung der Justiz von der Polizei und Garantie der richterlichen Unabhängigkeit durch Schwurgerichte. Es liegt auf der Hand, wie wenig gegenüber diesen Forderungen durch den Ukas vom 20. Juli geleistet wird; immerhin aber ist er ein peinlicher Akt der Selbstanklage. Der Ukas verfügt, daß die den Gerichten zustehende Instruktion bei Vergehen und Verbrechen von den polizeilichen Funktionen getrennt, daß in allen 44 Gubernien eigene „gerichtliche Instruktoren" ernannt, der Gehalt der ländlichen Polizei vermehrt und ihre Chefs vom Adel gewählt werden sollten. Ein Zeichen nachgiebiger Schwäche ist der Ukas jedenfalls. Im Uebrigen ladet er den verzweifelten Finanzzuständen neue Lasten auf, verbreitet 900 neue Beamten mit 800 R. Besoldung über das Land, und ist doch kein Verzicht auf das autokratische Belieben im Gebiet der Justiz. Es ist nicht einmal gesagt, daß der Weg nach Sibirien künftig nur durch das Befinden der neuen Instruktions-Richter gehen werde.

Aus der ganzen Geschichte der adelichen Comité's geht zur Evidenz hervor, daß der Adel durch die Macht der Verhältnisse wirklich an die Spitze einer liberalen Bewegung gestellt ist, welche auf allseitige Garantien gegen die Autokratie oder vielmehr den despotischen Bureaukratismus hinausläuft. Die Bauernfrage ist in den Hintergrund getreten, der Kampf gegen das absolute Beamtenthum in den Vordergrund, er zieht sich wie der rothe Faden durch die Verhandlung. Schon der Umstand verletzte die reichen Dynasten tief, daß das ganze

Comité, dem sie Rede stehen sollten, nur aus Beamten zusammengesetzt sei, „die bei der Sache nichts zu verlieren, sondern nur Popularität, Gratifikationen und Auszeichnungen zu gewinnen hätten, wenn sie dem Adel das Seinige nähmen". Sobald aber dieß geschehen wäre, so müßte der Adel auch noch seine magistratische Würde aufgeben und zu den Ständen herabsinken, „für welche der Wille der Beamten bisher faktisch das Gesetz war". Seitdem Graf Panin anstatt des am 18. Febr. gestorbenen Rostoffzoff an die Spitze der Commission gekommen, ist offenbar ein besseres Einvernehmen mit den Deputirten eingetreten, dessen erste Ursache vielleicht die Erinnerung Panin's war, daß er nicht ein bloßer Beamter sei, sondern selber mindestens 17,000 Leibeigene zu verlieren habe *).

Der Adel hat jetzt aber auch in verführerischer Weise erfahren, wie er es machen muß, um den erhebenden Beifall des Publikums zu gewinnen. Man verzeiht ihm selbst etwas Eigennutz in der Bauernsache, wenn er nur tapfer gegen die absolute Bureaukratie losgeht. Der arme General Rostoffzoff hat diese Erfahrung mit dem Leben gebüßt. Einst selber Mitglied einer geheimen Verschwörung und Sträfling in Sibirien, war er der populärste Mann in Rußland, seitdem der Czar ihn mit dem Auftrage betraut hatte, die Bauern mit Leib und Gut auf wohlfeilstem Wege vom Adel abzulösen. Er wurde aber der unpopulärste, sobald er den constitutionellen Analogien der Deputirten-Conferenz entgegentreten mußte. Es kam so weit, daß bei einer Jubiläumsfeier ein Toast auf ihn in seiner Gegenwart ausgezischt wurde; dem Manne brach darüber das Herz. Sein Nachfolger Graf Panin war umgekehrt der unpopulärste Mann in Rußland, man sah in ihm

*) Kreuzzeitung vom 10. Jan. und 26. Febr. 1860; Allg. Ztg. vom 22. März 1860.

das Haupt der Lichtlöscher, den bittersten Gegner der Freilassung; obwohl er die Identität seiner Ansichten mit den Rostoffzoff'schen feierlich erklärte, entsetzte sich Jedermann über seine Ernennung, und hielt von da an jede liberale Lösung für unmöglich. In Wahrheit aber war Graf Panin nur ein eiskalter Bureaumensch, der nach dem Wink des Czaren mit derselben despotischen Energie vorwärts oder rückwärts geht, auch mit eisernen Krallen gegen das eigene Fleisch zu wüthen bereit. So ist er denn jetzt der populärste Mann in Rußland, weil man von ihm überzeugt ist, daß er nicht nur die Emancipation durchführen, sondern vorher noch das Größere thun, und für den Eintritt der 23 Millionen Freigelassener in ganz neue Verhältnisse auch ganz neue Einrichtungen der Justiz und der Administration schaffen werde.

Es fragt sich nur, ob sie im Sinne Alexander Herzen's und der französischen Centralisation oder im Sinne des Guts-Besitzers aus dem nördlichen Rußland und des germanischen Princips ausfallen werden? Und auch für den letztern Fall fragt es sich erst recht: was dann?

XXIII.

Herzog Georg der Bärtige von Sachsen und die Reformation.

III.

Mit Kurfürst Friedrich von Sachsen hatte Georg bisher immer in den freundlichsten Verhältnissen, ja im trauten Einvernehmen gestanden. Eine ziemliche Anzahl Briefe, zwischen Wittenberg und Dresden vom J. 1512 an gewechselt, bezeugen dieß. Die Züge, welche v. Langenn*) daraus mittheilt, versetzen uns so recht in die alten patriarchalischen Verhältnisse der deutschen Fürstenhöfe. Heitere Lebensverhältnisse spiegeln sich darin: bald war es die Kunst des Meister Lucas (Cranach), welche den Fürsten Anlaß gab, sich Mittheilungen zu machen, bald war es die Jagd, bald das edle Bergwerk, in dessen Bezug Friedrich im J. 1517 an Georg schrieb: er sei der Meinung, daß wenn sie ihre Hoffnung auf Gott setzten und sich seiner Gebote mehr fleißigten, er sie nicht verlassen würde, denn die göttliche Allmächtigkeit habe ihnen manigfache Gnade und insonderheit auch die Bergwerke erzeigt. Die Täfelein des Meister Lucas ergötzten die fürstlichen Verwandten,

---

* S. dessen Schrift „Christoph von Carlowitz“ S. 29 ff.

und Georg's Gemahlin, Barbara von Polen, war das „liebe Mümchen" des weisen Kurfürsten, der sie stets herzlich grüßen läßt. Ueber die Angelegenheiten des Reiches und der Kirche sprach sich Friedrich gegen Georg aus wie ein Freund zu dem andern, immer in patriarchalisch-herzlicher Weise. Stets war Georg zu Lochau und Wittenberg willkommen: er sollte, sprach der Kurfürst, als ein Freund erscheinen und mit dem Einladenden „vor gut nehmen, was das Haus vermöge."

Wie änderte sich das Alles so schnell, als Luther mit seiner Reformation hervortrat, und überallhin Trennung und Zwiespalt brachte! Mehr und mehr erkaltete die alte Freundschaft, bis sie endlich dem offenen Widerwillen Platz machte. Georg hatte es seinerseits an Versuchen nicht fehlen lassen, die Sache noch zum Bessern zu wenden. Schon unterm 16. November 1521 schrieb er an Herzog Johann von Sachsen, um durch diesen auf den Kurfürsten, dessen Bruder, zu wirken. Die Dinge in Sachsen, bemerkt er, ließen sich seines Bedünkens bereits an, wie bei den Böhmen, gegen welche doch ihre Vorfahren um des Glaubens willen bis aufs Blut gekämpft. Ja man gehe noch weiter: es gebe Einige, die gar keine Religion mehr hätten und die Unsterblichkeit der Seele läugneten. Alles das fließe aus Luthers Lehre. Nicht genug könne er bedauern, daß in der ersten Stadt des kurfürstlichen Landes, in Wittenberg, solches geschehe. Auf diese Weise müsse es noch dahin kommen, daß man die Herzoge von Sachsen ansehe, wie einst ihren (gemeinsamen) Großvater (mütterlicher Seits), den König Georg Podiebrad von Böhmen, der bei männiglich für einen Ketzer gegolten. Herzog Johann möge doch seinen Bruder dahin bringen, daß er die Neuerer strafe oder doch sich wider dieselben erkläre; er, Georg, werde es an seinem Rath und seiner Hülfe keineswegs fehlen lassen, um so mehr, „da sie alle jetzt im letzten Viertel wären, wie Haar und Bart sattsam bezeugten."

Wiederholt weist Georg in andern Briefen die beiden

ihm so nah verwandten Brüder, den Kurfürsten und Herzog Johann, auf die Vorgänge in Böhmen hin. Auch dort seien Kirchen und Klöster beraubt worden; aber jetzt möge man den Zustand betrachten, in welchem sich die Kirche in diesem Lande befinde. Bereits sei der Klerus zu einer solchen Armuth herabgesunken, dermaßen in Verachtung gefallen und vermindert, daß man sogar Henker und Schinder zum geistlichen Amte herbeigezogen. Alles sei in Sekten zerspalten, der Glaube beinahe ganz erloschen und in Altweiber-Märchen verkehrt. Der Kurfürst wolle doch nur betrachten, wie es bereits in seinem eigenen Lande zugehe. In Wittenberg habe man einen neuen Ordinations-Ritus eingeführt, in Eilenburg sei auf das Haus des Pfarrers ein Angriff gemacht worden, Einer sei sogar auf einem Esel sitzend (zum Spotte) in die Kirche eingeritten, Altäre und Bilder würden zerstört, die Mönche entliefen den Klöstern, die Priester begäben sich in die Ehe. Georg wisse nicht, wie er den Kurfürsten gegen die Vorwürfe derjenigen vertheidigen solle, welche die Schuld aller dieser Vorgänge auf ihn würfen, „denn wer nicht hindert, ist in gleicher Schuld, als derjenige, welcher es thut.“ Möge doch der Kurfürst auf das Beispiel ihrer Väter, Ernst und Albrecht hinblicken; obschon enge befreundet mit dem böhmischen Könige, hätten sie sich doch niemals von ihrem Glauben bringen lassen. Georg weist noch hin auf die großen Schätze, die Gott dem Hause Sachsen gegeben; seit Luther seine Sache angefangen, hätten sie mit ihren Erzgruben wenig Glück mehr gehabt *). Auch die Sitten seien im Verfalle, die Klöster

---

*) Auch anderwärts spricht Georg diese Ansichten aus. So berichtet Fürst Joachim zu Anhalt an seinen Bruder, der Herzog habe ihm gesagt: „wo wir bei der Kirche blieben, würde es uns in Allem glückselig ergehen; wo wir uns aber abreißen ließen, würden wir uns aus dem gedey, do wir jtzt innen wären, wieder in die ungedey kommen, denn er alleweg dieselbige, so sich der neuen Lehr

verödet. Umsonst rühme man sich immer des wiedergefundenen Evangeliums; er kenne dasselbe bereits seit vierzig Jahren, und zwar ein besseres als dasjenige, welches man jetzt vor sich sehe. Möge deßhalb endlich der Kurfürst sich aufraffen und darauf dringen, daß die Gesetze der Kirche befolgt würden *).

Alle diese Vorstellungen waren umsonst. Es war gerade wie wenn in den letzten Zeiten Oesterreich oder Neapel bei der piemontesischen Regierung Vorstellungen erheben wollten wegen der revolutionären Umtriebe, denen diese letztgenannte Macht ihr Land als Operationsbasis eröffnete.

Die Vorgänge in Eilenburg, auf welche Georg oben anspielt, verdienen indeß doch noch eine nähere Beachtung. Wir wissen aus einem Berichte an den Herzog, daß dieser ihnen besondere Aufmerksamkeit schenkte; sie haben ohne Zweifel vieles dazu beigetragen, seine Ansicht über die religiöse Bewegung definitiv festzusetzen. In Eilenburg trieb nämlich Gabriel Zwilling, genannt Didymus, sein Unwesen, um die alte Kirche zu stürzen und deren treue Anhänger zu terrorisiren. Georg ließ gegen diejenigen seiner Unterthanen, welche sich dort beim lutherischen Abendmahle betheiligt hatten, eine Untersuchung einleiten. Ein Augenzeuge berichtet Folgendes: „Nach dem Evangelio hat der wittenbergische ausgeloffene Mönch angehuben zu predigen. Und der Mönch hat einen Studenten-Rock und ein Hemde mit schwarzen Börtlein angehabt und ein marderen Birett mit zween Aufschlägen und ein Kolbe gehabt, keine Krone, sondern allein über'n Kampff geschnitten und sicht als der Teufel (aus), und seind neben ihm

---

anhengig gemacht, nie helt gedeien, sondern in Verderb und Armuth fallen sehen, ob aus Gottes Straf, oder aus ihrer Schuld, ließ er ungesagt". S. Fürst Georg von Anhalt Predigten und Schriften S. 325.

*) Seckendorf I. p. 217 seq.

Darnach hat er das Evangeli
den Namen Jesus und mit un
so gar verblindt wären auf M
nit abwenden möge, man zieh
Haaren darvon, und hat die M
auch die guten Werk und gesag
einer der ist enge und führt
Glauben; der ander ist breit,
und das sein die guten Werk,
Almosengeben und das Geschnur
Gesetz unterworfen, sondern die
sen, und man sollte auch keine
oder Tauff". Nach der Predigt
die Schloßkirche, daselbst das Ab
bemerkte den Seinen noch zu a
nothwendig vorher zu beichten,
Essens communiciren. „Die Co
Berichterstatter, „seyn fast mit la
und auch die die vorige Nacht m
gebracht hatten, wie ich's zum
mag es denn

Georg wußte wohl, daß mit äußeren Maßregeln allein für die Kirche nichts wahrhaft Ersprießliches geleistet werde; von einer blinden Reaktion zu alten, verrotteten Zuständen zurück war Niemand weiter entfernt, als er. Hatte er ja zu einer Zeit, da er schon sehr entschieden gegen Luther aufgetreten war, auf dem Reichstage zu Worms 1521 selbst zwölf Gravamina eingereicht voll ernster, schwerer Klagen über kirchliche Mißbräuche, z. B. über Annaten, Exspektanzen, erkaufte Dispensen, schädliche Vervielfältigung der Indulgenzen, die zum Geldgewinn mißbraucht würden; endlich über das unsittliche Leben so vieler Geistlichen: „in diesem Aergerniß", sagt er, „liegt die Hauptursache, daß so viele Seelen verloren gehen" *). Jetzt wollte er, daß auch die Bischöfe selbst Hand anlegen, und es geschah ohne allen Zweifel auf seine Anregung, daß im Jahre 1522 die Bischöfe von Merseburg und Meißen sich entschlossen, in ihren vorzugsweise gefährdeten Diöcesen eine Visitation vorzunehmen. Es mag uns gestattet seyn, bei diesen beiden Bischöfen ein wenig zu verweilen; es wird sich zeigen, daß in diesen nördlichen Gegenden der Episcopat doch nicht durchweg aus so unfähigen und apathischen Mitgliedern bestand, wie man sich vielfach vorzustellen geneigt ist.

Bischof Adolf, aus dem fürstlichen Geschlechte von Anhalt, seit dem J. 1514 auf den Stuhl des altehrwürdigen Stiftes Merseburg erhoben, war ein in jeder Beziehung würdiger, sittenreiner, frommer Hirte**). War er auch viel-

---

*) Seckendorf I. p. 146.

**) Vgl. über ihn Beckmann, Historie des Fürstenthums Anhalt. Zerbst 1710. Bd. II. S. 108 ff. und seines Neffen, des öfter genannten „Georg von Anhalt Predigten". Vorr. IIa ff. S. 290. 214b. 377. Seine streng-kirchliche Gesinnung bezeugt Luther selbst. Er schreibt an Spalatin fer. 3 post Martin: „Multum pendit opinionis Episcopus Merseburgensis, et sanctula sanctitatula

leicht nicht gerade mit tiefer theologischer Gelehrsamkeit ausgerüstet, so kann ihm doch ein sehr lobenswürdiger bischöflicher Eifer nicht abgesprochen werden: er war, was in jenen Zeiten etwas bedeuten will, mehr Bischof als Fürst. Das Institut der Weihbischöfe war ihm immer ein Stein des Anstoßes gewesen; sie seien gar keine rechten Bischöfe gewesen, pflegte er zu sagen, die Bischöfe sollten die geistlichen Funktionen, als Firmung, Ordination, Kircheneinweihung u. s. w., wie er denn auch selber that, selbst verrichten. Seiner bischöflichen Amtsführung müssen deßhalb selbst die Gegner volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. „So ist", sagt Camerarius, „Fürst Adolf ein gottesfürchtiger, gelehrter, hochwürdiger Herr dem Stift Mersburg viel Jahr löblich und wohl fürgestanden Bei 12 Jahren hat er sein bischofflich Amt verwaltet, mit väterlichem Gemüthe gegen seine Unterthanen und hohem Fleiß in Regierung der Kirche, denn er in Predigen und andern bischöflichen Amten sich keiner Mühe noch Arbeit dauern ließ" *). Daß Bischof Adolf auch als Prediger selbst vor den meisten seiner untergeordneten Geistlichen sich auszeichnete, wird uns durch seinen Neffen, den nachmals lutherischen Magdeburger Dompropst, Georg von Anhalt bezeugt. „Sonst", sagt er, „war es fast dünne (während der Predigt im Dome zu Merseburg), auch in der Nachmittagspredigt, ausgenommen auf die Festa, da mein lieber Vetter Bischof Adolf löblicher Gedächtniß selber predigte; da er dennoch mehr als andere Prediger begunnte, die heilige Schrift einzuführen und unsrer Natur Brechlichkeit anzeigte, die groben Mißbräuche und Laster, sonderlich der Geistlichkeit, strafete, daneben auch gute Moralia

---

sua non sufficit pro operculo impietatis, qua Papae plus statuit obedire, quam Deo suo". Ein andermal sagt er von ihm: „sancticulus ille Merseburgensis". Der Bischof genoß also seiner Frömmigkeit wegen eines großen Rufes.

*) S. die Stelle in Georgs von Anhalt Predigten, Vorrede IIa.

lehrte, und dennoch auch Gottes Gnade und Barmherzigkeit etwas höher preisete und erhube, als denn vielen allhier noch bewußt. Da kam traun das Völklein mit Haufen und hörete solche Predigten gerne und mit großem Fleiß". Die Concubinarier unter seinem Klerus machten dem guten Bischofe viel zu schaffen. „Dieweil er ein sonderlicher Liebhaber war eines züchtigen Lebens, ist ohne Zweifel unvergessen, was Mühe und Beschwerung er mit den armen Concubinariis, die er denn ungestraft nicht lassen wollt, und dennoch wenig half, mußte haben" *). Herzog Georg sprach immer von dem seligen Bischofe nur mit Ausdrücken der Hochachtung. „Von dem frommen Bischof Adolf, eurem Vetter, habt Ihr sonder Zweifel solches nicht gelernt", schrieb er oft dem zum Lutherthum abgefallenen Georg von Anhalt. Ueber den Charakter des Bischofs von Meißen, Johann IX. von Schleinitz, sind uns weniger genaue Angaben aufbewahrt, als über den Merseburger; doch wissen wir, daß er für seinen Theil gleich von Anfange an mit aller Kraft dem Eindringen des Lutherthums in seine auch über einen großen Theil von Kursachsen sich erstreckende Diöcese zu wahren suchte, und trotz seines hohen Alters bei seiner bischöflichen Visitation selbst predigte.

Bischof Adolf von Merseburg hat uns über den Befund seiner Visitation selbst einen Bericht **) hinterlassen; derselbe, in der so treuherzigen Sprache jener Zeit geschrieben, ist an Herzog Georg gerichtet, der sich für die ganze Angelegenheit auf's lebhafteste interessirte, und zu aller Förderung noch dem Bischofe einen seiner Räthe, Cäsar von Pflug, beiordnete.

„Auf Mittwochen nach vocem jucunditatis" — so berichtet der Bischoft an Georg — „haben wir zu Pegau in der St.

---

*) A. a. O. S. 290. 377.

**) S. denselben bei Seidemann, Leipzig. Disputation S. 140 ff.

Lorenzkirchen das Wort Gottes predigen und verkündigen lassen; und wiewohl wir an den Ceremonien und andern Gebräuchen des göttlichen Amts nicht sunderlich Mangel gespüret, aber unter der Predigt und Verkündigung des Wortes Gottes von etlichen Burgern viel Leichtfertigkeit mit Gelächter und Ungeberden selber gesehen und vermerkt, daraus abzunehmen, daß das Volk zu Pegau mit dem lutherischen Gift befleckt ist; und als wir verstanden, daß zween ihrer Prediger durch lutherische Lehr, die sie in ihren Predigen mit infühhren sollen, das gemeine Volk in Irrthum führen, derhalben wir dieselbigen Prediger vor uns erfordert und sunderlich den Prediger zu St. Otten in Beiwesen Herrn Cäsar Pflugk's, Ritters 2c. ganz lutherisch befunden. Dann er offentlich bekannt, daß er vor etwa 8 fl. lutherische Bücher bei sich habe. Und als wir ihn dieselbige zu überantworten vermahnet, hat er solches in keiner Weise thun wollen, dadurch wir verursachet, ihn mit gen Merseburg zu nehmen. Dieweil wir aber vernehmen, daß solches ohne Aufruhr der Leute, die sich inzwischen um Herrn Cäsar Pflugks Behausung versammelt, und als wir bericht, unschicklicher Wort haben hören lassen, nicht hätte geschehen mögen, ist das guter Meinung verblieben, doch also daß derselbige Prediger bewilliget, alle seine lutherische Bücher dem Abte zu Pegau in Gegenwart Herrn Cäsars zu überantworten. Wir sehen auch vor gut an, daß die beiden Kirchen mit anderen und besseren Predigern versehen würden. Es haben auch etliche der unsern viel unschicklicher Wort in unserem Abschied von Pegau gehört: wo wir dermaß wieder kämen, uns mit Unvernunft hinweg zu weisen, das wir Euer Lieb im besten nicht unangezeigt lassen wollten."

Man kann sich denken, welcher Aufnahme die Bischöfe im Kursächsischen sich getrösten konnten, wenn selbst in Herzog Georgs Lande der aufrührerische Pöbel solches wagen durfte. Erfreulichere Erfahrungen machte der Bischof in **Rochlitz**: „daselbst ist auf Sonntag Vocem jucunditatis (1. Mai) in unser Gegenwärtigkeit unter dem Amt der hl. Meß das Wort Gottes gepredigt und verkündet worden, dabei sich das Volk zu aller Andacht erzeiget und gehalten. So haben wir auch

daselbst der Ceremonien und andrer christlicher Observantien nicht besundern Mangel gespüret; aber doch unsrer Heimsuchung genug zu thun, haben wir den Pfarrherr sammt den Altaristen oder Priesterschaft daselbst erfordert, verhöret und nichts sunderlich beschwerlichs itzt schwebender Irrthümer befunden". Bloß ein Altariste wird als Anhänger lutherischer Lehren aus dem Bisthume ausgewiesen. Der Pfarrer von Penigk, mit seiner Priesterschaft ebenfalls vorgefordert, bekennt, daß er lutherische Bücher besitze; er habe sie jedoch bloß in der Absicht gekauft, selbige zu widerlegen (?). Der Bischof, auf päpstliche und kaiserliche Mandate gestützt, fordert ihm die Bücher ab, „die wir jedoch ihme in Beklagung seines Armuths zu zahlen erbötig". „Wir haben auch auf Sonnabend nach Cantate zu Geythen nach dem Amt der heil. Meß und Verkündigung des göttlichen Wortes den Pfarrherr und den Rath vor uns gehabt, und an ihnen nichts anders, denn daß sie nach dem alten löblichen christlichen Gebrauche zu folgen geneigt sein, vernommen. Es ist auch wohl angezeigt, daß etliche durch Gemeinschaft der umliegenden Flecken und Städte etwas in Irrthum mochten gefallen sein, wollen wir doch hoffen, sie werden durch Fleiß der Prediger, auch Euer Liebden Amtmann davon abgewendet werden".

Dienstags nach Cantate hatte der Bischof, unterstützt von dem herzoglichen Rathe, Georg von Breitenbach, in Leipzig visitirt. Aus seinem Bericht hierüber erfahren wir, daß dieses bereits die zweite bischöfliche Visitation in der Universitätsstadt war, denn Adolf beschwert sich, daß er bei einem Klosterbruder in St. Thomas auch dieses Mal „trotz des in unser vorigen Visitation beschehenen Verbots" annoch lutherische Bücher angetroffen habe. „Wir haben auch den Rectorem der Universität mit etzlichen Personen aller Collegien und Facultäten vor uns gehabt und umb Gelegenheit der Universität itzt in diesen schweren Läufften und Irrthumen alle insammt und itzliche insonderheit befraget und soviel befunden,

daß von der Zeit unser nächst gehaltenen Visitation etzliche jungen Magistri und Doctores, die damals etzlicher Maßen mit der neuen Secten vergiftigt angezeigt wurden, sich nicht viel gebessert haben sollten. Darauf wir dieselbig ein itzlichen insonderheit verhöret und befraget, und wiewohl wir itzliche darunter wankmuthig befunden, so sind sie doch auf unser und E. L. Verordneten fleissig und gütige Vermahnung auch ernstliche Erinnerung, von solchen ihren Irrthumen und weß sie mit Lection und andern bisher unbillichs fürgenommen hetten, ganz abzustellen erbottig gewesen". Unter diesen jungen Magistris wird der bekannte Hegendorphinus besonders genannt.

Auf ähnliche Weise visitirte Bischof Adolf in Kurhessen; er hatte sich zu diesem Ende von Kurfürst Friedrich ein freies Geleit erbeten, das ihm auch trotz des Abrathens von Friedrich's Bruder, Herzog Johann, verwilligt wurde. Was konnte er jedoch in einem so aufgeregten, ganz von der kirchlichen Umsturzpartei terrorisirten Lande wirken, wo der Landesherr in allen wichtigen Dingen seine Zustimmung und Beihülfe versagte? „Hätte der Bischof", sagten die Gesandten des Kurfürsten, „die betreffenden (abtrünnigen) Priester aus der heil. Schrift widerlegt, so würden sie sich selbst beschieden haben; da aber dieß nicht geschehen und die in Untersuchung Gezogenen beharrlich auf ihrer Behauptung blieben, sie hätten nach ihrem Gewissen und nach Vorschrift der Bibel gehandelt, so müsse der Kurfürst billig Bedenken tragen, gegen sie einzuschreiten" *). Wir sind mit dieser unsrer obigen Bemerkung über die Fruchtlosigkeit der von den Bischöfen in Kursachsen gemachten Versuche weit entfernt, dem weltlichen Arm eine Bedeutung zuschreiben zu wollen, die er nicht hat, wir vergessen nicht, daß die Kirche von ihrer inneren Kraft Alles zu erwarten hat. Aber man darf in unserem Falle nicht

---

*) S. Seckendorf I. p. 217 seq.

übersehen, daß die Bischöfe keineswegs einer ruhigen, von Ueberzeugung getragenen Bewegung der Geister gegenüber standen, sondern vielmehr einer Revolution, in welcher Tausende willenlos folgen mußten, wohin die Anführer sie auch mit sich fortreißen mochten.

Bischof Johann IX. von Schleinitz hatte schon im J. 1522 seine Visitation in Kursachsen abgehalten. Ueber sein Verfahren finden sich mehrere Angaben bei Seckendorf*), der übrigens hierin ganz von den Berichten der Parteimänner, der blinden Anhänger Luthers, abhängig ist; wir heben davon bloß beispielshalber den einen aus, welcher die Visitation in Herzberg bespricht. Diese begann den 2. April. Der Bischof trat zuerst selbst auf, verkündigte dem Volke, daß er, um seiner Hirtenpflicht zu genügen, und auf Befehl seiner Oberen hier sei; möchten Alle, so ermahnte er, jeder willkürlichen Aenderung, namentlich der Communion unter beiden Gestalten, sich enthalten und der Kirche gehorchen, welcher Christus den Beistand des heiligen Geistes versprochen, wie Joh. XIV und XV deutlich angezeigt werde. „Er wolle ihnen seine Seele zum Pfande setzen, daß die Kirche nicht geirret habe"; bei ihrer Entscheidung möge man sich deßhalb beruhigen. Mit diesen und ähnlichen Worten leitete der Bischof an jedem Orte die Visitation ein, entschuldigte sich dann, daß er wegen seines hohen Greisen-Alters nicht eingänglicher von den obschwebenden Fragen reden könne, und ließ endlich einen seiner Prediger, entweder den Leipziger Professor Ochsenfarth (eigentlich Dungersheim) oder den Wurzener Decan Melchior Luderer auftreten, welche über die angefochtenen Artikel der Kirchenlehre das Volk gründlich aufklären sollten. Die Verhöre der Prediger fanden geradeso wie bei der Merseburger Visitation statt.

*) L. c. p. 220 seq.

Man wird sich nicht verhehlen können, daß wenn auch von Seite jener so nah betheiligten Bischöfe vielleicht nicht Alles geschehen, was zur Erhaltung der Kirche in jenen Landen geschehen konnte und mußte, so doch jedenfalls mehr geschehen ist, als uns die gewöhnlichen kirchenhistorischen Darstellungen jener Periode vermuthen lassen. Dem Herzog Georg gebührt der hauptsächlichste Antheil an dem Verdienste dieses jedenfalls sehr gut gemeinten, wenn auch nicht überall gelungenen Werkes.

Die nämliche Erwägung, welche ihm die Ueberzeugung eingab, daß die Anwendung rein negativer Mittel gegen das Vordringen der Häresie nicht ausreiche, leitete auch den Herzog bei seinem Verfahren gegen die lutherische Bibel. Er begnügte sich deßhalb, als das Neue Testament von Luther erschien (1522), nicht bloß mit dem Verbote desselben, nicht bloß mit der Einforderung und Einlösung aller von seinen Unterthanen gekauften Exemplare, sondern er stellte auch der häretischen Uebersetzung eine katholische entgegen. Der am Hofe des Herzogs lebende katholische Gelehrte Emser, ein auch humanistisch gebildeter Mann, hatte dieselbe auf Befehl des Herzogs verfaßt. Georg schrieb selbst die Vorrede zu diesem im J. 1528 erschienenen Buche. Sie steht in der Walch'schen Gesammtausgabe der Werke Luthers (Bd. XIX. 596) und ist interessant wegen der bündigen Zusammenfassung aller Früchte des neuen Evangeliums, welche sie gibt. Unter diesen Früchten ist auch aufgeführt die Erschütterung alles Glaubens an eine übernatürliche Offenbarung, was freilich nur die natürliche Folge des Angriffs auf die Auctorität der Kirche sei. „Welches Alles (sagt der Herzog) ungezweifelt darum geschieht, weil sie Christum (wie neulich auch zu Nickelsburg von zween Apostaten öffentlich disputiret worden) nicht für einen Gott, sondern allein für einen schlechten (d. i. einfachen) Menschen und Propheten, etliche auch gar nichts von ihm halten. Sagen, er ist in der Erbsünde empfangen, viel weniger habe

er Anderer Leute Sünde hinweg nehmen mögen, mit unerhörter Schmähung seiner allerheiligsten Gebärerin, der unbefleckten Jungfrauen Marien, die auch bei Türken und Heiden in größerer Reverenz und Ehre gehalten wird, denn bei diesen unchristlichen Frevlern". Der Herzog schließt mit dem Wunsche: „Es thun uns auch die Unsern, so dieß rechtfertige Neue Testament und wahrhaftige Wort Gottes gehorsamlich annehmen und lesen werden, so viel größeres Gefallen in Gnaden und allem Guten zu erkennen, so viel größer Nutzen und Frommen zu ihrer Seelen Seligkeit sie unsers Verhoffens daraus schöpfen werden".

Die Wichtigkeit des literarischen Kampfes gegen die Wittenberger Reformation hat vielleicht kein deutscher Fürst so tief erkannt und beherzigt, keiner auch, am wenigsten die deutschen Bischöfe, so viel für die Vorkämpfer der Kirche gethan, als Georg. Höchstens die bayerischen Herzoge mag man darin mit ihm vergleichen. Georg hatte bis zu seinem Lebensende stets eine Anzahl katholischer Gelehrten um sich, welche gegen Luther und sein Werk literarisch thätig waren. Zuerst war Emser an seinem Hofe, und als dieser im J. 1527 starb, berief der Herzog von Frankfurt her den Canonicus von St. Victor in Mainz, den berühmten Cochläus, der den Wittenbergern sowohl durch seine Gelehrsamkeit, als auch durch seine einflußreiche Stellung gewissermaßen im Herzen protestantischer Länder so äußerst widerwärtig wurde. Zu diesem kam im J. 1534 noch Georg Witzel, der nach bitteren Erfahrungen sich wieder vom Lutherthum ab- und zur Kirche zurückgewendet hatte *). Neben ihnen waren im Lande des Herzogs und

*) Leipzig war damals ein Hauptverlagsort für katholische Literatur; Witzels apologetische Schriften sind großentheils dort erschienen. Scheurl in Nünberg schreibt an letzteren im J. 1537: conservet te Deus sponsae suae eccl. catholicae, ut possis in vinea sua

der, Lazarus Spengler, mit
Anstalt, von der man nur w
katholischen Deutschland Nach
hätte, was leider nicht gesche
Aeußerung im J. 1534, wo
Schriften in Nürnberg groß
den hier", schreibt er, „einige
wider Luther'n gemacht hat, d
herumgetragen, und wie man
schen zu vermerken ist, so sein
Canzley und Schmiden geschmi
wollen, darum ich darüber nit
daß ich von etlichen priesterlicher
ben, vernimm, daß es überal
aber für den gemeinen unverstän
wohl ohne Grund gestellt, daß
selich machen. Es haben unsere
bei uns, die Gottes Wort entgege
lein also gaudirt und triumphirt
Cochläus zwei derselben Dent

rückgekehrten Priester, s. Döllinger, Reform. I. 130 ff.) zu bringen" *).

Es ist hier der Ort, noch einer die Orthodoxie des Herzogs verdächtigenden Angabe altlutherischer Reformations-Historiker entgegen zu treten. Es wird nämlich behauptet, Georg habe mehrere Jahre hindurch einen lutherisch gesinnten Prediger, Alexius Chrosner von Coldiß (Colditius), an seinem Hofe gehegt und gerne gehört, ja die Predigten, welche dieser zu Dresden über das heilige Abendmahl gehalten und später zu Wittenberg herausgegeben, hätten offen das lutherische Dogma ausgesprochen. Daraus zieht Seckendorf **) den Schluß, dem Fürsten sei lediglich die Person Luther's zuwider gewesen, aus dem Munde eines Andern hätte er recht wohl reformatorische Lehren ertragen können. Die Wahrheit ist, daß Chrosner, der seine am Hofe Georgs gehaltenen Predigten erst zu Wittenberg in lutherischem Sinne umgearbeitet und verändert, nachher die Frechheit hatte, sie für die zu Dresden gehaltenen und dort gebilligten auszugeben. Herzog Georg, der das ursprüngliche Manuscript seiner Predigten noch in Händen hatte und die neu vorgenommenen Interpretationen, an der Hand dieses Aktenstückes verfolgt, nennt den Chrosner deßhalb einen „offentlichen Lugener", der ihn um seine Reputation bei den katholischen Fürsten bringen wolle ***). Seckendorf hätte übrigens recht wohl der Wahrheit auf die Spur kommen können, wäre es ihm nicht darum zu thun gewesen, einen so bedeutenden Gegner Luther's, wie Herzog Georg war, zu verdächtigen. Denn er selbst berichtet ja, Chrosner habe

*) Haußmann, Lebensbeschreibung Lazari Spenglers. Nürnberg 1741. S. 367. Vgl. 368 Anm.

**) Seckendorf II. p. 93.

***) Seidemann, Erläuterungen S. 151. Die hier gegebenen Documente sind über Chrosner und dessen Charakter entscheidend.

XXIV.

Historische Nov

Crétineau-Joly's Dokumente zur Geschicht

Ein höchst merkwürdiges Buch h
schichte der Vendée" und der „Geschich
der rastlos thätige und viel geschmäht
Joly gerade zur rechten Zeit, mitten
der revolutionären Elemente gegen d
Oeffentlichkeit übergeben, das, reich
gen, das Verständniß der jetzigen Vorg
als einer Beziehung zu fördern geeign

das Buch die zweite Auflage erlebt, und verschiedene katholische Blätter haben daraus mehr oder weniger umfassende Auszüge gegeben. Die kraftvolle und bilderreiche Sprache, die große Belesenheit des Autors, die lichtvolle Zusammenstellung der verschiedenen Lebensäußerungen des revolutionären Princips, das meistens gediegene Raisonnement, das nur hie und da durch Wiederholung derselben Gedanken und eine gewisse Weitschweifigkeit in der Erörterung ermüdet — würden dem Werke immerhin ein hohes Interesse verleihen können. Aber weit mehr wird dieses gesteigert durch die vielen bisher ungedruckten Dokumente, die der Verfasser seiner Arbeit einzuflechten sich in den Stand gesetzt sah — Dokumente, die manche Lücke der neuesten Geschichte ausfüllen, manche unbekannte Thatsache offenbaren, und viele bekannte Fakta in ein helleres Licht zu setzen vermögen. Mit diesen Aktenstücken allein gedenken wir uns zu beschäftigen, indem wir auf eine weitere Besprechung des Werkes in seiner Gesammtheit füglich verzichten zu können glauben.

Die von Crétineau-Joly mitgetheilten Dokumente lassen sich auf drei Classen zurückführen: 1) die Memoiren des berühmten Cardinals Hercules Consalvi, 2) diplomatische Noten und Briefe von politisch hervorragenden Personen, 3) zahlreiche Briefe von Revolutionshäuptern, besonders von den obersten Leitern der italienischen Geheimbünde.

Die Memoiren Consalvi's*) erstrecken sich nicht auf die ganze Zeit seines öffentlichen Wirkens (er starb 1824 bald nach Pius VII.), sondern gehen nur bis zum Jahre 1812. In diesem Jahre schrieb der große Staatsmann in seiner Verbannung zu Rheims seine wichtigsten Erlebnisse in italienischer Sprache nieder, und brachte so auf die Nachwelt eine Fülle interessanter Notizen, die sonst leicht derselben verloren gewe-

*) ibid. t. I. p. 241. 247. 248. 249—256. 274—340. 418 seq.

Wahl hervorgehoben; doch
mitgetheilt. Consalvi ist we
den Antheil an der Wahl d
legen, den man ihm gewöhn
leicht auch als Sekretär de
Der zweite Theil „über d
1801" *) ist, soviel wir erse
neben einer Masse von bisher
vollen Einzelnheiten enthüllt e
fidie des ersten Consuls, der
handlungen dem päpstlichen M
dem vereinbarten Vertrage sub
weichenden Entwurfs hinterlist
anschaulich werden die Vorgä
und der Despotismus wie di
geschildert. Der dritte Theil der
mählung des stolzen Herrschers n
und den Bemühungen seines Ho
ten Cardinäle zur Theilnahme

berühmten Mannes schon jetzt ihrem ganzen Wortlaut nach zu veröffentlichen, was allerdings immer noch sehr wünschenswerth bleibt, gleichwie auch die Herausgabe der, wie wir aus guter Quelle vernommen zu haben glauben, von Consalvi in späteren Jahren niedergeschriebenen Denkwürdigkeiten aus der Restaurationszeit dem Historiker äußerst willkommen wäre. An der Authentie der mitgetheilten Stücke lassen uns innere Gründe nicht im geringsten zweifeln.

Dasselbe gilt wesentlich auch von den Dokumenten der zweiten Classe. Von diesen sind einige *) bereits ganz oder theilweise publicirt, die anderen reihen sich vollständig in die Begebenheiten ein und tragen an sich das Gepräge der Aechtheit, wie namentlich die Briefe des Cardinals Bernetti, des großen Schülers und späteren Nachfolgers des Consalvi. Interessant ist es, aus einem an den Herzog von Laval-Montmorency gerichteten Schreiben Bernetti's vom 30. August 1824 zu erfahren, wie schon Leo XII. einen starken Verdacht und einen entschiedenen Widerwillen gegen Lamennais bei dessen erster Anwesenheit in Rom ausgesprochen, und dessen verborgenen Hochmuth wie seinen einstigen Abfall von der Kirche erkannt und geahnt hat **). Aus einem Briefe des Cardinals Albani, Staatssekretärs unter Pius VIII., an den Grafen Senfft Pilsach vom 8. Juni 1830 ***) sehen wir, wie wenig der römische Stuhl von einer Verbindung der Katholiken Belgiens mit den dortigen Liberalen dauerhafte Erfolge für die Kirche erwartete. Wir sehen auch aus einem Briefe Bernetti's vom 4. August 1845 †), wie sehr man in den höchsten geistlichen Kreisen Roms das in Folge der Verführung eines

*) So das von Bunsen redigirte Memorandum der Höfe vom Mai 1831 bei Guizot Memoires vol. II. Pièces historiques n. XI.

**) t. II. p. 338 seq.

***) t. II. p. 179 seq.

†) t. II. p 373 seq.

Theiles des jüngeren italienischen Klerus drohende Verderben kannte, das dann die Ereignisse von 1848 und 1859 völlig an den Tag gebracht haben. Wir sehen den päpstlichen Stuhl fortwährend im Kampfe mit der Revolution, die ihn vor allen anderen Regierungen bedroht, und gleichzeitig im Kampfe mit der Diplomatie, die, weit entfernt seiner warnenden Stimme Gehör zu geben, vielmehr öfter den Umsturz gegen ihn unterstützt. Die Note des Sir G Hamilton Seymour vom 7. Sept. 1832 *) stellt die englische Zärtlichkeit für die rebellischen Unterthanen des Papstes in unzweideutigem Lichte dar. Mit aller Geringschätzung und Verachtung wendet sich die neuere Diplomatie Großbritanniens von dem römischen Pontifex hinweg, während William Pitt am Ende des vorigen Jahrhunderts eine sehr hohe Meinung von ihm hegte, und seine Bedeutung auch in politischer Beziehung wohl zu schätzen verstand **). Die ruhige Consequenz und die hohe Festigkeit des apostolischen Stuhles flößt den heutigen englischen Staats-Männern, die nur von der Hand in den Mund leben und sich nach dem Winde drehen, der vom Canal herüberweht, nicht mehr die Achtung ein, die ihr ehedem besonnene Politiker zollten; das Geschlecht, das für Garibaldi schwärmt, hat allen Sinn dafür verloren. Die Einsicht und Weisheit der gelästerten römischen Curie tritt uns auch aus diesen Aktenstücken, wie aus so vielen anderen, herrlich entgegen, leider sind aber noch immer viele höchst werthvolle Dokumente in den Archiven begraben, die wohl erst spät an das Licht gezogen werden dürften. Rom befolgt die zartesten Rücksichten gegen andere Höfe, und wird ohne die höchste Noth nie etwas veröffentlichen, was eine andere Regierung compromittiren kann, selbst auf die Gefahr hin, eine zeitlang bei Uneingeweihten ungerecht angeklagt zu werden.

Eine dritte Reihe von Dokumenten bilden die den Jah-

---

*) t II. p. 225—227.

**) t. I. p. 186 seq.

ren 1819 bis 1849 angehörigen Briefe der Koryphäen des Carbonarismus und des „jungen Italiens", besonders aber der Glieder der obersten Loge (italienisch vendita, französisch vente), die sich über den einzelnen Carbonarivereinen als höchstes dirigirendes Comité zu behaupten, und statt mit Meuchelmord und lokalen Insurrectionen vielmehr mittelst der Verbreitung sittlicher Corruption die Zwecke des Umsturzes langsam, aber sicher zu erreichen suchte, jedoch immer mehr ihre Plane durchkreuzt und sich von den tollkühnen Verschwörern aus dem Felde geschlagen sah *). Diese Correspondenz der hervorragendsten Geheimbündler zeigt eine wahrhaft satanische Bosheit, die bisweilen selbst die Grenzen des Glaublichen, geschweige die des Menschlichen, zu überschreiten scheint. Wir gestehen, daß wir anfangs nicht geringe Bedenken gegen diese Briefe hegten und sie mit etwas mehr als kritischem Mißtrauen betrachteten. Aber bei näherer Prüfung verschwanden doch die Zweifel. Abgesehen davon, daß wir nirgends einen Widerspruch mit bekannten Thatsachen entdecken konnten, vielmehr gar Manches durch diese Briefe aufgehellt wird, abgesehen davon, daß wir manche Briefe in einer, wie es scheint, von Crétineau-Joly nicht gekannten, aus authentischen und gerichtlichen Aktenstücken geschöpften Schrift **) gleichmäßig angeführt fanden, mußten wir zuletzt bei dem Eindruck des Gesammtinhalts zu dem Schlusse kommen, daß diese Corre-

*) Ein Auszug aus diesen Briefen ist J. A. M. Brühls Schrift: Die Geheimbünde gegen Rom. Prag 1860.

**) La rivoluzione romana. Firenze 1850. Napoli 1852 (deutsch, Augsburg bei Schmid 1852). Das daselbst Buch II. Kapitel 7, S. 235 angeführte Fragment steht vollständiger bei Crétineau-Joly, t. II. p. 393 ff.; der dort Kap. 6, S. 224 ff. gedruckte Brief Mazzini's steht hier t. II. p. 446 seq. Der Verfasser des italienischen Werkes hatte eine Abschrift vor sich, worin oben das Datum fehlte; das von dem französischen Historiker benützte Exemplar trägt das Datum vom 15. Nov. 1848. Beide Texte stimmen genau überein.

spondenzen sicher nicht erfunden sind. Daß unser Autor ein seltenes Geschick und Glück im Aufspüren verborgener Dokumente besitzt, hat er schon in früheren Arbeiten bewiesen; selbst sein Gegner Theiner mußte die von ihm über Clemens XIV. vorgebrachten Aktenstücke als authentisch anerkennen *). Sodann verfährt er nüchtern und besonnen, er sucht nicht willkürlich die bei seinen Urkunden noch vorhandenen Lücken auszufüllen, und so wenig er erklären kann, wer die Männer waren, die unter den Sektennamen Nubius, Vindice, Volpe, Piccolo Tigre u. s. f. verborgen sind, so wenig will er mehr Geheimnisse wissen, als die wie immer in seinen Besitz gekommenen Schriftstücke zu entschleiern vermögen. Daß er uns nicht erzählt, woher und wie er diese Dokumente erhalten hat, darf uns bei der Natur der Sache nicht wundern. Die ächtfranzösische hardiesse seines Auftretens auch lebenden Personen gegenüber spricht aber ebenfalls zu seinen Gunsten. So theilt er einen aus Civitàvecchia 12. Juni 1849 datirten Brief des berühmten P. Ventura**) mit, der diesen sehr compromittirt; der in Paris lebende Theatiner hat denselben bis jetzt nicht dementirt. Nach Allem zu schließen, haben wir hier ein wichtiges Stück verborgener Zeitgeschichte vor uns, dessen Publicität in vielen Kreisen nicht sehr willkommen seyn wird. Es werden diese Aktenstücke von vielen unserer Historiker ignorirt bleiben; aber dazu dienen sie gewiß, in allen Katholiken die Ueberzeugung zu befestigen, daß der Kampf gegen das Oberhaupt ihrer Kirche nicht bloß mit den unredlichsten, sondern auch mit den verruchtesten Mitteln geführt worden ist, die ihres Gleichen nicht in der Geschichte haben, wäre auch nur die Hälfte von dem wahr, was sich aus diesen Schriftstücken ergibt.

*) Theiner Histoire du pontificat de Clément XIV. Paris 1852. t. I. p. 11 seq. — Crétineau-Joly: Le Pape Clément XIV. Paris 1853. p. 23.

**) t. II. p. 481—481.

XXV.

Ein Roman aus der Gegenwart.

Maria Regina. Eine Erzählung von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Mainz, Kirchheim 1860.

Die schöne Literatur ist das Ventil, durch welches sich die Zeitströmung am kräftigsten Luft schafft. Es gab eine Periode, wo die Kunstnovelle in der allgemeinen Geschmacksrichtung lag und durch Tieck geradezu zum Vehikel für ästhetische Abhandlungen und Bestrebungen wurde; wir sahen den philosophischen, den literar-historischen, den socialen Roman. Hier haben wir den religiösen Roman, und man wird ihm, wohl oder übel, die gleiche Berechtigung der Existenz zugestehen müssen, wie den voraufgeführten.

In Frankreich hat die Akademie vor einem Jahre durch die Aufnahme Jules Sandeau's in ihre Mitgliedschaft (27. Mai 1859) das nothgedrungene Bekenntniß abgelegt, daß der Roman eine Macht in der Literatur nicht allein, sondern auch im socialen Leben geworden. Der erwähnte Schriftsteller war der erste Romancier, dem ein Sitz in der französischen Akademie zuerkannt wurde, und die Aufnahme hatte nach den Worten des Akademikers Vitet, der den Erwählten inaugurirte, „le double caractère d'un hommage et d'une protestation."

Der Roman, sagte Vitet, ist noch nicht am Ende seiner Eroberungen. Wie ihn also bezähmen und welche Schranken ihm entgegensetzen? Es gibt, antwortet derselbe Gelehrte, nur eine: die Gewalt des Beispiels. „Anstatt ihn zu bekämpfen, muß man ihn an sich ziehen. Er bedroht die Wissenschaften und schon beherrscht er sie sogar; suchen wir ihn den Wissenschaften zu unterwerfen, ihm deren Geist und Disciplin einzuhauchen, damit er ihre Einflüsse wieder ausathme. Beugen wir ihn unter die ewigen Gesetze des Geschmacks. Sei nur die Form gut und der Grund gesund, das Publikum wird, glauben Sie mir, uns Beifall geben und auf unserer Seite seyn."

Der Roman vergreift sich nicht allein an den Wissenschaften, er bedroht ebenso die Religion, und auch hier gibt es dasselbe wirksame Gegenmittel, das die französische Akademie durch Vitet empfiehlt, die Gewalt des Beispiels, Waffe gegen Waffe. Gräfin Hahn-Hahn hat ihre glänzenden Gaben und ihr langgeschultes Erzählertalent zusammengenommen, um ein solches Beispiel hinzustellen, und es ist ein musterhaftes geworden. Wir haben vor uns eine in Anlage und Aufbau spannende, in der Lösung originelle Erzählung, ein großes sittengetreues Zeitgemälde, von einer gebornen Dichterin entworfen. „Maria Regina" ist, nach ihren einfachsten Grundzügen, die Geschichte zweier Schwestern, von denen die eine im Kloster und unter der Ordensregel, die andere in der großen Welt und in der Ehe ihr Leben heiligt: die providentielle Erziehung zweier Seelen auf getrennten Wegen zu demselben letzten Ziele. In ihrer Geschichte vollzieht sich das rührende Schicksal einer großen glücklichen Adelsfamilie, die Herzens- und Lebensrichtung der verschieden gearteten Glieder unter den widerstreitenden Einflüssen der Zeit. Jedoch nicht auf den Contrast der gegebenen Gegensätze ist der Nachdruck gelegt, sondern auf ihren innern eigenthümlichen Zusammenhang. Während der eine Theil des Hauses unter der Signatur des na-

türlichen Lebens, im Gewoge der Gesellschaft treibt und ringt, ist es dem andern in der Zurückgezogenheit der Zelle und des Tempels beschieden, durch Gebet und Beispiel ein gewisses himmlisches Element, ein übernatürliches Gut in der Familie zu sammeln, flüssig und belebend für alle zu erhalten. Der wunderbare Zusammenhang nun, dieses Wechselspiel der bestimmenden Attraktionskräfte in der Menschheit, der natürlichen und der übernatürlichen Ordnung, geheimnißvoll wirkend innerhalb eines Hauses, bildet die Grundsaite, welche durch die Begebnisse der Erzählung tonangebend hindurch vibrirt. Darin, in dieser erhöhten Auffassung des Lebens und seiner Faktoren, liegt der religiöse Charakter des Romans und die originale Idee. Der durch und durch christliche Gedanke ist zugleich ein großer psychologischer Stoff und macht die Handlung, so einfach in ihrem äußeren Verlauf, reich an inneren Schicksalswendungen.

Eine Trias von interessanten Frauen, jede anziehend in ihrer bestimmten Individualität, sammelt um sich die vielfältig verschlungenen Fäden, an denen sich die Geschicke entrollen: Regina, Corona, Judith. Indem wir ihrer Charakteristik zu folgen versuchen, werden wir den Gang der Begebnisse nur soweit, als zum Verständniß unumgänglich nothwendig ist, andeutend berühren. Maria Regina, die ältere Tochter des Grafen von Windeck, die mit ihrer jüngeren Schwester Corona seit dem Tode der Mutter bei den Damen vom Sacré Coeur erzogen worden, erklärt ihrem Vater den Wunsch, Carmelitessin zu werden, ein Gelöbniß, das sie schon bei ihrer ersten Communion gefaßt. Der Graf ist aber ein Mann, der solche Gedanken unter die Kategorie der romantischen Grillen rechnet, und romantische Grillen sind ihm verhaßt. Er will vielmehr seiner schönen Tochter ein prächtiges Loos in der Welt bereiten und sie ihrem Vetter Uriel anvermählen, wie dies schon seit Jahren als beschlossene Familienübereinkunft galt. Graf Windeck hatte die frühzeitig verwaisten Söhne

seines Bruders in sein Haus aufgenommen, und da er selbst keine männlichen Erben besaß, sich mit Liebe in die Vorstellung hineingelebt, seinen ältesten Neffen Uriel als künftigen Majoratsherrn und Schwiegersohn zu sehen. Die Zeit zur Verwirklichung dieser Pläne war nun da. Regina stand in den Jahren, um in die Welt eingeführt zu werden, und Uriel kam mit seinen beiden Brüdern Orest und Hyacinth von der hohen Schule zurück, um demnächst die praktische Laufbahn zu betreten. Aber Regina weist jede Werbung zurück und weicht allen Einwänden und Versuchen mit dem Spruche der heil. Theresia aus: Solo Dios basta, Gott allein genügt! Die ächte Tochter einer frommen Mutter, ein langersehntes Kind des Gebetes, in goldener Wiege gewiegt, mitten in das Glück hinein gebettet, zu einer Gestalt aufgeblüht, die ganz charakteristisch für ihr Wesen „etwas von der Schönheit und dem Schmelz der Blume, etwas von der des Edelsteines hatte, Grazie ohne Weichlichkeit, Kraft ohne Härte, Adel ohne Stolz: ein holdseliges Menschenbild" — so war diese Regina, die Alles, was auf Erden begehrens- und beneidenswerth erscheint, gelassen bei Seite legt und nach dem einsamen Frieden der Zelle verlangt, nur von dem einen Gedanken erfüllt, den ihr die sterbende Mutter ahnungslos in die Seele gehaucht: Solo Dios basta! Dem ungestümen Drängen des Vaters wie dem zärtlichen Flehen Uriels begegnet sie mit derselben milden Standhaftigkeit und sie besteht nicht weniger bei der Prüfung Levins, des von Allen verehrten greisen Oheims und Hauskaplans, dessen geistliche Vermittlung in der Sache angerufen wurde. Regina erhält endlich die lange Geduldfrist von zehn Jahren zum Besinnen und, wie der Graf hofft, zum Vernünftigwerden; sie dankt auch dafür und fügt sich ergeben in das Harren. Was war (bemerkt die Erzählerin treffend) mit einer Person anzufangen, die sich für jedes rauhe Wort bedankte und in jeder Strenge eine Gnade sah! Dieser Charakter ging über des Grafen Maßstab und Erfahrungen so weit hinaus, daß

es ihm manchmal ganz unheimlich war, der Vater einer solchen Tochter zu seyn. Die weibliche Vermittlung aber fehlte im Hause seit dem Tode seiner frommen Frau.

Jahre vergehen, aber ändern nichts an der Willensrichtung Regina's. Hoffnungslos erkennt nun Uriel die Unbeugsamkeit ihrer Seele und sein Entschluß führt eine unerwartete Aenderung der Verhältnisse herbei: er verzichtet auf sein Erbgut Stamberg, das ihm ohne Regina's Besitz verödet dünkt, und tritt das Erbe an seinen Bruder Orest ab, damit dieser dahin Corona heimführe und so den Wunsch des Grafen erfülle, den er zu erfüllen nicht vermag, denn ohne Regina will er auch von einer Ehe nichts wissen. Seltsames Spiel der Herzen! Corona hatte im Stillen mit unbewußter Neigung mehr zu Uriel aufgeblickt, und Orest dachte vorerst überhaupt nicht an's Heirathen. Aber der Graf von Windeck — ein Mann wie hundert andere, rasch, geradeaus, chevaleresk, aber herrisch und der Gegensatz von Allem was nach Schwärmerei aussah, ein Epigone der Josephinischen Zeit, der Mann des „gesunden Menschenverstandes", nichts darunter und nichts darüber — griff gewaltsam drein; er hatte den Widerspruch seiner Kinder satt, die einreißende Influenza sublimer Gefühle in seiner Familie machte ihn, wie er sagte, ganz nervenschwach; endlich wollte er auch die Vererbung seines Namens und Geschlechts begründet sehen, und er erklärte ohne weitere Frage den Pakt geschlossen. So wurde denn nach vierjährigem Harren Regina als Braut des Himmels, Corona aber als Braut Orest's erklärt; die letzteren fügten sich willenlos darein und die Sache hatte ihren Verlauf. Darin lag ihr Schicksal und der Keim der künftigen Entwicklung. Der Graf hatte nun einmal beschlossen, daß Orest und Corona mit einander glücklich zu seyn hätten, die Constellation der äußern Umstände schien auch sein Belieben gutzuheißen, aber anders stand es mit Wesen und Art der beiden, um deren Lebensglück hier das Loos geworfen worden. Arme Corona! sie ahnte nicht, daß

nicht ins Kloster. Während
froh bei den Carmelitessen
sich Corona an, in die neue
die sie an Orest's Seite erfü
bisher ein junger flotter O
Alles liebte, was Bewegung
men, Turnen, Tanzen, und
Gefallen fand, als sie ihm
er war der Liebling seines O
der in ihm nicht ohne Befried
lichsten gespiegelt sah. Aber
für die Feinheit ihrer Empfind
keit ihres Herzens, für ihr
ihm jedes Verständniß. Die
Charaktere kündigt sich schon v
lichen Scene an, wie die j
Ernst den Bräutigam ins erst
genug erfüllt sich das Schicksal.
sich in die Heirath überhaupt
Familientradition

Verfasserin geschildert) von jener edlen regelmäßigen Schönheit, die man an den antiken Statuen bewundert, aber auch von jenem tieftragischen Hauch umzogen, welcher der Antike eigenthümlich ist — das rührende Stigma der unerlösten Creatur*) — dieses stolze Mädchen, das in früheren Tagen mit der Familie des Grafen Windeck flüchtig in Berührung gekommen und durch ihre Stimme das Aufsehen der vornehmen Gesellschaft erregt hatte, war Opernsängerin geworden, um sich und ihren Eltern den durch Unglück plötzlich verlornen Wohlstand wieder zu erringen. Als gefeierte Primadonna fand sie Orest in London wieder und sein Schicksal war von dem Augenblicke an das ihre geheftet. Es ist ein Charakter von tief anziehendem Interesse, der uns in Judith, der Nachtigall von Cintra, geschildert wird; sie zeigt sich in ihrer jüdischen Glaubensöde, ihrem gedankenvollen Ernst und dem unruhigen hochstrebenden

---

*) Der Wahrheit dieser Beobachtung an der Antike, die schon Stolberg angeregt und spätere Aesthetiker wiederholt haben, hat auch der geistvollste Lobredner des klassischen Alterthums in der Gegenwart, E. von Lasaulx, in einer Vergleichung des Phidias mit Michel Angelo schönen Ausdruck verliehen: „Nur in einer Beziehung hat Einer unter allen Neuern vielleicht auch den Phidias übertroffen; aber freilich wenn er ihn übertroffen hat, so ist das nicht das Verdienst des Bildhauers, sondern des Christen Michel Angelo Buonarotti. Ich vermuthe nämlich, daß für unser Gefühl auch die Bildwerke des Phidias jener Hauch einer leisen Trauer und tiefen Wehmuth umschwebte, der uns in allen und gerade den besten Werken des Alterthums anweht und ihnen den Ausdruck gibt, als ob nicht nur die Heroen, auch die Götter des Hellenismus, mitten im Glanze ihrer ewigen Jugend, doch eine leise Ahnung davon gehabt hätten, daß wie alles Gewordene, auch sie dereinst der Tag des Schicksals ereilen werde. Davon aber, von diesem süßen Gift, trägt weder der Moses des Michel Angelo, noch seine Maria mit dem todten Heilande auf ihrem Schooße irgend eine Spur: beider Bewußtsein ist ganz von ihrem Berufe erfüllt und im Innern tief gefriedet“. Philosophie der schönen Künste S. 77.

Sinn als ein ebenso willensstarkes eigenartiges Mädchen, wie Regina in ihrem christlichen Frieden. Wie die Sibylla persica auf dem Capitol zu Rom blickt sie über das armselige Treiben der gewöhnlichen Welt, über diese „Menagerie von Menschen“, die sie huldigend umgibt, hinweg und in das ungelöste Räthsel ihres Lebens sinnend hinein, um immer wieder bei der traurigen Erfahrung anzulangen: daß auf jede Erfüllung eines ersehnten Glücks ein Todesschatten von Endlichkeit fällt. Melancholische Wahrheit, über die hinaus sie keinen Trost und keine Richtschnur erblickte! Und doch lag in ihrer starken Seele neben manchem Schlingpflanzenwerk ein edler Instinkt, der unverfälschte und unaufhaltbare Instinkt nach ganzer Wahrheit. Sie war die lebendige Klage jenes sehnsuchtsvollen Liedes, mit dem sie singend so viele Herzen bezwang: Ombra adorata! Dieser ihr innerer Zustand wird in der Erzählung vortrefflich bloßgelegt und die geistreichen Gedanken sind immer auch graciös ausgedrückt.

Ein Wesen solcher Art war wohl geeignet, einen Feuerkopf wie Orest verrückt zu machen; auch Judith liebt den jungen Grafen, aber „Alles für Alles“ ist ihre Parole, die sie in Paris, auf der Insel Wight, am Genfer See und wohin er sie verfolgt, seinem Ungestüm entgegenhält; ihr Preis heißt: Gräfin Windeck. Orest hat unter ihrem bezaubernden Einfluß allmählig so sehr den Halt verloren, daß er zuletzt auch zu dem äußersten Schritte sich entschließt: eine Scheidung von Corona zu erzwingen. So lautete der Refrain einer dreijährigen Ehe. Corona hatte die lange schwere Zeit, während der ihr Gemahl einem fremden Idole nach in den Hauptstädten der Welt herumfuhr, meist vereinsamt auf ihrem Schlosse Stamberg verbracht, wo wir sie nach drei Jahren wieder finden — eine traurige Frau mit einem fröhlichen Kinde auf dem Arm. „Sie leidet, lächelt und schweigt“' sagte Levin von ihrem Leben. Drei Jahre stillen Duldens, eine unermeßliche Seelengeschichte liegt in diesen drei Worten; und sie wird von

der Erzählerin mit wahrheitsvoller Lebendigkeit und durchdringendem Feinsinn zur Anschauung gebracht.

In Rom, wo Judith weilte, soll die Sache zu Entscheidung kommen, und dahin reist nun Corona in Begleitung ihres Kindes und des alten Grafen von Windeck, der nachgerade mit Entsetzen die Fortschrittsrichtung seines Ebenbildes betrachtet. Orest, kalt und taub gegen die Beschwörungen seiner Gemahlin wie gegen die Vorstellungen seines väterlichen Oheims, versucht zuerst eine Annullirung der Ehe mit Hilfe seiner Frau selbst zu erzielen, indem er sie mit Bitten und Zornausbrüchen martert, daß sie die Ehe als erzwungen erklären solle. Sie aber hat eine andere Meinung von dem sakramentalen Charakter der Ehe und weigert sich, um den Preis einer Lüge die geringste Concession zu machen. Sie zeigt jetzt, welche sittliche Kraft sie sich in der Schule des Leidens angesammelt, sie die eben noch Kind gewesen. Zu Rath und Hilfe hat sie nur Hyacinth um sich, den jüngsten Bruder Orest's, der Priester geworden und zur Vollendung seiner theologischen Studien ebenfalls Rom zum Aufenthalt gewählt hatte. Indeß Orest ist nicht der Mann, sich in einem Plane, den die Leidenschaft mit tausend Armen erfaßt, aufhalten zu lassen, und so erklärt er seiner Frau, zum Protestantismus übertreten zu wollen, um die Scheidung auf dem kürzesten Wege zu betreiben. Aber die Menschenwege kreuzen sich oft wunderbar. Eine Vermählung mit Judith setzte natürlich deren Taufe voraus. Nun hatte Judith aus verschiedenen Gründen eine Aversion gegen das protestantische Bekenntniß und wollte die Taufe lieber in der katholischen Kirche empfangen, von der sie wenigstens eine gewisse Anziehungskraft auf das Gemüth nicht bestreiten konnte, obgleich ihr die ganze Handlung nur eine Sache der Form, das vorübergehende Mittel zum Zweck seyn sollte. Sie wollte Christin werden, wie man eine neue Rolle einstudirt, um sie nach der Aufführung wieder beiseite zu legen. Indeß der Geist Gottes

weht wo er will. Durch eine eigenthümliche Fügung, wie ja solche in der Lebensführung eines Menschen sich nicht selten bemerklich machen — und es gehört dieses Motiv zu den glücklichen Ideen im Buch — war Hyacinth durch Lelio, den Musikmeister und Freund Judiths bestimmt worden, den Unterricht in der christlichen Religion bei der jüdischen Sängerin zu übernehmen, ohne daß diese erfährt, wer ihr Lehrer ist. Hyacinth, diese reine Kindes- und Priesterseele, setzte nun einen heiligen Eifer darein, seine Schülerin mit dem tiefen Gnadengehalt des Glaubens zu erfüllen und zu durchdringen. Das ernste Wesen Judiths war für solche Bemühungen ein guter Boden, und ehe sie es selber glaubt, sieht sie sich von dem Zug der Gnade erfaßt. Was so durch Hyacinth vorbereitet wird, kommt durch Corona's Edelsinn zum Durchbruch. Orests drohende Erklärung hatte die ganze Willenskraft der frommen Frau aufgerüttet und in ihr einen Entschluß erweckt, der weiblichen Heroismus verlangte und den nur christliche Demuth eingeben kann. Sie weiß, daß Judith sich zur Taufe vorbereitet und im Vertrauen darauf bittet sie in einem anonymen Billet die Sängerin um eine Zusammenkunft im Kloster der Damen vom Sacré Coeur. Dort fleht sie, immer noch unerkannt, dieselbe um ihren Beistand an, um eine verirrte Seele vor einem verzweifelten Schritte zu retten; dann, als Judith willig die Hand bietet, schlägt sie den Schleier vom Antlitz zurück und eine schöne Scene enthüllt sich. „Wohlan Signora", fährt sie fort, „ich bin Corona Windeck, und um des Blutes Jesu willen bitte ich Sie, retten Sie Orests Seele". Und indem sie so mit dem lebendigen Ausdruck des Seelenschmerzes sprach, sank sie vor Judith auf die Knie nieder, die gekränkte Gattin vor der Nebenbuhlerin, die das Glück ihres Lebens zerstört. Das war mehr als Judith bisher für möglich gehalten: „Corona Windeck! . . und Sie sprechen liebevoll zu mir, und bitten mich, und knien vor mir, und flehen um Rettung einer Seele! O was muß das seyn, Liebe zu den

Seelen — die eine so himmlische Demuth gibt". Judith war mit den christlichen Glaubenswahrheiten nicht mehr unbekannt, mit ihrer großen Individualität hatte sie auch die Grundwesenheit derselben mit Feuer ergriffen; hier aber sah sie diese Religion in That und Leben umgesetzt und sie war davon bewältigt. Was ihr nur als unbestimmtes Gefühl vorgeschwebt, daß je tiefer sie in der Erkenntniß dieser Religion des Opfers vorschritt, desto höher sich die Scheidewand zwischen sie und Orest schiebe, das stand jetzt licht und unabwendbar vor ihrem Geiste, und sie sah nur einen Ausweg, um Orest zu retten: sie mußte für ihn verschwinden. Noch ein anderer Erweis katholischen Seeleneifers sollte ihr entgegen treten — in einem Vermächtniß von dem Sterbebette Regina's. Die fromme Carmelitesse im Kloster zu Himmelspforten hatte ihre irdische Laufbahn vollendet, die ein fortwährendes strenges Opferleben gewesen. Noch in ihren letzten Tagen war sie durch ihre Schwester Corona von der trostlosen Verwirrung der Verhältnisse, zugleich aber auch von dem Vorhaben Judiths, die Taufe zu empfangen, unterrichtet worden. Das war dem vergeistigten Blick der Nonne Licht und Trost genug. Von ihrem Sterbelager aus nun sendete sie einen Rosenkranz mit goldenem Kreuz als Vermächtniß für Judith und begleitete dasselbe mit einem Schreiben, worin sie mit schwesterlicher Innigkeit die Zuversicht aussprach, daß die Gnade, nach welcher Judith durch die Taufe verlange, von ihrer Seele ganz Besitz ergreifen werde. Beides empfing jetzt Judith aus der Hand Corona's. Erschüttert von dieser neuen Welt großer Empfindungen ruft sie aus: „Vom Himmel und aus dem Grabe, und wohin ich auf Erden sehe und höre, erklingt dieses wunderbare Lied von der Liebe zu den Seelen zwischen all dem Schellengeklingel menschlicher Thorheit. Wehe mir, wenn ich es überhören wollte"! Sie verlangt jetzt nach der Taufe, nicht mehr um Gräfin Windeck, sondern um eine gute Katholikin zu werden. Noch eine letzte Ueberraschung ist ihr bei

ihrer Rückkehr vorbehalten, die Mittheilung Hyacinths selbst, daß der Religionslehrer Judiths der Bruder Orests ist. „O ihr Windecker"! sagt sie, dankbar der Fügung sich beugend: „auf der einen Seite stehen die Himmlischen unter euch und reichen mir die rettende Hand; auf der andern Seite die Irdischen, um mich in den Untergang zu ziehen. Jetzt verstehe ich den Weg zu beiden Schicksalen. Der meine ist gewählt: ich folge dem Kreuz, das Regina von ihrem Sterbebett mir geschickt hat".

Die innere Bekehrung Judiths hat keineswegs den Charakter des Plötzlichen, wie es vielleicht aus diesen knapp umrissenen Scenen den Anschein gewinnen könnte. Indem sie jetzt ihren Lebensgang überblickt, muß sie finden, wie jener unbestechliche Instinkt nach Wahrheit sie von frühe an begleitet und wie die Gnade ihr von Stufe zu Stufe die Menschen zugeführt, die diesem Zuge die rechte Nahrung entgegenbringen konnten, zuerst ihren Zeichnungslehrer Ernest mit seiner großen Auffassung des Lebens, dann Lelio den feurigen Italiener und dessen fromme Mutter Pasqualina, zuletzt zur Krönung des Werkes Corona selbst im Bunde mit ihren Geschwistern — verschiedene Individualitäten, die in immer klarerer Wiederkehr alle den christlichen Grundgedanken: das Opfer, und den gesunden Pulsschlag dieses Glaubens: Liebe zu den Seelen, lebendig ihr vor Augen stellten. Diese langsame stetige Seelenführung ist von Gräfin Hahn-Hahn mit so feiner überzeugender Wahrheit geschildert, wie eben nur etwas Erlebtes geschildert werden kann; und man könnte sagen, der Roman hätte eben so gut Judith überschrieben werden können, wenn es nicht durchleuchtete, welches höhere Moment in „Maria Regina" zur Verherrlichung gelangen sollte.

Für den Rest der Ereignisse müssen wir uns kurz fassen. Unmittelbar nach der Taufe, die Hyacinth vollziehen soll, will Judith sich zurückziehen, um für Orest zu verschwinden. Aber es war zu weit gekommen, um ohne Sühne zu enden. Judith

hatte einen Triumph darein gesetzt, Orests Leidenschaft so zu steigern, daß er ihrer nicht mehr Herr war, daß er bereit stand, gleichsam einen Todessprung zu machen, um zu ihrem Besitz zu gelangen — das Halt war nicht mehr in ihrer Hand, noch weniger in der seinen. Genug, es sei nur soviel angedeutet, daß Orest untergeht und seinen unschuldigen Bruder Hyacinth in den Untergang mit hineinzieht. Judith trat später als Schwester Thais in eine Frauencongregation. Uriel hatte ebenfalls mit der Welt und ihren Freuden abgeschlossen; er nahm das Ordenskleid der Kapuziner und ging zur Mission nach Amerika, um das Opferleben in der Familie fortzuführen. So war es auf Schloß Windeck sehr einsam geworden. Mit dem alten gebeugten Grafen kehrte nur Corona zurück; dort waltet sie in stiller Zurückgezogenheit, mit ihrer geläuterten Milde die Umgebung verklärend, und lebt der Erziehung ihrer Tochter Felicitas, die sie im Geiste ihrer Namenspatronin heranbildet Als man die heilige Felicitas zum Tode in die Arena führte, fragte man sie höhnisch auf ihren Namen anspielend: Wo ist nun dein Glück? Sie aber antwortete: „Nicht hienieden“.

Mit diesen Worten schließt die Erzählung, in der das geistige Ringen der Gegenwart in ihren vornehmsten Potenzen, durchsichtig gruppirt, zur Erscheinung kommt. Ein großer architektonisch angelegter Plan, dessen Theile sich ebenmäßig gliedern und in einer lichtvollen Spitze symbolisch zusammenlaufen, im Kreuze. Mit andern Worten: es ist die Verherrlichung der Kirche als vermittelnder Heilsanstalt. Die schöpferische Triebkraft in ihren Organisationen, das weise Verständniß der Menschheitsbedürfnisse in ihren Instituten, die heilwirkende Kraft ihrer Gnadenmittel: diese Ideen werden in lebensvollen Situationen concret und warm zur Anschauung gebracht, um immer wieder das Grundelement katholischen Lebens, das Opfer, feiernd zu beleuchten. Diese letzte und oberste Aufgabe ist nun eben in dem Romane der Trägerin desselben zugetheilt, Maria Regina, die

mit hochherziger Entsagung das Leben nach den evangelischen Räthen zum frei ergriffenen Ziele sich erkoren. „Regina — so läßt die Verfasserin selbst durch den Mund Hyacinths sich aus — hat den Kern des Glaubenslebens gründlich erfaßt: das Opfer. Dem Opfer folgen Gnaden; das ist eine so tiefe Wahrheit, eine so unleugbare Thatsache, daß die ganze vorchristliche Welt dies geheimnißvolle Gesetz einer höhern Macht anerkannte und sich davor beugte. Die Wiedergeburt der Menschheit ging aus dem Opfer hervor, das der Sohn Gottes zur ewigen Sühne darbrachte — und alles Gute, Große und Schöne, was seitdem auf Erden geschieht, ist eine Neugeburt dieses Opfers in dem Menschen, der es ausführt. Das Beste, Größte und Schönste, was hienieden geschehen kann, ist die Rettung der Seelen. Darum erheischt sie die größten Opfer. Darum muß der Hirt der Seelen, der Priester, ein Opfernder seyn. Darum muß der Missionär, der Ordens-Mann, die Klosterfrau, die sämmtlich den Beruf zur Rettung der Seelen haben und ihre Aufgabe durch äußere und innere That vollziehen: darum müssen sie ein Opferleben führen. Darum müssen ganze Epochen in der Weltgeschichte oder große Erscheinungen in der Epoche den Charakter des Opfers tragen". Eine Ergänzung zu Regina, der Beterin der Familie, bildet die weltpriesterliche Wirksamkeit Levins, des geistlichen Oheims, dessen Charakter mit großer Liebe gezeichnet ist, Onkel Levin, der Schloßkaplan in der eigenen Familie seit früher Jugendzeit, nun ein ehrwürdiger Greis, die Zuflucht der Rathsuchenden, der Schutzgeist des Windeckischen Hauses, mit seiner leuchtenden Milde, mit der liebenswürdigen praktischen Weisheit für das irdische Leben und den tiefsinnigen Aufschlüssen über das himmlische eine hohepriesterliche Gestalt. In seinem Geiste wächst dann Hyacinth empor, und es muß gewiß als eine sinnige Anordnung der Dichterin bezeichnet werden, daß dieser Hyacinth, der kindlich fromme Priester, der eifrige Prediger der christlichen Idee des Opfers, bestimmt ist, für

seinen unglücklichen Bruder das Opfer der Lösung und Sühne zu werden.

Während in Regina Idee, Boden und Wirksamkeit des Ordenslebens eine so schöne Beleuchtung empfangen, wird in ihrer Schwester Corona das Bild einer christlichen Ehefrau vorgeführt. Die Romane der Gräfin Hahn-Hahn aus ihrer früheren schriftstellerischen Periode waren fast ohne Ausnahme Klagelieder gegen die Ehe. Auch die Ehe in dieser Erzählung endet nicht glücklich. Aber die Unmöglichkeit reinen ehelichen Glücks wird daraus auch im Sinne der Frau Gräfin nicht gefolgert werden dürfen. Es ist von vornherein scharf genug betont, wie der Keim des Unglücks schon in die Verbindung des Paares mit hineingetragen ward. Hingegen wird in Corona, deren ursprüngliche Schuld (wie die Verfasserin selber bemerklich macht) wohl nur in der Unerfahrenheit der siebzehn Jahre bestand, in herrlichen Zügen gezeigt, wie die ächte Ehe im christlichen Geiste erfaßt werden soll. Das jugendliche Mädchen hatte, ohne Neigung für Orest, dem Wunsche des Vaters gehorcht und darin eine Fügung Gottes gesehen. In dieser Erkenntniß hatte sie Orest am Altare die Hand mit dem Entschlusse gereicht, daß sie ihren Mann lieben wolle, wie es sich für eine christliche Frau zieme. Und als er ihr dieses schwer genug machte, setzte sie sich an das Heldenwerk der Heiligen: in übernatürlicher Weise glücklich zu seyn, das Glück zu suchen in der unbeirrten Erfüllung der Aufgabe, die ihr durch das Sakrament zugewiesen war. Fein und rührend wird das ausgeführt: ihre schweigende Ergebung in der Vereinsamung, ihr demüthiges Sichhineinfügen in die Launen des Gemahles, ihre Zartheit in unausgleichbaren Differenzen, ihr Feinsinn vor der Welt und ihre schonende Vertheidigung des Mannes vor dem scheltenden Vater — mit wahrheitsvoller Innigkeit treten diese und andere ächt weiblichen Eigenschaften an ihr in's Leben. So wächst sie in der Schule des Schmerzes zu dem milden Lebensernst empor und erzieht sich zur mu-

thigen Dulderin, die für das herbe Seelenleid die Kraft im Glauben und den Gnaden der Kirche schöpft: „eine Passions-Blume, die das Kreuz umrankt".

Eine ganz andere Welt und Luft und Sprache ist es, wenn wir aus diesem Gedankenkreise heraus und in jenen eintreten, welcher Judith, die Nachtigall von Cintra, umgibt: die Welt der verfeinerten Selbstsucht, die mit allen Reizmitteln einer hochgetriebenen Civilisation die Oede der Herzen nicht auszufüllen vermag, die Welt des hochfahrenden Unglaubens, der in seinem Fluge, gleichsam über einem Wüstenmeere schwebend, keinen Ruhepunkt und kein Genüge finden kann. Hier grassirt „die allgemeine Weltepidemie der Selbstvergötterung". Das vergröberte Element dieser Geistesrichtung wird durch Florentin, das Pflegekind des Windeckischen Hauses, später Judiths Sekretär repräsentirt: ein rechter und gerechter Ideolog, der die tollgewordene Vernunft der Philosophen in's Praktische übersetzen will, ein Vollblut-Socialist, der, wie denn die Extreme sich berühren, mit den Händen nach den Wolken greift und mit den Füßen tiefer und tiefer im Sumpfe stapft, um letztlich ein Opfer des „freien Denkens" zu werden, womit er sein Lebenlang geprahlt. In ihm hat eine unserem Zeitalter vorzugsweise angehörende Species, für welche Leo in Halle einen plastischen Ausdruck erfunden, die Species der Culturlümmel ihr typisches Bild erhalten. Die ganze phraseologische Meute der Zeit-Schlagworte wird von diesem Weltverbesserer über die Stoppeln gelassen, und der verehrliche Zeitgeist kann sich nicht beklagen, daß ihm die Verfasserin das Wort verkürzt oder verdreht habe: der Spiegel ist treu genug und das philosophische Kauderwelsch von Aufklärung und Völkerbeglückung mit täuschender Naturwahrheit nachgeahmt.

Mancherlei Schattirungen der großen Welt finden um Judith ihren Platz: die Löwen der Grundsatzlosigkeit mit dem glatten Schliff der Tournüren und der unmeßbaren Roheit des Herzens, das Geschlecht der Wanderheuschrecken, der Reisen-

den, die nach Emotionen jagen, und wie diese Elite sich sonst benennen mag. In der Darstellung jenes vornehmen haut-goût, jener weltmännisch ausgekälteten Glätte und trockenen Ironie ist die Verfasserin bewunderungswürdig. Das Nil mirari, die nachlässige Gleichgültigkeit, das kühle Ablehnen aller erwärmteren Gefühlsäußerungen, womit sich die sogenannte Gesellschaft so unbeschreiblich portirt und langweilt, die geschäftige Wichtigkeitskrämerei dieses Gesellschaftslebens, der Ernst im Spiel und die Oberflächlichkeit im Ernst — das weiß sie mit unübertroffener Naturtreue wiederzugeben. Welche Kluft zwischen dem Luftkreis dieses Treibens und dem mystischen Leben der Kirche! Es gehört ein gewaltsamer Sprung des Lesers dazu, um aus dem einen in den andern ohne Vermittlung sich zu versetzen; um wie viel mehr in der Wirklichkeit selbst.

Als richtiges Zeitbild berührt der Roman die Durchgangspunkte des zeitgenössischen Culturlaufs. Während die ältere Generation, noch von den Ueberlieferungen des vorigen Jahrhunderts zehrend, den Geist der Säcularisation verkörpert, der für die Bedürfnisse des Herzens (um ein Wort Brentano's aufzufrischen) die lieben Andächtigen im Ordonnanzwege auf die magere rationelle Stallfütterung reducirte, gähren unter der jüngern die Consequenzen derselben Principien auf dem socialen Gebiete auf. Die Tage der Märzerrungenschaften und die industrielle Glorienzeit der Krystallpaläste bilden den tieferen Hintergrund der Familienereignisse.

Die künstlerische Anordnung des Stoffes ist mit feiner Ueberlegung bewältigt. Eine folgerichtige Durchführung der klar und plastisch nüancirten Charaktere hält das psychologische Interesse in dauernder Spannung. Mit großer Sicherheit wird der dialektische Proceß der Leidenschaften und der stetig vorbereitete Umschlag in der Seelengeschichte entwickelt. Die Scene, welche den Wendepunkt der auf die Spitze getriebenen Dinge einleitet, die Begegnung der beiden Frauen im Kloster

zu Rom mit allen dazu gehörigen Accidentien, ist ein Meisterstück novellistischer Combination und ein Muster hinreißender Beredsamkeit. Einen auffälligen Gegensatz hiezu bildet dagegen die Eintönigkeit in der Schlußentwicklung der Geschichte: alle kräftigeren Gestalten fliehen aus der Welt in's Kloster, zuletzt sogar Uriel, der letzte Windecker selbst. Sieht das nicht wie eine pessimistische Unterschätzung des großen Theils der menschlichen Gesellschaft aus, der im weltlichen Beruf durch Natur und Stellung seinen Lebensauftrag angewiesen findet? Und wie pessimistisch man auch von den heutigen Zuständen denken mag, hätte sich nicht gerade dem Adel, der im Geschlecht der Windecker so mannigfach vertreten ist, auch da eine große Aufgabe der Zukunft vorzeichnen lassen?

Um den wohlgegliederten Bau der Erzählung rankt sich eine reiche Ornamentik. Das Landschaftliche in Heimath und Fremde hat wieder den malerischen Schmuck der Darstellung gefunden, den nur die unmittelbare Anschauung zu schaffen vermag. Das Volksleben besonders nach seiner religiösen Seite, z. B. in den Wallfahrten, ist nie schöner und beweglicher versinnlicht worden. Altötting und Loretto erhalten ihren Tribut, der Preis in Anordnung und Colorit gebührt aber der Schilderung Einsiedelns und der Engelweihe — ein Gemälde wie Alpenglühen. Auch sonst begegnen uns in einzelnen Situationen Bilder, die durch ihre poesievolle Sinnigkeit überraschen. Welch ein malerisches Bild gleich in einem der ersten Kapitel, aus Regina's Jugendzeit, der Moment vor der Ausfahrt zum ersten Ball, auf dem sie in die Welt eingeführt werden soll: Regina im vollen Ballanzuge vor einer Madonnen-Statuette ihres Zimmers den Rosenkranz betend, von dem sehnsüchtigen Uriel belauscht, von der kleinen Corona eifrig gehütet, die den Finger feierlich auf die Lippen legt zum Zeichen, daß jede Störung hier verboten sei. Ueberhaupt hat das Talent der Frau Gräfin, die Gestalten durch treffende Parallelen, die Gedanken durch sinnreiche Bilder zu

beleuchten, in der neuesten Erzählung nichts von der alten Kraft eingebüßt. Ihre Vergleichungen verlieren sich nie in's Gewöhnliche. Fesselnde Form, Glanz und Eleganz war die Mitgabe aller ihrer Romane; hier ist die meisterhafte Form mit einem dauernden Inhalt erfüllt.

Die Gespräche und Reflexionen sind bisweilen etwas lang gerathen, aber nie ohne anregende Beigabe; sie sind mit der Mitgift tiefsinniger Wahrheiten ausgestattet, die oft eine Schärfe des Urtheils verrathen, wie man sie bei Frauen selten antrifft, und ein Coruscicren geistreicher Gedanken verbreitet sich erfrischend durch das ganze Buch. Auch wer mit der Dichterin über das Maß im Hereinziehen erbaulicher Betrachtungen und religiöser Controversfragen rechten wollte, kann wenigstens ihren Auseinandersetzungen die Ruhe und Würde, und der Vertheilung der Stoffe die kluge Oekonomie nicht absprechen. Nirgends vielleicht hat sich der poetische Beruf schwerer zu bewähren, als wenn er die höchsten Wahrheiten und die tiefsten Mysterien berührt. Hier aber zeigt die dichterische Gräfin jene Weihe und Keuschheit in Wort und Bild, welche für die heiligen Gegenstände die allein zulässige ist. Das Buch ist eine schöne That, eine That, die den Grundsatz verwirklicht, den sie vornehmlich in der Erzählung gefeiert und den sie selbst den gesunden Pulsschlag des katholischen Glaubens genannt: Liebe zu den Seelen.

X

Zeit

Preußen: Diplomatisches; Milit

Wenn sich Preußen endli
in Villafranka ohne Besinnen
um keinen Preis auf einen R
einzugehen, dann mußte es
deßhalb, weil es kein anderes
telstaaten zu versichern, und j
bundes abzuschneiden. Soll ab
dem Privatinteresse Preußens,
Deutschlands genügen, so muß
bestimmten, der ganzen Lage E
haben. Und ist sie dieß wirklich,
dem Zufall fremder Allianz

einkommen. Man denke nur an die türkische Frage. Beide Mächte haben ihre Selbstsucht zuerst in den Tuilerien feilgeboten. England spricht sich jetzt mit Erbitterung aus und sucht dem Kaiser sogar die Adria zu sichern, Alles aber erst, seitdem das französische Unwetter in Syrien droht und der napoleonische Plan in Italien klar wird. Rußland geht mit seiner Ohnmacht förmlich hausiren, und sucht die denkbar geringsten Dienste für ein Meistgebot loszuschlagen. Der Imperator kennt die Schwindel-Politik, die in Petersburg eingekehrt ist; sollte Deutschland weniger helle Augen haben und sich an die wegwerfen, welche Er verschmäht hat? Rußland mit seiner äußersten Schwäche meint es mit Deutschland um kein Haar besser als Frankreich auf dem Höhepunkt seiner Macht. Und bietet man sich England an, so mag man es im glücklichsten Falle bereit finden, eine deutsche Allianz für sich auszubeuten, wenn sich mit keiner andern mehr Geschäfte machen lassen.

Ist aber Deutschland wirklich geeinigt und entschlossen, weiß es was es will Punkt für Punkt, dann braucht es auch nicht Allianzen zu betteln, dann sind die Parteien gleich. Und fürchtet es Ihn nicht, dann, aber auch nur dann werden sich die Verbündeten von selbst finden ohne weitere Unkosten und nachträglichen Schaden. Ist die gerühmte „Einigung" in der That eine solche, oder ist sie nur ein wesenloses Maulwerk, das die Leichtgläubigen vorübergehend täuschen, vor dem Ernst der Ereignisse aber nicht bestehen kann? Seit dem 26. Juli ist keine Stunde vergangen, die wir nicht gefragt hätten: fürchten sie Ihn wirklich nicht?

Anderthalb Monate sind eine lange Frist in dieser rasend schnell eilenden Zeit; was hat Deutschland inzwischen gethan? Es hat sich wegen Teplitz höflichst entschuldigt, am eifrigsten, wie man vernimmt, durch die preußische Gesandtschaft in Paris! Die Kölnische Zeitung ist damals in der Angst ihres Her-

zens herausgefahren: ein Bündniß mit Oesterreich wäre „ein Streich aus dem Tollhaus“; seitdem hat die Partei hin und her getastet, ob dieß oder das etwa ausgemacht worden sei, sie hat ihre bis in die höchsten Regionen reichenden Fühlhörner in alle Schlüssellöcher gesteckt, und ist endlich bei dem tröstlichen Resultate angekommen, daß — gar nichts ausgemacht worden sei. Ein Bündniß bestehe gar nicht, nur etwa eine vage Stimmung zu freundlichen Beziehungen, von welchen die Partei aus alter und junger Erfahrung weiß, daß sie beim nächsten besten Apropos wieder in Dunst zu zerrinnen pflegen. Preußen will einem etwaigen Angriff der Franzosen trotzen und in diesem Falle will es sich von Oesterreich und ganz Deutschland helfen lassen: das wäre hienach Alles und so viel „Annäherung“ läßt sich auch der Gothaer wohl gefallen!

Auf der andern Seite hat freilich die Kreuzzeitung an eine wahre Einigung geglaubt; sie hat aber auch das vermeintlich geborne Kind gleich beim rechten Namen genannt. Als die Minister von Auerswald und von Patow kurz vor dem 26. Juli auf ihren Erholungsreisen eigens nach Wien kamen, da begann das conservative Blatt mit „Klein-Olmütz“ und dergleichen zu sticheln, als wenn nur noch der Schimmel von Bronnzell abgehe. „Die letzten Wallfahrten nach Wien haben eine fatale Aehnlichkeit mit einer gewissen vielverrufenen Reise nach Olmütz.“ Je bestimmter die Umrisse der Teplitzer Conferenz auftraten, desto beißender wurden diese Reden („Herr von Patow in Canossa!“), und desto heller leuchtete die Hoffnung auf einen nahen Fall der liberalen Sekte aus den conservativen Berichten: „Wenn der Affe fliegen will, dann fällt er provisorisch*) auf die Nase, und die Kölnische

*) Boshafte Anspielung auf die merkwürdige Geschichte der Militär-Reform.

Zeitung möge sich nur mit dem Gedanken befreunden, daß die schönen Tage von Aranjuez sich ihrem Ende nahen."

Wir waren aufrichtig erstaunt über diesen Sanguinismus; allerdings ist aber das Blatt von dem richtigen Gedanken ausgegangen, daß jede Besserung der auswärtigen Politik Preußens rein illusorisch seyn und wieder in Rauch aufgehen müßte, wenn nicht der herrschenden Partei überhaupt das Regiment aus den Händen gewunden würde. Dieß war einst die Bedeutung von „Olmütz"; denn der preußische Liberalismus ist immer Cavourianisch und umgekehrt. Jetzt aber ist diese Partei gegen die Folgen von Teplitz ausdrücklich assekurirt worden; man soll sogar damit umgehen, auch dem Herrenhause „liberalere Elemente" beizumischen. Es ist wahr: der Minister, welcher am 3. März dem französischen Gesandten die Verdienste Preußens um die napoleonische Kriegführung in Italien aufgezählt hat und sich über die englischen Blaubücher nur deßhalb beschwerte, weil „das was eine Depesche enthält, nicht immer auch für die öffentliche Presse berechnet sei", er trägt jetzt die höchsten österreichischen und bayerischen Orden; derselbe Mann, welcher den denkwürdigen Debatten der Berliner Kammer vom 1. März, 20. April und 4. Mai *) theils schweigend theils beifällig angewohnt hat, er ist jetzt mit der Ausführung der „Einigung" von Teplitz betraut. Aber, wenn Vincke-Carlowitz mit ihrem Anhang wieder kommen und Rechenschaft fordern, wie man mit ihrem anvertrauten Pfund vom 1. März, 20. April und 4. Mai hausgehalten habe — könnte dann jener Mann nicht vielleicht antworten: ach, meine Herren! es ist ja vor, in und nach Teplitz eigentlich nichts geschehen!

Das ist die Frage. Wären am 26. Juli bestimmte Festsetzungen erfolgt und das Wort des Prinz-Regenten gegeben,

*) Vgl. Histor.-polit. Blätter vom 1. Juni 1860. Bd. 45. S. 1037 ff.

dann hätte Deutschland wenigstens für den Moment der Entscheidung ein Unterpfand. Hat man aber vermieden das zu thun, was in der gebieterischen Natur der Dinge lag, dann hat Deutschland vergeblich gehofft, daß die preußische Politik aus ihrem geheimnißvollen Dunkel endlich heraustreten werde. Offengehaltene Hinterpförtchen und die Möglichkeit einer doppelten Politik kann man dann sehr wohl befürchten, ohne den Intentionen des Souverains im mindesten nahe zu treten. Denn es gehört zu den eigenthümlichen Zuständen Berlins, wo die Parteirichtungen mit ihren Fäden bis in die innersten Gemächer des Hofes hineinreichen, daß die Diplomaten oder Diplomatinen unter Umständen auch auf eigene Faust verfahren. Man erinnert sich doch wohl des geistreichen Ritters Bunsen, wie er zur Zeit des russischen Kriegs als Gesandter in London eine Allianz mit England zu Faden geschlagen hat, die sein Souverain vom Grund der Seele verabscheute.

Noch ist die räthselhafte Geschichte des preußischen Vermittlungs-Projekts, welches Napoleon III. zu Villafranka seinem kaiserlichen Gegner vorzeigte, nicht aufgeklärt, und schon deutet der Vorgang mit den sogenannten französischen Propositionen auf ein neues Geheimniß. In einer Note vom 9. Mai, worin Hr. von Schleinitz dem Imperator die beabsichtigte Visite auszureden suchte, hat er selbst bemerkt, daß ohnehin schon Befürchtungen in Deutschland verbreitet seien, als wenn Preußen mit Frankreich unter Einer Decke spiele und letzteres am Rhein, gegen Entschädigung in Deutschland, annexiren lassen wolle. Der Besuch in Baden-Baden fand nachher nur unter der ausdrücklichen Bedingung statt, daß dieses Thema nicht berührt werden dürfe. Aber gerade die Organe, welche den Ministern in Berlin notorisch am nächsten stehen, behaupteten steif und fest, daß Frankreich wirklich solche Vorschläge gemacht und Rußland sie eifrig vertreten habe; die „Preußischen Jahrbücher" und die Leipziger „Grenzboten" hatten den Hergang mit allen

Einzelnheiten erzählt, die Wochenschrift des Nationalvereins hielt ihre Angaben gegen allen Widerspruch aufrecht, sie bezeichnete sogar namentlich die beiden Gesandten Usedom am Bundestag und Bismark-Schönhausen in Petersburg als diejenigen, welche die französisch-russischen Anträge am entschiedensten vertreten hätten. Ein paar Monate lang stritten sich die „Wohlunterrichteten" von Berlin aus hin und her, die zwei Gesandten wurden öffentlich interpellirt, aber keiner erhob ein Wort des Widerspruchs; erst gegen Ende August erschien eine officiöse Mittheilung: es sei überhaupt nichts an der Sache!

Was soll man von solchen Dingen denken? Wenn aber die officielle Politik Preußens wirklich einen heimlichen Doppelgänger hätte, muß man dann nicht fortwährend für den ersten Moment der Verwirrung, welcher nicht ausbleiben wird, das Aergste besorgen? Ja noch mehr, werden jene turbulenten Massen, die schon aus confessionellem Haß eingestandenermaßen für Garibaldi schwärmen, nicht bei Zeiten mit willenskräftigem Ernst anders gerichtet, so dürfte ein Augenblick kommen, wo man nicht einmal mehr kann was man will. Thatsachen muß Deutschland sehen, wissen muß es was seine Führer wollen — sonst wird das Unglück trotz Alledem unvermeidlich seyn!

Indeß sind derlei liberale Mehrheiten nirgends weniger zu fürchten als in Preußen, wenn man ihnen nur den Ernst zeigen will. Kühn und verwegen gegen innerlich wankende Gewalten, wissen sie sich doch allenthalben sehr wohl zu bescheiden, sobald sie auf einen festen Willen stoßen, und eine servilere Majorität hat noch keine Kammer gesehen als die preußische. Hätte die hochliberale Regierung nicht selbst diese

Ueberzeugung von ihrer eigenen Partei, so konnte sie ihr unmöglich bieten, was sie ihr in einer der wichtigsten Angelegenheiten des Landes, in der Militärreform-Frage nämlich, bereits geboten hat. Seitdem hat man in Berlin kaum mehr ein Recht, in irgend einem Falle die constitutionellen Rücksichten vorzuschieben; denn kränkender kann man einer Kammer das Prävenire nicht mehr spielen und ihre Selbstbestimmung illusorisch machen. Es ist oft als ein interessantes Räthsel erklärt worden, wie der preußische Militärstaat und der constitutionelle Staat miteinander zu vereinigen seyn würden. Man muß sagen, das Räthsel sei jetzt verneinend gelöst: ein wahrer Constitutionalismus sei in Preußen nicht möglich.

Der Verlauf der Sache war schon an sich sehr lehrreich und charakteristisch für beide Theile. Die Kreuzzeitung zählt ihn mit Recht zu ihren glänzendsten Triumphen; aber sie hat zu voreilig daraus geschlossen: wenn das Ministerium der Kammer hier eine Nase drehen konnte, warum sollte es ihr in Teplitz nicht eine zweite drehen? Preußische Militärreform und österreichische Allianz sind eben ganz disparate, ja divergirende Fragen. Denn diese Allianz paßt nun einmal absolut nicht in den Plan der Gothaer, wogegen die Militärreform gerade vom gothaischen Standpunkt aus motivirt werden konnte oder sogar mußte. In der Kreuzzeitung selbst ist sie als eine Rivalitäts-Aufgabe empfohlen worden. „Wer über die definitiv reorganisirte preußische Armee gebietet, der ist auch dem Stärksten und Besten ebenbürtig:“ sagt das Blatt, ohne zu fragen, wie denn das kleine Preußen eine so furchtbare Last in die Länge tragen soll. Auch die Regierung ist dieser Frage aus dem Wege gegangen, und um die Maßregel dennoch zu retten, hat sie ihre constitutionelle Jungfräulichkeit öffentlich preisgegeben.

Die Partei der Kreuzzeitung hatte von Anfang an behauptet: das preußische Armeewesen bilde eine ausschließliche

Prärogative der Krone und die militärische Organisation gehe die Landesvertretung nichts an, welche man nur wegen Bewilligung der erforderlichen Geldmittel zu befragen habe. Wie besessen fielen die liberalen Organe über diese Provokation zum „Verfassungsbruch" her: da sehe man ja, daß es der feudalen Partei nur darum zu thun sei, die preußische Constitution zu untergraben und auszuhungern. Die Minister waren ganz der gleichen Ansicht, und im Hochgefühle constitutioneller Pflichttreue brachten sie am 9. Februar den ganzen Reorganisations-Plan vor die Kammer. Aber siehe da! heute ist nicht nur dieser Plan definitiv ausgeführt, ohne daß die Kammer ihn genehmigt hätte, sondern der Volksvertretung ist auch die Möglichkeit benommen, die erforderlichen Geldmittel eventuell zu verweigern. Sie ist jetzt schlimmer daran als nach dem ursprünglichen Plan der „Feudalen", welchen man so verächtliche Blicke zugeworfen hatte.

Bekanntlich sollte die Reform in einer solchen Vermehrung des stehenden Heeres bestehen, daß künftig eine Mobilmachung stattfinden kann, ohne daß man das erste Aufgebot der Landwehr einzuberufen braucht; die alte Landwehrverfassung sollte zwar bleiben, aber nur subsidiär. Die preußische Armee zählt jetzt nach vollendeter Organisation bei einer Friedensstärke von 180,000 Mann und neben einer Feldarmee von 339,000 Soldaten noch 241,000 Mann ausgebildeter Truppen im Lande, und im Fall der Noth kann das zweite Aufgebot der Landwehr mit 200,000 Mann aller Waffen dazu treten — im Ganzen also 780,000 Bewaffnete. Wenn man von der Geduld des Papiers und von der Frage absieht, ob eine solche Landeswehrkraft nicht schon in drei Wochen sich selbst aufzehren müßte, stellt demnach das kleine Preußen mehr Soldaten auf, als Oesterreich bei einer doppelt so großen Bevölkerung zu erschwingen vermöchte.

Der durch die Vorlage vom 9. Februar erheischte Mehr-

bedarf für die Armee betrug jährlich neun Millionen T
Das auf's äußerste angespannte, von Steuern aller Ar
erdrückte Land stieß einen sehr vernehmlichen Schmerzens
aus, einen Schrei, der tiefe Leiden unter dem äußern
verrieth, und nur unter der Gefahr, daß er sich einm
ungelegenster Zeit gewaltsam Luft machen dürfte, für
überhört werden konnte. Sogar die servile Kammerme
wurde stutzig und es ward täglich klarer, daß ein guter
derselben schon aus Furcht vor den Wählern für die
Millionen zu stimmen nicht wagen dürfe. Doch wollte
einer hochliberalen Regierung auch nicht kurzweg erklären,
sie ja selbst das Vorhandenseyn der Geldmittel nicht na
weisen vermöge. In der erbarmungswürdigen Verlege
zwischen Ministergunst und Wählerzorn, verfiel nun Hr.
Vincke in seinem taktlosen Dünkel darauf, mit der Kam
Commission ein militärisches Gegenprojekt auszuarbeiten.
Laufe dieser fast dreimonatlichen Arbeit wurde aber die R
rung endlich völlig desperat, sie zog den ganzen Gesetzen
zurück und brachte einen andern ein, wornach die neun
lionen nur auf Ein Jahr zur „Aufrechthaltung der ser
Kriegsbereitschaft" bewilligt werden sollten. Hr. von V
erklärte es als einen in der parlamentarischen Geschichte
gar nicht dagewesenen Glücksfall, daß eine so wichtige Vo
schon vor dem Votum einer Commission zurückgezogen wo
er rieth nur noch dem neuen Entwurf das Wörtlein „
weilig" einzuschieben, und so wurde das Provisorium en
angenommen. Kaum hatte aber die Kammer Berlin den R
gekehrt, so machte die Regierung aus dem Provisorium
unabänderliches Definitivum.

Um die Eitelkeit der Liberalen zu kitzeln, hatte der Fi
minister die Zurücknahme der Vorlage vom 9. Febr. d
begründet, weil im Herrenhause die Grundsteuer-Vorlage
worfen, die Regierung somit in ihren Hoffnungen au

betreffende Mehreinnahme getäuscht worden sei. In Wahrheit eine unverzeihliche Partei-Anklage; denn das Herrenhaus hatte jene Vorlagen nicht verworfen, es hatte die Steuer-Immunitäten wirklich aufgegeben und nur ein Ausgleichungs-Verfahren abgelehnt, welches keineswegs eine Finanzquelle für den Staat gewesen wäre. Dagegen hat die zweite Kammer ihrerseits eine Bedingung aufgestellt, welche den Staat fünf bis sechs Jahre lang hindern mußte, die neue Steuer für sich einzuziehen. Trotz dieser Gehässigkeit gegen das Herrenhaus wollte aber die Kammer doch nur ein wohlverclausulirtes Provisorium auf Ein Jahr bewilligen, und nun war der Landtag kaum geschlossen, so nahm die Regierung alsbald die ganze Armee-Organisation definitiv vor. Sie hat alle Regimenter neugebildet, die nöthigen Offiziere ernannt, und die Commandeure mit dem ausdrücklichen Beisatz angestellt, daß ihre Stellungen bleibend seien. Ist es eine moralische Möglichkeit, daß die Landesvertretung den Souverain durch nachträgliche Verweigerung der 9 Mill. zur Rückkehr in die alte Ordnung zwinge? Offenbar nicht; nicht weniger ist es aber offenbar, daß die Regierung sich auf völlig unconstitutionellen Boden begeben hat.

Das verlangt mindestens eine vollwichtige Sühne! Wollte sich die Regierung ihrer formidabeln, Land und Leute aussaugenden Militärmacht gleich entsprechend bedienen und den rechten Gebrauch davon machen, um jene politische Linie zu betreten und einzuhalten, welche ihr in den famosen Kammersitzungen vom 1. März, 20. April und 4. Mai mit dicken Strichen vorgezeichnet wurde: dann wüßte man doch wenigstens, wozu der diktatorische Streich nöthig war. Aber auch das nicht. Zwar ist in Baden-Baden und in Teplitz das verbotene Schutz- und Trutzbündniß mit Oesterreich unterblieben; aber die große deutsche Frage wagt man doch keineswegs ernstlich anzufassen, man will mit dem Bunde nicht brechen, ja anstatt am Bundestag auszutreten, findet man es sogar bequem, in gewissen spitzigen Fragen gerade diesen Bundestag

vorzuschieben. So ist nun insbesondere in der Sache Holstein
und Schleswigs geschehen; nach allem dem donnernden Kriegs
geschrei in der Berliner Kammer steckt man sich jetzt hint
den Bundestag, und will nicht einmal mehr eine Note na
Kopenhagen schreiben außer in Gemeinschaft mit Oesterrei
und dem Bund. Doch aber nimmt man die 9 Mill. Meh
betrag für die Armee dahin, welche von den großen Staat
männern in der Kammer niemals für leere Worte und za
hafte Velleitäten, sondern immer nur in der Voraussetzu
bewilligt worden wären, daß das „Schwert Deutschlands
demnächst aus der Scheide fahre, und Preußen sich wirkli
„an die Spitze Deutschlands stelle und die deutsche Fahne ho
empor halte!"

Geschehene Dinge lassen sich nicht zurückthun, der Vincke'sc
Anhang aber wird es seiner eigenen Ehre schuldig seyn furch
bares Gericht zu halten; und wenn dann der Souverain nic
die ganze Spannung durch eine Systemänderung beschließe
will, so wird im Gebiete der innern Politik keine Genu
thuung zu erdenken seyn, welche die Regierung nicht nole
volens als Aequivalent gewähren müßte. Das erste Opf
wäre natürlich das Herrenhaus, das nächste und schwerste ab
die gesetzliche Freiheit der katholischen Kirche! Baden'sche Ki
chengesetze würden denn doch die eigenwillige Militär-Organ
sation aufwiegen, und ein entsprechendes Unterrichtsgesetz d
abgedrungenen 9 Millionen! Möge die Ahnung uns täusche
aber wir fürchten, wenn nicht große Ereignisse von außen d
zwischen treten, so wird das gute Recht und die ehrliche Fre
heit auch in Preußen einen schlimmen Stand bekommen.

Seitdem die Revolution in Italien auf den Schulter
des Bonaparte aufgestiegen, der weltliche Besitz des Papst
bedroht und Oesterreich im muthigen Kampf unterlegen i

hat die Welt ihr moralisches Gleichgewicht verloren. Allen antichristlichen Elementen scheint ihre messianische Zeit gekommen zu seyn, wo die katholische Kirche und der positive Offenbarungsglaube überhaupt keine respektable leibliche Macht mehr zu seinem Schutze habe. Deßhalb rennen und laufen sie Tag und Nacht, um alle die Positionen wieder einzunehmen, die sie einst zur Zeit der französischen Revolution besessen, seitdem aber allmählig verloren haben. Diese Zwingburgen hat man einst den philosophischen Staat genannt, jetzt aber ist die Sprache der Antichristlichen juristisch geworden, und man nennt dieselben den „modernen Staat". Er ist die geöffnete Freimaurer-Loge neuester Façon, in deren Mitte aber die alte Pariser Gottheit auf dem Altare sitzt und angebetet wird. Will Preußen ihr huldigen mit Eid und Pflicht, dann soll ihm das General-Commando über alle infernalen Bollwerke in Deutschland übertragen werden. Das ist der Neu-Gothaismus, logisch und geschichtlich in seinem wahren Wesen gefaßt. Gewiß laufen auch viele guthmüthigen Leute mit, die nicht wissen was sie thun; in den leitenden Kreisen aber wird man bald bemerken, daß deren innerste Wuth gegen den alten Christenglauben selber gekehrt ist, und daß sie in Oesterreich die hundertjährige Schutzmacht der Katholiken im Reich noch viel grimmiger hassen als das Hinderniß ihrer Einheitsträume. Von Italien gilt ganz dasselbe Schema, nur mit dem Unterschiede, daß hier Sardinien dem sektischen Gegengott die Huldigung längst geleistet hat, welche er von Preußen erst noch erwartet.

Ein flüchtiger Blick auf die neugothaischen Organe zeigt jedem Unbefangenen, daß es Thorheit wäre, wollte man diese Richtung bloß als eine politische Irrung ansehen. Sie reicht auch gerade so weit als der Protestantismus, die Logen und die Juden. Trotz aller Vorsicht ist ihr wahrer Geist schon bei der Eisenacher Conferenz vom 14. August v. Js. durchgebrochen, und ein Separatvotum, das dem „verdummenden,

fanatischen, entzweienden Pfaffenthum jeder Confession"
Vernichtungskrieg erklärt, zahlreich unterzeichnet worden;
sogenannten Nationalverein aber hat erst jüngst noch ein
schußmitglied aus Oldenburg vorgeworfen: „er scheine ein
sentlich protestantischer Verein zu seyn." Zu verwunde
nur, daß der Mann erst jetzt diese Bemerkung machte, na
der neuerwachte Gothaismus seit Jahr und Tag gepredigt
daß ein Herrscher, der sich „apostolischer Kaiser" nenne, De
land nicht einigen könne; denn die Einheit Deutschlands
eine politische und religiöse seyn, die Religion Deutsch
aber sei die „Reformation", deutsch und protestantisch sei
tisch. Und wie soll den Widerstrebenden diese Einheit b
bracht werden? Nun eben durch den „modernen Staat",
cher das Monopol der Bildung an sich zu reißen und da
allem Confessionalismus die Lebenswurzeln abzugraben
Hälfe aber auch dieses nicht zum Ziel, so schrickt man
vor dem Gedanken an Waffengewalt nicht mehr z
und man spricht ungescheut von der Möglichkeit eines r
Religionskriegs gegen die Katholiken*), namentlich seit dem
bruch des Concordatsturms in Baden.

---

*) Aus Anlaß der Freiburger Generalversammlung setzt ein „
in der Berliner Protest. K.-Z. vom 14. Januar 1860 ause
der, wie man nun mit aller Gewalt gegen den Katholici
losgehen müsse. Man müsse die Macht, die er seinen Träge
die Hand gebe, unterdrücken, und seine weitere Ausbreitu
protestantischen Ländern nicht gestatten, das sei die heiligste
derer, welche die Geschicke der Völker zu leiten haben, und
darum, „damit wir nicht in die Gefahr kommen, entweder
Vaterland der Verdunklung und willkürlichen Pfaffenherrscha
überlassen — oder einen direkten Vernichtungskampf zu beg
unter dem unzählige Unschuldige leiden müßten, damit wi
nicht der Nothwendigkeit aussetzen, gewaltsam unsere Rech
vertheidigen, einen zweiten dreißigjährigen Krieg zu b
kämpfen". Das ist nur Ein Beispiel!

Es bedarf wohl keiner Bemerkung, was für ein Protestantismus es ist, der diese Blutfahne des modernen Staates trägt. Das Lutherthum der Herren Hengstenberg und Stahl, Kliefoth und Löhe, Gerlach und Nathusius ist es nicht; sie würden wohl noch schlimmer fahren als die Katholiken, wenn die neuen Kirchengesetze des modernen Staats in Baden auch auf Preußen übertragen würden. Es ist vielmehr jener verneinende Geist, in welchem der verstorbene Cultusminister von Raumer die große Gefahr Preußens erkannte, weil „in ihm die dissoluten, vorlauten und zersetzenden Elemente des preußischen Wesens unablässig Schutz und Halt suchten." *) In dem Katholicismus hat derselbe Amtsvorfahrer des Herrn von Bethmann-Hollweg ein wohlthätiges Correktiv und Gegengewicht gerade gegen den zuchtlosen Geist desjenigen Protestantismus geschätzt, welcher nach neugothaischer Lehre mit dem Deutschthum identisch ist.

Bei der Gründung des „Nationalvereins" hat man sich vielfach gewundert, daß eben die berühmten Altmeister der Sekte, besonders die Häupter in Heidelberg, an der Sache gar nicht Theil nahmen und wie es scheint dem Verein heute noch bloß incognito angehören. Aber kein Wunder! Sie durften sich mit der Nebensache nicht compromittiren, da sie ihre Aufgabe tiefer faßten und Besseres zu thun wußten, als Preußen Reichsehren antragen, deren es noch gar nicht fähig ist. Man mußte es erst fähig machen und innerlich präpariren; es mußte selbst erst eine Zwingburg des „modernen Staats" und also eine kirchenfeindliche Macht werden. Das nahmen die Heidelberger über sich, und sie haben ganz Recht: Preußen wird eher den Verstand nicht verlieren und das Turiner Scheusal zum Vorbild nehmen.

Vorerst durfte man von Preußen nicht einmal verlangen,

---

*) Lebensgeschichte des Hrn. von Raumer, Kreuzzeitung 1860. Num. 31 Beilage.

daß es mit dem Beispiel des modernen Staats selbst vorangehe; denn die Aufgabe wird nirgends schwieriger seyn als hier, die seit zehn Jahren verfassungsmäßig genossene ehrliche Freiheit mit einem System unehrlicher Heuchelei und heimtückischer Unterdrückung zu vertauschen. Ein anderes Land mußte vorangehen, um in Berlin die Lust des Ehrgeizes zu reizen und zu zeigen, wie weit man etwa gehen könne. Und wer anders konnte dieser muthmachende Vorgeher seyn als Baden, das noch jedesmal als Kanonenfutter gedient hat, wenn irgendeine Teufelei in Deutschland los war? Diese Würde verdankt Baden den Heidelbergern nicht umsonst. Zur Zeit hatten sie überdieß gerade die ganze Lichtoffizianten-Armee auf den Beinen und kamen mit ihr frisch von dem Sieg über die protestantische Agende her; die Concordatssache hatte sich eigens bis auf den rechten Moment verspätet, sie kam jetzt wie gerufen. Sehen und Siegen war Eins; heute thront der moderne Staat bereits in aller Pracht zu Karlsruhe: Recht und Verträge gibt es für die Kirche in Baden nicht mehr, sondern sie hat einfach zuzusehen, wie viel von der allen Sekten zugesprochenen Freiheit ihr von einer Kammersaison zur andern gelassen werden will.

Die cynische Rohheit und die empörende Rechtsverachtung der Führer war dem neuen Staatsbegriff völlig conform, an welchem kein Jota verändert zu werden braucht, wenn dereinst ein badischer Sansculotte ohne viel Aufsehen den Minister Stabel ablösen und eine Proletarier-Majorität in der Kammer auch das Eigenthum socialistisch regeln will. Daran denken die Professoren, Beamten und reichen Bourgeois freilich nicht, welche das Recht der Kirche jetzt einem doppelten und dreifachen Wort- und Vertragsbruch unbedenklich geopfert haben. Es plagt sie nur die Sorge, daß auch Preußen dem badischen Beispiele nacheifere. Hr. Häusser — und er muß es ja wissen — ist voll froher Hoffnung; „was Preußen betrifft", hat er der Kammer gesagt, „so werde sich's zeigen, inwieferne die Be-

rufung der Klerikalen auf die dortige Gesetzgebung passe, wie weit die Behauptung von dem Unterschied des dortigen Zustandes gerechtfertigt sei." Er glaubt sonach, daß die ehrliche Freiheit, welche den preußischen Katholiken durch die Verfassung gewährt ist, die längste Zeit bestanden habe. Wirklich hat sich auch die gothaische Presse ungemein beeilt, den Machthabern in Berlin das glorreiche Beispiel Badens vorzustellen, welches den Muth gehabt habe, „statt eines halben einen ganzen Schritt zu thun"; in einem paritätischen Staat gebe es ja gar keinen andern Ausweg, der nur zulässig geschweige denn gerecht wäre *).

Auch dem Klerus in Baden ist dieser geheime Zusammenhang zwischen Preußen und Baden nicht entgangen; er hat bald herausgefühlt, daß er zum Vorkämpfer für die Freiheit der Kirche in allen paritätischen Ländern Deutschlands berufen sei. Es war darum eine sehr gehobene Stimmung, in der mehr als 200 Geistliche am 23. Juli aus freiem Antriebe in der Kirche zu Appenweier sich versammelten, um in voller durch keinen einzigen Mißton gestörter Einmüthigkeit ihre Rechtsverwahrung einzulegen. Schon in dem von 16 Capitelsbeamten unterzeichneten Einladungsschreiben findet sich eine auffallende Bezugnahme auf Preußen: „Unser Land befindet sich gegenwärtig in einer höchst wichtigen kirchlichen Krisis, und wie auch der Kampf ausgehen möge, seine Wirkungen werden weit über die Marken unseres Landes hinausreichen. Wir wissen in dieser Hinsicht aus zuverlässiger Quelle, daß selbst in Preußen solche Katholiken, die mit den kirchlichen Beziehungen in Deutschland genau bekannt sind, befürchten, daß wenn die bekannten Gesetzesvorlagen in den badischen Kammern angenommen werden und die Geistlichkeit sich denselben fügt,

*) So spricht auch die Allg. Zeitung in einer Berliner Correspondenz, Num. vom 4. August.

man auch in Berlin den Katholiken die bisherige Kirchenfreiheit nehmen und ähnliche Beschränkungen eintreten lassen werde."

Eine ehrliche Freiheit und Selbstständigkeit der Kirche gleich der in Preußen ist also, wie wir gehört haben, in einem paritätischen Staat nicht einmal zulässig, geschweige denn gerecht. Die Welt hat bis jetzt drei Wege gekannt, auf welchen sich Friede und Ausgleichung zwischen Kirche und Staat herstellen lasse. Erstens den althergebrachten des Concordats; zweitens den der völligen Trennung beider Ordnungen wie in Belgien; drittens den der verfassungsmäßigen Freigebung wie in Preußen, wobei die Constitution nur den Grundsatz ausspricht, die Grenzbestimmungen aber der administrativen Vereinbarung überlassen sind. Mehr als diese drei Wege einer Ausgleichung zwischen den zwei selbstberechtigten Ordnungen wird es in alle Ewigkeit nicht geben. Darum meinten zwei edle Freiherren in der ersten badischen Kammer: wenn man ein Concordat nun einmal nicht wolle, und wenn die völlige Trennung wie in Belgien von vorneherein ausgeschlossen sei, so erübrige ja vernünftiger Weise gar nichts Anderes als das preußische Princip. Allerdings, wenn man ehrlichen Frieden wollte; dann aber müßte man die Kirche als eine selbstberechtigte (autonome) Ordnung anerkennen, und dieß will man eben nicht. Sie soll bloß eine staatliche Concession seyn wie jede andere, und als solche der Willkür regierender Majoritäten gesetzlich unterworfen werden. Das ist der „moderne Staat"; von der alten Bureaukratie oder dem Polizeistaat unterscheidet er sich bloß durch die juristische Heuchelei und den erlogenen Schein der Freiheit. Er ist der Rechts- und Gesetzlose überhaupt; mit ihm hat Baden auf einmal erreicht, was die belgischen Freimaurer trotz ihres siegreichen Straßenaufruhrs vom Mai 1857 gegen einen legalen Beschluß der Legislative erst noch zu erreichen haben.

Und nun vergleiche man, wie weit Preußen hinter sei-

ner Zeit zurücksteht! Zwar hat Preußen seit zehn Jahren bei verfassungsmäßiger Freiheit der Kirche in ungetrübtem Frieden gelebt; obwohl seine Katholiken über systematische Zurücksetzung mit Recht zu klagen haben, ist doch ihre Stimmung selbst am Rhein unvergleichlich besser geworden; nicht Ein nennenswerther Anlaß liegt vor, um die ihnen gewährte Freiheit zu bereuen. Aber — ihre Kirche blüht, und es widerspricht der wohlverstandenen Parität ganz und gar, daß der Katholicismus irgendwo erstarke. Was wäre das sonst für eine „Parität"? Zweitens kann Preußen niemals ein zweckmäßiger Staat werden, wenn sich nicht die Regierung zur alleinigen Quelle der Bildung macht, also das Monopol der Schule zurücknimmt. „Unsere paritätische Weltanschauung", sagt ein alter Schulgenosse gewisser Prädikanten des modernen Staats in München, „haßt mehr als die Hölle jeden Versuch der Bureaukratie, diesen Kirchen solche Rechte einzuräumen, daß der Priesterehrgeiz eine Handhabe darin finden kann, um sich der Schule, der Presse und der Bildung der deutschen Nation zu bemächtigen. Eine solche Handhabe gewähren leider alle neuen Concordate mit Rom, und wir müssen wider diese revolutionären Eingriffe beider Kirchen ankämpfen — denn die preußischen Schul-Regulative taugen ebenso wenig als die Concordate" *).

Die gedachten Regulative sind das große Raumer'sche Vermächtniß; sie sind der köstlichste Schatz der gläubigen Protestanten in Preußen, aber der schmerzlichste Dorn im Auge der Neuen Aera. In Folge unausgesetzter Angriffe in und außer der Kammer hat der Cultusminister von Bethmann-Hollweg die Vorlage eines Unterrichtsgesetzes zugesichert, wobei die ganze Kirchenfrage principiell zur Entscheidung kommen muß. So steht die Sache in Preußen.

---

*) Ein Neujahrsgruß zu 1860 an Louis Napoleon von einem Deutschen. Jena 1860. S. 21.

In Baden wird laut der neuen Kirchengesetze der Unterricht in Zukunft ausschließlich vom Staate geleitet, die Schulen werden reine Staatsanstalten seyn. Es wird also, wie die Ministerialpartei folgert, in Baden künftig keine Confessionsschulen, sondern nur mehr Communalschulen geben; kein protestantisches und keine katholischen Lehrerseminare, sondern alle drei in Eins verschmolzen; keine geistlichen Inspektoren, sondern wirkliche Lehrräthe; keine Competenz der Oberkirchenräthe über die Schulen, sondern eine Centralbehörde aus praktischen Schulmännern. „So wird den Finsterlingen jeder Boden ihrer gefährlichen Operation entzogen". Sollte Preußen gegen alles Erwarten unfähig seyn, dieselbe Höhe der Auffassung zu erklimmen, so könnte es offenbar auch die Reichs-Kronrechte nicht empfangen, welche ihm nicht nur über die Heere und über die Diplomatie, sondern insbesondere auch über das Schulwesen Deutschlands zugedacht sind*).

Das kleine Baden ist der Zauberzwerg, den die Magier von Heidelberg heraufbeschworen haben, um der unbehülfli-

*) Daß alle höheren Unterrichtsanstalten in Deutschland der Führung Preußens unterstellt werden müßten, haben insbesondere die Gothaer in Thüringen gefordert. Der obengedachte Schriftsteller hat noch während des Krieges in Italien erklärt: „Im Frieden gebührt Preußen in seiner Eigenschaft als Präsidium des Bundes: die Führung aller auf die Einheit des Bundes bezüglichen Geschäfte durch ein den Bundesfürsten und dem Parlament verantwortliches Ministerium; dahin gehört die ausschließliche Repräsentation der deutschen Eidgenossenschaft nach Außen, die Oberaufsicht der Armee, die Centralleitung des Zollvereins und der großen Verkehrsinstitute, die Oberaufsicht über die Universitäten und die protestantische Kirche, und insbesondere die ausschließliche Leitung aller Verhandlungen mit Rom; im Kriege aber gebührt Preußen die Oberfeldherrschaft ohne Widerrede. Dieß sind die Wünsche aller Einsichtsvollen in der ganzen Nation". Dr. A. Widmann: Deutschland eine Eidgenossenschaft. Jena 1859. S. 38.

chen Macht des Nordens den Weg zum Ziele zu weisen; wird Preußen folgen? Als ein bedenkliches Symptom ist den dortigen Katholiken eine Reihe von Aufsätzen erschienen, welche in Gelzer's „Protestantischen Monatsblättern" *) unter dem Titel „Historische Briefe an einen Sorglosen" veröffentlicht worden sind. Bekanntlich ist die Gelzer'sche Zeitschrift 1853 zum Organ der Innern Mission für die höhern Stände ernannt worden, und es scheint ihr überhaupt nie an hohen Gönnern gefehlt zu haben; insbesondere zählte sie auch den jetzigen Cultusminister von Bethmann-Hollweg zu ihren Mitarbeitern. Durch freimaurerischen Liberalismus und haßvollen Fanatismus hat sich das Blatt stets hervorgethan trotz einem Mariott, so daß wohl auch die „Briefe an einen Sorglosen" wenig aufgefallen wären, wenn sie nicht Preußen in den berechnetsten Zusammenhang mit den Vorgängen in Belgien und Baden brächten. Indem sie den Staat von der großen Gefahr unterrichten, womit ihn die freie Bewegung des „Römerthums" bedrohe, und von der Nothwendigkeit, der Kirche neue Staats- und Polizei-Fesseln anzulegen, fordern sie insbesondere von Preußen, daß es „einen bescheidenen Theil von dem Boden, der in unbedachter Sorglosigkeit aufgegeben wurde, wieder zu gewinnen suche". Darauf hofft der Verfasser mit Zuversicht; denn der Wendepunkt zur Besserung sei längst eingetreten, und zwar (man höre!) mit der belgischen Freimaurer-Emeute vom Mai 1857. Daß damals eine bezahlte Straßenrevolte einen von Ministerium und Kammer legitim gefaßten Beschluß umstoßen und eine maßvolle Regierung zum Fall bringen konnte, das erscheint diesem Organ der Innern Mission als ein preiswürdiges „Erwachen des Volkes aus der Verdummung der Klerikalen", und es knüpft daran die vertrauensvolle Erwartung, daß auch Preußen aus dem Schlafe erwacht sei, um vor Allem der katholischen Kirche —

*) Heft vom Januar ff. 1860.

den Unterricht wieder zu entziehen und die Jesuiten auszuweisen, wozu die Kammer der Regierung an die Hand gehen müsse.

Obwohl sich der Briefsteller wie mit allen katholischen Zeiterscheinungen so auch mit den Historisch-politischen Blättern in böswilliger Weise zu schaffen macht, wollen wir uns doch in keine Widerlegung einlassen. Denn wir leben in einer Zeit, wo die Worte Nichts, die Thatsachen Alles sind. Die Thatsachen werden die Kirche überall rächen, wie sie noch immer gethan, und die Thatsachen würden insbesondere nicht mit dem leichtesten Gewicht gerade auf Preußen hereinfallen, wenn es den Einflüsterungen der Verführer Gehör schenken wollte. Preußen verdankt seinen Katholiken nicht weniger als sie ihm. Es ist schon genug, daß dem Logenunfug in der badischen Dependenz nicht Einhalt gethan wurde; wollte man die Erfahrungen aus dem vierten Jahrzehent noch weiter vergessen, so dürften alle Freimaurer und Gothaer der Welt nicht im Stande seyn, den Schaden zu ersetzen.

Der frevle Uebermuth dieser Menschen ist jetzt auf's Höchste gestiegen. Aber aller windige Taumel vom Bonaparte und Garibaldi, von Cavour und dem Koburger, von Ungarn und Italien geht vorüber, Eines hingegen bleibt: die tief unglückliche Societät, jener entsetzliche Feind, vor dem die Maulhelden schon einmal erblaßt sind und vor dem die Kirche schon einmal zu Ehren gekommen ist. Ja, die sociale Frage! — ihr habt sie vergessen, aber sie nicht euch; sie ist nicht gestorben, sondern sie saugt mit jedem Tag riesenhaftere Kräfte in sich hinein; eine einzige Mißernte kann sie abermals aufrufen, und kommt sie heute oder morgen wieder, so wird sie nicht von den längst ausgeplünderten „Finsterlingen" Rechenschaft fordern, sondern von allen den üppigen Prassern und Raffern, die sich jetzt die Herren der Welt zu seyn dünken. Da baut vor, wenn ihr könnt!

XXVII.

Studien und Skizzen über Rußland.

Sechster Artikel: der russische Adel und seine Eigenthümlichkeiten; die fiktiven Rechte der Adels-Corporationen; was nach der Emancipation aus dem Adel werden wird? und aus dem Staat?

Der russische Adel war bisher der natürliche Vertreter und unmittelbare Regent für 23 Millionen Menschen, trotzdem sagt Fürst Dolgorukow: „die bürgerlichen Rechte des letzten Lastträgers in einem constitutionellen Staate übersteigen die Privilegien eines russischen Edelmanns weit aus". An keinem andern Punkte scheint die Thatsache schlagender hervorzutreten als hier, daß Rußland sich stets ganz abseits von dem christlich-germanischen Princip entwickelt hat. „Wie könnte", ruft der gedachte Publicist aus, „der russische Adel für seine Souveraine fühlen gleich einem französischen Legitimisten oder gleich den alten Cavaliers aus der Zeit der Stuarts! Wie immer die Zukunft sich gestalten mag, man darf versichert seyn, daß es in Rußland nie einen einzigen Legitimisten geben wird. Das werden uns die russischen Hofbedienten und ihr Nach-

wuchs freilich sehr übel nehmen, unbefangene Beobachter aber werden uns recht geben" *).

Wir wollen keine harten Worte gebrauchen; aber wenn der Russe in den ersten Tagen, wo er abendländisch fühlen lernt, mit Haarsträuben auf die Geschichte seiner Noblesse zurückschaut, so ist es kein Wunder. Czar Johann III. († 1505) legte den Grund dieses Adels, unter welchem die Bojaren und die mediatisirten Fürsten bald verschwanden, indem er seine Beamten mit Dienstgründen belehnte, und sie in eine erbliche Kaste verwandelte. Czar Iwan der Schreckliche soll 1549 die erste Duma mit berathender Stimme versammelt haben. Czar Boris Godunow und Patriarch Philaret beraubten die Bauern ihrer Freizügigkeit, um den Adel für sich zu gewinnen. Die Freiheiten der polnischen Aristokratie stachen ihm damals in die Augen, und bei der Erhebung des Michael Romanow sollen die Bojaren eine Wahlcapitulation vorgelegt haben, welche einer constitutionellen Charte nicht wenig gleich sah (1613). Noch im Jahre 1730 unter der Czarin Anna soll der Adel mit dem Gedanken einer Nationalversammlung umgegangen seyn, welche er allein, sogar mit Ausschluß des damals noch reich begüterten Klerus, gebildet hätte. In welchen Zustand war aber dieser Adel thatsächlich bereits herabgesunken? Es wird weiter keiner Erörterung bedürfen, als daß er 1762 das Privilegium erhielt, körperlicher Züchtigung nicht unterworfen zu seyn. Nur die Geschichte dieser „Freiheit" ist vielleicht noch bezeichnender. Czar Peter III. gedachte einmal den Abend nicht bei seiner Maitresse Gräfin Elisabeth Woronzow, sondern bei einer Nebenbuhlerin derselben zuzubringen. „Ich habe", sprach er zu seinem Günstling, dem Staatssekretär Dimitri Wolkow, „dem Fräulein Woronzow versichert, daß ich diesen Abend in den wichtigsten Staatsgeschäften mit dir

*) La vérité sur la Russie p. 178.

arbeiten müsse, verfasse mir also bis morgen einen Ukas von der größten Tragweite". Am andern Morgen legte Wolkow einen Ukas vor, wornach der russische Adel des Dienstzwangs überhoben seyn und nicht mehr — geprügelt werden sollte, und Peter unterschrieb *).

Die Idee der Ritterlichkeit hat, wie man sieht, mit dem Begriff des russischen Adels niemals etwas zu thun gehabt. Darum lag ihm auch die von Peter I. eingeführte Verwandlung in einen bloßen Dienstadel von Anfang an nahe. Eine wirkliche Aristokratie konnte auf dem Boden des Byzantinismus und unter der dumpfen Luft des Asiatismus unmöglich gedeihen. Rußland hat mit Einem Worte kein Mittelalter gehabt. Fürst Dolgorukow meint: als Iwan III. mit seiner griechischen Gemahlin die Hofsitte eingeschwärzt habe, daß alle Russen bis zum mediatisirten Prinzen hinauf vor dem Czar auf das Angesicht niederfallen und ihm die Hand küssen mußten, da habe freilich auch dieser Adel entarten müssen. Aber er verwechselt die Ursache mit der bloßen Folge; hätte das Volk nicht der geistigen Erziehung zur persönlichen Freiheit ermangelt, so würde es die griechischen Schmarozerpflanzen abgestoßen haben. Im Abendlande hat die Kirche es verhindert, daß die Fürsten nicht wie die russischen Souveraine anfingen, „sich in allem Ernst als irdische Götter zu betrachten". Man muß den „byzantinischen Einfluß" tiefer fassen, welcher, wie Dolgorukow sagt, „in Verbindung mit den Resten des mongolischen Geistes den Sitten und dem Charakter der Nation ein so trauriges Siegel aufgedrückt hat, einen Stempel, dessen peinliche Eindrücke die Jahrhunderte noch keineswegs verwischt haben" **).

Wie nun der Adel im Jahre 1762 war, so ist er ge-

*) Aus den Memoiren Michel Scherbatow's a. a. O. p. 194.
**) La vérité etc. p. 148.

blieben bis zur Stunde; er besitzt kein eigenes Recht gegen die Willkür des Einen, keine persönliche Freiheit und Sicherung, seine Privilegien hat der Souverain gegeben und er kann sie wieder nehmen. Diesen Adel aber wie er ist, hat Katharina II. zu dem Zwecke, um dem eigenen Volke und noch mehr dem Auslande liberalen Sand in die Augen zu streuen *) — als Corporation mit sehr bedeutenden politischen Rechten bekleidet, und das Gesetzbuch des Czaren Nikolaus hat dieselben bestätigt. Daher der Widerspruch, daß die Einen sagen: der Adel in Rußland habe weder Rechte noch Einfluß, wenn er nicht dem Tschin angehöre und einen amtlichen Grad besitze, während die Andern versichern, der russische Adel habe mehr politische Bedeutung als der Adel irgend eines Landes. Beides ist wahr, letzteres freilich bloß auf dem Papier. Es liegt hier einer der Widersprüche vor, die nur in Rußland möglich sind, dem merkwürdigen Coloß, der von außen europäisch, von innen asiatisch ist, wie Dolgorukow sagt.

Die adelichen Corporationen haben das Recht, nicht nur ihre Marschälle und Distrikts-Vorsteher sich selbst zu geben, sondern auch in ihren Versammlungen die Präsidenten der Appellationsgerichte, die Kreisrichter, die Justizassessoren erster Instanz zu wählen, sie besetzen die Verwaltungsstellen auf dem platten Lande, ernennen die Forstbedienten, überwachen das Brücken- und Straßenwesen und haben die Lokal-Polizei in der Hand. Gewiß sehr bedeutende Rechte; wenn sie nicht bloß auf dem Papier bestünden und in Wirklichkeit illusorisch wären, so könnte man nicht begreifen, weßhalb der Adel erst noch in zahlreichen Petitionen um „das Recht der Selbstverwaltung unter dem Schutze der autokratischen Gewalt" nachsucht, das er ja bereits im vollsten Maße besitzt.

---

*) Es war die Zeit der Potemkin'schen Dörfer!

Aber es ist in der That bloßer Schein und alles adeliche Wählen nur eine Formalität, deren Ergebniß der Civilgouverneur von vornherein bestimmt oder doch leicht übersieht. Der Grund der Täuschung läßt sich mit Einem Wort angeben: es existirt in Rußland überhaupt kein anderer Adel als Dienstadel im ausgedehntesten Sinne.

Solcher Phantasmata ist das Moskowiter-Reich voll von oben bis unten; überall klafft der ungeheure Gegensatz zwischen der geschriebenen Verordnung und der Wirklichkeit, darum läßt sich auch das Ausland so leicht irre führen. Wie schön nimmt sich z. B. die Einrichtung des Senats in den Nikolai'schen Statuten aus; er soll die Amtsführung der Minister, das Gebahren der ganzen Bureaukratie überwachen, er erscheint nach Rechten und Pflichten fast wie ein ständischer Körper. In Wahrheit ist er ein Marodestall willenlos gefügiger Werkzeuge, denn — die Ernennung der Senatoren liegt in der Hand des Justizministers, und er hat die Macht, sie nach Belieben zwischen Petersburg, Moskau und Warschau hin- und her zu versetzen. „Trifft einen hohen Civil- oder Militär-Beamten der Schlag, so steckt man ihn in den Senat, trifft ihn der Schlag noch einmal, so wird er Mitglied des Reichs-Raths“ — in solcher Weise spricht Fürst Dolgorukow von den höchsten Autoritäten im Staate*).

Ganz ähnlich verhält es sich mit den Rechten der adelichen Corporationen; sie sind groß, aber die sie üben sollen, sind abermals abhängige Beamten. Da jeder Staatsdiener im Civil und Militär von einer gewissen keineswegs hochgegriffenen Rangstufe an Adelsrechte besitzt, und da andererseits jeder Adeliche in den Staatsdienst treten und darin einen Grad (Tschin) erlangen muß, wenn er nicht sein kostbarstes Vorrecht verlieren will, das Recht an den Adelsversammlun-

*) L. c. p. 55 seq.

... seyn muß.
ein, daß die Rechte der
gar nicht dem Adel, son
„Die Träger der berühm
kömmlinge der alten Bo
Prinzen sind durch sich se
einer gewissen Wichtigkeit
oder Militärrang im Sta

Unter solchen Umstän
Sprache, welche die russisch
ster Zeit führen, doppelt
Bewegung seyn, welche sie
Beamtenstellung hintanzusetz
ter sogar einstimmig votirt
Minister, ja des Herrschers
sogar schon von drohenden Au
Corporationen ihre weitgreife
ßen und sich der Regierung
für den Justizdienst unangenehm
man es in Petersburg auch m
ernstlich

lien, Volhynien und der Ukraine regelmäßig alle drei Jahre seine Wahlen treffen, aber — man bestätigt sie nicht; man ignorirt sie gänzlich und besetzt die betreffenden Stellen mit zweckdienlichen Individuen aus Großrußland*).

Ob Rußland es wagen wird, das Gesetz, wornach der Staatsdienst Bedingung für die Theilnahme an den Provincial-Versammlungen ist, aufzuheben, die gesetzlichen Rechte dieser Corporationen aber dennoch fortbestehen zu lassen: dieß ist gleich eine der großen Fragen, vor welchen das Reich mit der Aufhebung der Leibeigenschaft steht. Wenn ja, dann wird der Schein zur Wirklichkeit werden und die Regierung dürfte bald soviele Quasi-Ständekammern als Provinzen gegen sich haben. Wenn nein, dann wird man der elenden Komödie ein Ende machen und dem Moloch der Bureaukratie den letzten Keim der Selbstverwaltung opfern müssen. Denn gerade der besitzende Adel wird nach der Emancipation auf den Eintritt in den Staatsdienst nothwendig verzichten müssen; derselbe war bisher schon der Nagel zu seinem Sarg. Gezwungen, das Landleben aufzugeben und in der Stadt zu wohnen, zog er nach erworbenem „Tschin" vielleicht auf seine Güter, war aber dann für die Landwirthschaft in der Regel verdorben.

---

*) Unter dem 17. Juni d. Js. hat sich die Adels-Versammlung von Kiew gegen diese Praxis an den Czaren gewendet, und zugleich über Unterdrückung der polnischen Sprache und Zurücksetzung der katholischen Religion geklagt. Der russische Hauptcorrespondent der Allgemeinen Zeitung („von der polnischen Grenze" in der Nummer vom 30. Juli d. Js.) äußert sich darüber mit den Worten: „Schon im vorigen Jahre hat der podolische Adel dem Kaiser eine Adresse überreicht worin ... zugleich der Regierung das Recht bestritten wurde, die Adelsbeamten zu bestätigen, was natürlich abgeschlagen werden mußte". Vielleicht zählt auch dieser Mann zu den von Hrn. Michail Pogodin besorgten Gratis-Correspondenten über Rußland! Cf. Ami de la Religion 17. Jul. 1860.

„Dazu nehme man," sagt Schedo-Ferotti, „die dem slavischen Charakter anhaftende Sorglosigkeit und die im Staatsdienst erworbene Gewohnheit, es niemals mit seinen Pflichten ernst zu nehmen, und man wird wenig erstaunt seyn, wenn man sieht, wie der zum Landbauer gewordene Tschinownik sein müssiges Leben fortsetzt und seinen Aufenthalt auf dem Lande als eine Ruhezeit nach den Mühen des Staatsdienstes betrachtet." So lange die Arbeitskräfte der Leibeigenen jederzeit zu Gebote standen, mochte dieß noch gehen, fortan wird aber der Edelmann seine Güter selbst bewirthschaften müssen, wenn er sich nicht vom bürgerlichen Gutsbesitzer in Kurzem überflügeln lassen will. Somit, schließt Schedo-Ferotti, „ist die Aenderung des Gesetzes, wornach nur der Tschin die Berechtigung verleiht an den Provincial-Versammlungen theilzunehmen, eine Lebensfrage für den russischen Adel."

Das ist Eine Lebensfrage; mit der durchgängigen Umgestaltung der Societät, welche der Aufhebung des Leibeigenschaftsverhältnisses nothwendig nachfolgen muß, tritt aber noch eine ganze Reihe solcher Grundfragen auf, sowohl für den Staat als für den Adel. Bisher war es Gesetz, daß der Grundherr nach seinem Belieben diejenigen seiner Leibeigenen bezeichnete, welche Soldaten werden mußten; also ist das Rekrutirungs-Reglement ferner unbrauchbar. Bisher war es Gesetz, daß der Gutsherr für die Zahlung der Kopfsteuer von allen auf seinem Grunde lebenden Menschen aufkam; also ist das System der direkten Steuern ferner unbrauchbar. Diesen beiden „Vorrechten" wird der Adel freilich nicht nachweinen. Das Gesetz hatte aber ferner bestimmt, daß der Bauer auf keine Weise, und hätte er auch zufällig die gelehrteste Bildung erlangt, aus seinem Stande heraustreten durfte, um etwa Bürger zu werden oder seine Söhne auf Gymnasien und Universitäten zu schicken; ebenso war der Bürger vom Recht des Landbesitzes ausgeschlossen. Denn der Adel allein konnte sogenannte bewohnte Güter oder Grundstücke mit Leibeigenen

besitzen; wenn ein Bürgerlicher sie erbte, so mußte er die Leibeigenen an einen Adelichen verkaufen. Diese zwei starken Assekuranzen für den Adel werden fortan fallen; was wird die Folge für ihn seyn?

Von allen Seiten wird prophezeit, daß der adeliche Besitzer in kurzer Zeit größtentheils in die Hände der reichen Bourgeoisie, überhaupt bürgerlicher Capitalbesitzer übergehen werde. Denn der russische Adel steht jetzt schon schlecht genug. Aus den Listen desselben ergibt sich, daß die Zahl der Adelichen seit hundert Jahren um das Zehnfache gestiegen ist, daß aber damals Einer im Durchschnitt sechsmal so viel Land besessen wie jetzt ihrer zehn. Man rechnet in bloß eilf Gubernien nicht weniger als 33,924 Adelsfamilien, die so arm sind, daß ihre Lage dem vollkommenen Elend gleicht. Vor zwei Jahren ist ein Ukas erschienen, welcher den öffentlichen Geldinstituten untersagt, auf die Zahl der Leibeigenen Hypotheken zu leihen, nur Grund und Boden an sich ist noch verpfändbar; somit gehören bereits alle Güter, welche bis zur Hälfte des Gesammtwerthes verschuldet sind, nicht mehr den adelichen Besitzern. Bisher ward der bürgerliche Beruf in Rußland als eine Schande erachtet, denn nur die zwei ersten Gilden theilten mit dem Adel das Vorrecht der Prügelfreiheit und diese Vollbürger hielten sich auch sehr schwer, weil sie nur Großhandel treiben durften und ihnen verboten war, Arbeitsstätten zu errichten oder mit Kleinhandel sich abzugeben. Die ganze Bourgeoisie war daher bestrebt, in die Bureaukratie überzugehen und alle ihre Söhne im Dienstadel unterzubringen. Künftig wird sie einfach die Güter des kleinen und des überschuldeten Adels an sich bringen, der Landbesitz in Rußland wird sich unter eine geringe Zahl wirklicher Aristokratie und unter die bürgerlichen Capitalbesitzer theilen, und daneben wird ein massenhaftes Adels-Proletariat lungern*).

---

*) Schedo-Ferotti, s. Kreuzzeitung 1859, Num. 290 Beilage;

Somit erhebt sich abermals die Frage, wird man das traurige Institut des Dienstadels ganz aufheben, und die Adelswahlen oder Körperschaftsrechte des Adels überhaupt an die wirklichen Großbesitzer übertragen; oder wird man im Gegentheile diese Fundamente ständischer Lebensformen ausreißen; oder wird man gar mit dem dienstadelichen Proletariat die bisherige Selbstverwaltungs-Komödie weiter spielen? Wie immer aber die Entscheidung ausfallen mag, die völlige Aenderung des bisherigen Verhältnisses zwischen dem Adel und dem platten Lande wird die nothwendige Folge seyn und in ihrem Geleite eine unumgängliche Vermehrung des jetzt schon so bitter beklagten Uebels bureaukratischer Ueberbürdung. „Wenn der Kaiser", schreibt ein wohlmeinender Mann aus Polen, „die Gnade hätte, die Hälfte der Beamten auf den Landrathsämtern, Gubernien, Controlämtern rc. zu entlassen und dem Rest einen etwas höhern Gehalt zu geben, so würden dadurch alle Theile gewinnen. Die Unzahl der Beamten erdrückt fast das Land, wohl nirgends in der Welt wird soviel geschrieben wie in Rußland; ein Landrathsamt hat jährlich bis zu 30,000 Nummern und wohl 24 Beamte, die solche in die Welt spediren, wovon mindestens sechs sogenannte Assessoren keinen Groschen Gehalt beziehen, sondern rein auf Diäten angewiesen sind. In Preußen sind auf den Landrathsämtern nur vier Personen, höchstens sechs beschäftigt. In einem Gubernium arbeiten hier wohl über 200 Beamte".*) Werden aber diese Uebelstände nach der Emancipation nicht nothwendig noch steigen müssen?

Die Deutschrussen im Nordwesten des Reichs lassen freilich nicht ab, gegen die französische Centralisation zu eifern und die Neubildung Rußlands nach dem g e r m a n i s c h e n Princip

---

vgl. Allg. Zeitung vom 26. Sept. 1859 und **Dolgoroukow** p. 207. 238 ss.

*) Kreuzzeitung 1858, Num. 237 Beilage.

der Selbstverwaltung zu empfehlen. Auch Schedo-Ferotti geht im vierten Stück seiner „Studien über die russische Zukunft“ von dem Satze aus, daß der Adel das Hauptmoment der Wiedergeburt Rußlands sei: der Adel müsse das Mittelglied bilden zwischen der Regierung und dem Volke, welches in Rußland zu acht Zehnteln aus Bauern bestehe. Der Rigaer Hofrath kennt die Bureaukratie*) und ihm graut vor dem Gedanken, daß die Masse des Landvolks ihr unmittelbar preisgegeben seyn sollte. Aber wenn auch die Regierung das Werk der Bauern-Freilassung so einzurichten vermag, daß die Herren nicht gewaltsam von ihren ehemaligen Bauerschaften abgerissen werden, was wird selbst in diesem Falle vom Adel übrig bleiben? Bürgerliche Capitalisten als Gutsbesitzer verrathen nirgends Lust oder Fähigkeit, dem Staat die ländliche Administration abzunehmen, und die Kräfte der eigentlichen Aristokratie — werden sie dazu ausreichen? Wenn aber auch, will und kann sie? Schedo-Ferotti erzählt selber schreckliche Dinge von der Entnationalisirung des russischen Adels und seiner Nachäffung des Franzosenthums, welche so weit gehe, daß man sich schäme Russe zu seyn und die russische Sprache zu verstehen, und daß man Alles nur durch die französische Brille sehe. „Der Adel jedes andern Landes trägt einen eigenthümlichen Typus, der Ausdruck: russischer Edelmann aber sagt gar nichts; der russische Edelmann hat gar nichts Russisches mehr an sich, er ist durchgängig entnationalisirt, ein plattirter Franzose!“

Unter solchen Umständen dürfte der Rathschlag Schedo-Ferotti's denn doch weniger Wahrscheinlichkeit für sich haben als die Erwiderung eines andern Kenners der russischen Dinge: „Das Tschinwesen wird Rußland nicht entbehren können, denn es ist das einzige Mittel, um künstlich das zu erzielen, was

---

*) Vgl. die Abhandlung über seine erste „Studie“ Histor.-polit. Blätter Bd. 41. S. 59 ff.

in andern Ländern Resultat der Geschichte ist. Adel, Bürger- und Bauernstand ist in Rußland nur mehr Material, das thätige Element, welches Leben in die asiatische Indolenz bringt, ist die militärisch-bureaukratische Verwaltungs-Maschine." *) So denkt auch Hr. Herzen in London; und daß sich dann über kurz oder lang der demokratisch-socialistische Geist zum Maschinenmeister aufwerfen wird, darum ist ihm nicht bange. Schwer ist nur der erste Schritt.

Auch wir, hat jüngst ein Correspondent aus Rußland geschrieben, werden einen „verstärkten Reichsrath" haben, man mag wollen oder nicht! Würde aber eine solche Institution bei den russischen Zuständen, in welchen noch keinerlei Recht und Gesetz begründet ist, nicht ungleich mehr bedeuten als die bloße Aenderung des autokratischen Systems? Wohl sagt Fürst Dolgorukow: der eigentliche Herr in Rußland sei die Bureaukratie, die den Czar von allen Seiten betrüge und ihn hinter der asiatischen Hofetikette versteckt wie im Traum dahin leben lasse. Aber sie hat dem Czarthum doch seinen Nimbus belassen. Muß der einmal fallen, so existirt absolut keine Autorität mehr im Reich; und ist man genöthigt am Haupte zu „reformiren", ehe noch den Gliedern Recht und Gesetz eingepflanzt seyn wird, dann dürfte ein kurzer Sprung aus einem Reichsrath in den Convent nur allzusehr in der Natur der Sache liegen!

---

*) Magazin für die Literatur des Auslands vom 6. Juni 1860.

XXVIII.

Herzog Georg der Bärtige von Sachsen und die Reformation.

IV.

Im Jahre 1525 finden wir Georg mit den verbündeten Fürsten, Landgraf Philipp von Hessen und Kurfürst Friedrich von Sachsen, auf dem Zuge gegen die aufständischen Bauern in Thüringen, gegen Münzer und seine Anhänger. Lange vorher hatte Georg diese tragische Entwicklung der Dinge vorausgesehen. „Was hat doch", schreibt er bereits im Jahre 1523 an König Heinrich VIII. von England, „was hat doch, um nichts härteres von ihm zu sagen, Luthers Geist mit dem Geiste Christi gemein? Christus preist überall die Sanftmuth und Geduld an, Luther aber streuet, außerdem daß er dem Jähzorn, der Lästerung und dergleichen Affekten den Zügel schießen läßt, auch einen Samen von Widerspenstigkeit und Aufruhr unter dem Pöbel aus" *).

Jetzt im J. 1525 war die furchtbare Empörung ausgebrochen, welche den Boden des deutschen Vaterlandes mit

*) Luthers Werke, Walch. XIX. 465.

Blut bedeckte. Unter denjenigen Zeitgenossen, welche entschieden und mit Beharrlichkeit Luthers Auftreten als die Ursache des Bauernkrieges angaben, ist Herzog Georg ohne allen Zweifel als einer der wichtigsten Zeugen zu betrachten, da nicht leicht ein Fürst des deutschen Reiches so vom Anfange an und mit solcher Aufmerksamkeit, wie er, die lutherische Bewegung verfolgt hatte. Während er mit dem Landgrafen Philipp über die gemeinsam zu treffenden Maßregeln berieth, schrieb er diesem: „die Prediger hatten das lutherische Evangelium so lauter und klar gepredigt, daß man es hätte greifen mögen, daß es die Früchte, so jetzundt vor Augen seien, bringen muß." Gerne hätte Georg den Landgrafen schon länger zu gemeinschaftlicher Gegenwehr eingeladen; „dieweil wir aber aus vorigem, Ew. Liebden Schreiben vermerkt, daß E. L. in dasselbig Evangelium so fast verflyssen, daß E. L. auch nicht wohl hat leiden mögen, daß wir mit Worten oder Werken dawider thäten, so haben wir am besten unterlassen." Leider sei es soweit gekommen im Reich, daß nun viele weder die Regierung des Papstes noch des Kaisers weder in geistlichen noch in weltlichen Dingen leiden könnten, sondern sich selbst so geschickt fänden, daß sie regieren wollten. „So wird Gott über uns verhängen, daß wir von ausgelaufenen Mönchen und irrigen Bauern regiert werden." „Darum aber wollen wir Ewer Lieb nicht bergen, daß uns je so groß als Ewer Liebden Noth sein will, auf diese Sachen Achtung zu geben, und sonderlich, weil wir Gott Lob! dieser Sachen allweg entgegen gewest, ist zu besorgen, daß uns und den unsern möcht nachgetracht werden. Und halten es dafür, wo die armen Leute nicht auf Meineid und Beschädigung des Nächsten geführt, es würde Aufruhr wohl verbleiben. Deßhalb unser freundlich Bitt ist, Ewer Lieb wolle uns den Vater*) und Freund

*) Georg war der Schwiegervater Philipps von Hessen.

das nicht entgelten lassen, ob wir dem lutherischen Evangelium nicht anhangen und nicht gern sehen, was man gelobt und schwöret, daß man dasselbige nicht hält, es sei von Gott oder von Menschen gesetzt, und uns hilflich und beiständig sein, wie Ewer Lieb im gleichen Falle von uns gern haben wollt." *)

Auch später noch, ja bis zu seinem Ende bleibt Georg fest und entschieden auf seinem Satze, Luther sei der moralische Urheber des Bauernaufruhrs. Noch in einem Briefe vom J. 1528 an seinen Schwiegersohn, den Landgrafen Philipp von Hessen, hält er ihn aufrecht. Das nämliche bemerkt er dort, was die Aufrührer gesagt, das werde auch von den Lutherischen behauptet. Was sei denn überhaupt der Aufrührer Art und Weise gewesen? Sie hätten Papst und Geistlichkeit, Kaiser und König, alle Fürsten und Obrigkeit verachtet. Luther habe gesagt, man solle die Hände waschen in der Geistlichen Blute, habe den Kaiser ein Kind, einen Maulaffen gescholten, alle Obrigkeit müsse untergehen; die welche es von ihm gehört, hätten dem armen einfältigen Manne weiß gemacht, Jeder sei ein König. Die Aufrührer dürsteten nach geistlichem Gute, die Lutherischen hätten auch die Klöster genommen; die Aufrührer hätten den Adel und die Obrigkeit verdrückt, das sei bei den Lutherischen auch zu besorgen; die Bauern und Aufrührer hätten ihre Eide nicht gehalten, dasselbe thäten die Lutherischen. Daraus, schließt Georg, „könnet Ihr erkennen, wie gleich ein Aufrührer und ein Lutherischer sei." **)

---

*) Rommel, Gesch. von Hessen. III. 1. S. 222, Anm. 30.

**) v. Langenn, Christoph von Carlowitz. S. 38. In seinem Antwortschreiben an Luther vom 28. Dec. 1525 sagt der Herzog lakonisch: „Du giebst ihm (dem Evangelio) wahrlich einen rechten Namen, daß du es unter der Bank hervorgezogen; es sollt wohl

Bei Frankenhausen geschah der Hauptschlag gegen die aufrührerischen Bauern Thüringens. Münzer wurde gefangen und zum Tode verurtheilt. Als man ihn zur Richtstätte führte, sprach Herzog Georg, dem es auch um das Seelenheil der Verirrten zu thun war: „Münzer, laß dir auch das leid seyn, daß du deinen Orden verlassen und daß du die Kappen ausgezogen und ein Weib genommen hast." Der Landgraf, heftig erschrocken über eine solche Auffassung, welche, wenn sie durchdrang, auf einmal allen Säkularisationsgelüsten der Fürsten ein Ende machen mußte, fuhr heftig dazwischen: „Nein Münzer! laß dir das nicht leid seyn, sondern laß dir das leid seyn, daß du die aufrührerischen Leute gemacht hast"*). Natürlich, der Kirche den Gehorsam aufzusagen, war gut und löblich, aber Sr. fürstl. Gnaden ungehorsam zu seyn, überaus verdammlich.

Auch hier in dieser Rede des Herzogs zeigt es sich wieder in charakteristischer Weise, daß ihn bei apostasirten Geistlichen nicht bloß der Abfall vom Glauben, sondern speciell noch der Bruch des gegebenen Wortes, der Gelübde u. s. w. besonders anwiderte. Er hielt solche Leute für Treubrüchige**), denen schon um dieses Umstandes willen in keiner Weise mehr zu glauben sei. Man kann hiegegen geltend machen, der Herzog habe zu wenig Rücksicht genommen auf die subjektive religiöse Ueberzeugung der Betreffenden, eine Ueberzeugung,

---

gut sein, es läge noch darunter. Denn bringst du noch ein solches hervor, so werden wir keinen Bauer behalten". Luthers WW. Walch. XIX. 616.

*) Rommel a. a. O. S. 223.

**) In seinem Briefe an den Fürsten von Anhalt sagt er: „Etliche, so dem Luther anhangen, wollen weder Eide, Gelübde, Siegel noch Brief halten, wollen also ihren Lehrern gleich seyn". Siehe Georg's, Fürsten von Anhalt Werke S. 397b.

vor welcher die Trennung vom Ordensverbande offenbar nicht als Wortbruch erscheinen könne. Allein dem Herzog schien es unmöglich, daß bei solchen Abgefallenen wirkliche Ueberzeugung, bona fides angenommen werde könne. Er dachte sich einfach die Sache so: ist die Wahl nur zwischen Luther, einer einzelnen Person, und der allgemeinen christlichen Kirche gestattet, so kann sich bloß ein unredliches Gemüth für den ersteren entscheiden; es ist also bei einsichtsvollen, gebildeten Leuten ein Abfall in gutem Glauben schlechterdings nicht anzunehmen. „Du erinnerst uns," schreibt er im J. 1525 an Luther*), „des Todes, deß wir gewiß sind: wie wollt es gehen, wenn wir dein Evangelium annähmen und stürben? Möcht nicht Gott sprechen: wo her mit dem, der ein neu Evangelium mit so viel bösen Früchten mit sich bringet? Hab ich dir nicht gesagt: du sollt den Baum an seinen Früchten erkennen, Math. 12, 33? Wenn wir sagten: Luther sprach, es wäre das Evangelium das unter der Bank lag, und Gott spräche: dir hat aber die christliche Kirche anders gesagt, weil du denn alle Tage sagest, du gläubest an die christliche Kirche; warum glaubst du Luthern, und der Kirche nicht? Mein Luther behalt du dein Evangelium, das du unter der Bank hervorgezogen hast, wir wollen bei dem Evangelio Christi bleiben, wie das die christliche Kirche angenommen hat und hält; da soll uns Gott helfen".

Etwa zehn Jahre später führt Georg noch die nämliche starke Sprache über die bösen Früchte des neuen Evangeliums. Das Document, welches uns dieselbe wiedergibt, ist zu interessant, um nicht hier etwas näher von uns berücksichtigt zu werden, da es uns, wie nicht leicht ein anderes, einen Einblick in die innerste Gesinnung des Herzogs gestattet und

---

*) Luthers Werke, Walch XIX. 616.

deutlich beweist, wie es ihm nicht bloß eine Sache der Staats-Klugheit, sondern eine wahre Herzensangelegenheit war, die ihm Nahestehenden und Verbündeten, namentlich auch unter den Fürsten, bei der katholischen Religion zu erhalten. Unter Herzog Georg verlebte die letzten Jahre ihres Wittwenstandes zu Dresden im Jungfrauen-Kloster eine deutsche Fürstin, die durch ihr frommes Beispiel an die schönsten Zeiten der Kirche, an jene heilige Fürstin erinnert, durch welche die Blüthezeit des Mittelalters so ausgezeichnet ist. Margaretha, Wittwe des Fürsten Ernst von Anhalt, eine geborne Herzogin von Münsterberg, war eine treffliche Frau, „von der (wie noch der lutherische Camerarius erzählt) Jedermann viel schöner trefflicher Tugenden zu sagen weiß". Für ihre Privatandacht hatte die Fürstin, „ein edle Perlein des Anhaltischen Hauses", selbst die Tagzeiten vom Leiden Christi in Reimen gefaßt und drucken lassen. Sie pflegte dieselben mit ihren Jungfrauen zu den bestimmten canonischen Stunden abzusingen. Sie beginnen jedesmal mit dem Verse:

„Herr Gott zu meiner Hilf gedenk, thu mir deiner Hilfe Schein,
Daß ich mög betrachten das Leiden des Sohnes dein
Das er gelitten hat zur Vesper-Stunden,
Damit er uns hat von Sünden entbunden" *).

Solche Dinge trieben die Leute, selbst hohe Fürstinen, noch in den verrufenen papistischen Zeiten. So hat denn auch Fürstin Margaretha, da sie an's Sterben kam, ihren Vetter Herzog Georg treu und fleißig gebeten, er möchte ihren Söhnen, die alle noch in ziemlich jungen Jahren sich befanden, mit seinem väterlich weisen Rathe sich nicht entziehen und insbesondere dafür sorgen, daß sie nicht durch verführerische Lehre vom katholischen Glauben abgeführt würden. Nur zu bald hatte

*) Fürst Georgen zu Anhalt Werke S. 118 ff.

Georg Veranlassung, seine dießfallsige Zusage zu erfüllen. Bald vernahm er, daß die fürstlichen Brüder zu Zerbst einen Prediger, Namens Hausmann, eingethan hätten, den Georg seiner lutherischen Ansichten wegen selbst von seiner Hofkanzel entfernt hatte, der hierauf nach Zwickau gegangen und dort das katholische Kirchenwesen hatte umstürzen helfen. Insbesondere hatte sich Fürst Georg von Anhalt, der erst 23 jährige Dompropst von Magdeburg, für die lutherischen Ansichten, deren Tragweite er, wie seine Schriften bezeugen, nicht zu beurtheilen verstand, gewinnen lassen.

Herzog Georg beschied deßhalb den an seinem Hofe zu Dresden weilenden Fürsten Joachim von Anhalt zu sich nach Leipzig. Nach der Abend-Mahlzeit behielt er den jungen Fürsten bei sich in seinem Gemache zu vertrauter Besprechung. Er erinnerte denselben zuerst an seine „liebe Frau Mutter, seliger Gedächtniß, welche seine (Georg's) nahe verwandte Freundin gewest und sich allezeit viel Förderung und Freundschaft zu ihm versehen hätte". Und nachdem nun (so berichtet Fürst Joachim an seinen Bruder Georg die Rede des Herzogs) „Ihr Gnad aus demselbigen freundlichen Vertrauen, so sie zu S. L. getragen, da sie bei seiner Lieb eines zu Leipzig im Jungfrauen-Kloster gewesen, unter andern deß gebeten, ob der Allmächtige über Ihr Gnad gebieten würde, uns als ihre Söhne in freundlichem Schutz und Befehl in unserem Anliegen zu haben und fleißig daran zu seyn, daß wir durch keine verführerische Lehr von Einigkeit der heiligen christlichen Kirchen möchten abgeleit oder geführt werden, welches denn J. G. (der Herzog Georg) freundlich zugesagt und wäre deßhalb S. L. freundlich Bitt, was er mit mir reden würde, dasselbig dermaßen auf die Zusag meiner Frauen Mutter gethan, nicht anders von ihm, denn freundlich und wohlmeinlich vermerken". Die Rede des Herzogs aber ging darauf, die jungen Fürsten auf die traurigen Folgen eines Abfalls von der Kirche auf-

merksam zu machen. Möchten sie doch, sagte er, bei der Ordnung der christlichen Kirche bleiben, wie ihre liebe Frau Mutter; „und wo wir das thäten“, schreibt der Angeredete weiter, „würde es uns in Allem glückselig ergehen, wo wir uns aber würden abreißen lassen, würden wir aus dem Gedeih, da wir innen wären, wieder in die Ungedeyh kommen und gerathen, denn er alleweg dieselbige, so sich der neuen Lehr hätten anhängig gemacht, nie hätte gedeihen, sondern in Verderb und Armuth fallen sehen. Ob solches vielleicht aus Gottes Straf oder sonst ihre Schuld, ließe er ungesagt“ *). Noch stärker äußert sich der Herzog in seinem Briefe an den Dompropst Georg von Anhalt:

„Nachdem ich das gehört (daß Ewer Lieb den Nic. Hausmann zu einem Prediger eingethan) bin ich wahrlich herzlich erschrocken, denn ich hab alleweg befunden, daß aus dem Bienstock nichts anders, denn vergift Honig fleußt. Und hett mich ganz versehen, wo Ewer Lieb hett die christlich Wahrheit oder das Evangelium lernen wollen, E. L. hette es nicht in des Luthers Schule lernen dörfen, nachdem von seiner verdammten ketzerischen Lehr nicht mehr denn Aufruhr und Verderben vieler Seelen und Menschen erwachsen und täglich mit Morden sein Evangelium hat gerumoret, daß viel tausend Menschen darumb todt blieben, die noch lebeten, wo er sie nicht dazu gereizt. Dieweil er denn solche Lehre hat ausgeben und gelernt, kann man wohl abnehmen, was seine Jünger thun müssen, denn das Faß schmeckt allewege nach dem, was man darein geußt. Ich werde auch bericht, Ewer Lieb die hab euren Zuchtmeister Magister Forchheim gen Wittenberg zu lernen verordnet; das gemahnt mich auch gleich, als do Judas beichten wollt und ging zu Annas und Kaiphas; wie die Beichtväter waren so war auch die Absolution. Ist zu besorgen, es möcht E. L. auch so gelingen, und nichts Gewisseres, denn daß

---

*) Fürst Georgen zu Anhalt WW. S. 324b.

aus einem Zweifler ein verdammter Ketzer wird, der denn Ewer Lieb und die Euern auch den Weg führt, das mir getreulich leid wäre. Und kann mich nicht genug verwundern, daß E. L. sich dahin führen läßt, dermaßen mit verbannten Ketzern Gemeinschaft zu haben. Besorgt E. L. nicht, daß Leute seyn möchten, die nach Euern Lehen und Prälaturen trachten und gegen E. L. mit Gewalt vorgehen möchten? So können E. L. wohl denken, was hieraus folget, und wollt denn solchen Aufruhrs niemand Ursach sein, wie vor auch von den Abtrünnigen gesehen (worden); wenn sie das Spiel eingeführt, dann wollen sie der That unschuldig seyn . . . was aber für Eintracht solche Zwiespältigkeit in eurer Herrschaft geben wird, sollt E. L. bei andern ein Exempel nehmen. Und ist hierum mein ganz freundlich Bitt, E. L. wolle bedenken Euer Herkommen, daß Ihr von frommen, christlichen Eltern geboren, Euern Stand, daß Ihr ein Glied seid, der da soll die Ordnung christlicher Kirchen helfen erhalten, Ew. L. wolle bedenken Euer Seele Heil und Seligkeit und sich nicht an verdammte und verbannte Ketzer lehnen; denn so sie blind sind, mögen sie E. L. noch niemand den rechten Weg führen. Und wollt bedenken, dieweil der Ursprung dieses Argen aus wahrem Neid und Haß, so Luther wider Päpstliche Heiligkeit gefaßt und alle Geistlichkeit, daß es keinen guten Grund hat. Denn E. L. wissen, daß aus Neid des Teufels der Tod in die Welt kommen. E. L. wolle diese Luther-Jünger fliehen, von euch treiben, denn wahrlich da ist kein Grund, denn nur Zerstörung aller Ehrbarkeit *).

Georg ließ es auch ferner an Ermahnungen gegen den abtrünnigen Fürsten nicht fehlen. Wie schön ist nicht seine Hinweisung auf den Gehorsam, den man der christlichen Kirche schulde! „Und will E. L. ein Gleichniß anzeigen. Barnabas und Paulus waren zu Antiochia, da die Irrung (wegen) der

---

*) Georgs Briefe sind ebenfalls in den Werken des Fürsten G. von Anhalt zu finden S. 327 ff.

Beschneidung vorfiel. Ich zweifel nicht, Paulus, der seine Kunst im dritten Himmel gelernt, er hette wohl wissen zu determiniren und auszusagen, daß die Beschneidung der Heiden nicht noth wäre; er hatte aber den Geist der Demuth und wollt als ein gehorsamer (Sohn) der Kirchen nicht von sich selber aus seinem Gutdünken schließen, sondern zog gegen Hierusalem, hörte da die Säulen der Kirchen, Jacobum, Petrum und Johannem, auch andre Prelaten allda versammelt. Mit denen schloß er, auf daß man ihm nicht zumeß, daß er aus seinem Kopf beschlossen. Also hielte ich dafür, sollte noch gut seyn, die so hoch auf Paulus Schrift pochen, auch also thäten, sich vom Brauch der Kirchen nicht wenden, es würde denn durch einen gemeinen Schluß also erkläret. Denn ein jeglich Sonderheit ist verdächtig und bringet den Teufel der Hoffart mit sich. Darumb ist in Rechten auch beschlossen, daß man kein Orden soll approbiren, er sei denn durch die Kirchen bestätigt" *). Auch hier kommt Georg auf seinen oft wiederholten Satz zurück: „Es läugnet Niemand, daß viel Mißbräuche seien in der Kirchen, wie allweg gewest. Es ist aber darumb der geistlich Stand und zuvor das Bapstthum, das Gott St. Peter und seinen Nachkommen befohlen, nicht zu lassen".

Bezeichnend für Georg's Gesinnung und Charakter ist auch sein Briefwechsel mit Erasmus. Obschon er den berühmten Gelehrten auf jede Weise auszeichnet und fördert, besonders seitdem er gegen Luther aufgetreten, erspart er ihm dennoch keineswegs die ernste Strafrede, die er seines Erachtens wegen seines schwachmüthigen Zauderns in der ersten Periode der Reformation verdient hat.

„Wäre Dir doch", schreibt er ihm, „durch Gottes Gnade schon vor drei Jahren der Entschluß gekommen, Dich von der

*) A. a. O. S. 397 ff.

lutherischen Faktion zu trennen und durch öffentliche Schrift kund zu geben, daß du nichts mit ihm gemein habest — wie viel leichter wäre es damals gewesen, den noch glimmenden Brand zu ersticken! Ja um die Wahrheit zu sagen: daß jetzt ein so schreckliches Feuer daraus geworden, ist hauptsächlich Deine Schuld; wärest Du damals als noch Wenige von diesem Uebel ergriffen waren, also gegen Luther aufgetreten und hättest ernstlichen Kampf gegen ihn begonnen, so wären wir jetzt nicht in so großen Nöthen. Da du aber bisher nur so gegen ihn kämpftest, daß du ihm niemals offenen Krieg ansagtest, sondern immer nur in versteckter Weise auf ihn anspieltest und zwar so schonend als möglich, um ihn ja nicht hart zu treffen, so hat sich unter den Leuten eine ganz verschiedene Meinung über dich gebildet. Ein Theil hielt dich für Luthers Feind, ein anderer behauptete, du spieltest mit ihm unter der Decke, öffentlich heuchlest du Meinungsverschiedenheit von ihm, während du innerlich mit ihm übereinstimmest. Willst du diese letztere Meinung widerlegen, so ist dringend nothwendig, daß du sobald als möglich deine wahre Gesinnung offenbarest und endlich offen gegen Luthern auftretest, um deine wahre Ansicht der Welt zu zeigen, auf der andern Seite auch die Kirche gegen die verabscheuungswürdigste Häresie vertheidigest*).

*) Erasmi epp. p 800.

XXIX.

Historische Novitäten.

I. Geschichte des bayerischen Herzogs Wilhelm V. des Frommen Quellen und Urkunden dargestellt. Ein Beitrag zur vater schen Geschichte von Dr. Fr. A. Wilhelm Schreiber. chen, Stahl 1860.

Ein stattliches Buch, mit großem Fleiß und Geschick und anziehend geschrieben. Es ist zu wünschen, daß na lich die bayerischen Katholiken sich desselben annehmen m denn von anderer Seite her wird es dem Hrn. Verfass schlimm als möglich ergehen. Sein Vergehen liegt offe daß er „Partei genommen hat", und zwar ohne alles Hehl vom ersten Absatz an. Dieß ist nun allerdings in den A unserer geschichtschreiberischen Monopolisten an und für noch nicht vom Uebel, da sie vielmehr selber lehren, daß deutsche Historiker nothwendig Partei ergreifen müsse. sie meinen damit ganz und gar nur ihre eigene, die nannte „nationale" Partei; es ist hingegen völlig uner und strafbar, in so altfränkischen Ideen befangen zu seyn Hr. Schreiber, und sie noch dazu nicht ohne eine gewisse mosität zu vertreten. Also fiat justitia!

Hätte der Verfasser nach dem allein gültigen K gearbeitet, daß das Unglück Deutschlands nicht in der

gionsspaltung, sondern darin bestehe, daß nicht alle deutschen Fürsten und Herren sich der neuen Lehre in die Arme geworfen haben, wodurch sich dann die deutsche Einheit unter einem preußischen Kaiserthum ganz von selbst gemacht haben würde — hätte sich der Verfasser dieser sonnenklaren Einsicht nicht hartnäckig verschlossen, so würde sein Werk ganz anders ausgefallen seyn. Jedermann würde dann aus dem Buche lernen, daß es auf dem ganzen Gebiet der deutschen Geschichte kaum einen unzweckmäßigeren Menschen gegeben als den gedachten Herzog Wilhelm von Bayern. Denn darüber werden alle Parteien mit Hrn. Schreiber einig seyn, daß die deutschen Katholiken die Erhaltung ihres Glaubens im Reich nächst Gott den drei Bayern-Herzogen zu danken haben, indem der große Kurfürst im folgenden Jahrhundert erst auf den Schultern Wilhelms V. und seiner beiden Vorfahrer aufgestiegen ist.

In Oesterreich hatte der Druck der protestantischen Landherren schon alles Katholische eingeschüchtert und helotisirt, so daß sich kaum mehr ein freies Wort hervorwagen durfte. Als bezeichnend für diese Zustände wiederholt Hr. Schreiber unter Anderm die Geschichte der berühmten Schrift „De autonomia, das ist von Freistellung mehrerlei Religion und Glauben". Der kaiserliche Sekretär Andreas Erstenberger in Wien hatte sie verfaßt, aber er hielt das Manuscript unter tiefstem Geheimniß, und nur unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit kam es in die Hände des bayerischen Gesandten am Wiener Hofe und durch ihn an Herzog Wilhelm. Der Herzog wünschte das Werk drucken zu lassen, aber Erstenberger zögerte lange mit seiner Einwilligung, weil er die nicht unbegründete Furcht hatte, daß er von den Reichsständen, welche aus mehreren Stellen des Buches auf ihn als Autor schließen könnten, „seines Amts mit Infamie entsetzt werden würde". Erst im Jahre 1586 willigte er ein, daß seine Schrift zu München unter dem Namen des bekannten

Juristen Franz Burkhard, welcher zwei Jahre vorher als kurkölnischer Geheimrath in Bonn gestorben war, gedruckt wurde. Unseres Wissens hat erst Baron von Aretin in seiner leider nicht fortgesetzten Geschichte Maximilians I. von Bayern den wahren Verfasser der Autonomia entdeckt.

Wer unter solchen Umständen das Banner des alten Glaubens hochhielt, der konnte nicht ein zwar frommer aber schwacher Fürst seyn, für welchen man Wilhelm V. in der Regel ansieht. Ein wichtigeres politisches Ereigniß kam zwar unter seiner Regierung außer dem berühmten Kölner-Streit nicht vor; aber eben hier handelte es sich nicht nur um die Calvinisirung des Erzstuhls Köln, sondern um den Verlust aller hohen Stifte Mitteldeutschlands an den Protestantismus, und ohne den Bayer wäre derselbe aller menschlichen Berechnung nach wirklich eingetreten. Freilich war dabei auch der dringende Vortheil des bayerischen Hauses im Spiel, denn die Kölner Kur blieb seitdem eine Art Secundogenitur der wittelsbachischen Prinzen, und Wilhelms Bruder besaß zudem, nicht ohne schwere Bekümmerniß des Papstes, auch noch die Infeln von Freising, Hildesheim und Münster. Man darf aber nicht vergessen, daß die neue Lehre den Abfall der Bayern noch glänzender bezahlt haben würde, und daß es für die altgläubigen Dynastien bei den damaligen Reichszuständen kein anderes Mittel gab, ihre eigene Existenz zu sichern, als ihre möglichste Verstärkung auf den geistlichen Stühlen. War ja die Kirche in Deutschland vor ihren Oberhirten selber nicht immer sicher; und wenn Wilhelm bei den Verhandlungen zu dem Concordat vom 5. Sept. 1583 die bayerischen Bischöfe vor dem Papste der traurigsten Indifferenz und Nachlässigkeit gegen die Fortschritte der Häresie anklagte, so war dieß mehr als ein bloßer Vorwand für cäsaropapistische Gelüste. Wilhelm V. war ein heiligmäßiger Christ auf dem Fürstenstuhle, dessen Privatleben, wie es von Hrn. Schreiber geschildert wird, jedes unverdorbene Herz mit Rührung erfüllen muß;

ebenso waren sein großer Sohn wie sein Vater und Großvater Muster inniger Glaubenstreue und sittlichen Ernstes; wenn sie Rechte und Vorzüge in geistlichen Dingen verlangten, so war ihre Absicht rein, sie wollten die Kirche nicht kleiner, sondern größer machen.

Herzog Wilhelm ist ein Fürst des Friedens, ein warmer Freund und großmüthiger Förderer aller Künste und Wissenschaften gewesen, weßhalb auch das Buch des Hrn. Schreiber vorherrschend culturhistorischen Charakter trägt. Er hatte noch einen besondern Grund, die Gelehrten- und Kunstgeschichte des damaligen Bayerns sehr eingehend zu behandeln, in Rücksicht auf die bei feierlicher Gelegenheit diesem Lande in's Gesicht geschleuderte Schmähung: Bayern sei einst ein in wissenschaftlicher Beziehung verkommenes und mit einer chinesischen Mauer umgebenes Gebiet gewesen. Hr. Schreiber behauptet dagegen: in der Zeit Albrecht's V. und Wilhelm's V. habe Bayern in der Pflege der Künste und Wissenschaften ganz Deutschland überragt. Dieß ist allerdings nicht zu viel gesagt. Die unaufhörlichen Finanzklemmen Wilhelms hatten zum guten Theil in seiner übergroßen Freigebigkeit zu Culturzwecken ihren Grund; insbesondere mußte er sich von den Ständen immer wieder vorwerfen lassen, daß er an ausländische Genies in seinen Diensten so viel Geld wegwerfe. Nicht als ob die Landeskinder deßhalb von dem Fürsten zurückgesetzt worden wären; sondern die Stände meinten, daß der Fürst überhaupt auf derlei Leute mehr verwende, als das Land ertragen könne. Als Wilhelm im Jahre 1595 seinen Sohn zum Mitregenten annahm, setzte er, um diesen zu beruhigen, eine Commission zur Ordnung des Staatshaushaltes ein, welche mit voller Freimüthigkeit ihr Urtheil abgeben sollte; mit dem gleichen Freimuth bekannte der Herzog vor der Commission seine eigenen Fehler, er stimmte namentlich selbst bei, daß allerdings mancherlei „unnützes Gesindel" abgeschafft werden

könnte; bezüglich der „Ausländer" äußerte er sich dabei in sehr merkwürdiger Weise:

„Doch kann und soll allzeit ein natürlicher Landesunterthan einem Fremden vorgezogen werden, wie man sich denn auch mit den Unterthanen viel eher behelfen soll, wenn sie sich gleich nicht so viel krümmen und bücken können als andere fremde Nationen. Denn bei den Unterthanen ist viel mehr Liebe und Treue zu hoffen und lassen sich auch leichter mit geringen Besoldungen beschlagen als die Fremden und Ausländer, die nur große Summen Geldes und sonst was Stattliches haben wollen, wie es denn also mit unserm Schaden prakticirt worden. So wird sich auch ein regierender Fürst auf diesem Wege wohlgeneigte, getreue und liebreiche Unterthanen ziehen. . . So bleibt auch Alles, was er auf die Unterthanen verwendet, fein im Lande, dahingegen die Ausländer, sobald sie ihren Beutel gefüllt, das Capital aus dem Lande schicken, und hernach selbst mit dem Uebrigen nachziehen"*).

Als Wilhelm 1598 die Regierung gänzlich niederlegte, war die fürstliche Kammer in so bedenklichem Zustande und die Landschaft so überbürdet, daß die Räthe von einer längern Dauer des Türkenkriegs einen Staatsbankerott besorgten. Schon bei dem ersten Landtag (1579) hatten die Stände dem jungen Fürsten erklärt, wenn er auf seinen Mehrforderungen bestehe, so bleibe ihnen nichts übrig „als mit äußerlichen und innerlichen Augen des Herzens zu weinen". Von da an nahm denn auch das Hadern und Feilschen kein Ende mehr; bei jedem Landtag klagte der Herzog, daß er trotz aller Reduktion seines Haushalts nicht auskommen könne und neue Schulden habe, und jedesmal erwiderten die Stände, daß sie wegen „äußerster Erseigerung des gemeinen Mannes, der ohnedem schon hart am Bettelstabe sei", nicht mehr geben oder Schulden übernehmen könnten. Bis zum schließlichen Compromiß flogen dann Repliken, Dupliken, Tripliken ꝛc. von so ungebundener Heftigkeit

*) Bei Schreiber S. 278.

des Tones hin und her, daß heutzutage Niemand mehr die fürstliche Autorität mit demselben zu reimen wüßte. Hr. Schreiber nimmt, nicht ohne Grund wie es scheint, an, daß der Herzog bei den Ständen weit weniger Hartnäckigkeit erfahren haben würde, wenn er ihnen die neue Lehre freigegeben hätte, welcher auch in Bayern viele Landherren heimlich anhingen. Sicher bildete dieses unfreundliche Verhältniß einen Hauptgrund zur Abdankung des Fürsten.

Ein knapper Haushälter war Wilhelm, wie gesagt, nicht; schon als Erbfolger hatte er gewissen Prälaten ein strenges Mandat zugezogen, worin sein Vater sie mit Absetzung bedrohte, wenn sie dem Prinzen nochmals mit Geschenken oder Anlehen beispringen würden. Indeß ist es auch wahr, daß die allgemeinen Lebensumstände gegen frühere Zeiten sich sehr verändert hatten, und die Einkünfte der herzoglichen Kammer (im Ganzen nicht viel über 300,000 fl.) nicht mehr ausreichend waren, um sowohl das Hofwesen als auch alle Regierungs- und Staatsausgaben zu bestreiten. Nicht nur der Landesherr, auch sein Bruder Herzog Ferdinand, der die schöne Kastnerstochter Maria Pettenbeck geheirathet und sechszehn Kinder mit ihr erzeugt hatte, kam mit immer neuen Schulden an die Stände, und der Mangel verbitterte der frommen Maria sowohl als Frau wie in ihrem Wittwenstande das Leben. Ihre Schicksale und die ihrer Kinder, der „Grafen von Wartenberg“, welche in Bayern eventuell erbberechtigt gewesen wären, beschreibt der Verfasser in einer sorgfältig bearbeiteten Episode.

Hr. Schreiber ist von dem bündigen und eigenthümlich treuherzigen Ton der Sprache aus der Zeit seines Helden sichtlich angezogen und daher bemüht, so viel als möglich ihren Original-Ausdruck seinem Text einzuverleiben, besonders zur Schilderung der Sitten und Gebräuche. Weniger dürften die langathmigen und in endlose Formalitäten gewickelten Urkunden, welche er ihrer ganzen Ausdehnung nach aufnimmt,

im Text selber am Platze seyn; hingegen vermißt man bei manchen Anführungen z. B. aus den wilhelmischen Briefen die Quellenangaben um so mehr, als die Stellen nicht aus der Handschrift geschöpft sind. Zu viel citiren ist vom Uebel, der Verfasser citirt aber soviel wie gar nicht.

Am Schlusse seines Buches würde gewiß jeder Leser sofort nach der Geschichte Maximilian's I. greifen, wenn eine solche in würdiger Weise sich anreihte. Denn die Regierung Wilhelms bietet im Grunde doch nur eine Kette von Räthseln, deren Lösung nicht abzusehen ist, und die der Vater selbst seinem großen Sohne zur Lösung übertragen hat — aus einer Zeit des Friedens in die des furchtbarsten Krieges, den Deutschland bisher gesehen.

II. Geschichte der Familie Schenk von Nydeggen, insbesondere des Kriegsobristen Martin Schenk von Nydeggen. Mit drei Stammtafeln und drei Lithochromien. Köln und Neuß, Schwann. 1860.

Das vorstehend angezeigte genealogische Werk widmet fast die Hälfte seines Umfangs einer sehr interessanten historischen Persönlichkeit, welche in die Zeit des bayerischen Herzogs Wilhelm fällt und vom Geldrischen Lande aus sogar in mittelbarem Bezug zu dem letztern stand. Der gefürchtete Parteigänger Martin Schenk von Nydeggen nannte sich nämlich den „Feldmarschall" des abtrünnigen Kurfürsten Gebhard Truchseß, und er machte, wie Adlzreiter sagt, dem Herzog Ernst von Bayern als Erwähltem von Köln mehr zu schaffen als der Truchseß selbst und sein böser Dämon, der fanatisch calvi-

nische Graf von Neuenar. Das Titelbild zeigt die finstern Züge des entmenschten Kriegsobristen.

Unter dem hohen Adel Deutschlands hat sich in neuester Zeit ein sehr erfreuliches Interesse für die Geschichte überhaupt und die der einzelnen Geschlechter insbesondere bethätigt. Durch die freigebig gespendeten Mittel edler Herren, zum Theil sogar von ihnen selbst verfaßt, ist bereits eine ansehnliche Literatur adelicher Specialgeschichten entstanden, welcher das vorliegende Buch ebenbürtig sich anschließt. Vortrefflich bearbeitet, läßt es uns an Takt und Gesinnung, dem Fachmann an Kenntniß und Genauigkeit nichts zu wünschen übrig, und ist eine um so schätzenswerthere Bereicherung der historischen Literatur als es fast ganz auf handschriftlichem und urkundlichen Material beruht. Seinen Ursprung verdankt das Werk dem Auftrag und großentheils dem reichen Hausarchive des Erbmarschalls Reichsgrafen von Hoensbroech auf Schloß Haag bei Geldern. Der Verfasser hat sich nicht genannt, es wird aber Herr Ferber, Sekretär des Hrn. Grafen, als solcher angegeben. Seine Bescheidenheit wird uns die Nennung des Namens nicht übel nehmen.

Durch das frappante, bis auf das kleinste Datum in's Einzelne gezeichnete Zeitbild des Obristen Martin Schenk hat das Buch eine über die Geldern'schen Grenzen hinausreichende Wichtigkeit für die allgemeine Geschichte. Bisher kannte man mit Sicherheit nicht einmal die Herkunft jenes Mannes, der sich zuerst im Dienst der holländischen Generalstaaten, dann unter spanischer Fahne, sodann abermals als staatischer Söldnerführer, endlich als Truchsessischer Feldmarschall und Ritter der Königin von England — wenn er vom Grafen Leicester nicht gar zum Hosenbandritter gemacht wurde — einen so blutigen Namen erworben hat. Hr. Ferber gibt nun auch über die Ahnen des Mannes vollständige Auskunft, und er gibt sie mit Recht als einen charakteristischen Beitrag zu

dem traurigen Bilde der Zeit, welche man die der Reformation nennt.

Martin war der Urenkel des Derick Schenk von Nydeggen, welcher um 1515 nach dem Tode seiner vier älteren Brüder Herr zu Afferden, Blyenbeck und Walbeck wurde. Die vier Brüder hatten sämmtlich uneheliche Kinder hinterlassen, bis zu der Zahl von fünf und sechs; Derick selbst lebte mit dreien seiner Mägde im Concubinat und zeugte mit der letzten, Alheid Cüsters, acht uneheliche Kinder. Als illegitim lernten diese meistens bürgerliche Gewerbe; da aber der alte wüste Derick auf das Todbette kam, wußten die Söhne eine Trauungscomödie zwischen ihm und ihrer Mutter aufzuführen, und behaupteten sich nach seinem Tode auf Grund des erschlichenen Notariats-Instruments im Besitze der väterlichen Güter. Es entstand ein großer Proceß, der bis vor den Papst und Kaiser kam und vierundzwanzig Jahre lang dauerte; die Bastarde mußten endlich das zerfallende Haus Blyenbeck verlassen und, einst die Besitzer dreier Herrlichkeiten, in Dürftigkeit leben, wo sie von gemeinen Wüstlingen rasch zu vollendeten Strolchen herabsanken. Schon Derick Schenk, der Sohn des ältesten der Bastarde und Vater Martins, versuchte 1559 einen heimlichen Ueberfall auf Schloß Blyenbeck, und im J. 1576 ward es von dem jungen Martin Schenk, der bereits in staatischen Diensten stand, mit einer Compagnie überwiesener Mörder und Wegelagerer, darunter zwei andere Schenken, durch nächtliche Ueberrumpelung erobert. Weil die Staaten mit diesem Streich nicht einverstanden waren, nahm Martin seinen ersten Fahnenwechsel vor und lief zu den Spaniern über. Als er 1585 aus ähnlichen Motiven zu den Staatischen zurückkehrte, war er bereits der berüchtigte Obrist — Meister in unglaublich kühnen Handstreichen, unermüdlich in Strapazen, gewohnt auf dem Pferd zu essen, zu schlafen und gleichsam zu wohnen, des Lachens völlig unkundig, niemals verschwiegener in Geheimnissen, als wenn er sich von Sinnen gesoffen hatte, ein

blutiger Tyrann auch gegen seine Soldaten und dennoch angebetet von denselben, weil er ein uneigennütziger Beutemacher war. Nach langjährigen glücklichen Raubzügen erübrigte seiner Wittwe nur eine Masse Schulden zu bezahlen.

„Was seine Religion betrifft", sagt der staatische Biograph Schenk's, so ist wenig hievon zu sagen, da er sich hierum am wenigsten kümmerte". Aber er schwor den Generalstaaten zweimal seinen Diensteid, „der wahren christlichen reformirten Religion vorzustehen und weiter alles Andere zu thun, was einem frommen und treuen Obersten zusteht". Und als er sich im Januar 1588 mit einer unglaublich unverschämten Schutz-Schrift für Gebhard Truchseß an den kurfürstlichen Collegial-Tag zu Speyer wendete, da sprach er so fromm wie ein Prädikant von des „römischen Antichrists nichtiger Excommunication", die seinen Herrn allein darum von Land und Leuten verdränge, „weil Ihre churfürstliche Gnaden zu unserer wahren apostolischen und in göttlichen biblischen Schriften gegründeten Religion Augsburgischer Confession (!) sich bekennet und nach des allmächtigen Gottes Befelch, aus des heil. Apostels Pauli Rath zur Ehe gegriffen". Gleich darauf begab sich Schenk persönlich zur Königin von England, um für den calvinischen Glaubensbruder Hülfe zu erflehen. Als er aber im nächsten Jahre umkam, setzte ihm der Kriegshistoriker Baudart folgende Grabschrift: ut vixit, ita morixit, sine crux, sine lux, sine deus.

Den 10. August 1589 ertrank Schenk elendiglich in der Waal zu Nymwegen bei einem Ueberfall auf diese katholische Stadt. Die erbitterten Bürger ließen den Leichnam köpfen, viertheilen und die Stücke bei den Thoren an Galgen aufhängen. Als aber Moriz von Nassau zwei Jahre später Nymwegen eroberte, wurden die Gebeine Schenks in der alten Gruft der Herzoge von Geldern vor dem Hochaltare der St. Stephanskirche bestattet.

Wir haben von dieser interessanten Monographie nur dürftige Umrisse angedeutet; das Buch selbst haben wir mit dem Gedanken aus der Hand gelegt, daß es in Deutschland heutzutage zwar schlecht, sehr schlecht steht, aber doch nicht so schlecht, wie es zu andern Zeiten schon gestanden hat.

III. Johannes Nas, Franciskaner und Weihbischof von Brixen (1534 bis 1590). Von P. Johann B. Schöpf. Innsbruck bei Pfaundler 1860.

Es war der verdienstvolle Literatur-Historiker Gödeke, welcher den Helden der vorliegenden Biographie zuerst wieder der Vergessenheit entrissen hat. „Johannes Nas", sagt er im Grundriß ꝛc. I, 385, „soll ein Schneider aus Franken gewesen seyn, der im Barfüßer-Kloster zu München gearbeitet und sich dann der Theologie gewidmet habe. Er wurde Barfüßer und, wie es scheint, Lehrer an der Hochschule zu Ingolstadt. Fischart nennt ihn Suffragan und Weihbischof; Geburts- und Todesjahr sind unbekannt. Seine Gegner, die er durch rücksichtslose Angriffe reizte, gefielen sich darin, ihn seines Handwerks wegen zu schmähen und mehr zu verhöhnen als zu widerlegen. Das Studium seiner in Norddeutschland seltenen Schriften würde auch hier, wie bei Murner ergeben, daß Nasus viel bedeutender war, als die Witzeleien über ihn glauben machen. In manchen seiner Schriften erscheint er, wenn auch nicht Fischart, doch Nigrinus vollkommen gewachsen. Es ist auffallende Vernachlässigung, daß von katholischer Seite diesem Polemiker bisher noch keine Aufmerksamkeit gewidmet wurde".

Diesem Wunsch des protestantischen Gelehrten ist nun

P. Johann Schöpf, Gymnasialprofessor zu Botzen, nachgekommen, und er hat die alte Schuld an seinen hochverdienten Ordensbruder abgetragen. Der Hr. Verfasser, durch seine gediegenen Nachträge zu Schmeller's Wörterbuch in Frommann's Zeitschrift den Fachmännern wohlbekannt, hat hier auf dem Grund sorgfältig durchforschter Quellen, wozu namentlich auch das reichhaltige Provincialarchiv zu Hall gehört, eine der besten Monographien in ihrer Art geliefert. Sein Buch läßt in der Genauigkeit der Daten nichts zu wünschen übrig, es gibt aber auch ein lebenswarmes Bild von dem Manne, der in seinem wechselvollen Leben ebenso eine getreue Abspiegelung seiner erregten Zeit ist, wie in seinen mehr benützten als citirten Schriften.

Johannes Nas war zu Eltmann in Ostfranken am 19, März 1534 geboren. Sein Großvater gleichen Namens war viele Jahre Aeltester im Rath gewesen; sein Vater hieß Valentin, die Mutter Magdalena Schumannin. Der Knabe hütete die Kühe bis zu seinem zwölften Jahre, wo er nach dem nahen Bamberg ging, um das Schneiderhandwerk zu erlernen. Nach überstandener Lehrzeit begab er sich auf Wanderung und arbeitete in mehreren bayerischen Städten, in Nürnberg, Regensburg, München und Augsburg. Am erstern Orte befand er sich in den Jahren 1549 und 50. Hier wie dort hatte er Gelegenheit genug, das Thun und Treiben der Reformatoren kennen zu lernen. Er besuchte ihre Gottesdienste, hörte ihre Predigten und verkehrte viel mit ihnen. In der eigenen Schule seiner nachherigen Gegner hat der vielgeschmähte Polemiker gelernt. Ihre mit Wort und That verkündete neue Lehre riß ihn hin; er bekennt später selbst, daß er mit Lust und Liebe protestantische Lieder gesungen, und er erinnerte sich wohl, wie die Lutheraner damals „ihre Offenmeß auf's scheinbarlichst gehalten, auch mit der Orgel darein gebärelt haben". Die unausgesetzten Schmähpredigten der Prädikanten machten auf das

arglose Gemüth des jungen Schneidergesellen bald einen so tiefen Eindruck, daß er nach Steinen gesucht hätte, wenn ihm nach einer solchen Predigt ein katholischer Priester oder Bischof begegnet wäre. Die verführerischen Beispiele, die schamlosen Bilder und Reden brachten ihn so weit, daß er mit wahrer Wollust die rasendsten Schmähungen gegen die Kirche las und sich der Sterndeuterei ergab. Er stand am Abgrunde, ein Schritt und es war um ihn geschehen. Da ging im J. 1552 plötzlich eine wunderbare Veränderung in ihm vor. Der Zufall spielte ihm in München das goldene Büchlein von der Nachfolge Christi in die Hände, sein Herz öffnete sich der göttlichen Gnade, und er beschloß sich der verkehrten Welt für immer zu entziehen. Er trat in den Orden der Barfüßer ein, und schon am 5. August 1553 legte der Noviz die Ordensgelübde ab.

Bruder Nas arbeitete im Kloster als Schneider, worüber seine nachherigen Gegner, insbesondere Fischart, Nigrinus und Osiander ihre groben Späße nicht sparten, während er sein ehrliches Handwerk in so hohen Ehren behielt, daß er die Scheere später auch in sein bischöfliches Wappen aufnahm. Während nämlich der junge Klosterbruder schneiderte, erwachte in ihm ein gewaltiger Wissensdrang. Er begann lateinisch zu lernen. In stiller Nacht, während Alles im Kloster schlief, studirte er bei der Lampe, die im Dormitorium vor dem Bilde der Gottesmutter brannte, die Grammatik. Bald konnte er zur Lektüre der Klassiker übergehen und den staunenden Obern solche Beweise selbsterworbener Kenntnisse ablegen, daß er in die Zahl der Kleriker aufgenommen wurde, und schon im Herbste 1557 zu Freising die Priesterweihe empfing. Seit dem Jahre 1559 weilte er als Hörer an der Universität Ingolstadt; in seinen Schriften nennt er die Professoren Staphylus, Eisengrein, Frank — sämmtlich Convertiten — mit besonderm Dank als seine Lehrer und Freunde. Am 14. Sept.

1560 wurde er vom Ordenscapitel zu Seflingen zum Conventprediger in Ingolstadt ernannt, was ihn jedoch nicht hinderte, seine Studien eifrigst fortzusetzen, unter Leitung der Jesuiten in Disputationen sich zu üben, die Bibel und die Kirchenväter zu studiren, insbesondere auch noch die griechische und hebräische Sprache zu lernen.

Nas wurde bald ein berühmter Prediger; der unerschrockene Muth und die volksthümliche Kraft seiner inhaltreichen Reden thaten mächtige Wirkung, nicht nur bei den Katholischen; die Häresie war nämlich fast bis an die Thore Ingolstadts vorgedrungen. „Wie viel", schrieb er im Jan. 1573 in einem vertraulichen Briefe, „hat Gott durch mich zu Minichen und Yngolstatt vom ketzerthumb zur catholischen Kirchen bracht! So waiß ich, daß so oft der Dr. Canisius zu Straubing einen Menschen bekhert, daß Gott durch mich geringen werckzeig allwegen hundert bekehrt hat, also daß Ir etlich tausend ad unitatem khomen sein". Nas predigte auch auf seinen Sammelreisen weit auf dem Lande herum, und machte hier manche Erfahrung über das Glück des bethörten Landvolks unter dem „reinen unverfälschten Wort". In dem Maße seiner Erfolge stiegen aber auch die heimlichen Ränke und Verfolgungen gegen ihn; wenn er sogar von meuchelmörderischen Anschlägen gegen sein Leben erzählt, so darf man dieß bei der zügellosen Parteiwuth jener Zeit durchaus nicht für Uebertreibung halten. Um so einen „tollen Mönch" aus dem Wege zu räumen, war in der That jedes Mittel gerecht.

Schon im Jahre 1565 hatte Nas auch seine literarische Polemik begonnen, während seine reich gesegneten Missions-Reisen 1567 ihren umfangreichen Anfang nahmen. Der Cardinal Bischof Otto von Augsburg hatte damals den berufenen Franciskaner zur Provincial-Synode nach Dillingen eingeladen, wo der Bischof von Würzburg ihn hinwiederum zur Mission nach Franken einlud. Nas erzählt, welche Freude er

empfand, als er an St. Peter und Paul 1569 auf dem Frauenberge zu Würzburg die erste Messe feierte und predigte. Bei einem Besuche in seinem Heimathorte erlebte er den Schmerz, das Lutherthum inzwischen dort eingerissen zu sehen. Schon vorher hatte er in Ulm, Bruck an der Ammer und München längere Zeit als Missionär gewirkt, zu diesem Zwecke auch ein eigenes katholisches Handbüchlein drucken lassen.

Zu der polemischen Schriftstellerei Nasens hat der Neuburburger Hofprediger Rauscher durch sein Buch: „Hundert auserwählte große unverschämte feist wohlgemästete und erstunkene Papistische Lugen und Wunderlegenden“ im J. 1562 den Anstoß gegeben. Nas setzte dieser wüthenden Schmähschrift die erste seiner berühmten Centurien („Antipapistisch Eins und hundert“, Ingolstadt 1565) entgegen, ohne Angabe seines Namens. Die zweite Centurie, „das andere Hundert der evangelischen Wahrheit“, erschien im J. 1567 und so fort bis 1570 noch drei weitere Centurien, welche insgesammt die Lehren und Thaten der reformatorischen Häupter in derb sarkastischer Weise kritisiren, zum Theil auch gegen Mitlebende persönlich gerichtet sind, wie insbesondere gegen Heshus, Andreä, Spangenberg und Lukas Osiander. Alle diese Theologen gaben heftige Gegenschriften heraus, zudem fielen auch Nigrinus, einer der zottigsten Kampfhähne des Jahrhunderts, und der wegen seiner Satyren in der protestantischen Literärhistorie so hoch gepriesene Fischart über Nas her. Der letztere bekämpfte ihn aber nicht bloß, er plünderte ihn auch. Schon Gödeke bemerkt an diesem Beispiel, daß der große Fischart gewohnt gewesen, fremde Arbeiten zu benutzen und durch verschwenderische Zuthaten zu seinem Eigenthum zu machen; Hr. Schöpf weist zur Evidenz nach, daß Fischart's „Aller Praktik Großmutter, 1572“ die Nas'sche Schrift „Practica practicarum, Ingolstadt 1567“ förmlich ausgeschrieben habe.

Es würde die Grenzen dieser Anzeige überschreiten, wenn wir

hier mit Hrn. Schöpf jedem Schritt und Tritt in dem fernern Leben des vielgeplagten Mannes folgen wollten. Bis 1571 blieb Nas als Guardian des Klosters zu Ingolstadt und Custos der Straßburger Ordensprovinz in Bayern, ging dann zum Generalcapitel nach Rom, von wo er hochgeehrt heimkehrte und als Domprediger in Brixen zurückgehalten wurde, welche Stellung er zeitweise mit der Kanzel der Hofkirche in Innsbruck verwechselte. Auch von hier aus übernahm der unermüdliche Mann noch zwei Missionsreisen nach Augsburg, wie er auch in Tyrol selbst mit der vielfach verbreiteten Häresie, namentlich der Wiedertäuferei zu kämpfen hatte *). Auch an inneren Zerwürfnissen theils in seinem eigenen Orden, theils mit den Jesuiten fehlte es nicht, aus denen jedoch Nas immer ehrenvoll hervorging Seine einfache Lebensweise nach der Regel gab er auch dann nicht auf, als er am 19. Mai 1580 mit dem Titel eines Bischofs von Bellin zum Weihbischof von Brixen erhoben ward, und seinem missionarischen Beruf lag er mit immer gleichem Eifer, aber abnehmenden Kräften ob. Im Mai 1590 von Erzherzog Ferdinand zum Landtag nach Innsbruck berufen, starb er im Kloster daselbst, non aetate longaevus sed laboribus et vigiliis fractus, wie die Ordens-Chronik sagt. Der Erzherzog setzte seinem ehrlichen und geraden Freunde ein schönes Monument.

Der Verfasser gibt ein Verzeichniß von 39 Schriften des P. Nas. Es sind darunter treffliche Predigtwerke, aber das polemische Element überwiegt. Mit dem größten Nachdruck hat Nas bis zuletzt insbesondere gegen die Lehre vom Allein-Glauben gestritten; er glaubte endlich zu erkennen, daß der Einfluß dieses Irrthums auch die Rechtgläubigen ergreife, weßhalb auch sie immer ärger und verkehrter würden. Dem

*) Vgl. die interessante Schrift „Ein Beitrag zur Geschichte der Wiedertäufer in Tyrol von Johann von Kripp“. Innsbruck 1857.

heutigen Geschmack können die Nasischen Streitschriften freilich nicht mehr zusagen; Eines aber läßt sich ihnen nicht absprechen: sie belegen alle ihre Behauptungen mit Stellen aus den reformatorischen Schriften selber und sie beweisen hierin eine so ungemeine Belesenheit und Verlässigkeit, daß sie heute noch einen sehr schätzbaren Behelf abgeben können.

XXX.

Spanische Romane.

Fernan Caballero's Werke in deutscher Uebersetzung von Lemcke, Ferd. Wolf und Clarus, verlegt bei Ferd. Schöningh in Paderborn.

(Aus sehr verehrter geistlicher Feder.)

Der verderbliche Einfluß der unzähligen vom Ausland, namentlich aus Frankreich importirten religions- und sittenfeindlichen Romane ist schon oft genug beklagt worden. Man denke, um nur ein Beispiel herauszugreifen, sich in die Zeit zurück, wo der verschollene Eugen Sue seine Geheimnisse von Paris schrieb. Vierzehn deutsche Verleger rangen um den Preis der wohlfeilsten und anziehendsten Uebersetzung, und alle vierzehn sind ohne Zweifel gut dabei gefahren. Eine unglaubliche Aufregung lief damals durch die deutschen Gauen, von den kostbarsten Salons bis zu den Nähtischen und Kramläden herab, und was war es? — eine Kloakenüberschwemmung, von dem famosen sybaritischen Franzosen an der Seine durch vierzehn deutsche Canäle in die deutsche Nation abgeleitet.

Vieles ist in den letzten Jahren geschehen durch Uebersetzungen und durch deutsche Originalwerke, um in katholischen Kreisen jene gefährliche Sorte von Romanen überflüssig zu machen. Die Verbreitung der katholischen Romane Englands in gediegenen deutschen Uebersetzungen verdient alles Lob. Die vlämischen Erzählungen von Conscience haben bei uns viel Beifall gefunden, und der vortreffliche italienische Zeitroman, „Der Jude von Verona“, hat sich durch eine Reihe von Auflagen in Deutschland Bahn gebrochen.

Da taucht nun ein Schriftsteller oder vielmehr eine Schriftstellerin auf bei dem Volke, welches in ganz Europa die glorreichste Tradition besitzt, reich an großen Heiligen und an großen Helden, reich an entsetzlichen Leiden und Nöthen seit dem Untergange seines alten Herrschergeschlechtes (Spaniens Unglück beginnt mit dem Tode des letzten Habsburgers), zertreten und doch noch lebend, sich selbst zerfleischend und doch nicht untergehend, zerrissen und doch noch eine Nation — beim unglücklichen spanischen Volke, für dessen Rettung vor achtzehn Jahren die ganze katholische Christenheit ein Jubiläum hat halten müssen. Caballero ist Spanierin und Katholikin im eminenten Sinne des Wortes. Sie schreibt auch nicht für andere Nationen, für fingerfertige Uebersetzer, sie schreibt für ihr armes eigenes Volk, nicht in düstern Klageliedern, sondern in der freudigen Hoffnung und heißen Sehnsucht, daß ihr armes Vaterland sich emancipiren möge von dem verderblichen, verjährten Einflusse der Engländer und Franzosen, sich regenerire in seiner eigenen, reichen, altkatholischen Kraft. Sie schreibt mit der feinsten Beobachtungsgabe aus dem Leben und für das Leben, mit dem reichsten Apparate von Allem versehen, was die gebildete europäische Welt Bildung nennt. Sie ist zu Hause in den Hütten ihres Landvolkes, besser als Auerbach auf dem Schwarzwalde, Stolz und Kolping in der Volkskunde nicht nachstehend. Zugleich kennt sie die höhern und höchsten Schichten der spanischen Gesellschaft als die Heimath

ihres eigensten Geistes- und Herzenslebens. Sie könnte Kaufmann, Fabrikant, lustiger Student, Deputirter, Voltairianer, Socialist werden, wenn ihr Geschlecht, ihre Gesinnung es zuließen. Darum hat sie denn auch, trotz ihres Hasses aller Revolution, trotz ihrer tiefinnigsten Vorliebe für katholische und conservative Kraft und Charaktergröße bei Männern, Frauen, Jungfrauen das seltene Geschick, daß sie bei ihrem unglücklichen Volke, das von politischen Parteien unterwühlt und zerrissen ist, als Lieblingsschriftstellerin und zwar von allen Parteien gefeiert wird. Es ist das kein schlechtes Zeichen für das arme Spanien. Ihre Polemik gegen alle revolutionäre, antikatholische Verpestung ihres heißgeliebten Volkes ist consequent, aber fein und natürlich, nirgends verletzend; weßhalb auch der deutsche Protestant, der ein klares christliches Auge und ein unbefangenes christliches Herz besitzt, kaum eine Stelle findet, die ihn verletzen könnte. Weil sie aus dem Leben und für das Leben schreibt nach den mannigfaltigsten Beziehungen unserer modernen Zerrissenheit und Auflösung, weil sie als Spanierin für ihr spanisches Volk schreibt, so tritt in manchen ihrer Schriften kaum die Tendenz hervor, ihren Landsleuten Abscheu gegen Alles einzuflößen, was ihren höchsten religiösen, politischen und socialen Interessen Gefahr bringt, dieselben so lange und schrecklich gefährdet hat. Hätte sie nicht Hoffnung und freudigen Muth, so würde sie wohl Klagen eines Juden oder pietistische Seufzerromane, aber keine Elia, keine Lagrimas, keine Möve rc. schreiben können. Sie hätte dann auch keinen so fruchtbaren Boden in ihrem Vaterlande gefunden. Der Spanier seufzt wohl gründlich und kräftig vor dem Beichtstuhle, und wenn er herauskommt; aber sonst ist das Seufzen seine Passion nicht. Theilt er auch nicht selten die düstern Weltanschauungen seines großen, leider so früh verstorbenen Landsmannes Donoso Cortes, der sich in seinen letzten Tagen noch freuete über Caballero's Schriften, so weiß er ein anderes Vaterland

voll Licht und ohne alle Finsterniß, und weiß, daß Kasteiungen und Werke der Barmherzigkeit das Thor dieses Vaterlandes öffnen, was Donoso Cortes bei aller seiner Tragik nicht vergessen und bis zu seinem erbaulichen Tode so reichlich geübt hat. Wer nicht hofft, kann nur verzweifelnd klagen. Und weil die meisten Menschen zur hoffnungslosen Klage zu gut oder zu schlecht sind, über den armseligen Tag bitterer Gegenwart freudig hoffend hinaus- oder in denselben wild vergessend hineinleben, so hat der trostlose Elegiker nur einen kleinen Leser- oder Hörerkreis. Wir betrachten es als ein bedeutungsvolles Moment bei unserer Schriftstellerin für ihren wunderbaren Einfluß auf alle gebildeten Klassen Spaniens, daß nirgends die trostlose, nutzlose, thatlose, lieblose, hoffnungslose Weinerlichkeit durchschaut. Wer Herzen öffnen will, muß ein kräftiges, unverzagtes Herz haben und entgegenbringen, wenn es auch aus tausend Wunden blutet. Das kann man auch noch so nebenbei von unsern Heiligen lernen, von denen viele der größten gerade in den trostlosesten Zeiten lebten, wirkten, durch ihre Werke die Vorbilder aller folgenden Generationen wurden, bis wir keine Vorbilder im Thale der Thränen mehr nothwendig haben werden, weil es kein Thal der Thränen mehr gibt.

Aus diesem Charakter von Caballero's Schriften geht eine Eigenschaft von selbst hervor, deren Gegentheil den Gutgearteten aller Nationen Europas einen hergebrachten Schrecken und Abscheu gegen Alles einflößt, was man Roman nennt. Es ist die Züchtigkeit. Die Verfasserin mag schildern und zeichnen, was sie will, nirgends wird diese kostbare Gabe jedes unverdorbenen Christen, soweit wir ihre Schriften kennen (und wir haben die neun vorliegenden Bände der Schöningh'schen Uebersetzung in Bezug auf diesen Punkt besonders sorgsam gelesen) verletzt. Und faßt man die mannigfaltigen, immer so scharf und spanisch markirten Bilder ihrer Schriften zusammen, so findet man die durchgehende Züchtigkeit ganz

natürlich. Nirgends sind künstliche Wendungen nothwendig, selbst wenn, wie bei der Möve, der Ehebruch in den wohlberechneten Gang der Erzählung gehört, um das zu vermeiden, was jedem unverdorbenen Christen die Gluth heiliger Scham in die Wangen treibt. Bei dem verschiedenartigsten, anziehendsten Reichthum ihrer Schilderungen schreibt die Verfasserin immer züchtig, ganz gewiß weil sie selbst züchtig ist. Das ist ja auch so schwer nicht. Achten wir diese Eigenschaft nicht an jedem Christen? Ekelt uns nicht das Gegentheil an auch bei den Koryphäen am Gelehrtenhimmel, auch bei dem mit Narben und Orden bedeckten Marschall? Verlangen wir nicht vorzüglich diese Eigenschaft von jeder edlen Jungfrau jedes Standes, von jeder frommen Mutter? Emancipirte Schriftstellerinen haben wir genug, und Schriftsteller mit gekünstelter und natürlicher Schamlosigkeit noch mehr; darum ist es so wohlthuend, hier einer fruchtbaren, einflußreichen Schriftstellerin zu begegnen, die ebenso gut auch Schriftsteller seyn könnte, bei der Züchtigkeit die tiefste Natur ist und deßhalb auch nirgends verletzt wird, nirgends verletzt zu werden braucht, um Effekt zu machen.

Die Werke Caballero's haben sich denn auch bald Bahn gebrochen über die Grenzen ihres Vaterlandes hinaus, und zwei ehrenhafte deutsche Verleger wetteifern, der gebildeten Lesewelt diese Schätze spanischen weiblichen Genie's zugänglich zu machen. Auch erscheint, wie wir aus guter Quelle erfahren, in Leipzig eine Ausgabe des spanischen Originals; obschon wir Deutsche keinen Ueberfluß von Kennern und Liebhabern der spanischen Sprache und Literatur zu beklagen haben. Die in Breslau erscheinende Uebersetzung ist uns unbekannt. Desto genauer glauben wir die zu kennen, welche der westphälische Buchhändler Ferd. Schöningh in Paderborn verlegt, von der uns in rascher Folge neun Bände zugekommen sind. Drei Gelehrte, die in Bezug auf die spanische Sprache und Literatur einen Namen haben, Lemcke in Braunschweig,

Ferd. Wolf in Wien und Clarus in Erfurt sind bei dieser Uebersetzung betheiligt. Schwerlich möchte ein tüchtigeres Trifolium für diese nicht leichte Arbeit im deutschen Lande gefunden werden. Den Lesern der Historisch-politischen Blätter wird Clarus als werkthätiger Freund der spanischen Literatur des Mittelalters und der Schriften der heil. Theresia am bekanntesten seyn. Wir wissen, daß derselbe Caballero's Werke für Meisterstücke hält, ihnen einen christlichen und katholischen Charakter im eminenten Sinne des Wortes zuspricht und deßhalb seine eifrige Betheiligung an der Uebersetzung gern übernommen hat. Der Plan des ersten und gewiß tüchtigen Uebersetzers Lemcke, mit der Uebersetzung eine Bearbeitung für die deutsche Lesewelt zu verbinden, ist mit Recht nach dem Erscheinen der beiden ersten Bände aufgegeben, und von da an haben wir Caballero's Schriften so wort- und sachgetreu als nur immer möglich vor uns; mag dem einen Leser auch Einiges zu spanisch, dem andern auch Einiges zu conservativ, dem dritten Einiges zu katholisch vorkommen. Die Verfasserin hat gewiß das Recht, vor der gebildeten europäischen in specie deutschen Lesewelt zu erscheinen wie sie leibt und lebt, als katholische, conservative, patriotische Spanierin, die zudem vom Katholicismus eine edle Toleranz gründlich eingesogen hat und wohl gern Jagd macht auf die spanische Pest des Franzosenthums und Engländerthums, aber nicht auf dürre, giftgeschwollene, unerquickliche religiöse Polemik, die ihrem gesunden Herzen und reich gebildeten Geiste fremd ist *). Liest

*) Hiermit wollen wir gewiß nicht den Stab brechen über Schriften, welche im Dienste der Wahrheit religiöse und confessionelle Polemik ex professo und sine ira et mendacio treiben. Wir achten dieselben vielmehr als Werke ächter und schwerer Nächstenliebe, wenn auch die Concordanz der Absicht und des Erfolgs zu den Seltenheiten gehört.

man ja von Schiller und Göthe katholische Schilderungen gern, und hält sie nicht für die schlechtesten Erzeugnisse ihrer ruhmreichen Feder, wenn auch sonst Christenthum und Katholicismus wahrlich keine Herzensobjekte der beiden großen Dichter sind.

Es ist hiemit den deutschen Familien eine Lektüre geboten, die interessant, fesselnd, ja sogar oft bezaubernd ist, ohne schädlich zu seyn. Zudem können wir sehr Vieles von dem brauchen, was die vollblütige oder nach ihrem eigenen Ausdrucke siebensohlige Spanierin ihren Landsleuten in gluthvoller Plastik hinmalt für ihre Liebe und ihren Haß. Die glücklichste Nation unter den christlichen Völkern sind wir auch nicht, ohne einen Espartero und Garibaldi in unserm Jahrhunderte gehabt zu haben. Und über französische und englische Giftmischerei für den deutschen Geist und deutsches Herz können wir, wenn wir uns und unsere Geschichte kennen, ein Miserere anstimmen, welches fast noch trauriger klingt, als das spanische. Die Frage, welche Nation sich von ererbten Volksschätzen am meisten durch Fremdlinge hat stehlen und rauben lassen, die deutsche oder die spanische, möchte selbst parteiische Vorliebe schwerlich zu unsern Gunsten zu entscheiden wagen.

Zum Schlusse bemerken wir noch, daß Caballero's Werke nicht bloß beim ersten Lesen eine interessante, abwechselnde Unterhaltung gewähren, ohne welche ihre großartige Verbreitung in Spanien unmöglich wäre, sondern daß sie auch den ernstern Leser zu einem wiederholten Lesen und Studium einladen, um die einzelnen Charaktere in ihrer allmähligen aus dem Grundkerne entfalteten Entwickelung aufzufassen und die poetische und sittliche Schönheit des Ganzen in seinen Einzelnheiten, wie im Gesammtbilde in sich aufzunehmen. Man fühlt sich zum wiederholten, sorgfältigern Lesen in freien Stunden wie von selbst angetrieben.

Unter den in der Schöningh'schen Uebersetzung bis jetzt erschienenen Werken Caballero's setzen wir die „Elia oder Spanien vor dreißig Jahren" obenan. Sie füllt den fünften und sechsten Band und hat als Beigabe die ausgezeichnete, vorwiegend religiös-ethische Erzählung: Das Glück schenkt nichts, leiht nur. Die Charakteristik in der Elia ist nach allen Seiten ebenso vollendet, als interessant und anziehend. Die Elia selbst, ihre Pflegmutter, das Brüderpaar Fernando und Carlos, deren Mutter, der Beichtvater derselben, die verausländerte Nichte, deren voltairischer Begleiter, das Hauspersonal der Pflegmutter, repräsentirend die verschiedenen geistigen Richtungen Spaniens, sind mit einer Meisterschaft gezeichnet, wie wir kaum etwas Aehnliches gelesen. Die Elia muß begeistern und manche edle Jungfrau mit edlen Gefühlen durchdringen; ihre Pflegmutter muß Liebe einflößen, der die Mutter des Brüderpaares so nahe steht und doch so fern. Dieser Roman ist nicht bloß ächt spanisch, sondern auch so katholisch und ächt conservativ, wie wir bis jetzt keinen zweiten gefunden. Wir möchten den verehrten Lesern dieser Blätter rathen, mit der Elia das Lesen und Studium von Caballero's Schriften zu beginnen (da die Werke einzeln abgegeben werden). Sie werden dann gewiß gern die andern größern Romane, wie auch die kleinern, in Spanien besonders beliebten Erzählungen nachfolgen lassen.

Ueber einen Roman: „Die Familie Alvareda, eine spanische Dorfgeschichte", den dritten Band umfassend, glauben wir noch eine besondere Bemerkung beifügen zu müssen. Derselbe hat bei gewichtigen Recensenten Mißfallen erregt wegen seiner vielen Mordgeschichten. Eine ungünstige Recension verdirbt nicht selten das Lesen, wie männiglich bekannt. Wir schlugen beim ersten Lesen diese Dorfgeschichte nicht so hoch an, als Elia, Lagrimas und die Möve, wenn uns auch die Blutscenen wohl motivirt erschienen. Die Kritik trieb uns zu

einem schärfern Studium der „Familie Alvareda", und das Resultat ist, daß wir sie mit voller Ueberzeugung für ein Meisterstück nach Form und Inhalt und Tendenz zu erklären uns verpflichtet halten. Wir haben da eine Dorfgeschichte in der edelsten Gestalt. Wir haben eine Mutter vor uns mit der Liebe, Weisheit und Resignation der ächt christlich liebenden Mutter, deren Sohn so gut ist, daß er dauerndes Glück verdient, aber dem traurigsten Geschicke verfällt, weil er die Stimme der Mutter bei der Wahl seiner Lebensgefährtin erstickt und nach dem Morde der aufgeregtesten Leidenschaft sich nicht ermannt zur freudigen Sühne der Gerechtigkeit. Der Charakter dieses Sohnes, der nicht schlecht werden kann, ist bis zum Richtplatze hin mit ergreifendem Zauber gezeichnet. Es kommen in der Geschichte viele Personen vor; aber alle stehen in lebendigen, wohlberechneten Porträts vor uns. Die landschaftlichen Schilderungen sind ebenso markirt. Der katholische Charakter, der durch das Ganze geht, tritt am Schlusse noch besonders ergreifend hervor. Wir wünschen gerade dieser Dorfgeschichte nächst der Elia und der Lagrimas, die der siebente und achte Band enthält (mit einzelnen der kleinern Erzählungen), besonders viele Leser, hoffen aber überhaupt, daß Caballero's Werke wegen ihrer großen Verbreitung bald keiner Empfehlung und keiner Abwehr einseitiger Kritik auf deutschem Boden mehr bedürfen. Sie werden und müssen sich Bahn brechen, und Genuß und Nutzen werden gleich groß seyn.

Während wir diesen Bericht über Caballero's Werke schreiben, um dieselben nach gründlichen Studien in die gebildete deutsche Lesewelt, besonders die katholische, aller Stände und Alter von der reifern Jugend an, einzuführen, erhalten wir von der Schöningh'schen Uebersetzung den zehnten und eilften Band, welche die Clemencia enthalten. Von gewichtigen Autoritäten wird die Clemencia für das bedeutendste Werk unserer Verfasserin gehalten, und wir glauben, diesem Urtheile beistimmen zu müssen; wenn wir auch der Meinung

bleiben, daß die Elia den Vorrang der Charakteristik behält und bei dem katholischen und conservativen Leser eine besondere, nachhaltige Vorliebe zurückläßt *).

Da bekanntlich in Spanien die rechtgläubigsten Katholiken aller fünf Welttheile wohnen, so hat die Verfasserin, die über die Inquisition auch ihre altspanischen Gedanken hat, das kirchliche Urtheil nebst Erlaubniß nachgesucht; obschon Beides vom Gesetze nicht vorgeschrieben ist. Viele Leser werden mit uns diese Vorsicht und Demuth der gefeierten Verfasserin hoch anrechnen. Die sorgfältige und gründliche Censur (am 3. Febr. 1856 aus Madrid ertheilt) hat denn auch die Werke nicht nur für unbeanstandet, sondern auch deren Lektüre für nützlich und ersprießlich in jeder Hinsicht erklärt: „Ueberdieß werden diese Bücher mächtig dazu beitragen, unsern Charakter und unsere nationalen Sitten bekannt zu machen, die von vielen Eingebornen so schlecht begriffen und von den Fremden so sehr verläumdet werden".

---

*) Wir werden auf die Clemencia in einer besondern Besprechung zurückkommen. Anm. d. Red.

XXXI.

Alttestamentliche Poesie.

Das Buch Job. In gereimtem Versmaß übersetzt und mit den nöthigen Erläuterungen versehen von Heinrich Hayd. München 1859. Weiß.

Wenn es eine ausgemachte Sache ist, daß das Buch Job eines der großartigsten aber auch schwierigsten Bücher nicht bloß des alttestamentlichen Kanons sondern der gesammten Weltliteratur überhaupt ist, so muß eine glückliche Bearbeitung desselben, als welche wir die oben angezeigte begrüßen müssen, um so willkommener seyn, je weniger es der herkömmlichen Uebersetzungs- und Erklärungskunst bisher gelingen wollte, diesem merkwürdigen Buche bei dem christlichen Volke größern Eingang zu verschaffen. Man schien auch diesen Gedanken ganz aufgegeben und den Job für einen kleinen Kreis philosophischer Starkgeister reservirt zu haben, als wäre er nicht für groß und edel fühlende Seelen aus allen Menschenklassen, sondern nur für einige wenige, trotzige Giganten geschrieben, die ein besonderes Privilegium besäßen, sich ihrem Schöpfer gegenüber zu stellen und ihn mit kühnen Fragen zur Rechenschaft zu ziehen. Daher begegnet man in so vielen literarischen Abhandlungen den stereotypen Parallelen mit dem griechischen Prometheus und dem deutschen Faust, wobei man nicht selten über der allerdings vorhandenen Aehnlichkeit die größere Verschiedenheit anzugeben vergaß. Während der Japetide den Göttern mit einem Uebermuthe trotzt, der so starr ist als der Fels, an welchen er angeschmiedet ist, mit einem Hohne zugleich, der durchbohrender ist als die Kralle des Geiers, der ihn zerfleischt; während in Faust zwar nicht der Unglaube in seiner antiken Stärke, aber dafür der selbstische Glaube an die eigene Kraft in moderner Weise um so schroffer hervortritt: bewährt der arabische

Dulder zugleich mit dem edelsten Mannesmuth seinen Glauben trotz scheinbarer Widersprüche mit einer solchen Unerschütterlichkeit, daß die brennende Gluth dieses Glaubens selbst in der kalten Nacht einer ihn momentan überschauernden Verzweiflung noch ihre Funken sprüht. Ohne das Gewaltige und Großartige des Job abschwächen zu wollen, hat unser Verfasser sich die Aufgabe gestellt, die bald heftig brausende, bald schmerzlich stöhnende, bald aphoristisch kurze, bald rhetorisch ausführliche Diction des Job durch den sanften Zügel einer gleichmäßigen, metrischen Behandlung milder und der Fassungskraft des christlichen Volkes zugänglicher zu machen. Niemand wird den Verfasser deßwegen tadeln wollen, daß er vorzugsweise die Erbauung berücksichtigte, zumal sein beigefügter Commentar über manche Stellen erläuternde Aufschlüsse gibt, die um so mehr befriedigen, je einfacher sie sind. Ist es ja doch der Fehler so vieler unserer Fachgelehrten, daß sie den fruchtbaren Garten des Textes oft mit einem ebenso undurchdringlichen Dornenzaun umhegen, als die weiland Schriftgelehrten die Thorah. So richtig auch die philologischen, chronologischen und anderweitigen Gelehrtenfragen bei diesem Buche seyn mögen, so sind sie doch immerhin angesichts des erhabenen Stoffes von sehr untergeordneter Bedeutung. Sehr treffend sagt hierüber der bekannte Frankfurter Senator und Biblist Joh. Fr. von Meyer: „Ueber die Fragen woher und wer der Verfasser, wie alt oder neu, ob es Dichtung oder Geschichte sei, über den Sinn des Ganzen und seiner Stellen, hat sich die Gelehrsamkeit vielfach erschöpft. Uns gilt es gleich, ob es aus mosaischer, vormosaischer oder salomonischer Zeit ist (jünger wohl schwerlich): sein Inhalt hat keine Zahl der Jahre; ob ein Hiob gelebt hat, mit welchem, was hier erzählt wird, sich buchstäblich Alles zugetragen: seines Bildes Aehnlichkeiten waren zu aller Zeit.“ Von derselben Anschauungsweise hat sich auch unser Verfasser leiten lassen, wie er dieß auch in seiner Vorrede äußert: „Dieses Buch, das einst bei den Juden ein Volksbuch war und zur Belehrung und Tröstung dienen sollte, ist doch nicht bloß für Gelehrte und Theologen geschrieben, und sollte wohl unter allen Ständen mehr bekannt und gelesen seyn als es wirklich der Fall ist . . . . Diese Uebersetzung berücksichtigt nicht verschiedene Lesearten, nicht die möglichen Verschiedenheiten der Bedeutung einzelner Worte und Auffassung des Zusammenhanges mancher dunklen mehrdeutigen Stellen; sondern sie begnügt sich damit, daß Alles im Ganzen und Einzelnen einen geordneten Zusammenhang habe, wenn auch noch manche andere Auffassung möglich wäre.“ So betritt denn der Verfasser stets nur den sichersten Weg und waltet mit praktischem, immer die Hauptsache im Auge behaltenden Sinne über dem Ganzen.

Als bei der vor ein paar Jahren stattgefundenen Münchener Kunstausstellung auch der berühmte Job von Wächter zu sehen war, ärgerte sich der Berichterstatter der Allg. Ztg., Herr Pecht, nicht wenig darüber, daß dem deutschen Volke so viele duldende und gemarterte Helden vor Augen gestellt würden, indem jenes in seiner ohnehin alles Maaß überschreitenden Geduld und Demuth solcher Vorbilder benöthigt wäre, welche zu Muth und That anfeuerten. Auf den Dank jenes Kunstrichters dürfte demnach Herr Hayd nicht rechnen, und wäre seine poetische Bearbeitung so gut und maßvoll als die künstlerische Auffassung von Wächter. Daß aber die Darstellungen großer Dulder auf das Gemüth deprimirend wirkten, ist überhaupt unrichtig, da gerade die Seelenkräfte im Feuerofen der Bewährung ihre höchste Spannkraft erhalten und dadurch auch zu männlichem Starkmuth mächtig anregen, während die entfesselte Kraft der gewöhnlichen Helden, wenn dieselben kein höheres Ziel im Auge behielten, oft sie selbst mit einem ganzen Volke ins Verderben stürzte. Es ist eine nahe liegende Vergleichung, daß Job „seines Bildes Aehnlichkeit" ganz besonders auch im deutschen Charakter hat. Auch dieser war einst schlecht und recht, gottesfürchtig und glückgesegnet, bis der Herr dem Satan erlaubte, denselben hart zu prüfen. Da kam bald eine Schreckenspost über die andere, der Aussatz der Unehre befiel ihn und die Nachbarn erwiesen sich als „leidige Tröster", welche zur harten Anklage noch bittern Hohn gesellten. Möchte er doch inmitten seiner Erniedrigung und unter seinen kühnen himmelstürmenden Fragen und Untersuchungen den Glauben an Gott und an sich selbst nicht verlieren, sondern zu williger Belehrung sich vor dem aus den Wettern der Weltgeschichte redenden Richter beugen, um am Ende doppelten Segen wieder zu erlangen!

In der That aber hat Herr Hayd den arabischen Job zu einem Deutschen gemacht, so wie etwa ein alter Maler denselben mit der Vorstellungsweise seiner Zeit aufgefaßt haben würde. Nicht nur hat er im Allgemeinen das orientalische Gepräge, das dem Job so ganz besonders eigen ist, in's Deutsche umgeschmolzen, sondern bis in die einzelnsten Wendungen und Ausdrücke hinunter erstreckt sich seine germanisirende Verarbeitung. Nicht nur daß er ächtdeutsche, volksmundgerechte, sprichwörtliche Redensarten eingewebt, selbst orientalische Namen von Personen, Thieren 2c. werden gut deutsch gegeben. Aus dem Rhinoceros wird ein Büffel — leider heißt es durch einen argen Druckfehler „Löffel" — aus dem Behemoth ein Nilpferd, aus dem Leviathan ein Krokodil; die Namen der nachgebornen Töchter des Job, Jemima, Kozia und Kerenhapuch werden mit Lichtesborn, Rosimborn und Schminkehorn übersetzt. Wenn dieß Manche als zu kühn betrachten sollten, so mögen sie bedenken, daß der Verfasser bei seinem Ueber-

setzungszweck nur consequent war. Luther, der im praktischen Uebersetzungsfach immerhin als Muster gelten darf, ist vielfach nicht anders verfahren. In der Historie von der Susanna schloß er ganz richtig, daß ein einfacher deutscher Leser sich unter einem Mastixbaume nicht viel vorstellen könne; er war kurz entschlossen und übersetzte *σχῖνος* mit Linde.

Das Ganze schreitet durchweg im gleichen Metrum einher. Daß der Verfasser der Versuchung, mit mehrerlei Versarten zu experimentiren, widerstanden hat, kann man nur billigen, indem das von ihm gewählte Metrum außer dem Vorzug einer geschlossenen Einheit noch jene Eigenschaften besitzt, welche dem Geiste des Originals am meisten gemäß sind. Denn einerseits entspricht die rasche Kürze desselben ebensosehr dem leidenschaftlich bewegten Gang des Dialogs, als andererseits die meistens Schlag auf Schlag folgenden Reimpaare dem biblischen Parallelismus zu Statten kommen. Wenn man die durch das Original gebotenen keineswegs geringen Schwierigkeiten mit der Leistung des Uebersetzers vergleicht, so muß man nicht nur seinem sorgfältigen Fleiße alle Anerkennung widerfahren lassen, sondern auch die künstlerische Behandlung darf auf den Dank aller Derjenigen Anspruch machen, welche in dieser Zeit, wo sich das Unbedeutende oft so breit macht, noch Geschmack und Sinn für das Große und Ewige bewahrt haben.

XXXII.

Zeitläufe.

Die Verschwörer und die Coalition

Den 23. September 1860.

Endlich hat das unterirdische Italien die letzte Hülle durchbrochen und das schwarze Chaos der geheimen Gesellschaften schwimmt über der ganzen Halbinsel hin obenauf. Wem das sittliche und Ehrgefühl noch nicht gänzlich im politischen und confessionellen Fanatismus untergegangen ist, der

ringt vergebens nach dem entsprechenden Ausdruck des Abscheus vor der „Einheit und Freiheit“ Italiens, welche sich in Neapel und vor Ankona die Krone aufgesetzt hat. Selbst der liberalen Welt graut mitunter vor der Unmasse von Verrath und Feigheit, von Niedertracht und Frechheit, wodurch jener halbverrückte Schwärmer in Unteritalien gesiegt hat, und worin die ehrlose Königsfrazze in Oberitalien es ihm gleichthun wollte. Man entsetzt sich mit Recht über die elende Schwäche des neapolitanischen Polizei-Throns; aber wer, und wäre es auch ein Riesengeist, wollte aus solchem Material etwas Anderes bauen als wieder einen Schergen-Staat?

Oder die rothe Republik. Mazzini fühlt sich nicht umsonst als die ächteste Incarnation Italiens, soferne man darunter das Logenvolk und den Städtepöbel, jene eigenthümliche Mixtur von „Dreck und Feuer“ versteht, in deren naturgetreue Repräsentation sich jetzt der Mann mit dem rothen Hemd einerseits und der schweinische „König-Ehrenmann“ andererseits theilen. Dieses Volk ist in der That ein Fragezeichen, auf welches keine andere Antwort paßt als Mazzini. Aber es gibt in Italien noch ein anderes Volk, und der ewige Schrecken der Diktatoren, der Advokaten, Juden und Signori's vor der „Reaktion“ und den „Sanfedisten“ beweist, daß es die schmutzigen Parasiten noch wird auszuwerfen wissen. Seine rührende Repräsentation hat es in dem herrlichen Greis auf Petri Stuhl, der den Fürsten in Europa mit dem starkmuthigen Beispiel vorangegangen ist, wie auch sie thun sollten, aber leider nicht gethan haben. Europa muß nun wählen zwischen diesem Italien und jenem Italien — sollte man glauben, daß die Wahl zweifelhaft seyn könnte?

Aber wenn auch; je unverkennbarer der Feind in allem Reden und Thun die Signatur der Hölle an sich trägt, desto gewisser ist der Sieg. Das Reich des Bösen wäre überhaupt unwiderstehlich, wenn es nicht stets unter sich uneinig wäre, also den Keim der Auflösung in sich selber trüge; und kaum hat die Welt jemals eine politische Bewegung gesehen, der

dieses Merkmal schärfer aufgedrückt wäre, als die gegenwärtige in Italien. Insgeheim, meint man, seien doch alle Faktoren derselben einverstanden; wer indeß noch tiefer schaut, der wird finden, daß sie zwar für den Moment einträchtig zusammenarbeiten, daß sie aber alle in der Stille auf einen andern Moment sich vorbereiten, welcher nothwendig kommen muß, sei es unter den Mauern Roms oder an den Grenzen Venetiens, und wo sie wie wilde Thiere einander anfallen werden: England und der Imperator, Cavour und Garibaldi, der sogenannte König Italiens und Mazzini.

Der allzu große Eifer gegen Napoleon III., dem man alles Mögliche und noch etwas mehr in die Schuhe zu schieben geneigt ist, hindert die richtige Einsicht in die italienische Verwirrung; insbesondere übersieht man dabei ganz und gar, daß die Protektion der sardinischen Infamien zum nicht geringern Theil auf England fällt. Bei gewissen protestantischen und freimaurerischen Organen scheint es in der That System zu seyn, daß sie das englische Coulissenspiel auf alle Weise verbergen und der öffentlichen Aufmerksamkeit entziehen. Da liest man unaufhörliche Darstellungen, wie der Imperator von Plombières her mit Cavour zur Theilung der ganzen Halbinsel verschworen sei; aber man liest nicht ein Artikelchen über die viel gewissere Thatsache, daß England mit Garibaldi verschworen ist, um ganz Italien in die sardinische Tasche zu stecken, und die neugebackene Großmacht im Mittelmeer unauflöslich an das englische Interesse zu schmieden. Man liest zahllose Berichte über geheime Weisungen von Paris nach Turin, aber man findet die zu hunderten offen daliegenden Thatsachen des englisch-garibaldischen Bundes von der berüchtigten Landung bei Marsala bis zum jüngsten Einzug in Neapel kaum obenhin erwähnt. Daß unter allen Gesandten der englische allein nach der Abreise des Königs ruhig sitzen blieb und sammt dem englischen Admiral mit dem Freibeuter öffentlich Besuche wechselte, das scheint eine ganz selbstverständliche Sache zu seyn, ebenso das Faktum, daß die eng-

lischen Minister auch noch einen Specialgesandten in der Person des Advokaten Edwin James, welcher dem Mordgesellen Orsini's, Dr. Bernard, zu der bekannten scandalösen Freisprechung verholfen hat, an Garibaldi schicken zu müssen glaubte.

Uns erscheint die so wohlgepflegte Intimität zwischen England und dem Manne mit dem rothen Hemd von folgenschwerer Bedeutung. Nur in Einem Punkte neigt sich England noch auf die Seite Cavours. Den feigen Krämern ist nämlich bange vor dem Ungestüm seines rothen Rivalen; sie fürchten, er könnte bei allzu raschem Laufe unwiederbringlichen Schaden nehmen und der schöne Plan einer englischen Einheit Italiens darüber völlig scheitern; insbesondere warnen sie vor Oesterreich und dem Festungsviereck, wo eine Niederlage fast gewiß sei und der Verlust aller früheren Erfolge riskirt werde. Hierin sind sie mit dem vorsichtigen Cavour einverstanden, der nicht Alles auf Eine Karte setzen und Oesterreich mit Hülfe Englands und der Juden lieber „finanziell ruiniren" möchte. England und Garibaldi haben aber auf denselben Cavour wieder ihren tödtlichen Haß geworfen, weil er nicht nur Savoyen und Nizza an Frankreich verhandelt hat, sondern auch verdächtig ist, fernere Annexionen durch neue Abtretungen erkaufen zu wollen. Durch den jüngsten Räubereinfall in die Provinzen des heiligen Stuhls hat sich Cavour allerdings einen großen Stein in's Brett gesetzt, schon bei dem protestantischen Fanatismus an sich, welcher seit Jahr und Tag wie ein lechzender Hund nach dieser Labung giert; und wenn es gelingt, den rasenden Roland in Neapel durch das freundliche Entgegenkommen von Venedig abzulenken, dann wird England noch vergnügter seyn. Aber auch bezüglich des Kirchenstaats gähnt wieder der Zwiespalt. Cavour fürchtet die Verwicklung mit Frankreich und will daher von der Stadt Rom vorerst nichts wissen; Garibaldi hingegen erklärt, Neapel und Sicilien nur von der Höhe des Quirinal herab an den Turiner Banditen abgeben zu wollen. Was nun den Quirinal

betrifft, so ist England wieder vollständig mit Garibaldi einverstanden, während Cavour eher noch in eine Diversion gegen Oesterreich und Venetien willigen als den Bruch mit Frankreich wagen würde. Denn diese Wendung würde nicht das Mißfallen des Imperators, sondern das entschiedene Gegentheil eintragen, und zudem ist es klar, daß Mazzini und Garibaldi nur sehr schwer zu zügeln seyn werden, denn sie haben weitere Interessen im Namen der Weltrevolution und ihre Verpflichtungen gegen die ungarischen Verschwörer erheischen dringende Lösung.

Nicht so England. Es hat allenthalben sorglich herumgeschnüffelt, wie wohl Oesterreich bei einem Einfall der Turiner-Seelenverkäufer in den Kirchenstaat sich benehmen würde, und sobald der kleine Russel die Gewißheit hatte, daß der Kaiser mit schwerem Herzen auch diesen Frevel ruhig hinnehmen werde, hat er es dem Banditen-König wissen lassen: man könne ohne Sorge vorschreiten gegen Rom, aber nur nicht gegen Venetien! England wird keine Ruhe haben, bis der Papst völlig entthront ist, und dazu wird es den Garibaldi auf den Händen tragen. Dann aber soll Italien Halt machen, um erstens das Erworbene hübsch zu „consolidiren", und zweitens gegen den blutigen Schöpfer der italienischen „Freiheit" sich auf die Hinterbeine zu stellen, damit er nicht nur keinen neuen Vortheil von Italien erringe, sondern auch sofort die Süßigkeiten einer englisch-italienischen Allianz kosten lerne. Kurz, die Londoner Garibaldi-Brüder wollen dem freiheitlichen Spießgesellen von gestern nicht nur die theure Beute vor dem Munde wegschnappen, sondern er soll auch noch den baaren Schaden davon haben. Zu diesem edlen Zwecke würde sich das noble England die Beihülfe aller übrigen Mächte geneigtest gefallen lassen, d. h. es würde eine „vermittelnde Stellung" einnehmen, und es rechnet dabei vor Allem auf die weltbekannte Leidenschaft Preußens für jede Politik der „Vermittlung". In der That ist erst jüngst die bezeichnende Sage entstanden: England und Preußen hätten ein

Bündniß geschlossen, in Zukunft jeder militärischen Intervention und jeder territorialen Vergrößerung Frankreichs entgegenzutreten — mit andern Worten eine Assekuranz für die Thaten Garibaldi's.

Man sagt: der Imperator lüge, so oft er den Mund aufmacht, und wir fühlen uns nicht berufen, den „Retter der Ordnung Europas" gegen diesen Vorwurf in Schutz zu nehmen. Wir sind aber auch gegen die andere Großmacht des Westens nicht blind gewesen, und haben vor Monaten schon die schüchterne Ansicht ausgesprochen: wenn in den schwebenden Händeln von „Schuften" die Rede seyn könnte, so säßen in London die größeren als in Paris. Man lügt dort nicht nur, wenn man den Mund aufmacht, sondern auch wenn man ihn zubehält. So hat man sich nicht geschämt, die Königin erst noch in der jüngsten Thronrede die „Verträge von 1815" anrufen und in demselben Athem sagen zu lassen, wenn Europa nur gestatte, daß „die Italiener selbst" ihre Angelegenheiten bereinigten, so werde schon Alles recht werden ohne Krieg. Wer sind diese „Italiener selbst"? Cavour, Garibaldi, Mazzini heißen sich so, die Verträge von 1815 aber kennen einen solchen staatsrechtlichen Begriff nicht. Wer ist nun ehrlicher, diese Thronrede oder Graf Persigny, der Alterego des Imperators, der in seiner Generalrathsrede wenigstens gerade heraus sagte: die Verträge von 1815 existirten nicht mehr? Es handelt sich in London nicht weniger als in Paris darum, was in Italien an ihre Stelle zu setzen sei; und täusche man sich nicht, es wäre sehr leicht möglich, daß für Oesterreich und für das außerpreußische Deutschland noch annehmbarere Vorschläge von Paris kämen als von London!

Wenn der legitime Thron Englands zu den Busenfreunden Garibaldi's zählt, so sollte man sich doch nicht allzu stark verwundern, daß auch der demokratische Imperator sein indirektes Interesse an dem transitorischen Volksgötzen hat, der im Uebrigen sein geschworner Todfeind ist. Dieser Mensch glänzt jetzt als der Soldat der europäischen Revolution, hinter

ihm steht die mazzinistische Meute mit der Hetzpeitsche des richtigen Gedankens, daß ein rothes Italien auf die Dauer nicht möglich sei, wenn nicht Venedig erobert, Ungarn revolutionirt, Oesterreich zertrümmert werde. Einen solchen Versuch mit Gewalt der Waffen ließe sich Napoleon III. gewiß gerne gefallen, denn er würde, wie wir seit Monaten vermuthet, die Gelegenheit an einem andern Orte zu benützen verstehen. Verschwände aber diese Aussicht, sei es durch die mitigirenden Intriguen Englands oder aus einer andern äußern Ursache, dann dürfte der Mann in Paris eines schönen Morgens gar wunderliche Wendungen vornehmen. Gerade das Merkwürdigste an der italienischen Bewegung, jenes stille aber gewaltige Ringen der zwei westlichen Mächte auf diesem Boden, pflegt man so gut wie ganz zu übersehen, und doch ist es wahr, daß der Bruch mit England fortwährend ebenso nahe oder näher steht als der Ueberfall am Rhein. Wie, wenn der Imperator auch Warschau nicht unbeschickt ließe, und wenn er dort noch conservativer aufträte als in Baden-Baden?

Rom ist jetzt der Angelpunkt, um welchen der geheime Krieg der verschworenen Brüder sich dreht. Daß Rom absolut die Hauptstadt des neuen Einheitsreiches seyn muß, weiß Cavour so gut wie England und Garibaldi; während aber der erstere sich fürchtet, sagt der letztere in der Proklamation vom 10. September, worin er den Palermitanern die cavourischen Sendlinge als Elende und Feige bezeichnet, ausdrücklich: „der Anschluß beider Sicilien an das Reich des König-Ehrenmanns werde von ihm ausgerufen werden, aber nicht sogleich, sondern erst von der Höhe des Quirinals“. Nun aber steht eine verstärkte französische Besatzung in der ewigen Stadt, natürlich nicht um Rom und die Comarca für den heiligen Stuhl zu occupiren (denn das wäre ja eine „Intervention“), sondern um „durch den Schutz des Papstes eine religiöse Pflicht Frankreichs zu erfüllen“. Wie wird diese Spannung sich lösen? Sollte die ewige Stadt weit genug seyn, um neben General

Goyon und dem Papst auch noch Garibaldi und seine Königs-Creatur zu beherbergen? Das würde doch selbst das Ehrgefühl der Franzosen empören. Oder will man den Papst, der ohnehin nicht mehr frei ist, wegführen, um Garibaldi das Feld zu räumen? Das wäre ein schimpflicher Rückzug des Imperators. Oder will man wirklich Widerstand leisten und dem „Italien, welches den Italienern gehört", Capitol und Quirinal vorenthalten? Das wäre der offenbare Bruch mit der Nichtinterventions-Heuchelei, mit Garibaldi und mit England.

Aber ein furchtbarer Gedanke drängt sich hier auf. Die französische Diplomatie legt einen verdächtigen Ton auf die „Person des Papsts": nur dieser Person wegen stehe das französische Corps in Rom. Die italienischen Verschwörer sind erfinderisch; wie, wenn sie dem Imperator dadurch den Abzug erleichtern wollten, daß sie die erhabene Person in die bessere Welt beförderten? Denn cessante causa cessat effectus; und es gibt keine so entsetzliche Möglichkeit, die den Verschworenen nicht zugetraut werden dürfte, welchen der Dolch an die Stelle des heiligen Kreuzes getreten ist. Für Cavour wäre es nur ein Spaß, auch noch einen Papstmord diplomatisch zu rechtfertigen; und England würde in und außer dem Parlament zur Evidenz beweisen, solche „bedauerlichen Zufälle" seien eben unvermeidlich, wenn das Princip der Nichtintervention nicht streng respektirt, das Patrimonium Petri nicht schleunig geräumt und am liebsten gar kein Papst mehr gewählt werde.

Frankreich hat seinen Gesandten von Turin abberufen, sobald der Raubanfall auf den Kirchenstaat proklamirt und ohne Kriegserklärung (!) geschehen war. Um so fester sitzt der Gesandte Englands im Sattel; zwischen Garibaldi und Cavour die Waage balancirend, hält er den Einen von Venedig zurück, so gut es gehen will, und spornt den Andern nach Rom. Zu erröthen hat diese infame Politik längst verlernt. Aber die Gesandten Rußlands und Preußens — was sollen denn sie in Turin, und wie ist es möglich, daß sie bis zur Stunde sich und ihre Souveraine in dem Raubnest prostitui-

ren? Wir unsererseits haben seit dem Bruch des Züricher Friedens nie begriffen, wie immer noch ein preußischer Gesandter in Turin sitzen konnte; jetzt ist die Zeit des Besinnens vollends vorbei, man muß wählen wohl oder übel, ob man mit der schamlosesten Revolution endlich brechen oder ihr ferner den Hof machen will. Bleibt der Gesandte Preußens auch jetzt noch in Turin, dann steht moralisch fest, daß die Berliner Politik auf der berühmten „Einen Linie" mit England bis in's Geheimkabinet Garibaldi's läuft; den Angriff auf Venedig aber und die Revolutionirung Ungarns würden die zwei germanischen Mächte ihm doch nicht ausreden.

Ob Preußen es über sich vermag, frisch von Teplitz her Garibaldi's Programm vom 10. Sept. zu huldigen, das entscheidet sich jetzt in Turin. Bereits hat man aus Berlin die bedeutsame Rede vernommen: Cavour sei ja das „moderirende Element" der italienischen Bewegung, ihn dürfe man nicht fallen lassen. Traurig genug, wenn es wahr wäre, es ist aber nicht einmal wahr: Cavour ist kein moderirendes Element, sondern er ist ein verzweifelter und verlorener Mann. Als es ihm mißlang, dem Garibaldi in Neapel zuvorzukommen, da hat er die Zügel verloren. Den Streich gegen den Kirchenstaat mußte er wagen, denn es drohte die doppelte Gefahr, daß der Freibeuter vom Süden herauf Conflikte mit den Franzosen anzettle, oder daß er mit seinen elenden Banden von dem tapfern Häuflein Lamoricières zermalmt würde und dann die Reaktion ganz Mittelitalien mit sich fortriffe. Denn man darf nicht vergessen, daß die Eroberung Neapels das Garibaldische Gesindel im Ganzen acht Mann gekostet hat, während die winzige Heldenschaar des Papstes, von 60,000 Mann regulärer Truppen ohne Kriegserklärung überfallen, nur mit Mühe erdrückt worden ist. Cavour hat in der That den Mann mit dem rothen Hemd gerettet, aber er hat ihn weder überwunden noch verbunden. Schon brüllt die ganze rothe Meute nach dem Quirinal und morgen wird sie nach Venetien brüllen. Nun ist zwar jene schmutzige Wucher-

Seele von Frankreich bereits bezahlt, und es wäre seiner Niedertracht zuzutrauen, daß er auch noch das französische Interesse an Mazzini und Garibaldi verriethe; aber es wird ihn nichts mehr helfen; nachdem er nicht nur Savoyen, sondern auch das italienische Nizza an den Imperator verhandelt hat, gibt es für ihn keine Verzeihung mehr, selbst dann nicht, wenn Preußen ihn unter seine hohe Protektion nehmen wollte.

Cavour zählt zu den überwundenen Standpunkten, keine Seele schreit mehr evviva Cavour, und bald wird auch keine Seele mehr „Hoch König-Ehrenmann" schreien, wenn er sich nicht völlig in die Arme Garibaldi's wirft. Thut er aber dieß, so wird sich Frankreich mit Gewalt in das Spiel gezogen sehen und die Zeit Mazzini's ist da. Er wird dann mit der Monarchengeißel offen auf die Bühne treten und von den Volkshelden im rothen Hemd ihre republikanischen Eide fordern. Bereits hat der neue „König von Italien" ganz dieselbe Bahn betreten wie Franz II. von Neapel vor ihm, nur daß er sie nicht so schleppend und langweilig durchmißt, sondern mit Riesenschritten. Wollte der Imperator ihm wirklich wohl, wie man meint, so würde er Einhalt thun, nicht — Gehenlassen.

Daß man aber von Preußen immer noch zweifeln muß, ob es seinen Gesandten da wegnehmen werde, wo Frankreich den seinigen aus Gründen der Ehre und des Völkerrechts abberufen hat — das gibt denn doch gewiß eine eigenthümliche Beleuchtung sowohl der frisch hergestellten „deutschen Einigung", als der bevorstehenden Warschauer-Conferenz, welche gerade von Preußen erwirkt worden seyn soll, um den französischen Uebergriffen gegen das europäische Recht ein Ziel zu setzen. Wer einen solchen Kampf aufnehmen will, von dem muß man erst wissen, wie er es mit dem „Recht" denn selber hält. Und wenn diese oder jene Macht es wirklich mit Recht und Gesetz hält, wie kann sie dann in Turin zweifelhaft seyn und es zugleich auch mit England halten, welches die Zwecke Garibaldi's will und eine Coalition zwar allerdings anstrebt, aber nicht gegen die Revolution, sondern nur um zu verhindern, daß Napoleon III. von ihrem Sieg keinen weitern Vortheil ziehe. Das ist die Lage; und wenn jetzt wiederholt verlautet, daß Preußen nicht nur sein geheimes Einverständniß mit England habe, sondern daß auch Rußland in dasselbe eingeweiht sei, und daß die brittische Politik gleichfalls im Interesse der Warschauer-Conferenz stehe: so weiß man, was davon zu halten ist. Nur das weiß man nicht, was dann Oesterreich dabei zu schaffen haben soll.

Soviel scheint bereits ausgemacht zu seyn, daß die preußische Politik nach wie vor von aller grundsätzlichen Basis verlassen ist, daß sie jeden momentanen Eindruck als absolute Wahrheit hinnimmt, und so bei ihren Allianzplänen abermals in allen Häfen kochen will, als wenn die Erfahrung von 1859 noch nicht bitter genug belehrt hätte, was dabei herauskommt. Eine Politik, welche am Ende darauf hinausliefe, daß man zwar gegen den Imperator Partei nimmt aber für Garibaldi, würde wohl den Beifall Englands, vielleicht auch Rußlands haben; im Uebrigen aber würde sie nur dem schlauen Politiker an der Seine den erwünschten Boden für eine seiner erstaunlichen Wendungen bereiten. Habt ohnehin wohl Acht! Er und seine Vertrauten haben seit drei Monaten Friedensreden, Friedensbriefe, Friedensartikel in Menge und um die Wette losgelassen; das bedeutet etwas. Den Frieden bedeutet es freilich nicht, denn er weiß selbst am besten, daß er den Frieden nicht haben kann, wenn er ihn auch wollte. Aber bedeutet es nicht sofort den Krieg, so bedeutet es doch, daß er nach seiner behutsamen Art einen neuen Feind recognoscirt, der schwerlich Oesterreich heißt.

Die Orsinischen Bomben sind ein drängendes Motiv, noch drängender aber muß heute oder morgen die verbissene Concurrenz in's Gewicht fallen, welche der französischen Politik in Italien von London aus entgegengesetzt wird. Selbst alle Regeln der Vorsicht scheint die englische Eifersucht außer Acht zu lassen, seitdem Frankreich in Syrien ganz allein das thut, was alle Mächte hätten thun sollen, indem es den falschen Türken zwingt, die an Tausenden unschuldiger Christen begangenen Gräuel zu strafen. Es ist kein Zweifel, daß durch diese Führung des Rächeramts durch Frankreich allein, England in Gefahr kommt, allen Respekt und Einfluß bei den orientalischen Völkerschaften zu verlieren; und dafür wollen sich nun die Londoner Schwächlinge in Italien bezahlt machen. Aber sie spielen ein gefährliches Spiel; während sie alle Welt gegen den Rivalen aufhetzen, kann er sehr wohl über Nacht sein Gesicht so verändern, daß ihn Niemand mehr kennt, und daß die Warschauer-Conferenz Freund und Feind nicht mehr zu unterscheiden wüßte. Schimpft nur zu über den Mann so viel ihr könnt, aber vergeßt doch daneben nicht ganz und gar, daß Garibaldi unter den Mächten bloß Einen sichern Bundesgenossen hat, und daß derselbe nicht Frankreich, sondern England heißt.

Auf merkwürdige Wechselfälle in der europäischen Situation muß man sich jetzt um so mehr gefaßt machen, als end-

...rischer und in die neue ...
die Aufgabe einer compakt...
sätze des Rechts und der ...
führen, denn ein Ausfuh...
längst nicht mehr; da aber ...
bieten hat, so werden die ...
nen Mächte der einzige Ma...
man wird sich zur Warschau...
fen, wenn nur die Zukunft ...
um einen Papenstiel darang...

Eine andere Gefahr ist ...
reich muß sich fortan mit N...
Bande des deutschen Maulwe...
gige Großmacht seine eigenen ...
übel — es muß mit den Wö...
tor die Rheinfrage, wie es f...
in den Hintergrund treten, da...
eignen, daß seine italienische...
als die der beiden „natürlichen...
hüte, denn die Folgen müßte...
denn in dem Moment, wo n...
der Deutschen und bevorstehend...
redet, in Wahrheit alle Stellun...

XXXIII.

Herzog Georg der Bärtige von Sachsen und die Reformation.

V.

Während Herzog Georg unablässig bestrebt war, in dem seiner unmittelbaren Herrschaft unterworfenen Gebiete des Albertinischen Sachsens mit aller Entschiedenheit die Häresie ferne zu halten, bahnte sich dieselbe durch das kleine Gebiet seines Bruders Heinrich allmählig einen Weg, der sie mit der Zeit in das Herz des katholischen Herzogthums führen sollte.

Herzog Heinrich*), Georg's einziger Bruder, hatte durch das Testament seines Vaters Albrecht die Erbstatthalterschaft von Friesland zugewiesen erhalten. Die vielen Gefahren und Unannehmlichkeiten, mit welchen die Führung des Amtes verbunden war, verleideten indeß dem ruheliebenden Fürsten bald den Besitz desselben; er übergab Friesland seinem Bruder Georg und erhielt durch den „brüderlichen Vertrag" vom 30. Mai 1503 die beiden sächsischen Aemter Freiberg und Wol-

*) S. über ihn „Weiße, Leben Heinrich's" im „Museum für die sächsische Geschichte". Bd. I. St. 2. S. 163 ff.

nen Räthen von den G
wurde, liebte Heinrich ni
und die Freuden der Taf
ging es zu — so berichtet
dinger *) — wie an Köni
dermann freie Tafel gehalt
trieben“. Das bezieht sich
unverheirathet war. Von de
es zeugen, daß es ihm eine
dern zu speisen, sondern
Er selbst hielt des Tages
Freiberg nach Dresden fuhr,
getafelt. Von Geschäften moc
wissen; diese Bequemlichkeit u
erst recht verhängnißvoll, als
zur Regierung des ganzen Her
Räthe klagten, man müsse ih
„nachschleichen“, um nur seine U
in Freiberg Rath gehalten werde
chenstuben, wo es fast übel n
Speisen

sang, seiner gefahrvollen Meerfahrt in's heilige Land und der dabei überstandenen Strapatzen gedenkend *). Unter solchen Umständen konnte es nicht verwundern, daß die überdem sorglos verwalteten Einkünfte nirgends mehr zureichen wollten und oft eine empfindliche Finanznoth der fürstlichen Kammer in Freiberg eintrat. Dieß war namentlich der Fall, seit Heinrich sich mit Katharina von Mecklenburg verheirathet hatte. Anfänglich wendete man sich in solchen Verlegenheiten an den Bruder, Herzog Georg, aber dieser, ein sparsamer haushälterischer Fürst, gab oft statt der Hülfe die leidige Antwort, daß der unordentliche Hofstaat Heinrichs Schuld an dem Geldmangel trage, und daß insbesondere die Herzogin zu viel Aufwand mache, welches sein Weib als eine eingezogene Fürstin nicht thäte. Man mußte also bei entfernten Verwandten Hülfe suchen, und wendete sich an den Kurfürsten oder an Herzog Johann's Wittwe zu Rochlitz; beide halfen wohl oft mit Geld und Getreide aus, aber immer nur von Quartal zu Quartal, so daß man daher zuletzt wieder da stand, wo man vorher gewesen. Endlich wurde, um Licht in dieses Finanz-Chaos zu bringen, ein bestimmter Etat festgesetzt: der Kanzler erhielt hundert Gulden nebst Kleidung, der Dechant als eine geistliche Person nur fünfzig Gulden, dabei jedoch Essen und Trinken vollauf, die Herzogin und übrigen Bediensteten ihr Bestimmtes, für Heinrich blieben ungefähr vierteljährig fünfhundert Gulden, die sein Thürknecht, Michael Giebritz, dergestalt verwaltete, daß er keine Rechnung davon ablegte. Gingen außerordentliche Einkünfte ein z. B. aus den Bergwerken von Marienberg, so wurden sie zum Gießen von Geschütz verwendet, welche man dem Herzoge nicht groß und ungeheuer genug gießen konnte. Lucas Cranach mußte ihm scheußliche Bilder und Fratzen darauf malen. „Er scheint bei aller seiner Frömmigkeit" (?), sagt Hasche von Heinrich,

*) V. Langenn, Herzog Moriz. I. 49.

„ein feiner idealischer Wollüstling gewesen zu seyn, denn er kaufte alle obscönen Sachen und Gemälde, die er bekommen konnte, für seine Kanons, die er nie groß genug bekommen konnte, ob er sie gleich nie brauchte, und freute sich sehr, wenn er hörte, daß Kaiser Karl V. von seinen Kanonen spräche" *).

Dieß war nun der Fürst, den die Sachsen „Heinrich den Frommen" zubenannten — ein Beiname, der freilich zu den angeführten Thatsachen wenig passen will, weßhalb auch die sächsischen Geschichtschreiber heutzutage sich darüber streiten, ob man ihn nicht lieber den „Patriarchalischen" oder den „Gemüthlichen" nennen solle.

Es ließ sich erwarten, daß ein so gearteter Charakter dem Uebergreifen einer willenskräftigen, energischen Frau keinerlei Widerstand entgegensetzen konnte. Und so war es auch in der That. Der „fromme Heinrich" stand ganz unter Leitung seiner Gemahlin Katharina, der Mecklenburgerin, die an Energie und Einsicht besaß, was ihrem Manne abging, dagegen aber auch durch ihr zum Jähzorn geneigtes Gemüth, durch ein intrigantes und hoffärtiges Wesen sich sehr unvortheilhaft von ihm unterschied. Stets lag sie dem gutmüthigen Heinrich mit ihren Klagen über die ungleiche Theilung im Ohre, und wenn dann vollends Georg dem unordentlichen Haushalte des Hofes in Freiberg zu Hülfe zu kommen sich weigerte, so steigerte das ihren Unwillen auf's Höchste und lenkte ihn auf den (wahren und vermeintlichen) Urheber desselben, ihren Schwager Herzog Georg. Ihn haßte sie und es war einer der hauptsächlichsten Beweggründe, der sie zu Gunsten der lutherischen Bewegung stimmte, daß Georg als so entschiedener Gegner derselben auftrat.

Genug, gleich in den ersten Jahren nach Luthers Abfall

---

*) Hasche, diplom. Gesch. von Dresden. II. 221. Anm.

von der Kirche bewirkte Katharina, daß zwei lutherisch-gesinnte Prediger am Freiberger Dome angestellt wurden. Es waren ehemalige Mönche, ein Umstand, der es möglich machte, besonderes Aufsehen zu verhüten. Denn daran lag dem ruheliebenden Herzoge, der jeden Conflikt, namentlich aber mit seinem streng katholischen Bruder Georg, vermieden wissen wollte, sehr viel. Ueberhaupt kostete es der intriganten Katharina außerordentliche Mühe, bis sie ihrem Gemahle nur einiges Interesse am Lutherthum und ein gewisses Maß von Muth zur öffentlichen Kundgebung desselben einflößen konnte. Bezeichnend ist es für seine anfängliche Stimmung, daß er auf die Frage seiner Gemahlin: wie ihm der lutherisch-gesinnte Prediger gefalle? mit der Ausrede antwortete, er könne den Prediger seines Gehörs wegen nicht wohl verstehen, worauf ihm Katharina ohne Weiteres einen Sessel gleich neben dem Predigtstuhle machen ließ, „damit er mit dieser Entschuldigung sich nicht mehr behelfe" *). So mußte denn der gute Heinrich wollend oder nicht wollend sich ein tieferes Interesse für den allein rechtfertigenden Glauben einflößen lassen. Noch wirkte indeß das Zureden seines Bruders Georg so viel, daß selbst, nachdem Heinrich für seine Person der lutherischen Lehre Beifall gegeben, noch bis zum J. 1527 Verordnungen im antilutherischen Sinne für das Fürstenthum ergingen. So z. B. wurden im J. 1523 drei adeliche Hoffräulein von seinem Hofe fortgeschickt, weil sie Luthers Schriften gelesen hatten. Im J. 1526 wurden verschiedene Personen, Bürger und Geistliche in Freiberg gefänglich eingezogen, weil sie in Freiberg innerhalb ihrer Häuser an Freitagen Fleisch gegessen hatten; ja diejenigen Prediger, welche Luthers Lehre geneigt waren, ließ Heinrich sogar zur Stadt hinausschaffen, den einzigen Schumann abgerechnet, welchen seine Gemahlin Katharina als

*) v. Langenn a. a. O.

ihren Hofprediger in Schutz nahm *). Aber im J. 1531 erlaubte der Herzog bereits, daß Georg Schumann einem Jeden, der es begehrte, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt, jedoch heimlich, reichen dürfte, und daß der Canonicus Valentin Belzing das Evangelium aus der Kirchenpostille Luthers in der Nicolai-Kirche ablese. Alles das beweist, wie wenig selbstständig er auch in diesem Punkte zu handeln gewohnt war, und daß, wenn nun einmal die Annahme der lutherischen Lehre als Beweis besonderer Frömmigkeit gelten muß, man viel eher seine intrigante Gemahlin, Katharina von Mecklenburg, mit dem Beinamen der „Frommen" belegen sollte.

Erst im Jahre 1536 wagte es Heinrich, sich öffentlich zum Lutherthume zu bekennen. Um dieselbe Zeit war nämlich ein sächsischer Adelicher, Anton von Schönberg, den Herzog Georg wegen seiner Hinneigung zum Lutherthume gezwungen hatte, seine Güter zu verkaufen und das Land zu verlassen, nach Freiberg gekommen. Von unauslöschlichem Hasse gegen seinen alten Landesherrn erfüllt, suchte er um so mehr am Freiberger Hofe für eine Sache zu wirken, deren Fortgang Herzog Georgen zum Verdrusse seyn mußte. Dieser übernahm nun, wie Weiße treffend sagt, das gewiß nicht leichte Geschäft, Heinrich von der Furcht vor seinem Bruder zu heilen. Noch mehr vielleicht als seine Bemühungen wirkten aber die Zusagen des Kurfürsten von Sachsen und des Markgrafen Georg von Brandenburg, welcher eben Heinrichs Schwiegersohn geworden war; diese beiden Fürsten versprachen nämlich, den Herzog in allweg zu schützen, wenn er seiner Religion wegen überzogen oder in seinen Rechten gekränkt werden sollte. Nunmehr wurde die Reformation eingeführt und den Pfarrern

---

*) Weiße. III. 240. Willisch, Kirchenhistorie der Stadt Freyberg. Leipzig 1737. I. 91 ff.

befohlen, die Augsburgische Confession und die kurfürstlich-sächsische Visitationsordnung zu befolgen, die Jugend aber und das Volk nach dem Katechismus Lutheri, seiner Kirchenpostille „und andern gottseligen Büchern" zu unterrichten. Eine besondere Visitations-Commission mußte im Lande herumziehen, um in jedem einzelnen Dorfe die Devastation des katholischen Cultus durchzuführen. Diese Commission hatte jedoch selbst gegen die Gelüste des Herzogs zu kämpfen, denn auf einmal war dieser ein solcher Gegner des Papstthums geworden, daß er die eingezogenen Kirchengüter ganz für profane Zwecke, d. h. für sich selbst zu verwenden begehrte, und den aus ihrem Eigenthum verjagten Mönchen und Nonnen sogar eine Pension oder sonst den Lebensunterhalt zu reichen sich weigerte. Erst die Vorstellungen der Adelichen, welche Verwandte in den Nonnenklöstern hatten, vermochten ihn hierin etwas milder zu stimmen, und für die Kirchendiener mußte Spalatin eintreten, damit doch den neuen Predigern etwas bliebe *).

Herzog Georg versäumte nicht, seinem Bruder die ernstesten Vorstellungen gegen ein solches Verfahren zu machen. Schon kurz vor der erwähnten Kirchenvisitation schrieb er demselben: „er, Georg, habe dem Kaiser versprochen, daß sie beide bei der alten Lehre bis zu einem Concilio bleiben wollten. Jetzo aber stehe er in Sorgen, Herzog Heinrich möchte auf des Kurfürsten Erachten Dinge vornehmen, welche diesem Versprechen zuwider und ihm unanständig wären, auch nicht gebührten. Er ersuche ihn demnach, da das Concilium vor der Thüre sei, keine Neuerung anzufangen; denn wo solches geschehe, müsse er es Kaiserl. Majestät berichten". Hierauf antwortete Heinrich schon ganz im Sinn und Tone eines begeisterten Glaubenshelden, dem nicht die Kirchengüter, son-

*) Seckendorf III. p. 158.

Noch ernster und nachdrü
stellungen, da er von der zum
verfügten Visitation hört. Es
daß Heinrich denen zu Folge, w
Sünde halten, die heilige Messe
über geistliche Personen und
unterstehe, über welche er keine
Gewissen treibe, so sei g
Person bekümmert sei,
„Wenn wir," fährt er fort, „aus
Heiligkeit und kaiserlicher Macht
geistliche Sachen, so hätten wir
für Mißbräuche halten; weil wir
solches in Gottes Wort auferlegt
kaiserliche Majestät uns befohlen,
so unterfangen wir uns keiner Re
denn wir sind ein Glied der Kirch
unterthan, gebieten aber Niemand,
glauben solle. Er bedaure sehr,

dem Klerus nichts von dem zu entziehen, was derselbe aus Mildthätigkeit ihrer Vorfahren und Beischuß des gemeinen Mannes erhalten, damit nicht, wenn er das Evangelium in Zellen und Scheunen suche, er dasjenige finde, was er mit größerem Nutzen hätte ungesucht gelassen"*).

In Heinrichs Antwort ist die Aeußerung charakteristisch womit er sich zu rechtfertigen sucht gegen den Einwurf Georg's: warum er denn sein Evangelium nicht für sich behalten? „Weil nun derselben (reinen) Lehre der vermeintliche geistliche Stand in Lehren und Gebräuchen zuwider, und zwei widerwärtige Lehren an einem Orte ohne Nachtheil des Friedens nicht im Schwange gehen können, so wolle er auf schleunigstem und stillstem Wege eine Reformation anstellen, niemand aber das seine nehmen, noch jemand zwingen, daß er wider sein Gewissen etwas glaube, sondern allein anordnen, daß ein christlicher Gotterdienst, der Gott gefalle, eingerichtet, und was dem zuwider abgeschafft werde. Welche Geistliche aber sich denselben nicht gefallen lassen, sondern verachten, die würden Freiheit haben, anderswohin zu gehen, wo sie solches ungehindert thun könnten" Wer erinnert sich nicht beim Durchlesen dieser, man weiß nicht soll man sagen naiven oder raffinirt revolutionären Rechtfertigungsschrift, an Ranke's berühmtes Dictum, wonach eigentlich die Katholiken, nicht die Protestanten an der Zerrissenheit des deutschen Vaterlandes die Schuld trügen; denn hätten sie, meint er, den Protestanten nachgegeben, so wären wir jetzt alle einig!

Der Uebertritt Herzog Heinrich's zum Lutherthum war für das Albertinische Sachsen und dessen Haupt, den Herzog Georg, überaus verhängnißvoll. Wohl mehr als das Familien-Unglück, welches von jetzt an Georgs Haus schonungslos verfolgte, mochte den Herzog jenes Ereigniß schmerzen. Denn es war vorauszusehen, daß, wenn Heinrich nach seines Bru-

*) A. a. O.

ders Tode zur Regierung des ganzen Herzogthums gelangte, ein solcher Regierungswechsel das Signal zum Umsturz der katholischen Kirche im ganzen Lande und wohl noch weiter geben würde. Heinrichs Succession aber wurde leider immer wahrscheinlicher.

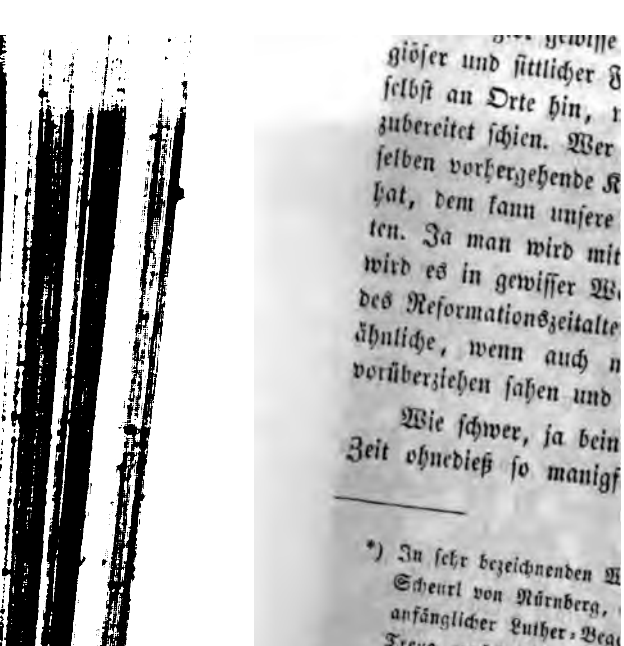
Im Jahre 1534 starb Georgs geliebte Gemahlin Barbara, eine Prinzessin von Polen; im Dome zu Meißen wurde sie begraben. Georg ließ ihr in fürstlicher Weise den Dritten, Siebenten und Dreißigsten halten, auch den Rath von Dresden lud er dazu ein und bat, derselbe „möcht etzliche aus seinem Mittel Montag nach Lätare bei den Vigilien einkommen lassen und für Ihrer Lieben Seel bitten helffen"*). Von den eilf Kindern, welche Barbara ihrem Gemahle geboren, lebten nur noch drei: eine Tochter, an den Landgrafen Philipp von Hessen vermählt, der älteste Prinz Johann, mit einer Schwester des Landgrafen verehelicht und der geistesschwache Prinz Friedrich, auch der „tumme Prinz" genannt. Aber im Jahre 1537 wurde dem greisen Herzoge der älteste Sohn, Prinz Johann, durch den Tod hinweggerafft. Dessen Wittwe Elisabeth, in vielen Stücken ihrem Bruder Philipp ähnlich, an Geschick für Intriguen der Gemahlin Heinrichs, Katharina, ebenbürtig, erhielt als Wittwensitz das Schloß zu Rochlitz angewiesen, von wo aus sie mit dem Hofe in Freiberg dem Vordringen des Protestantismus allen möglichen Vorschub leistete. So ruhte also die Hoffnung Georgs und mit ihm der katholischen Kirche in Norddeutschland nur mehr auf dem geistig und körperlich schwachen Prinzen Friedrich. Um diesem die Succession in den herzoglichen Landen möglich zu machen, verordnete der Vater einen Regentschaftsrath von 24 adelichen Personen, der dem Sohne die Regierung sollte führen helfen, zugleich verheirathete er diesen, um das Aussterben des letzten noch katholischen

*) Hasche II. 179.

Zweiges im sächsischen Hause zu verhindern, mit der Gräfin Elisabeth von Mansfeld. Allein schon vier Wochen nach dem Beilager (26. Febr. 1539) starb der gute Friedrich. Wohl tröstete sich der Vater, „er verhoffe, sein gehorsamer lieber Sohn würde noch so vielen Samen hinter sich gelassen haben, daß seine Lande einen regierenden Herrn haben würden." Allein auch diese Hoffnung täuschte und so stand denn der beinahe kinderlose Greis — denn seine an Landgraf Philipp verheirathete Tochter war mit diesem von der Kirche abgefallen und damit vom väterlichen Herzen losgerissen — vereinsamt da, auf den Trümmern vereitelter Lebenshoffnungen, umgeben von fast feindseligen Verwandten, die nur auf seinen Tod warteten und den völligen Umsturz der Kirche in Sachsen kaum erwarten konnten.

Noch einmal machte Georg einen Versuch, seinen Bruder zu gewinnen. Auf einem zur Beilegung des brüderlichen Zwistes anberaumten Compositionstage zu Mitweyde mußten seine Räthe Herzog Heinrichen anbieten, Georg wolle ihm oder seinem Sohne Moriz, der sich mit der Wittwe Herzog Friedrichs vermählen sollte, noch bei seinen Lebzeiten die Regierung abtreten, wofern sie sich verbindlich machten von der lutherischen Ketzerei abzustehen. Herzog Heinrich nahm sich Bedenkzeit die Sache zu überlegen, wahrscheinlich in der Absicht, die Meinung seiner Bundesgenossen — denn Heinrich war unterdeß den Schmalkaldenern beigetreten — zu vernehmen und auf alle Fälle sich einen Rückhalt zu sichern*). Man kann sich denken, wie von diesen der schwache Fürst bearbeitet wurde. Und so zerschlug sich denn auch dieses Projekt

*) Weiße III. 255.



... gewisse
giöser und sittlicher F
selbst an Orte hin, r
zubereitet schien. Wer
selben vorhergehende K
hat, dem kann unsere
ten. Ja man wird mit
wird es in gewisser W
des Reformationszeitalte
ähnliche, wenn auch n
vorüberziehen sahen und

Wie schwer, ja bein
Zeit ohnedieß so manigf

---

*) In sehr bezeichnenden W
Scheurl von Nürnberg,
anfänglicher Luther-Beg
Treue zurückgekehrter Ma
mischen Charakter der lut
teste philosopho in repu
stem influxum

auch bei der größten Vorsicht und Strenge vor der Ansteckung zu bewahren, sollte Georg noch kurze Zeit vor seinem Tode bei Gelegenheit einer durch ihn angeordneten Klostervisitation erfahren. Freilich krankten so manche Klöster schon geraume Zeit vor der Reformation; allein die Uebel waren doch nicht so allgemein und so tief eingefressen, daß nicht auch in jener Zeit noch so manches Gute, ja Herrliche neben dem Unkraute hätte gedeihen können. Luther selbst sah in seiner ersten Jugend noch Erscheinungen in den Klöstern jener nordischen Gegenden, welche an die schönsten Perioden des Ordenslebens erinnern. So z. B. erzählt er selbst von dem heiligmäßigen Ordensbruder aus dem fürstlichen Geschlechte zu Anhalt, einem Bruder des öfter erwähnten frommen Bischofs Adolf von Merseburg, den er in seiner Jugend nicht ohne ein Gefühl tiefer Bewunderung mit dem Bettelsacke auf der Schulter die Straßen von Magdeburg durchwandelnd erblickte. „Ich habe gesehen“ — erzählt er in seiner Schrift: Verantwortung des aufgelegten Aufruhrs von Herzog Georg 1533 — „ich habe gesehen mit diesen Augen, da ich bei meinem vierzehnten Jahre zu Magdeburg in die Schule ging, einen Fürsten von Anhalt, nämlich des Dumpropsts und hernach Bischof Adolph's zu Merseburg Bruder, der ging in der Barfußen-Kappen auf der breiten Straßen nach Brod, und trug den Sack, wie ein Esel, daß er sich zu Erden krummen mußte; aber sein Gesell-Bruder ging neben ihm ledig, auf daß der fromm Fürst ja allein das höhest Exempel der grauen, beschorenen Heiligkeit der Welt einbildete. Sie hatten ihn auch so übertäubet, daß er alle andere Werk im Kloster, gleich wie ein ander Bruder thäte, und hatte sich also zufastet, zuwacht, zukasteiet, daß er sahe wie ein Todtenbilde, eitel Bein und Haut, starb auch balde. Dann er vermocht solch strenge Leben nicht ertragen. Summa: wer ihn ansahe, der schmatzt für Andacht, und mußte sich seines weltlichen Standes schämen, und ich halt, daß noch viel Leute zu Magdeburg leben, die es auch gesehen haben“.

..ichen Stoffe von
hindurch gerungen .
Epidemie zuschreiben
auch schon vor dem
vielen Klöstern: das

Da die geistliche
dem Verderbnisse inne
und Gefahr auf dem
Rechtfertigung, wenn h
durch weltliche Commiss
Verwaltung visitiren ließ
als auch die in Hoffnu
eintretenden Auflösung d
Mönche hatten hier übel
dem Besitzthume verfahren
sich der Glaube oder da
nichts mehr zu retten.
(Dr. Breitenbach und M
denen noch Georg von Car
haym beigegeben waren) de
solch häßlig und ...

sie, daß „von den Klöstern viel liegende Gründe gekommen;“ ausgelaufene Mönche hatten zum Theil dazu Anleitung gegeben, wie man selbe los werden könne. So hatte sich der Abt von Volkerode mit einem aus Waldsassen „entlaufenen Mönche“ in Verbindung gesetzt, und letzterer hatte „einen stattlichen Hof des Klosters mit einem zierlichen Frauenzimmer“ inne. Das reiche Kloster Sittichenbach besaß nur noch einen kleinen Theil seiner Güter, und die Commissäre klagten, „daß der Mönch aus Waldsassen, der wahrlich aus der besten Haut nicht geschnitten, üble Rathschläge ertheile, da er solcher Sachen Erfahrniß trage.“ Von Gosek berichtet die Visitation: „wir haben hier eitel Unordnung und ein fast wüste Leben funden, also daß weder Abt noch Mönch auf des Klosters Gerechtigkeit, Zins, Einkommen und Ausgabe eigentlichen Bericht geben könne.“ Den Abt Peter von Pforta verklagte eine „leichtfertige Dirne;“ er suchte sich bei Georg selbst zu rechtfertigen, „indem ihm die arge Bübin und Haut Unrecht thue.“

Ueberaus häufig kehren die Klagen der Commissäre wieder über die Mönche, „die den Hölzern und Forsten der Klosters wehe gethan,“ über „Zerrissenheit und Verödung der Wirthschaft,“ über unbefugte Veräußerung. Hie und da hatten auch Adeliche aus der Nachbarschaft ohne allen Rechtstitel Klostergüter an sich gerissen. Es läßt einen tiefen Blick in die hoffnungslosen Zustände mancher Convente werfen, wenn der Leipziger Ordinarius Dr. Breitenbach den Herzog bittet, er möge ihn auf seinen Katheder zurückkehren lassen, „es sei jedenfalls an der Universität so viel gelegen, als an einem Haufen voller unnützer Mönche, deren ein Theil so lange nicht Messe gelesen, daß sie nicht gewußt, wo die Kelche in ihrem Kloster gestanden.“ Man sieht, dergleichen Leute standen immer wie auf dem Sprunge nach Wittenberg hinüber. Nur von wenigen Klöstern konnte Gutes berichtet werden, so z. B. von dem Nonnenkloster zu Salza: „das Kloster sei unvermögend, und die armen Kinder hielten sich darin sehr wohl.“

Nur mit tiefer Trauer konnte Georg auf diese Zustände eines Instituts blicken, das er so hoch verehrte. Oft und viel sträubte er sich gegen die von den Commissären angerathenen Maßregeln der Strenge; doch es konnte allerdings nicht Alles vermieden werden. Des Landes Wohlfahrt erheischte wenigstens Vorsichtsmaßregeln, daher erging endlich der Befehl, die Kelche und silbernen Bilder, dergleichen in den von Klosterleuten verwalteten Kirchen „eine tapfere Anzahl vorhanden", in ein sicheres Gewölbe zu Leipzig zu verschließen, „da sich die Läufe mit den Klosterpersonen gar seltsam anließen." Die Wirthschaft und Güterverwaltung der Klöster wurden unter Aufsicht der weltlichen Obrigkeit gestellt, dem Abte und seinen Conventualen nur so viel zugetheilt, als zu ihrem Unterhalte erforderlich. Was darüber aus den Klostergütern einging, sollte in das Gewölbe nach Leipzig abgeliefert werden. Offenbar sind das Ausnahme-Maßregeln, die aber auch durch jene Ausnahme-Zustände vollkommen gerechtfertigt waren.

Ungefähr in dieselbe Zeit (nämlich Ende des Jahres 1538) fallen gewisse Verhandlungen, welche zum Zweck einer Religions-Vergleichung zwischen den Räthen Georgs, Georg von Carlowitz und dem Theologen Witzel einerseits, und zwischen Dr. Brück, dem Kanzler des Kurfürsten Johann, Melanchthon und Bucer andererseits in Leipzig stattfanden*). Das Ganze scheint ein Werk des Landgrafen Philipp von Hessen gewesen zu seyn, welchem zu dieser Zeit besonders daran gelegen war, sich den Schein eines in religiösen Dingen conciliatorischen Fürsten zu geben. Dagegen möchten die Ansichten, welche Georgs Rath Carlowitz vortrug, im Wesentlichen dem zur Kirche zurückgekehrten Theologen Witzel angehören: sie gingen im Ganzen darauf hinaus, den disciplinären und dogmatischen Bestand der Kirche, wie er im 8. Jahrhundert war, zum

---

*) Seckendorf III. p. 210.

Ausgangspunkte bei den Unions-Verhandlungen zu nehmen. Dieser Vorschlag scheiterte indeß an dem Widerstand der lutherischen Partei. Georg selbst hatte sich von dem Religionsgespräche ganz entfernt gehalten; er ließ es jedoch geschehen, weil natürlich seine nach dem Tode des letzten Sohnes ganz isolirte Lage ein Entgegenkommen in gewisser Weise anrieth, um das Möglichste noch für Erhaltung der katholischen Religion in seinem Lande zu versuchen. Aber die Gesandten durften nicht in seinem Namen auftreten, wie denn auch Carlowitz noch überdieß ausdrücklich erklärte, daß er nicht im Auftrage des Fürsten spreche, und seine Ansichten deßhalb nicht für diejenigen seines Herrn dürften gehalten werden. Somit fallen die Behauptungen Seckendorf's, der dem Herzoge eine Aenderung seiner religiösen Gesinnung in den letzten Jahren zuschreibt, in sich selbst zusammen. Zu allem Ueberflusse bezeugt uns Carlowitz noch selbst, daß seine religiösen Ansichten und Grundsätze mit denen seines Herrn in manchen Punkten collidirten. Am 10. Februar 1539 lud ihn nämlich die Herzogin Elisabeth ein, zu ihr nach Freiberg zu kommen; er werde mit Bucer, wenn er auch nur acht Tage mit ihm verhandelt habe, gewiß in der religiösen Angelegenheit sich einigen. Allein Carlowitz erwiderte: gern wollte er das thun, jedoch nach Freiberg könne er nicht kommen, die Herzogin kenne seinen Fürsten, „wie gar nachdenklich er sey, wenn man ohne sein Vorwissen an die Orte reite, wo er sich dünken lasse, man sei ihm entgegen, er halte ihn (Carlowitz) sonst verdächtig genug, wenn er ihm nicht in allweg Zufall geben wolle"*). Genug, das Colloquium zu Leipzig blieb ohne alles Resultat.

Wir haben soeben des sächsischen Rathes Carlowitz und seiner religiösen Ansichten gedacht. Diesen gemäß scheint derselbe eine Art Mittelstellung zwischen den beiden religiösen

---

*) v. Langenn, Christoph v. Carlowitz S. 64.



... die Seite
Ideal dieser Räthe
ist die katholische Hier
angefochtenen Punkten

---

*) S. die Andeutungen
Dresdener Hofe in
epp. ed. Clerici, p
sed non omnes ha
et hic suos fautore
quibus non placent,
Der berühmte Polem
Pistoris. Daß jedoch
war, beweist des Pist
Epp p. 1714. Man
Philipp von Hessen üb

XXXIV.

Studien und Skizzen über Rußland.

Siebenter Artikel: der orthodoxe Klerus und seine Hierarchie; Reform-Vorschläge des Fürsten Dolgorukow und die Kaiserin von Rußland; die Staroverzen und ihre Macht; ihr Verhältniß zur Regierung und zur russischen Kirchenreform.

Fürst Dolgorukow ist, wie gesagt, ein gläubiger Sohn der orthodoxen Kirche. Er schimpft nicht über den russischen Klerus, aber er beklagt dessen entwürdigende Lage und verlangt gründliche Abhülfe, weil sonst das Uebel unfehlbar auf die Religion selbst seinen Rückschlag üben würde. Das wäre aber, meint er, noch Rußlands größtes Unglück; denn „die Religion in Mißachtung bringen, heißt die Nation demoralisiren, und die Nation demoralisiren, heißt die Grundlagen der gesellschaftlichen Ordnung unterwühlen — das möge die russische Regierung nicht vergessen" *).

Daß die Gefahr dringend sei, wird auch von anderer Seite bezeugt. Bisher ist jedem Fremden an dem russischen Volke eine angeborne Pietät und Devotion aufgefallen, welche es auch den voltairianisch gebildeten höhern Klassen räthlich

*) La vérité sur la Russie p. 351.

erscheinen ließ, die tiefste Ehrfurcht in kirchlichen Dingen zur Schau zu tragen. Nun beginnt auch dieser Zug am Nationalcharakter zu verblassen. Seit dem 1. Januar 1860 erscheint in St. Petersburg die erste religiöse Monatschrift unter dem Titel „Der Pilger". Früher hatte Niemand das Bedürfniß einer solchen Nachhülfe gefühlt; jetzt aber, äußert ein protestantischer Correspondent, sei es anders, denn die religiöse Indifferenz nehme in erschreckender Weise überhand. „Je lebhafter das Interesse für Politik, Reformen und Polemik wird, desto mehr erkaltet die früher dem russischen Volke mit Recht nachgerühmte Religiosität und Kirchlichkeit; man hört jetzt Gespräche und Meinungen über religiöse Gebräuche und namentlich über die Persönlichkeiten unserer Hierarchie, die früher sofort von der Mehrzahl der Anwesenden abgewiesen worden wären". Und diese Klage gilt nicht nur von den sogenannten höheren Ständen, auch unter den Bauern macht sich eine zunehmende kirchliche Entfremdung bemerklich, überhaupt eine durchgehende Aenderung der Lebensart, so daß man z. B. den Hauptgrund der herrschenden Lebensmittel-Theurung in dem steigenden Luxus der Bauern suchen zu müssen meint *).

Wir sind in unseren Betrachtungen über Rußland schon vor sechs Jahren von dem Satze ausgegangen, daß die russische Staatskirche ihre Feuerprobe erst noch zu bestehen haben werde. Jetzt sprechen alle ernsteren Geister im Lande die Ueberzeugung aus, daß unter allen Bedürfnissen Rußlands keines dringender sei, als ein besserer Klerus, denn ohne diesen Fortschritt wären alle andern Reformen nur die Quelle neuer Gefahren. Der jetzige Klerus ist den Umständen schon heute absolut nicht mehr gewachsen. Wollen wir die Lage durch ein concretes Beispiel kurz markiren, so wüßten wir kein bezeichnenderes als die Thatsache: er soll nun über einmal predigen und kann nicht.

---

*) Kreuzzeitung vom 21. Dec. 1859 und 18. Febr. 1860.

Bis jetzt bestand der Gottesdienst nur in der Liturgie, die Predigt war weder vorgeschrieben, noch allgemein üblich, wie denn auch die Kirchen, selbst die größten und neuesten nicht ausgenommen, fast sämmtlich keine Kanzeln haben. Die meisten Geistlichen hielten nur zwei Predigten im Jahre an den höchsten Festtagen, und alle Predigten unterlagen der geistlichen Censur in der Weise, daß der Pope seine Predigt, ehe er sie halten durfte, dem Dekan, der Dekan die seine dem Bischof zur Genehmigung vorlegen mußte. Nun trat aber im Laufe des Jahres 1858 ein Fall ein, welcher dem orthodoxen Klerus die Macht der Kanzel plötzlich lebhaft vor Augen stellte. Bei den Dominikanern in St. Petersburg, welche bekanntlich die katholische Kirche daselbst versehen, verweilte P. Souaillard aus Frankreich, ein trefflicher Kanzelredner, eine zeitlang als Gast und hielt in ihrer Kirche mehrere Predigten. Der Zulauf war auch von Seite der schismatischen Russen ungemein groß, so daß selbst die Heilige Synode in Unruhe gerieth. Die officiöse Kirchenzeitung erinnerte zunächst an eine bei der Vertreibung der Jesuiten in's Werk gesetzte Verordnung, welche allen Lateinern des Auslands strengstens verbot, in Rußland eine Predigt zu halten, weil sie die Kanzel zur Proselytenmacherei mißbrauchten. Diese Contumaz, meinte das Blatt, sei um so nöthiger, als der russische Klerus in der Bildung weit zurückstehe und schon wegen der altslavonischen Kirchen-Sprache, die den meisten Russen, insbesondere den Damen unverständlich sei, im Nachtheil sich befinde. Der Streit hat Aufsehen gemacht und vielfach die Meinung verbreitet, daß eigentlich P. Souaillard den orthodoxen Priestern das Predigen gelehrt habe, was jedoch nicht richtig ist. Einzelne hatten schon geraume Zeit vorher angefangen, Predigten zu halten, und zwar nicht nur unter der Messe, sondern auch, was bis dahin unerhört war, bei der Vesper; insbesondere war Propst Polyssadoff in Petersburg, der sehr lange im Auslande gelebt hatte, bereits ein renommirter Prediger. Daß die Kan-

zelreden höherer Geistlichen, welche meist die Stellung der Kirche zur neuen Zeit behandelten, zum Theil auch in politischen Zeitungen gedruckt wurden, war ein Sporn zur Nacheiferung, und endlich hob ein Ukas des Petersburger Metropoliten sogar die präventive Censur der Predigten auf *).

Sollen aber die Popen nicht mehr bloß selbstlose Verrichter, sondern wirkliche Lehrer und Seelsorger des Volkes seyn, so muß unzweifelhaft sowohl ihre äußere Lage als der theologische Bildungsgang anders werden. Seit Alexander I. (1810) bestehen eigene Klerikal-Seminare, in welchen die jungen Leute zum geistlichen Stande abgerichtet werden; wir sagen „abgerichtet", denn ein eigentliches „Studieren" läßt schon die schlaue Beschränktheit des Schisma, auf die wir im Nachfolgenden zurückkommen werden, nicht zu. Auch sonst werden die Seminare als wahre Räuberhöhlen voll Laster und Uncultur geschildert. Unter den in Leipzig erschienenen Broschüren in russischer Sprache hat sich eine eigens mit den Theologen-Schulen beschäftigt und wahrhaft erschreckende Enthüllungen an's Licht gebracht. Die Heilige Synode in Petersburg war über diesen Sündenspiegel höchlich aufgebracht und fällte gegen den Verfasser, als welcher ihr ein Pope aus der Diöcese Twer denuncirt wurde, ein sehr strenges Urtheil. Das Büchlein enthielt nämlich auch mehrere protestantisirenden Ausfälle gegen die Episcopal-Verfassung selbst, und die nachweisbare Thatsache, daß die incriminirten Stellen von einem Moskauer Professor herrührten, durch dessen Hände das Manuscript gegangen war, wurde von der Synode nicht beachtet. Indeß erfuhr Alexander II. durch den Beichtvater Bajanoff den Hergang der Sache, und schickte den Verfasser anstatt nach Sibirien nach dem schönen Italien als Pfarrer

---

*) Ami de la Religion 24. Febr. 1859; Kreuzzeitung vom 21. April 1859.

an der neuen russischen Kirche zu Nizza; zugleich ernannte der Czar eine Commission unter dem Vorsitz des Fürsten Urusoff zur Reform der theologischen Studien*). Indeß wird auch der beste Wille des Souverains sich hier völlig vergebens abarbeiten, wenn man sich nicht entschließt, auch eine geistliche Leibeigenen-Emancipation vorzunehmen.

Die gesetzliche Lage des russischen Weltklerus ist nämlich geradezu beispiellos in der ganzen christlichen Geschichte. Er bildet eine förmliche Kaste wie die indischen Brahmanen; der Sohn des Popen wird wieder Pope und nur sehr schwer bekommt er die Erlaubniß ein anderes Fach zu ergreifen, wie es andererseits zu den ungewöhnlichsten Fällen gehört, daß aus nicht geistlichen Familien ein Jüngling zur Theologie übergeht. Niemals hat aber diese Priesterkaste den geringsten Einfluß im öffentlichen Leben geübt; schon die höhere geistliche Ordnung selbst ist von ihr wesentlich verschieden, denn die Bischöfe gehen nicht aus der Popenschaft hervor. Die letztere lebt in der Ehe, die Bischöfe und Archimandriten müssen unverehelicht seyn, und können also nur aus dem Klosterklerus genommen werden. Das gibt in der Praxis zweierlei Stände von geistlichen Herren und Knechten. Die ersteren nehmen einen gewissen Grad im Tschin ein und genießen also der adelichen Vorrechte; bei dem einfachen Weltklerus ist dieß keineswegs der Fall, er steht somit unter dem Beamten der niedrigsten Stufen und sogar unter den Kaufleuten der zwei höheren Gilden. Diese sind vom Dienstzwang und von der Prügelstrafe frei, der Pope wird für schwerere Vergehen unter die Soldaten gesteckt oder in den Kaukasus geschickt, für leichtere läßt ihn der Bischof nach Belieben öffentlich prügeln, obgleich dem Weltklerus auch namhafte Amtsverrichtungen für den Staat obliegen, wie denn die Gemeinden von den Kanzeln

*) Ami de la Religion 17. Sept. 1859.

herab mit den Gesetzen und Verordnungen des Czare
kannt gemacht und in sie eingeweiht werden. Nur in
Punkte steht der Weltgeistliche dem niedern Beamten
in der schlechten, für den Unterhalt einer Familie ganz
reichenden Besoldung. Beiden ist daher um Geld Alle
und bei dem allgemeinen Geschrei über die Schmutzere
Bestechlichkeit der Staatsdiener sind die geistlichen nicht
ger gemeint als die weltlichen. Vor Allem ist auch die
saugerei der Bischöfe in Rußland ebenso berüchtigt wie i
Türkei *).

Unter den Leipziger-Broschüren aus Rußland find
eine über die Lage der Landgeistlichkeit mit wahrhaft
sträubenden Angaben. Fürst Dolgorukow meint, wenn
Schrift in's Französische übersetzt wäre, so müßte die ru
Regierung vor den Augen Europas erröthen. Aber auch
eigene Schilderung ist arg genug, und gestattet vollkomm
Einblick in die traurigen Verhältnisse.

„Die russischen Prälaten finden sich in vollständigste
hängigkeit von der Regierung. Außer Stande ohne ihre Erla
irgend etwas zu thun, in Gefahr bei dem leisesten Zeiche
abhängigen Strebens mit Exil und Kerker bedacht zu werden
ben sich die meisten Bischöfe kriechende Unterwürfigkeit gege
Regierung und ihre Agenten zur Lebensregel gemacht. Dafür
schädigen sie sich aber reichlich auf Kosten des niedern K
ihrer Diöcesen, der ihnen niemals wie ein Sohn dem Vater,
dern nur wie der Sklave dem Eigenthümer entgegentreten
Ihr Stolz und ihre hochmüthige Insolenz namentlich gege
dem Landklerus läßt sich mit Worten nicht ausdrücken, die
grenzt an's Unglaubliche. Die mangelnde Unabhängigkeit trägt
andere schlimmen Früchte. Gezwungen, den Gewaltigen im
zu schmeicheln und vor ihnen zu kriechen, suchen sich die P
ten in ihrer Käuflichkeit die Mittel, durch behagliches Wohl
die verletzte Eigenliebe zu befriedigen. Die Habsucht mancher

*) Cf. Ami de la Religion 30. Dec. 1858.

ihnen ist sprüchwörtlich geworden und ihre Erpressungen zum Scandal selbst in Rußland. Die Bureaukratie, welche alles russische Wesen durchdringt, hat sich der Diöcesan-Consistorien vollständig bemächtigt. Alles kauft und verkauft sich da, ebenso wie in der weltlichen Administration. Die üblichen Rundreisen der Bischöfe und ihres Gefolges in den Diöcesen arten nicht selten zu wahren Razzia's an dem armen niedern Klerus aus. Die Lage des letztern ist sehr kläglich, auf dem platten Lande namentlich erschrecklich. Arm, von allen geistigen Hülfsmitteln entblößt, von den Grundherrn oft mit empörender Rücksichtslosigkeit behandelt, führt er ein Leben, das nur eine lange Kette von Leiden ist. Immer noch müssen die Dorfgeistlichen ihre Ländereien selbst bebauen oder von den Beiträgen der Gemeinde leben; und auch da, wo der Staat seit zehn Jahren die Besoldung übernommen hat, reicht der Betrag nicht aus, sie der harten Abhängigkeit von den Pfarrkindern zu überheben. Ohne Schutz und ohne Gewähr dem Belieben der Bischöfe unterworfen, steht der arme Priester, oft mit zahlreicher Familie belastet und mit der Lebensnothdurft allein auf seine spärlichen Bezüge angewiesen, in steter Gefahr, irgend einer bischöflichen Caprice zu lieb seine Stelle zu verlieren, zu der Beamtung eines Subdiacons degradirt und endlich an den Bettelstab gebracht zu werden. Ohne Stütze und ohne Zufluchtsmittel muß er sich vor dem allmächtigen Herrn in den Staub werfen und die Hand dessen küssen, der ihn mit dem verächtlichsten Hochmuth behandelt" *).

Es versteht sich demnach, daß das Mittel zur Rückführung einer der Priester Gottes würdigen Stellung nicht etwa die kaiserliche Revision des theologischen Bildungsganges seyn kann, sondern alle Einsichtigen rufen wie aus Einem Munde nach der Emancipation der Kirche aus jener Vormundschaft, welche sich der Staat über sie seit Jahrhunderten angemaßt hat. So insbesondere die gedachte Leipziger Broschüre. Fürst Dolgorukow aber ist der Meinung, daß die innerkirchliche

*) La vérité etc. p. 346.

Reform noch dringender sei, und daß jedes andere Heilmittel vergeblich seyn müsse, wenn nicht vor Allem die unnatürliche Spannung zwischen den Bischöfen und dem Klerus gehoben werde. Seine Vorschläge, wie diese Scheidewand wegzuräumen wäre, beleuchten eine merkwürdige Seite am orientalischen Kirchenwesen überhaupt, und sind um so interessanter, als sie mit den kirchlichen Reformgedanken der regierenden Czarin in Eins zu fallen scheinen.

Wenn man sagt, daß die griechische Kirche die Priester-Ehe gestatte, so ist dieß nicht ganz richtig; sie gestattet keinem Geweihten zu heirathen, aber sie weiht solche die mit einer Jungfrau sich bereits vermählt haben, ja in Rußland erlangte bis jetzt kein Candidat die priesterliche Weihe, der nicht in dieser Weise verheirathet war. Da nun aber der Weltklerus nicht im Cölibat leben darf, die Bischöfe dagegen unverheirathet seyn müssen, so kann der höhere Klerus nur aus dem Mönchthum hervorgehen und der einfache Priester vermag, wenn er nicht etwa Wittwer wird und in den Mönchsstand eintritt, niemals zum Episcopat zu gelangen. Die Folge davon ist einerseits, daß die Klöster zu Absteigequartieren des Ehr- und Geldgeizes herabgesunken sind, daß andererseits der Bischof den Weltgeistlichen von vornherein als ein Wesen niedrigerer Ordnung betrachtet und mit Verachtung behandelt. Fürst Dolgorukow fragt daher: warum man denn nicht zu den Principien der ersten Kirche zurückkehren und auch verheiratheten Priestern den Zugang zum Episcopat eröffnen wolle. „Es wäre dieß", meint er, „zugleich ein unfehlbares Mittel, die Zahl der Mönche namhaft zu vermindern, welche doch nur ein müßiges, verdorbenes Corps, und mit Ausnahme der Bureaukratie die schädlichste Menschenklasse seien, welche in Rußland existire". Für den Fall aber, daß man durchaus unverheirathete Bischöfe haben wolle, schlägt der Fürst einfach vor, daß man auch dem Weltklerus nicht länger die ausdrückliche Verpflichtung auferlege, vor der Weihung eine Ehe einzuge-

hen. „Warum sollte es den Priestern nicht erlaubt seyn im Cölibat zu leben, wenn sie sich dazu berufen fühlen“ *)?

An diesem letztern Punkte ist denn auch die starre Disciplin der russischen Kirche wirklich schon durchbrochen, und zwar auf Andringen der regierenden Czarin, welche sich in frommem Eifer ebenso angelegentlich mit kirchlichen Verbesserungen beschäftigt, wie Alexander selbst mit innerpolitischen Reformen und ein paar andere Damen des czarischen Hauses mit diplomatischen Intriguen. Das außerordentliche Faktum, daß in diesem Frühjahr zum erstenmale ein Unverheiratheter zu den Weihen zugelassen wurde, hat in Rußland verdientes Aufsehen gemacht. „Es ist bekannt“, schreibt ein Correspondent aus St. Petersburg, „daß diejenigen, welche in Rußland in den geistlichen Stand eintreten wollen, vor den Weihen ein Weib nehmen müssen; nun ist aber jüngst ein Seminarist ausgeweiht worden, welcher nicht verheirathet war. Man schreibt diese Neuerung dem Einfluß der Kaiserin zu, welche überhaupt eine Passion hat, mit den Angelegenheiten der Kirche sich zu befassen, und ihre Absicht soll dabei auf die Heranbildung von Missionären gehen zur Christianisirung der asiatischen Provinzen, welche sich Rußland mehr und mehr einverleibt“ **). Das orthodoxe Missionswesen hat sich nämlich bis jetzt durch eine weltbekannte Unfruchtbarkeit ausgezeichnet; es hat dem Christenthum nicht nur nichts gewonnen, sondern auch noch Terrain verloren gehen lassen; in der Krim z. B. sollen seit der Eroberung durch die Russen nicht weniger als 130,000 Christen zum Islam übergegangen seyn. Es ist sehr möglich, daß die Czarin in der Priesterehe ein Haupthinderniß der missionarischen Wirksamkeit erkannt hat; sie hat auch erst seit Kurzem durch kaiserlichen Ukas den Vorsitz in einem neuen Ver-

*) La vérité etc. p. 350.

**) Ami de la Religion 7. Juin 1860.

ein zur „Wiederherstellung des orthodoxen Glaubens im Kaukasus“ übernommen.

Indeß soll bereits auch ein anderes, nicht minder wichtiges Ereigniß bevorstehen, wornach die russische Kirche künftig nicht bloß ehelose Weltpriester, sondern auch verheirathete Bischöfe haben würde. Der Metropolit Gregor von Nowgorod und Petersburg ist nämlich gestorben, und zu seinem Nachfolger soll Hr. Bajanoff, der Beichtvater der Kaiserin, von ihr ausersehen seyn. Bajanoff gehört zwar nicht zum Kloster-Klerus, sondern zu der verheiratheten Weltgeistlichkeit; bereits sollen aber einige Mitglieder der Heiligen Synode gefunden haben, daß kein Kanon der sieben ersten Concilien verheirathete Bischöfe ausschließe, und daß die entgegenstehende Praxis der russischen Kirche eine einfache Gewohnheit sei, die sich, wenn Ihre Majestät es wünsche, leicht beseitigen ließe *). Geschieht dieß jetzt oder später **), so wären die Vorschläge des Fürsten Dolgorukow im Princip verwirklicht. ob man nun ihren Zweck, die unnatürliche Spannung zwischen Klerus und Episcopat aufzuheben, gewollt haben mag oder nicht.

Wird man aber in St. Petersburg endlich auch das letzte Wort sprechen, ohne welches doch alle kirchlichen Reformen schließlich fruchtlos wären: Entlassung der Kirche aus der Regentschaft des Staats? Fürst Dolgorukow erhebt zwar, wie andere Orthodoxen, entschiedenen Widerspruch gegen die allgemeine Annahme Europas, als wenn der Czar mehr als bloß zeitlicher Beschirmer der Kirche seines Reichs, als ob er wirk-

*) Ami de la Religion 12. Juil. 1860.

**) Vorerst hat sich indeß die hergebrachte Disciplin der Kirche noch gerettet. Nach den neuesten Berichten ist der Exarch Isidor von Georgien zum Metropoliten gemacht worden, eine Wahl, welche den vollen Beifall der katholisirenden Richtung in Rußland für sich hat, während Hr. Bajanoff der protestantisirenden Strömung anzugehören scheint.

liches Oberhaupt derselben sei. Aber der Fürst gesteht, daß allerdings die von Peter I. vorgenommene Organisation die Kirche aller Unabhängigkeit beraube und ihr jeden Widerstand gegen das staatliche Belieben unmöglich mache; er gibt auch zu, wenn schon Czar Nikolaus Jesus Christus als das einzige Oberhaupt der Kirche anerkannt habe, so sei er mit ihr doch so umgegangen, als wenn er der eigentliche Vikar Christi gewesen sei. Der Fürst will daher die Freiheit der Kirche und er verlangt eine unabhängige Stellung der ganzen Klerisei, die jetzt wie ein Bataillon einrangirt sei und oft genug ganz nach dem Soldatenfuß behandelt werde. Aber er denkt dabei weder an eine Wiedervereinigung mit der allgemeinen Kirche, noch an das Patriarchat zu Constantinopel, noch an eine Restitution des altrussischen Patriarchats, sondern die russische Kirchenfreiheit schwebt ihm in der willkürlichen Form einer constitutionellen Kirchenverfassung vor. Die Bischöfe sollen vom Klerus durch Ternarvorschlag gewählt, von der Krone bestätigt und nur auf Synodalurtheil absetzbar seyn; die ständige Synode bestünde aus den drei Metropoliten und sechs oder sieben von den Bischöfen aus ihrer Mitte gewählten Mitgliedern; der weltliche Prokurator der Synode hätte nur darüber zu wachen, daß dieselbe der Politik fremd bleibe, in Kirchensachen aber nichts zu sagen; als oberste Behörde der Kirche würde sich dann alle sechs Jahre ein Generalconcil aus dem ganzen russischen Klerus versammeln *). U. s. w.

Indeß gibt es ein mächtiges Element in Rußland, dessen Berücksichtigung gleichmäßig dahin treibt, die Kirche von den

*) La vérité etc. p. 346. 352.

ten! Die altrussische Kirch
permanente Synode regier
partement des Czarthums
Ausschuß eines geistlichen
den die Starowerzen in
des alten National-Patria
daß Kirche und Staat zun

Die besten Kenner des
alle die Vorwürfe desselben
Grunde, vielleicht ohne da
selbst genau bewußt sind, da
ihre alte Unabhängigkeit prei
Hauptes beraubt und in di
bracht, gilt daher den Altgläu
Erhält nun die russische Kirch
eine sehr wichtige Frage, ob
Starowerzen versöhnen oder si
letztern Falle könnte die Bewe
von unberechenbarer Tragweite
man bereits

ter's I. und die europäisirenden Tendenzen seiner Nachfolger zu werden drohe *).

Schon durch ihre wachsende Zahl müssen die Elemente kirchlicher Trennung in Rußland imponiren. Zwar schwanken die Angaben hierüber, wie es nicht anders seyn kann, da sowohl die Separirten als die eigentlichen Häretiker namentlich unter Nikolaus I. nur allzu viele Ursache hatten, sich vor den gierigen Augen der russischen Strafjustiz zu verstecken. So kam es, daß das Abendland noch vor ein paar Decennien sogar des Glaubens war, als sei Rußland ein in ungestörtester Kircheneinheit abgeschlossenes Reich, während in Wahrheit der Sektenunfug nirgends, mit Ausnahme von Amerika und England, so arg ist wie im Czarenreiche. Man rechnet im Ganzen gegen 15 Millionen Raskolniki's oder „Ketzer". Darunter zählt Fürst Dolgorukow ungefähr 9 Millionen Altgläubige, etwa den siebenten Theil der Bevölkerung; gerade die Starowerzen, sagt er, seien im Laufe der letzten fünfzig Jahre in ungemeiner Zunahme begriffen gewesen, und noch immer wachse die Bewegung von Tag zu Tag mehr an. Der Fürst nimmt die Sache sehr ernst; er erinnert an die Aufstände unter Stenko-Razin im 17ten und Pugatschew im 18ten Jahrhundert, welche aus dem Schooß der Sektirer ihren Ursprung genommen, und er fürchtet sogar, daß diese Leute bei dem Eindringen eines auswärtigen Feindes als ein sehr bedenkliches Element sich darbieten würden **).

Was aber das Merkwürdigste ist: die Starowerzen haben sich erst in der jüngsten Zeit kirchlich völlig constituirt, sie sind nicht mehr zerstreute Separatisten-Gemeinden, sondern förmlich eine orthodoxe Gegenkirche geworden. Fast zweihundert

---

*) P Gagarin, les Starovères, l'église Russe et le Pape. Paris 1857. p. 5. 8.

**) La vérité sur la Russie p. 366.

Jahre lang waren sie ohne legitime Bischöfe, hatten als
entweder keine Priester oder nur aus der Staatskirche e
fene. Noch im Jahre 1856 hat der Metropolit Grego
St. Petersburg ein Werk gegen die Starowerzen herau
ben und hier das Argument gebraucht: die wahre
Christi müsse eine Hierarchie von Bischöfen und Priester
ben, nun aber gebe es bei den Altgläubigen keine Bi
wie sie sich also als die wahre Kirche ausgeben könnten
zwischen hatten sich die Schismatiker im Schisma wirklich
ihre eigene Hierarchie angeschafft. Wir glaubten diese
richt vor zwei Jahren fast noch bezweifeln zu müssen *)
bestätigt aber der Fürst Dolgorukow, daß schon im Jahre
oder 45 einer der altgläubigen Bischöfe in den Donaup
zen Oesterreichs einen Kaufmannssohn aus Moskau zu
tropoliten der Altgläubigen in Rußland geweiht habe.
Fürst hält das für einen tückischen Streich, den die öste
sche Politik dem russischen Nachbar gespielt habe. De
Metropolit soll nämlich seinen Sitz in dem galizischen
Bielokrinitza genommen haben, also auf österreichischem
Er theilte das russische Reich heimlich in sechs Diöces
und setzte jeder einen Bischof vor. Wie Dolgorukow
tet, wohnt der starowerzische Bischof von Moskau, N
Sofronii, seit 1848 als ein öffentliches Geheimniß in
Hauptstadt, die Polizei nimmt zwar von Zeit zu Ze
großem Lärm Hausdurchsuchungen bei den reichen Se
vor, gegen erkleckliches Entgeld trägt sie aber immer
dem Bischof Sofronii einen Wink zu geben, daß er si
dem bezeichneten Tage nicht finden lasse **).

Vor Kurzem hat ein Gelehrter der Pariser Zei
Revue des deux mondes einen im protestantisch voltai

*) Histor.-polit. Blätter Bd. 41. S. 184 ff.
**) Dolgoroukow p. 368 ss.; P. Gagarin p. 22.

schen Sinne dieses Organs gehaltenen Aufsatz über die Altgläubigen in Rußland veröffentlicht, worin er sich viele Mühe gibt, sie als ächte Freigeister darzustellen, in welchen man ganz mit Unrecht verrannte Anhänger des todten Buchstabens und veralteter Ceremonien oder Riten erblicke. Sie seien, meint Hr. Delaveau *), vielmehr Kinder des freien Geistes und die Repräsentanten des Urchristenthums in Rußland, eifrige Bibelforscher und mit den ursprünglichen Tendenzen Luthers nächst verwandt. Für den Geist des Fortschritts in ihnen zeuge schon ihr eifriger Verkehr mit Fremden, sowie ihr industrielles Geschick, und ihr freireligiöser Standpunkt trete besonders in ihren zahlreichen Spaltungen hervor. Kurz, der Starowerze marschire an der Spitze Rußlands. Schließlich gibt der Mann denn auch zu verstehen, daß die Regierung mit ihren verfolgenden Maßregeln ganz im Rechte wäre, wenn es sich bei dem Starowerzenthum nur um solche „Dummheiten" wie liturgische Texte und dergleichen handelte. Aber Hr. Delaveau irrt. Es handelt sich wirklich um eine förmliche Gegenkirche auf Grundlage der Immobilität, und eben deßhalb ist die Bewegung für die officielle Staatskirche so hoch gefährlich, namentlich jetzt, wo die letztere vor die Nothwendigkeit unausweichlicher Reformen gestellt ist, bei jedem Schritte aber fürchten muß, die Kluft zwischen ihr und den Altgläubigen immer weiter aufzureißen. Es wird z. B. sehr die Frage seyn, wie die Auslassung der Zwangsehe beim niedern, und des Cölibats beim höhern Klerus in dieser Richtung wirken wird.

Sowohl Hr. Delaveau als Fürst Dolgorukow ist der Meinung, das beste Mittel, dem bedenklichen Uebel Einhalt zu thun, wäre die gänzliche Freigebung der starowerzischen

---

*) Revue de deux mondes 1858. II, 633.

geschätzt. „Die Beamten
ihre Starowerzen; der un
Tschinowniks, er hat so un
Für Geld konnten also dies
gehen, welche das Gesetz üb
sende gaben nicht nur das
„wahren Christenthum“ zu
mitunter das Gesetz auch off
ter der Schreckensherrschaft d
es erst werden, wenn nun
erklärt würde? Die Bewegu
nen die genannten Herren,
selbe wirklich bloß ein liber
Nun ist sie aber eine ganz
Baron Haxthausen zur Eviden
dige Folge ihrer Freigebung n
rung der Staatskirche hinausl
Kirche selbst vorher eine ander

Darum scheint es sich zu
geln ist allerdings nichts

lichen und ehrlichen Reform derselben. Sie muß alles Das von sich abthun, was die Starowerzen ihr mit Recht zum Vorwurf machen, vor Allem muß sie sich aus ihrer Vermischung mit der weltlichen Regierung befreien. Schon Czar Nikolaus hat eine Ahnung davon gehabt, als er das System der sogenannten Jedinowerzie oder „Gleichgläubigkeit" erfand. Die Regierung sendete nämlich, um mit den Altgläubigen glimpflich fertig zu werden, von orthodoxen Bischöfen geweihte Priester in deren Kirchen und Klöster, um sie nach altgläubigem Ritus die Messe lesen zu lassen. Natürlich fruchtete diese unehrliche Halbheit nichts. Die Untersuchungs-Commission von 1852 berichtete an den Czar, wie vollständig der Täuschungsversuch fehlgeschlagen habe. Die Bastardkirchen wurden nur von solchen besucht, die es nicht umgehen konnten; junge Bauern eilten vom Altare weg in die Schenke, um sich über die vollbrachte Feier lustig zu machen; Sterbende, die von gleichgläubigen Popen das Sakrament empfingen, brachen sich das geweihte Brod sofort wieder aus; in den entlegenen Dörfern setzten die Sektirer von vornherein keinen Fuß in diese Kirchen, suchten sie zuweilen sogar zu zerstören, wie denn der Fall vorliegt, daß ein neugebauter Gleichgläubigkeits-Tempel in Flammen aufging, während die bei der Einweihung betheiligten Beamten und Popen noch beim Festmahle saßen *). Kurz, die orthodoxe Kirche muß wirklich anders werden, wenn sie von den Starowerzen als „gleichgläubig" anerkannt werden soll.

Die Gewaltmaßregeln des Czaren Nikolaus haben allerdings nur dazu gedient, die Sektirer in der Ueberzeugung zu bestärken, daß der Antichrist in Rußland herrschend geworden sei. Der starre Herrscher war des Glaubens, er brauche den

*) Delaveau l. c. p. 635. 633.

Sekten nur einmal den Ernst zu zeigen, so würden sie in wenigen Jahren mit der Wurzel ausgerottet seyn. Zuvörderst ließ er eine Liste aller Sektirer aufnehmen und befahl ihnen dann bei strenger Strafe, ihre Kinder nur mehr bei den orthodoxen Priestern des Kirchspiels taufen zu lassen. Das Ergebniß schmeichelte seinem Stolze, denn er sah aus allen ihm vorgelegten Listen, daß die Zahl der Sektenglieder mit reißender Schnelle abnahm. Man belog ihn nämlich wie in allen Dingen; während die Listen 5 bis 600,000 Gegner der Staats-Kirche aufzählten, schwanken jetzt die Angaben zwischen 6 und 15 Millionen, und man kennt nicht weniger als 36 Klöster der Altgläubigen, mit welchen noch zahlreiche Einsiedeleien in den umliegenden Wäldern verbunden sind. Der Minister Graf Perowski hat endlich noch dem alten Czaren selber die Augen geöffnet, und durch eine an Ort und Stelle gesendete Commission den wahren Sachverhalt aufdecken lassen. Die Kinder wurden allerdings nach dem Befehl des Herrschers als orthodox getaufte eingeschrieben — natürlich für gute Bezahlung — aber sie wurden in der Sektenlehre erzogen. So konnten z. B. die amtlichen Listen des Guberniums Kostroma 19,000 Altgläubige ausweisen, während die Untersuchung 126,000 ergab. Man hielt diese Entdeckungen damals sorgfältig geheim, der Czar aber griff zu gesteigerter Härte: Verweisung nach Sibirien, Einsperrung in den Klöstern, allerlei physische und moralische Foltern waren bis zu seinem Tode an der Tagesordnung *).

Hr. Delaveau behauptet, daß unter Alexander II. bereits namhafte Milderungen eingetreten seien; so scheine man die Kirchen der Sektirer nicht mehr einreißen zu wollen, auch habe die Regierung befohlen, daß die Ehen der Altgläubigen und die Kinder aus denselben nicht mehr als illegitim zu behan-

---

*) L. c. p. 611 seq. 631.

deln seien; nur bei der Ertheilung von Reisepässen in's Ausland würden den Dissidenten noch Schwierigkeiten gemacht. Dieß wären allerdings sehr bedeutende Concessionen, aber sie werden von keiner Seite bestätigt; auch Fürst Dolgorukow weiß nicht anders, als daß die Starowerzen nach wie vor die „Goldgrube für Popen und Beamte" seien, wie der russische Bauer sich ausdrückt. Auch die Geistlichkeit hat nämlich gute Gelegenheiten, die Sektirer auszubeuten, und benützt sie mit größtem Eifer. Um nur Ein Beispiel anzuführen: die meisten Altgläubigen von Gewicht sind Kaufleute, welche, um sich in eine der drei Gilden einschreiben zu lassen, einen Legitimationsschein vom Popen brauchen, daß sie allen religiösen Obliegenheiten gehörig genügten; gegen gutes Honorar stellt der Pfarrer diesen Schein wider Wissen und Gewissen aus. So zahlen die Dissidenten namentlich in Moskau, welches der Sammelplatz aller russischen Sekten ist, Jahr für Jahr beträchtliche Summen; aber auch die mit solchen Leuten bevölkerten Landpfarren sind sehr gesucht, weil die ihnen nöthigen Dispense von den kirchlichen Pflichten reiche Sporteln abwerfen *).

Es bedarf keiner Bemerkung, wie sehr diese verächtliche Praxis der Kirchendiener den Haß und die Verbissenheit des Sektengeistes nähren muß. Je mehr sich seine Anhänger unter dem äußern Druck in das tiefste Geheimniß zurückzogen, desto mehr wuchs ihre dumpfe Gährung. Man hat ihnen die Kapellen verboten, also halten sie bei den Mitgliedern abwechselnd Gottesdienst, wozu sie die Geräthe mitbringen; an der Thüre stehen mit Knütteln bewaffnete Männer, auf deren Warnungszeichen Alles verschwindet. In ihren Häusern haben sie geheime Treppen, unterirdische Winkel, verborgene

*) L. c. p. 632. 641.

Schränke, um Personen und Bücher vor polizeilichen Nachforschungen zu verstecken. Sie besolden eine Gegenpolizei, die ihnen von jedem Schritte der Behörden Nachricht gibt; nicht selten treibt sie aber die Ueberspannung auch selbst aus ihrer Verborgenheit heraus. Der Bericht jener vom Minister Bibikow angeordneten Untersuchung aus dem Jahre 1852 erzählt Fälle von wildem Trotz, wo die Beamten von den Sektirern herausgefordert wurden, sie endlich einmal zu martern, Beispiele von Selbstverbrennung und gegenseitiger Ermordung, um dem Antichrist zu entgehen und die Martyrkrone zu erringen, kurz die verschiedensten Symptome eines steigenden Fanatismus *).

Ueber die inneren Zustände bei den Separatisten, geschweige denn bei den eigentlichen Sekten wie den Skopzi's, Duchaborzen ꝛc., weiß man indeß noch immer nichts Genaueres. Unter Nikolaus war es strenge verboten, von den Sektirern zu reden oder zu schreiben, sogar die Form des Romans war hier nicht zulässig. Zwei russische Novellisten, Grigorowitsch und Turgeneff, mußten die auf das Treiben der Sekten bezüglichen Partien ihrer Erzählungen streichen. Jetzt scheint die Censur hierin nachsichtiger zu seyn. Wenigstens hat Hofrath Schtedrin, der unter dem Namen Saltikow schreibt und wegen einer „aufrührerischen" Novelle auch schon zehn Jahre lang zu Wiatka an der sibirischen Grenze saß, mit seinen neuen „Erzählungen aus dem russischen Provincialleben" die Censur passirt, obgleich dieselben lange Schilderungen aus den Dissidenten-Kreisen enthalten. Freilich schildert Saltikow diese Kreise, die er in seinem sibirischen Exil persönlich kennen gelernt, durchaus nur von der schlimmen und entarteten Seite. Er anerkennt zwar den kalten stoischen Gleichmuth, mit dem

---

*) L. c. p 633.

sie allen Quälereien und Verfolgungen der Beamten begegnen, andererseits will er aber zeigen, daß sie trotz aller Frömmigkeit und aller Scheu vor der antichristischen Welt den Verführungen des Weltgeistes doch bereits zugänglich geworden, und daß sogar in ihren ascetischen Gemeinden oder Einsiedeleien laxe Sitten sowie Parteiungen des Ehrgeizes und der Genußsucht eingedrungen seien. Indeß gesteht ihnen die Volks-Stimme immer noch den Vorzug der Religiosität und Sittlichkeit zu. Die Altgläubigen nennen sich „Christen" glattweg und die orthodoxen Bauern finden das ganz in der Ordnung. Wenn die Untersuchungs-Commissäre von 1852 in die Stuben der Bauern traten, so beeilten sich diese ihnen zu erklären: „Wir sind keine Christen"! „Wie, ihr glaubt doch wohl an Christus"? „Ja gewiß, aber wir gehen in die Kirche, wir leben mit der Welt; die Christen sind die vom alten Glauben, sie gehen nicht in die Kirche, beten aber doch andächtiger als wir; uns würde das zuviel Zeit wegnehmen" *)!

Es ist kein Zweifel, daß im Laufe der gewaltigen Veränderungen, welche sich mit Rußland jetzt vorbereiten, auch die Stellung der Starowerzen eine andere werden muß; aber es wäre der Untergang der orthodoxen Kirche, wenn die Freigebung des dissidentischen Cults ohne weiters erfolgte. So drängen die Nothwendigkeiten von innen und von außen auf eine durchschneidende Reform der Staatskirche; das Ziel dieser Reform ist klar, es muß dahin führen, daß die Kirche nicht länger regiert wird von der „Welt"; aber die Form der kirchlichen Selbstregierung ist die zweite große Frage. Gegenüber dem Starowerzenthum sollte man freilich meinen, sie könne unmöglich fraglich seyn. Denn die liturgischen Bücher, welche die ganze Religion dieses Volkes sind, verkünden auf jeder

*) L. c. p. 610. 638.

Seite, daß der Stuhl Petri zu Rom das Centrum der Einheit und Freiheit aller Kirchen der ganzen Welt, und insbesondere auch der russischen sei. Vor uns liegt eine sehr merkwürdige Schrift, worin ein orthodoxer Gelehrter aus Moskau den Beweis führt, daß die russische Kirche de jure gar nicht schismatisch sei; wir werden über diesen Mann demnächst näher berichten, vorerst empfehlen wir folgende Stelle dem Nachdenken der Leser:

„Unser Klerus möge vor Allem nicht vergessen, daß die russische Kirche einen Keim der Auflösung in sich trägt, welcher sich leicht auch zu einer Strafruthe auswachsen könnte, wenn sie ihn nicht dadurch ausreuten will, daß sie endlich die von ihren liturgischen Büchern anbefohlene Einheit der allgemeinen Kirche zu Hülfe nimmt. Dieser Keim der Auflösung liegt in den Raskolniki's, die ihr niemals in den Schooß eurer Kirche zurückführen werdet, solange ihr auf euerm gegenwärtigen Standpunkt verharrt und euch desselben Ungehorsams schuldig macht, den ihr den Sektirern vorwerfen wollt. Ihr predigt ihnen Unterwerfung unter eure Kirche, fürchtet ihr denn nicht ihre Recriminationen? Es ist dieß wahrlich eine Sache von der höchsten Wichtigkeit, welche von den Regenten unserer Kirche keinen Augenblick aus den Augen gelassen werden sollte“ *).

---

*) La Russie est-elle schismatique? par un Russe orthodoxe. Paris chez Franck. 1859. p. 45.

XXXV.

Historische Novitäten.

Correspondance de Charles Quint et d'Adrian VI. publiée pour la première fois par M. *Gachard*, Archiviste général du royaume etc. Bruxelles 1859. p. I—CXII u. 1—292.

Unter den Ländern, welche am thätigsten bestrebt sind, die ihrer Vergangenheit angehörenden großen Männer und hervorragenden Persönlichkeiten zu ehren, nimmt jetzt Belgien unstreitig eine der ersten Stellen ein. Und zwar nicht bloß durch Denkmale in Erz oder Marmor, sondern auch dadurch, daß es, was sie Großes und Edles thaten oder erstrebten, vor die Augen der Mitwelt zurückführt, ihre Werke zum ersten Male oder in neuer besserer Auflage herausgibt, die von ihrem Denken und Handeln vorhandenen, oft Jahrhunderte im Staub der Archive oder in Bibliotheken begrabenen Zeugnisse veröffentlicht und uns mit der Geschichte ihres Lebens bekannt macht.

Unter den literarischen Denkmalen dieser Art verdient ein neues Werk des um die auf Kosten der belgischen Regierung veranstaltete Herausgabe früher unbekannter oder schwer zugänglicher Geschichtsquellen so hochverdienten Herrn Reichsarchivars Gachard in Brüssel: „Briefwechsel Kaisers Karl V.

Zeit zu thun, seinen ächtchristliche
seiner Würde und seiner Stellu
Mächten zu bewundern und en
fällen.

Die über die politischen Ve
Mächte während der Jahre 1521
breitende Sammlung enthält näm
drian und Carl V. oder seinen
sondern auch die mehrerer ander
bis 1526 bei den zwischen den z
stenheit verhandelten Angelegenheit
aus mehreren Bestandtheilen geb
Stadtbibliothek zu Hamburg au
Sammlung von Briefen, welche i
Staatsmann Lucas van Torre zu
2. Decbr. 1521 bis 25. August 1
ten handschriftlich in der Biblioth
zu Madrid vorhandenen Sammlu
seinen Gesandten, Herzog von Se
1522 bis Sept. 1526; ...

als Reichsverweser von Spanien zwischen 1520 bis 1521 an Karl V. gerichteten Briefen mit, und eine ihm als Papst durch den Herzog von Sessa Ende 1522 oder Anfang 1523 überreichte Denkschrift über 28 damals zwischen seinem Herrn und Hadrian verhandelte brennende Fragen des Augenblicks. Die meisten Briefe sind in spanischer Sprache geschrieben, mehrere jedoch lateinisch und einige französisch. Der Herausgeber hat es nun nicht beim bloßen Abdruck dieser merkwürdigen Aktenstücke bewenden lassen, sondern in einer mit gründlicher Geschichts-Kunde geschriebenen Einleitung nicht nur über das allmähliche Zustandekommen seiner Sammlung Kunde gegeben, sondern auch die durch dieselbe aufgehellten, großentheils früher unbekannten Thatsachen in geschichtlichen Gemälden zusammengestellt.

Das vorliegende Sammelwerk ist nicht das erste, Hadrian VI. gesetzte Denkmal dieser Art. Vor 143 Jahren widmete ihm ein specieller Landsmann desselben, Caspar Burmann, Senator der Stadt Utrecht, bekanntlich ein solches in seinem Quartband: Adrianus VI., sive Analecta historica de Hadriano Sexto Trajectino, Papa romano, Trajecti ad Rhenum 1723. Es enthält verschiedene früher geschriebene Biographien Hadrian's, das Conclave Hadriani, sein Itinerarium, verschiedene Elogia, eine Anzahl Briefe von ihm und andere Aktenstücke. Gelehrte Noten geben vermischte Aufschlüsse. Beide Werke ergänzen sich nun gegenseitig. Einige Documente über Hadrian und sein Verhältniß zu Karl V. waren vor Kurzem auch sonst erschienen, z. B. mehrere zwischen Beiden gewechselte von Dr. Lanz in seiner Correspondenz Karls V. veröffentlichte, von Gachard zwar benützte aber nicht nochmals gedruckte Briefe. Hier eine Skizze der durch die Correspondenz aufgehellten Geschichte unseres Papstes von dessen Wahl bis zu seinem Tode.

I. Die Papstwahl Hadrians VI. Man weiß, daß die erst im neunten Scrutinium nach dem am 1. Dcbr. 1521 plötzlich erfolgten Tode Leos X. den 9. Januar 1522 erfolgte Wahl des nichtitalienischen Kardinals Hadrian nicht bloß das Kardi-

nalscollegium selbst überraschte, sondern beim römischen Volke eine nachhaltige Erbitterung hervorrief. Von obscuren Eltern zu Utrecht im J. 1459 geboren, hatte Hadrian, dessen Familienname nicht einmal feststeht, sich durch seine Gelehrsamkeit, seine hohe Tugend und ausgezeichneten Charakter nach und nach zur Stelle eines Professors der Theologie an der Universität Löwen erhoben, wo er noch jung den Doctorgrad der Philosophie erhalten und auch die Rechtswissenschaft studirt hatte. Zugleich bekleidete er die Würde eines Decans im Stifte von St. Peter. Schon als solcher hatte er die noch bestehende Convictsanstalt des später nach ihm benannten Collège du Pape gestiftet, war von Papst Julius II. nach Rom berufen worden, hatte aber das von Kaiser Maximilian ihm angebotene Amt eines Lehrers seines Enkels Karl angenommen, und ward mit demselben so befreundet, daß Karl, nachdem er ihm schon mehrere höchst einträgliche Pfründen ertheilt hatte, als er zur Regierung in Spanien gelangte, ihn dahin sandte, um ein gutes Verhältniß zwischen ihm und seinem Bruder Ferdinand herzustellen, und dem sehr bejahrten Kardinal Ximenes in der Regentschaft zur Seite zu stehen (1516). Zugleich ernannte ihn Karl zum Bischof zu Tortosa, und machte nach seiner Selbstregierung vom 19. Sept. 1517 bis 20. Mai 1520 ihn zum Stellvertreter in dem damals insurgirten Reiche, erwirkte zugleich seine Ernennung zum General-Inquisitor von Aragonien. Die Pacification sowie die Erhaltung des von Frankreich bedrohten Königreichs Navarra gelang ihm. Den Kardinalshut hatte er 1517 von Leo X. erhalten.

Die Mitglieder des Conclave gaben demnach ihre Stimmen einem auch politisch hochstehenden Manne, dessen Ruhm als Gottesgelehrter und strenggläubiger frommer Kirchenfürst schon längst allgemein anerkannt war. Er stand 1522 in einem Alter von 63 Jahren. Es ist nun eine schon öfter behandelte Frage, welchen Antheil Karl V. an dieser Wahl sei-

nes Freundes hatte? Der vorliegende Briefwechsel enthält verschiedene Notizen, aus welchen indessen kein ganz sicheres Resultat zu ziehen ist. Der Herr Herausgeber wird durch dieselben veranlaßt, mit dieser Frage sich zu befassen.

Karl V. erhielt, als er von Audenarde und einer Jagd-Partie von Winendale den 16. Dcbr. 1521 in Gent ankam, die Nachricht vom Tode Leos X. Er hatte für den Fall dieses Ereignisses dem Kardinal Wolsey, Bischof von York und erstem Minister Heinrichs VIII. von England, der ihm bei den zu Brügge im August gehaltenen Conferenzen wesentliche Dienste geleistet hatte, seine Mitwirkung zu dessen Erhebung auf den heiligen Stuhl zugesagt, und ließ nun diesem durch den Bischof von Bajadoz, seinen Gesandten in London, das Versprechen erneuern. Wolsey und Heinrich VIII., obwohl ein wenig zweifelnd an Karls Aufrichtigkeit, waren darüber sehr erfreut. Der Letzte beschloß, sogleich seinen ersten Sekretär Richard Pace zur Förderung dieser Angelegenheit nach Rom zu senden; Wolsey gab dem Bischof von Bajadoz zu verstehen, er werde sich, wenn es nöthig, 100,000 Dukaten kosten lassen und drückte ihm den Wunsch aus, der Kaiser möge seine Armeen sich Rom nähern lassen, um nöthigen Falls die Sache militärisch zu unterstützen. Pace begab sich auf seiner Reise zuerst nach Gent. Seine Instruktion ging dahin, für den Fall, daß Wolsey's Wahl auf unbesiegbare Hindernisse stoßen sollte, die des Kardinals Medici oder eines andern den beiden Monarchen ergebenen Mitgliedes des Kardinalcollegiums zu betreiben. Karl übergab ihm eine Depesche an seinen eigenen Gesandten (Don Juan Manuel) in Rom, worin er diesem die Wahl Wolsey's auf's Angelegentlichste an's Herz legte; zugleich schrieb er an den Letztern und an Heinrich: er werde Alles aufbieten, diese Wahl herbeizuführen. Als aber Pace in Rom ankam, war das Conclave beendet und Hadrian gewählt. Die Nachricht davon kam den 20. Januar 1522 in Gent an und überraschte den Kaiser

höchlichst. Die von Rom erhaltenen Briefe hatten ihm die Getheiltheit des Conclave und nur im Allgemeinen gemeldet, es sei auch von Hadrian die Rede. Indessen war ihm die Wahl nichts weniger als unangenehm, er drückte dieß in einem Briefe an seinen Gesandten in London mit den Worten aus: Niemand habe sich mehr als er zur Wahl eines Papstes Glück zu wünschen, über welchen er verfügen könne, wie über einen in seinem Hause erzogenen Mann, dem er selbst seine, obwohl geringe, literarische Bildung und die gute Gesittung, die ihm Gott gegeben habe, verdanke (Gachard p. XVII). Er beschloß sofort, den nach seinem Kanzler Gattinara ihm werthesten Minister de la Chaulx zur Beglückwünschung an Hadrian zu senden. Derselbe war Stubengenosse des letztern am Hofe Karls gewesen und sein College bei Ximenes nach dem Tode Ferdinands des Katholischen. Da de la Chaulx nur auf einem Umwege über England in Spanien eintreffen sollte, so ließ Karl seinen gleichfalls dem Erwählten sehr befreundeten Kammerherrn Lopez de Hurtado, Mitglied seines geheimen Raths, mit einer ausführlichen Instruktion versehen an ihn abgehen. Er kam den 12. Febr. 1522 in Vittoria an, wo Hadrian verweilte; den 9. war letzterer durch ein vom Kardinalscollegium an ihn gerichtetes und dem Kämmerer Kardinal Carvajal von Santa Cruze, kurz vorher Kardinal von Ostia, ihm überbrachtes Schreiben von seiner Erhebung auf den heiligen Stuhl benachrichtigt worden. Santa Cruze, der sich das Verdienst, dieselbe erwirkt zu haben, bei Hadrian zuschrieb, klagte Karls Gesandten, Don Manuel, förmlich bei ihm an, seiner Wahl sich widersetzt zu haben. Hadrian, auch über das allzuschroffe Benehmen Don Manuels gegen ihn ungehalten, beklagte sich beim Kaiser, und obgleich von diesem, sowie von Don Manuel versichert, derselbe habe für ihn gewirkt, Santa Cruze aber sogar gegen seine Wahl gestimmt, blieb er bei seinem Widerwillen gegen den erstern, was die Folge hatte, daß Karl ihn nach Hadrians Ankunft in Rom durch den Her-

zog von Sessa ersetzte. Karl rühmte sich indessen nicht, durch seinen Einfluß die Wahl Hadrians herbeigeführt zu haben, sondern schrieb ihm nur, sie sei mit Rücksicht auf ihn, den Kaiser, geschehen und preist sie als ein für ihn, für die Welt und die Kirche heilvolles, durch Eingebung des heiligen Geistes erfolgtes Ereigniß, als welches letztere sie auch Hadrian stets selbst ansah. Der dieß bestätigende Hergang des Conclave war der, daß nachdem in vielen Scrutinien die Stimmen sich auf verschiedene Kardinäle zersplittert hatten, unter welchen im fünften der Kardinal Wolsey nur sieben, nach Mignet neun erhielt, der schon früher mit einigen Stimmen bezeichnete Hadrian im neunten Scrutinium durch Accession erwählt wurde. Nach Ranke (Geschichte der Fürsten und Völker von Südeuropa Bd. I, S. 90) und Mignet hatte Kardinal Medici, der die Exclusion Franz I. und eine nicht geringe Anzahl Kardinäle gegen sich hatte, nach dem Protokoll des Conclave dem Kardinal Thomas de Vio, Priester von St. Sixtus, der schon 14 Stimmen, gleich viel wie Kardinal Carvajal hatte, das Wort geredet. Den 9. Januar 1521 um die dreizehnte Stunde wurde das Ereigniß öffentlich verkündet.

Es fand nun vom 11. Februar bis 15. März 1522 ein lebhafter Briefwechsel zwischen Karl und Hadrian statt (die intimsten Briefe sind in französischer Sprache geschrieben), worin letzterer seine Liebe und Anhänglichkeit dem erstern betheuert, ihm sagt, er wisse wohl, daß Karl sich für seine Papstwahl nicht beworben habe, ja für ihn, seinen ehemaligen Lehrer Anstandshalber sich nicht habe bewerben können, und wie er darüber erfreut sei, daß die Wahl nicht die Wirkung seiner Bemühungen gewesen und daß er überzeugt sei von des Kaisers ganzer Zufriedenheit über das Ereigniß, das er nicht gewünscht habe, dem er sich aber unterziehe als einer von Gott ihm auferlegten, freilich für seine schwachen Schultern allzugroßen Last. Karl empfahl Hadrian seine baldige Abreise

nach Rom, mißrieth ihm aber dringend in einem Briefe vom 27. März, seinen Weg zu Land über Frankreich zu nehmen, womit sich letzterer einverstanden erklärt mit der denkwürdigen Bemerkung: er freue sich, daß der Kaiser nicht vergessen habe, was er in den Unterrichtsstunden von ihm (Hadrian) gehört: daß der Franzose sehr freigebig mit schönen Versprechen und süßen Worten sei, die Freundschaft aber nach seinem Profit bemesse.

II. Hadrians Reise nach Rom und sein Briefwechsel während derselben mit Karl V. Nachdem Hadrian lange Zeit in Vittoria auf die Ankunft des kaiserlichen Botschafters de la Chaulx gewartet hatte, begab er sich den 12. März über Alfaro und Pitrola, von welchem Orte aus er, sowie Lopez Hurtado an den Kaiser schrieb, nach Saragossa, wo er den 29. ankam. Den 10. April traf auch de la Chaulx dort ein und übermachte ihm fünf Briefe des Kaisers, welche Hadrian den 5. Mai von da beantwortete. In derselben Stadt erließ er den 17. noch ein Antwortschreiben an Don Manuel, der in einem Briefe vom 26. März nochmals ihn versichert hatte, daß er dem Kaiser und ihm seine Wahl als Papst verdanke, ferner den 17. Mai an das Kardinalscollegium in Rom, um es von seiner baldigen Ankunft zu benachrichtigen. Er ist noch den 10. Juni in Saragossa, erst den 25. Juli in Taragona, wo er sich den 5. August auf der durch Carl von Neapel aus ihm gesandten Galeere einschiffte. In diesen Städten, sowie auf dem Schiffe schrieb er abermals an den Kaiser. Indessen hatte sich Karl V. den 26. Mai in Calais eingeschifft, um über England, wo er mit Heinrich VIII. viel zu verhandeln hatte, [illegible] Spanien zu kommen, und denselben Tag in Dover [illegible] er vom Cardinal Wolsey nebst andern Großen [illegible]fangen wurde und w[illegible] folgenden Tag [illegible]nrich entgegenkam. [illegible] Juli verließ er [illegible] dete den 16. [illegible] Den 19. Ju[illegible]

seiner vertrautesten Boten, Herrn von Zevenbergen nach Taragona an Hadrian, um ihm den Wunsch ausdrücken zu lassen, ihn vor seiner Abreise noch persönlich zu sehen. Merkwürdiger Weise versagte Hadrian unter verschiedenen Entschuldigungen dem Kaiser die Erfüllung seiner Bitte um Aufschub der Einschiffung, obgleich er selbst in einem Briefe vom 19. Februar den Kaiser gebeten hatte, seine Reise nach Spanien zu beschleunigen, damit er mit ihm noch zusammen seyn könne. Er that es wohl aus Rücksicht auf König Franz, dem er jedenfalls durch ein solches Zusammenseyn mit dem Kaiser keine Veranlassung geben wollte, zu glauben, der Papst stünde schon auf Seiten seines Gegners. Auf seiner Seefahrt berührte Hadrian die Städte San Esteban, Monaco, Savona. In Genua, wo er den 19. August auf das Glänzendste empfangen wurde, celebrirte er ein Hochamt, nahm die Besuche des Herzogs von Mailand Franz Sforza, des Prosper Colonna und Anderer an, bestieg dann sein Schiff wieder, fuhr über Livorno und Civita Vecchia nach Ostia, wo er den 28. August an's Land stieg und von acht ihm entgegengesandten Kardinälen empfangen wurde. Die Nacht vom 28. brachte er in der Vorstadt St. Paulo zu, hielt den 29. unter unbeschreiblichem Jubel seinen Einzug in Rom, wo er sich den 30. mit der dreifachen Krone krönen ließ. Während seiner Ueberfahrt fanden in ganz Spanien auf Befehl Karls öffentliche Gebete und nach erhaltener Kunde von deren glücklicher Vollendung Dankgottesdienste statt.

Der erste von Rom aus an Karl V. geschriebene Brief in unserer Sammlung datirt vom 16. September 1522. Man begreift, daß Karl V. nicht erst die Inthronisirung seines Freundes abwartete, um eine Menge Wünsche und Anliegen vor ihn zu bringen. Schon Hurtado hatte ihm solche vorzutra[illegible] noch zahlreichere de la Chaulx, einige Zevenbergen, [illegible] Angelegenheiten ward in dem Briefwechsel hin[illegible] [illegible]ieben. Hadrian benahm sich mit großer Vor-

sicht und Zurückhaltung, schlug manches Begehren unbedenklich ab, wie unter Anderm das von Kardinalshüten für des Kaisers Großalmosenier und für zwei Geistliche aus hochstehenden adelichen Häusern Belgiens und Burgunds (G. p. 37). Er stellte übrigens auch seiner Seits manche Bitten an den Kaiser, die ihm meistens gewährt wurden. Auch versäumte er nicht, denselben von politisch wichtigen Vorfällen in Kenntniß zu setzen und seinen Rath ihm zu ertheilen, wie z. B. in einem Briefe vom 20. Februar bezüglich der feindlichen Absichten Frankreichs auf Spanien, ferner über die Angelegenheiten von Navarra. In einem Briefe vom 25. März dringt er in Karl, mit Franz Frieden oder wenigstens einen Waffenstillstand auf zwei Jahre zu schließen, um gegen den Erzfeind der Christenheit die Waffen zu kehren. Das Kardinalscollegium hatte über das Vorrücken der Türken und ihre Belagerung von Rhodus an den Kaiser zwei Schreiben gerichtet. Der Kaiser beantwortete den Brief Hadrians zu Valladolid den 7. September 1522.

III. Sogleich nach seiner Inthronisirung begann Papst Hadrian mit den wichtigsten sowohl kirchlichen als politischen Angelegenheiten sich zu befassen. Die erstern waren die reformatorischen Bewegungen in Deutschland; diese die feindselige Stellung Frankreichs zu Karl V. und dem mit ihm verbündeten König Heinrich VIII. von England. Ueber jene enthält der von Herrn Gachard herausgegebene Briefwechsel nichts als höchstens eine oder die andere Andeutung. Die Schritte, welche Hadrian that, um den erst beginnenden Abfall eines damals noch kleinen Theils von Deutschland zu verhindern, sind aber aus andern Geschichtsquellen längst bekannt und verdienen nur die höchste Anerkennung und ungetheiltes Lob. Es fand damals ein Reichstag in Nürnberg statt; der Papst erließ an denselben das merkwürdige Schreiben vom 22. November 1522, worin er auf strenge Rechtsgründe sich stützend den Vollzug der Wormser Beschlüsse gegen Luther

auf das Dringendste empfahl und dieß sein Begehren durch seinen von ihm bestens instruirten Legaten Chieragati rechtfertigen ließ. Auch aus den Darstellungen protestantischer Schriftsteller z. B. Raumers, mehr aber noch aus den Aktenstücken (wie sie z. B. Hortleder veröffentlicht hat) ergiebt sich, wie richtig Hadrians Ansichten waren, der die Gebrechen der kirchlichen Zustände und namentlich die von den Päpsten selbst begangenen Fehler unverholen nicht bloß zu-, sondern angab, aber zeigte, daß sie nicht auf dem Wege der Revolution und der individuellen Anschauungen eines Einzelnen, sondern auf dem legalen Wege durch ein abzuhaltendes Concil müßten berathen und geheilt werden. Von gleichem Geiste und gleich hoher Weisheit war Hadrian in seiner Behandlung der politischen Verhältnisse Europas beseelt, die durch das Vorrücken der Türken in eine höchst gefährliche Krisis getreten waren. Als Fürst und Schützer des Friedens mußte ihm der schon seit Jahren dauernde, die Zukunft der christlichen Welt bedrohende Kriegszustand überaus schmerzlich seyn; da nun noch Gefahr von außen dazukam, so hielt er sich vor Gott und in seinem Gewissen verpflichtet, eine Aussöhnung zwischen den feindlich sich gegenüberstehenden Monarchen herbeizuführen. Die Lage der Dinge bei seiner Besteigung des heiligen Stuhles war folgende:

Franz I., den 1. Januar 1515 auf den französischen Königsthron gelangt, hatte alsbald mit gewaffneter Hand die Erbansprüche seines Hauses auf das Herzogthum Mailand erneuert, den 14. September 1515 die Schlacht zu Marignan gewonnen, die Entsetzung des Herzogs Maximilian Sforza erwirkt, hatte vom Papst und den Staaten Centralitaliens den Frieden erzwungen und war Herr des Landes und Verbündeter der Schweizer geworden. Nachdem er 1519 in seiner Bewerbung um die deutsche Kaiserkrone Karln voll Unwillen unterlegen war, beherrschte ihn nur der Gedanke, der von ihm gefürchteten Uebermacht des größten Monarchen Europas einen

Damm zu setzen und zu diesem Zwecke suchte er die Allianz mit Heinrich VIII. und dem Papst Leo X. Allein die ihm günstigen Ergebnisse des unter dem goldenen Zelte zwischen Ardres und dem damals England gehörenden Calais abgehaltenen Congresses beider Fürsten wurden durch Karls V. Politik heimlich vereitelt. Heinrich, sein Oheim als Gemahl Catharinas von Aragonien, der Schwester von Karls Mutter, trat auf Seite des Kaisers. Durch das Versprechen, dem Papste Parma und Piacenza zurückzuerobern, brachte Karl auch den seit 1514 mit Franz I. verbündeten Leo X. auf seine Seite. Die Franzosen sollten aus der Lombardei vertrieben werden. Indessen waren diese Verhältnisse Franz I. noch nicht bekannt und voll Eifersucht gegen Karl, in dessen spanischem Reiche gerade der Aufstand der Communeros statt hatte, während in Deutschland die durch Luther veranlaßte religiöse Bewegung begann, erließ er zur Zeit des Reichstages in Worms im Frühling 1521 eine pomphafte Kriegserklärung gegen seinen Rivalen und ließ seine Truppen zugleich in Spanien und in die Niederlande einfallen. Karl war sehr erfreut, daß nicht er, sondern sein Gegner den Krieg begann, der von Anfang einen für die Franzosen so unglücklichen Verlauf nahm, daß Karls Armeen sowohl von den Pyrenäen her, wie von den Niederlanden aus die französischen Grenzen überschritten. Schnell wurden jedoch diese in guten Vertheidigungsstand versetzt. In Mailand stand Marschall Lautrec an der Spitze des französischen Heeres. König Heinrich VIII. ward angegangen, seine im goldenen Zelte gemachte Versprechung zu halten. Allein er erklärte, er habe gelobt, dem beizustehen, der angegriffen würde und dieß sei Karl V. Er bot aber eine Vermittlung an und ein Gesandtencongreß fand den 4. August 1521 in Calais statt. Doch ward von Seite Englands zu gleicher Zeit im Einverständniß mit dem Kaiser ein Heer ausgerüstet, das in Frankreich einfallen sollte. Indessen wußte der schlaue Kardinal Wolsey die Sache hinaus-

zuziehen und Englands Neutralität für den Augenblick zu wahren. Inzwischen war das Kriegsglück sowohl in den Niederlanden als an den Pyrenäen den Franzosen wieder günstig, jedoch erfolglos, weil sie nicht den Muth hatten, ihre Vortheile zu benützen. Dagegen nahmen die Ereignisse in Italien einen für Frankreich schlimmen Gang. Lautrec hatte sich durch sein despotisches, habsüchtiges Regiment schon längst verhaßt gemacht; Centralitalien seufzte nach Befreiung von den Franzosen und Aufstände begannen. Leo X. mit Karl V. verbündet benützte die Veranlassung, daß französische Truppen das päpstliche Gebiet verletzt hatten, um seine Allianz mit Karl zu veröffentlichen und Frankreich den Krieg zu erklären. Ein von dem gewandten General Prosper Colonna geführtes Heer der Alliirten drang ins Mailändische ein; Franz Sforza wurde zum Herzog von Mailand ernannt, Lautrec traf verkehrte Maßregeln, um sich zu behaupten, zog sich nach verschiedenen Verlusten nach Mailand zurück, um gedrängt von allen Seiten und nach einem Aufstand der Stadt selbst mit Zurücklassung einer Besatzung der Citadelle diese und bald den größten Theil des Landes zu verlassen. Solches geschah den 19. November 1521. Diese Siegesnachricht war es, welche den 24. Nov. Leo X. so ergriff, daß er in Folge einer bei den Triumphfesten zugezogenen Erkältung wenige Tage darauf (den 1. Dezember) starb. Den 22. November ging der in Calais noch versammelte Gesandtencongreß auseinander. Heinrich VIII. trat jetzt offen als Verbündeter Karls V. und des Papstes auf. Eine Trippelallianz gegen Franz wurde den 24. November zu Calais unterzeichnet. Im Frühling 1522 sollte ein gemeinsamer Feldzug beginnen. Die durch Leo's Tod eingetretene Sedisvacanz des hl. Stuhles hatte aber die Sistirung dieser Pläne zur Folge. Franz I. voll Hoffnung, aus dieser Lage der Dinge Vortheile zu ziehen, sandte ein neues Heer nach der Lombardei, das vereint mit dem Reste von Lautrecs Truppen sofort die Offensive ergriff, aber den 27. April 1522 bei

schlagen, als neige er sich mehr zu jenem, als zu seinem theuren Freund und Kaiser. In der ganzen Verhandlung spricht sich die wahrhaft christliche Gesinnung des Papstes in edelster Weise aus, nur verkannte er, wie Karl ihm zeigte und wie die Thatsachen bald bewiesen, die seinen Bestrebungen selbst nachtheilige Tragweite seiner Politik. Hier einige Einzelnheiten.

Karl hatte in Briefen vom 7. Sept. 1522, deren einer bis jetzt noch nicht aufgefunden ist, unter Betheurung seines Wunsches, den Frieden unter den christlichen Monarchen hergestellt zu sehen, den Stand der Dinge dem Papste auseinandergesetzt. Die in französischer Sprache geschriebene Antwort Hadrians vom 30. Septbr. ist das schönste Denkmal seiner wahrhaft christlichen und erhabenen Gesinnungen. Er beruhigte den Kaiser gegen das Gerücht, daß er Franz I. mehr als ihn begünstige; dann fährt er fort: daß es ihm auch aus dem Grunde unmöglich sei, am Kriege für Karl Theil zu nehmen, weil ihm die materiellen Mittel dazu gänzlich fehlten. Als er vom heiligen Stuhle — ce siège plein de misère — Besitz genommen habe, sei nicht so viel Geld da gewesen, um die laufenden Kosten der Verwaltung zu bestreiten; hätte er aber auch die Mittel, so möge der Kaiser selbst sagen, ob es ihm anstünde, statt für das Heil der Christenheit thätig zu seyn, sie größerer Verwirrung und Gefahren preiszugeben.

Noch hatte indessen Hadrian's Vermittlungspolitik bei Karl V. und Heinrich VIII. keinen Erfolg, dagegen zeigte Franz I. sich versöhnlich; er sandte nicht bloß den Kardinal Auch mit Friedensvorschlägen nach Rom, sondern ließ auch durch den Kardinal Bari, päpstlichen Gesandten in Paris, Schritte in Spanien thun. Dieß veranlaßte Hadrian, in einem Briefe vom 22. Sept. auf's Neue in den Kaiser zu dringen. Karl erwiderte darauf in einem Schreiben an ihn vom 10. Januar 1523: daß, wenn er überzeugt wäre, daß die Neutra-

gen sehen, billige Bedingun
Sessa erhielt den Auftrag,
Eingehen einer Defensivalli
für Italien zu bewegen.
beiden sein Gesuch um Ver
sogar ein hierauf gerichtetes
Kardinal Wolsey. Und diese
Karl sandte an den Herzog
Friedensunterhandlungen, die
zutheilen war. (S. d. Brf. v
Als ihm indessen die Kunde n
artigsten Rüstungen für einen
tigte er den 16. März Hadrian
heit seines Gegners und bat ih
Waffen einzuschreiten.

Indessen kam die Schrecken
Rhodus, welches der Großmeist
den 16. Dec. 1522 an Soliman
Man sah nun schon Neapel un
bedroht.

klärte jedoch, er könne nur zu einer Waffenruhe von zwei Monaten seine Zustimmung geben. Sehr willfährig zeigte sich dagegen Heinrich VIII., dessen Minister Wolsey Hadrian durch neue Gnadenbezeugungen sich ganz ergeben gemacht hatte. Heinrich schickte zu diesem Zwecke Gesandte sowohl nach Rom als an Karl V., der seine Freude darüber dem Papste meldete und dem Herzog von Sessa eine neue Instruktion zum Abschluß eines längeren Waffenstillstandes, z. B. von drei Jahren übersandte. Der Status quo sollte fortbestehen, die von einer oder der andern Macht jetzt besetzten festen Plätze während desselben dem Papste überantwortet werden, wer den Vertrag verletze, sollte als gemeinsamer Feind behandelt und mit kirchlichen Censuren bestraft, auch mit der Schweiz ein Neutralitätsvertrag geschlossen werden. Einige Schwierigkeiten machte der Geldpunkt, indem Karl dispensirt seyn wollte von der Zahlung einer zu Windsor 1521 stipulirten Pension von 130,000 Goldthalern an Heinrich VIII. Die Fortbezahlung derselben wurde von diesem selbstsüchtigen Fürsten zur conditio sine qua non der Unterzeichnung des Waffenstillstandes gemacht. Während nun Hadrian sich der Hoffnung hingab, das ersehnte Ziel der Einigung der christlichen Mächte namentlich zur Bekämpfung der Türken zu erreichen, ward dieselbe durch ein unerwartetes Ereigniß vereitelt. Zu den mit dem Vertrauen des Papstes besonders beehrten Männern gehörte der Kardinal Soderini, Bischof von Volterra. Derselbe begünstigte aber heimlich die französische Politik. Der Herzog von Sessa überwachte jedoch dessen ihm verdächtig gewordenen Schritte. Es gelang ihm, eines Curiers habhaft zu werden, den der Kardinal mit Briefen an den Hof von Fontainebleau gesandt hatte, in welchen Franz I. von dem Complott eines Aufstandes Siciliens gegen Karl V. unterrichtet und zu dessen Mitwirkung eingeladen wurde. Hadrian, empört über diesen Verrath seines Ministers, ließ diesen in's Gefängniß werfen und bestellte ein Gericht zu seiner Verur-

theilung, trat aber demungeachtet nicht auf Seiten Karls und Heinrichs (wie irrthümlich Sismondi glaubt), sondern that bei diesen neue Schritte zum Behufe einer dreijährigen Waffenruhe. Als aber Franz I. die Einkerkerung des Kardinals Soderini vernommen, rief er seinen Gesandten in Rom ab, hielt den päpstlichen Nuntius, Erzbischof von Bari als Gefangenen zurück, richtete an Hadrian, der mit Excommunikation gedroht hatte, ein von hochmüthigen Ausdrücken strotzendes Schreiben, in welchem er auf das Schicksal Bonifaz VIII. hinwies, der seiner Zeit sich unterfangen habe, sich solcher Waffen gegen die Krone Frankreichs zu bedienen.

Karl V. und Heinrich VIII. schon gerüstet, von drei Seiten her in Frankreich einzudringen, waren höchlich erfreut über diesen Abbruch der Unterhandlungen und drängten jetzt den Papst zum Abschluß einer Defensiv- und Offensiv-Allianz zum Schutze Italiens gegen die Franzosen, ihre gemeinsamen Feinde. Der Kardinal von Medici schloß sich an sie an. Als Hadrian aber fortfuhr, das Begehren abzulehnen, trug Karl V. dessen intimstem Jugendfreunde Karl von Lannoy, seinem Vicekönig von Neapel, auf, ihn für die Sache zu gewinnen. Den 3. August 1523 gelang es endlich den vereinten Bitten dieses Staatsmannes, des Herzogs von Sessa und des Kardinals von Medici denselben zum Abschluß einer Defensiv-Allianz gegen Frankreich, mit dem Kaiser, dem König von England, dem Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, dem Herzog (Fr. Sforza) von Mailand, den Freistaaten von Florenz, Genua, Lucca und Siena zu bewegen. Karl von Lannoy wurde von Hadrian zur Leitung der gemeinsamen Angelegenheit vorgeschlagen. Wenige Tage vorher (den 29. Juli) hatte auch Venedig von Frankreich sich losgesagt und auf Seite der Verbündeten sich gestellt. Mit unsäglicher Freude empfing Karl V. die Nachricht dieses von ihm längst so sehnlich gewünschten Ereignisses; er sprach Karl von Lannoy seinen Dank für diesen wichtigen ihm geleisteten Dienst aus und ernannte ihn zum Capi-

laine générale der neuen Liga. Doch war dem Kaiser mit dem bloßen Defensivbündniß nicht gedient. Er ertheilte den 26. August 1523 Lannoy den Auftrag, Hadrian zum Eingehen einer Offensivallianz gegen Franz I. zu bestimmen. Allein es ward Hadrian nicht vergönnt, das Endergebniß der Unterhandlung zu erleben. Den ganzen Sommer 1523 schon kränkelnd, ward er den 4. August von einem Fieberfrost ergriffen, der sowohl von ihm als von seinen Aerzten wenig beachtet sich mehrmals erneuerte und den 14. Sept. seinem Leben ein Ziel setzte, an demselben Tage, an dem Franz I. den Tessin überschritt, um die Lombardei wieder zu erobern.

IV. Der gelehrte Herausgeber der Correspondance de Charles Quint et d'Adrien VI. schließt seine Einleitung mit einem aus Briefen der venetianischen Gesandten entnommenen Charaktergemälde des ehrwürdigsten Papstes, der in einer stürmischen Zeit und unter den schwierigsten Verhältnissen die Kirche zu regieren hatte, aber auf Hindernisse stieß, welche auch der Weiseste nicht würde überwunden haben. Hadrian hatte einmal selbst gesagt: wie viel trägt es aus, in welche Zeiten auch der beste Mann fällt! An seinem Todestage las man an der Thüre der Wohnung seines Arztes die Inschrift: „Dem Befreier des Vaterlandes“ — ein Undank, welchen das römische Volk nach der Erstürmung der Stadt Rom durch den Connetable von Bourbon (den 6. Mai 1527) schwer zu büßen hatte. Hätte Hadrian noch gelebt, so wäre diese furchtbare Katastrophe gewiß nicht hereingebrochen.

XXXVI.

Zeitläufe.

Die europäischen Entbindungen.

Den 10. Oktober 186

Während der Sardinier in wenigen Tagen sein Ve
chen an der ältesten Staats- und Rechtsordnung der Chr
heit beging, und den Frevel des neuen Faustrechts mit
Hohne der niedrigsten Gemeinheiten krönte, ist die Warsch
Conferenz von Tag zu Tag verschoben worden, weil er
Entbindung der russischen Czarin abgewartet werden m
Gute und loyale Bürger, welche die Zusammenkunft als
Damm gegen die Fortschritte der Revolution betrachten, h
an dem unberufenen Wochenbett einigen Anstoß genom
Sie werden sich vielleicht beruhigen, wenn wir ihnen an
ten, daß es sich nicht so fast um die Entbindung einer h
Dame als vielmehr um die Entbindung der französisch-
schen Diplomatie von ihrer längst schon über die Zeit ge
genen Schwangerschaft gehandelt hat.

Die Frucht liegt freilich noch im Dunkel einer verf
genen Diplomatie; aber soviel darf man sagen, daß die
gemeine Verwicklung zum Bruch reif geworden und die
seit vier Wochen sehr verändert ist. Die italienische Versch
rung hat in dem Moment, wo sie ihren frechsten Triu

zu feiern schien, einen Stoß erfahren und mitgetheilt, von dem alle ihre Glieder berührt worden sind: Garibaldi und Cavour, Napoleon III. und England. Nur Mazzini ist in seinem Plan nicht gestört; er lacht sich täglich dämonischer in die Faust über den hochgebornen Viehhändler *) von Turin; denn der Augenblick rückt mit Naturnothwendigkeit nahe, wo er die Aerndte der monarchischen Umsturz-Gesellen einheimsen oder vielmehr in Brand stecken wird, so daß die rothe Lohe über ganz Italien zum Himmel schlägt. Doch, dieß wird der vorletzte Akt seyn und wir haben hier erst den dritten vor uns.

Jener Stoß ist von der ewigen Stadt hergekommen, während sie von aller menschlichen Hülfe entblößt, den Freveln der Hölle erliegen zu müssen schien, und hat sich in weiten Ringen durch ganz Europa ausgeschwungen. Um ohne Bild zu sprechen: das Blut der tapfern Heldenschaar Lamoricière's ist nicht umsonst geflossen, der „neue Islam" hat durch sie wirklich die erste Wunde erhalten, welche nicht mehr heilt. Daß es den raffinirtesten Verführungen der Sekte nicht gelang, dem heiligen Vater seine Provinzen durch einen Aufstand seines eigenen Volkes zu entreißen, das ist ihrem Beispiel zu danken, und dieß war die gefährliche Klippe, an welcher die Pläne der Verschworenen scheiterten. Denn, man beachte nur

*) Bekanntlich ist in Toskana vor Kurzem eine englische Dame verhaftet worden, weil sie vor einem Portrait des „König-Ehrenmanns" ausgerufen hatte: der sehe ja aus wie ein Viehhändler! Man kann aber ein roher, schmutziger, dummpfiffiger Viehhändler seyn, ohne sich doch im Pfuhl aller Gemeinheit und Lüderlichkeit zu wälzen, sogar das bei den Italienern so seltene Laster des Vollsaufens nicht ausgenommen, wie das Original. Daß der Unhold in solchem Zustande von einer seiner Maitressen, einer Tambourmajors-Tochter, nicht selten nach Verdienst durchgeprügelt werde, erzählten sich in Turin vor vier Jahren schon die Kinder auf der Gasse. Die brave Gemahlin war kurz vorher am gebrochenen Herzen gestorben. Nimmt man dazu die pöbelhafte Renommisterei, welche als Tapferkeit ausgeprahlt wird, so hat man das Conterfei des Rivalen — Pius' des Neunten.

... zu thun, er mußte off
dern Worten: er mußte die Wa
bisher so vortreffliche Dienste g
geben und vermöge des Faustr
bar, noch dazu ohne Kriegserk
überfallen.

Jedermann sieht, wie sehr
seinem Nachtheil verändern muß.
rung vor ihrem Volke gefallen u
stand nach dem Vorgang von To
die Annexion des Kirchenstaats he
Verschworenen, nachdem nun einm
des „Volkswillens" stillschweigen
aufgenommen scheint und außer
zu widersprechen gewagt, vor dem
einst wenigstens das Revolutionsre
Nun aber handelt es sich nicht
über seine Regierung, sondern u
außen mit Verhöhnung aller civili
nationalen Recht. Diesen brennende
trägliche Volks...

nen noch den benöthigten reellen Nutzen für seine Ränke ziehen — sogar Vabanque spielen müssen.

Um den Ariadnefaden in dem italienischen Labyrinth von Hinterlist und gegenseitigem Verrath nicht zu verlieren, muß man die einzelnen Faktoren, welche zwar gemeinsam auf den Raub ausgehen, aber jeder mit dem Entschluß über der eingefangenen Beute den andern zu erwürgen — stets je für sich in's Auge fassen. Wie gemüthlich scheinen sie sich jetzt um das neue zweiundzwanzig Millionen-Reich zu gruppiren, und dennoch, wollte der Imperator, den alten Carbonari-Schwüren treu, für seine Person wirklich den Segen dazu geben, so hätte er dafür Frankreich und seine ganze Geschichte zum Feinde. Zum mindesten müßte er unter allen Umständen abermals einen fetten Bissen für die große Nation abzwacken; dagegen steht aber England auf der Wache mit seinem

Garibaldi. Es ist nun von Cavour selbst öffentlich erklärt, daß der große aber läppische Volksheld seit seinem Einzug in Neapel offenes Mißtrauen gegen ihn und seine heimlichen Verbindungen mit Frankreich ausgesprochen habe. Garibaldi ist überzeugt, daß diese Allianz auf neue Abtretung italienischer Inseln oder Provinzen hinauslaufe, und er verlangt zudem die Einverleibung Roms, ohne welche Hauptstadt Ein Italien unmöglich sey, und den unmittelbaren Angriff auf Venetien. An der Spitze der gesammten Macht Siciliens und Neapels mit 11 Millionen Seelen drohte er die italienische Bewegung selbstständig in die Hand zu nehmen. Aber siehe da! im Nu begann der künstlich wie eine Theater-Decoration arrangirte Spuk zu zerrinnen, die Liberalen Neapels schreien gräuelhaft, fechten ist indeß nicht ihre Sache. Der Sardinier hatte unter den niedrigsten Abläugnungen dem Freibeuter Soldaten und Material geliefert, der verruchteste Verrath jener Liberalen und die Bestechungskunst Piemonts hatten ihm Sicilien und Neapel eingehändigt; aber die verrathenen Soldaten des Königs liefen nach Hause und die schöne Marine lag ohne Bedienung im Hafen. England hat somit nicht nur falsch

... Welt der Verschworenen zu
natürlich sein stolzes Projekt, und
gegen denselben auf Rom und
lassen. „Unterwerfung" aber ist
der Name Garibaldi's von nun
moklesschwert über Cavour und d
keiten Italiens; es bedarf einer lei
von Nizza, ja nur fortgesetzter Zim
und Venedig — und der Faden n
zum andern.

Cavours Stellung zwischen
wegs beneidenswerth. Das Verbi
von dem rothen Volkshelden nun ei
mat steht unter ständiger Polizeiau
lands und Mazzini's. Wie nun de
res nachkommen? das ist die Frage.
schlossen, Italien von Oesterreich zu „b
Frankreich zu unterwerfen; und jetzt so
das Nachsehen haben, sondern Cavou
Rom hinaus diplomatisiren, oder er n
wie eine ... rfen

sen seyn sollte, jeden Augenblick zwingen kann und zwingen wird. Denn in dem letztern Falle hat die „italienische Einheit“ für Frankreich einzig und allein den Werth einer Brücke an den Rhein, und wäre der erreicht, so könnte die Brücke zerschlagen wer da wollte, die Reaktion von innen oder von außen, wie Napoleon III. noch in Villafranca durch seine Anträge an den Kaiser von Oesterreich handgreiflich bewiesen hat. Man darf nur nie vergessen, daß Alles möglich ist, nur nicht das Abweichen von dem Satze, den soeben Proudhon ausspricht und jeder Franzose als unumstößliches Dogma glaubt: „die Einheit Italiens bedeutet Frankreich am Rhein von Basel bis Dortrecht“.

England ist für den Moment sowohl mit Garibaldi als mit Cavour unterlegen. Es ist der Londoner Politik mißlungen, das neue Italien von dem Druck Frankreichs zu emancipiren, ja sie hat durch die sardinische Intervention sogar das Recht verloren, gegen die Intervention der Franzosen in Rom aufzutreten. England hat seit dem Tage von Villafranca sein Möglichstes gethan, um das unterirdische Italien aus den Diensten des Imperators in die seinigen zu verlocken, aber es hat ihn dabei nur an Frechheit und Unvorsicht überholt, so daß es in der Gewalt des Pariser Proteus liegt, den Mächten von Warschau jeden Augenblick die Richtung zu verwirren und England vielleicht sogar von dem todesmuthigen Preußen zu isoliren. Der eisernen Stirne eines englischen Whig ist immerhin viel zuzutrauen, aber das wird sie nicht vermögen, einerseits die Raubthaten des Sardiniers als „Volkswillen“ im Kirchenstaat geltend zu machen, andererseits in der Türkei Jeden vor den Kanonen wegzublasen, der ein Recht nationaler Intervention oder den unzweifelhaften Volkswillen gegen den Sultan anrufen wollte. Vor diesem Berge fanatischer Zweideutigkeit werden selbst die Berliner Sympathien ermüden.

Aber allerdings, England ist nur für den Moment unterlegen, Garibaldi kann, ja er wird wieder in die Höhe kom-

sonst die englisch-garibaldisch
wachsen, oder aber die Bourbo
ruhr Meister bleiben würden, z
ist mehr der Geschobene als der
Wille" im Römischen und in N
gen zurückgeblieben ist; er ist
Klemme muß er baldigst hinaus
England und den Orient, oder
Rhein. Darum spricht man jetzt

Zur Zeit hat der Mann d
selber noch nicht getroffen. Wir h
welche annehmen, daß er nach eine
punktirten Programm arbeite. E
läßt sich dann von den Ereignissen
der Umstände und die Schlechtig
ausbeutet. Groß ist er nur in der
losigkeit, überlegen nur durch di
Lüge, Falschheit, Treubruch niemal
ihm die Thatsache zu statten, daß
der Gesellschaft von Liliputanern im
scheint

wachgerufen. Abgesehen von den auf's tiefste entrüsteten Katholiken, welche ihm kühn vorwerfen, wie schamlos er alle seine Zusagen und Betheuerungen vom April 1859 bis heute gebrochen — der Eindruck ist auch bei der französischen Armee und bei allen Ehrliebenden der Nation ein höchst bedenklicher. Schon die ehrlose Räuberart des Ueberfalls an sich, noch mehr die gemeine Beschimpfung des gefeierten Landsmanns an der Spitze des päpstlichen Corps und seiner edlen Waffengefährten aus den besten Familien Frankreichs hat das Ehr- und Nationalgefühl der Franzosen tief verletzt. Der Gedanke, daß dieß die Frucht der Blutströme seyn soll, welche 60,000 Söhne Frankreichs in Italien vergossen haben, peinigt die Nation, und in der gährenden Unzufriedenheit regt sich auch schon die Eifersucht auf die leichten Erfolge des Turiners. Der Unhold hat seine Freunde in Frankreich decimirt, und wer da glaubt, daß der Vetter in den Tuilerien sich das zweiundzwanzig Millionen-Reich mir nichts dir nichts zur Seite stellen lassen dürfte, wenn er auch wollte — der ist ein Narr oder er kennt die Unverbrüchlichkeit der politischen Traditionen Frankreichs nicht.

Und wohinaus will er denn nun mit dem „Congreß“? Natürlich wird er nicht mit allen Mächten zumal anbinden, sondern er wird wieder Eine derselben zu „isoliren“ suchen. Unmittelbar am Rhein läßt sich aber weder isoliren, noch lokalisiren, man würde sich da vielmehr coalisiren. Somit muß der Orient den Hebel abgeben, wo es ohnehin nur einen Fußtritt kostet, um dem Türkenreich den letzten Stoß zu versetzen. Es gibt aber nur Eine Macht, welche durch den Orient isolirbar ist, und wer in die Tiefen der Verhandlung wegen Syrien hineinblicken will, der wird über den Namen dieser Macht nicht im Zweifel seyn. Oesterreich wird für die Souverainetät und Integrität der Pforte schwerlich noch einmal das Schwert ziehen an der Seite Englands gegen Frankreich und Rußland; wollte aber Preußen für den Sultan und England thun, was es für Deutschland und das europäische Recht im vorigen

Jahre nicht gethan hat, dann wäre dieß vielleicht nu
unverhoffte Gelegenheit mehr.

Wir werden die Zeichen bald genug erleben, da
der Warschauer Conferenz Alles eher zu erwart
als eine Coalition gegen Frankreich, am allerwenigsten
eine neue und verbesserte Auflage jenes zwischen den
Souverainen im Jahre 1815 geschlossenen Bundes „au
Grundlage der wahrhaften Principien, auf welche die
Weisheit in ihrer Offenbarung die Ruhe und Wohlfah
Völker des Erdkreises gegründet hat". Das heutige Ru
und ein freimaurerisches Preußen — wie sollten sie eine
chen Bündnisses fähig seyn? Hören wir nur, wie das
steriellste aller Berliner Journale selbst über die „Princi
Rußlands sich äußert! „Schon durch manches Vorherg
gene verletzt, habe das Petersburger Kabinet neuerlic
seine orientalische Politik in Paris nicht die erwartete e
sche Unterstützung gefunden; den russischen Staatsmä
müsse es scheinen, als ob Frankreich ihre Freundschaft
cultivire, um Rußland wie eine Schachpuppe zu Inscen
der orientalischen Frage nach Gutdünken zu verwenden
wieder zurückzuziehen; dieser Rolle sei man in St. Peter
überdrüssig, und die Warschauer Zusammenkunft biete die
legenheit, entweder wirklich eine Schwenkung von Paris
Wien zu machen, oder doch der Tuilerienpolitik zu bede
daß man zwischen verschiedenen Allianzen die Wahl habe

Das preußische Blatt vergißt nur beizufügen, daß
ßen selbst auf der nämlichen Schaukel zwischen Süd und
hin und her schwankt wie Rußland zwischen Ost und
Das ist eben der Jammer der Lage, daß keine Vereini
der Mächte möglich ist, die nicht der Imperator selbst zu
pfen beliebt. Der Orient bietet den Bindfaden dazu, u
nachdem der Büschel ausfällt, wird sich auch die itali
sche Frage entscheiden und jede andere. Das ist sein
banque!

XXXVII.

Herzog Georg der Bärtige von Sachsen und die Reformation.

VII.

Am 17. April 1539 starb von der Last der Jahre, aber mehr noch von Kummer gebeugt, Herzog Georg von Sachsen. Nur ganz kurze Zeit vorher hatte ihn die Krankheit ergriffen, ja noch Tags zuvor, obwohl bereits leidend, hatte er Regierungsgeschäfte besorgt und Vorträge entgegengenommen. Abends nach der Mahlzeit verkündeten die auf die Arznei eintretenden Schmerzen die Höhe der Gefahr. Morgens las der Priester die heilige Messe in seinem Gemache, worauf er ihm die Wegzehrung mit der heiligen Oelung spendete. Nachdem der Herzog das Gebet des Herrn, den englischen Gruß sammt christlichen Glaubensbekenntniß gebetet und oftmals dem Herrn für die empfangenen Wohlthaten Dank gesagt in den Worten: „Benedictus Dominus Deus in omnibus operibus suis" — verschied er sanft und ruhig.

So erzählt Cochläus diesen merkwürdigen Todesfall *). Die altlutherische Legende hat auch um ihn herum ihr Ge-

*) Brief des Cochläus an Cardinal Contareni bei Seckendorf III. 213.

spinst gezogen, und auch die neueren protestantischen Schriftsteller tragen zarte Sorgfalt, daß es nicht zerrissen werde. Georg nämlich, so wird berichtet, habe noch auf dem Todten-Bette seine (trotz aller Feindschaft gegen Luther) doch immerhin „grundevangelische Gesinnung" an den Tag gelegt. Als ihn sein Beichtvater, P. Eisenberg, auf die Heiligen, namentlich auf seinen besonderen Schutzpatron den heiligen Jacobus hingewiesen, habe er diesen auf eine geschickte Weise aus dem Zimmer entfernen lassen. Die günstige Gelegenheit wahrnehmend, soll sein Leibarzt, Dr. Rothe, gesprochen haben: „E. Fürstl. Gnaden pflegten immer zu sagen, gerade aus gibt den besten Renner, lasset jetzt die Heiligen und wendet Euch gerade zu Jesu". Darauf habe Georg ausgerufen: „ei so hilf du mir du treuer Heiland Jesu Christe! erbarme dich über mich und mache mich selig durch dein bitter Leiden und Sterben. Amen" — worauf er verschied *).

Das Wahre, was dieser Sage zu Grunde liegt, hat schon der protestantische Pastor Seidemann errathen. „Die Vorfälle bei Georg's Tode, sagt er, sind außer anderen stets von den Protestanten benützt worden, die innerliche Zuneigung Georg's zur Reformation zu behaupten. Bei dieser Art, historisch Proselyten zu machen, hat man aber wieder vergessen, daß fast durchgängig in den Sterbegebeten aus den Gebetbüchern jener Zeit nicht der Heiligen, sondern nur Christi und seines Verdienstes erwähnt wird" **). Wie begründet diese Bemerkung sei, geht schon daraus hervor, daß Luther die Seinigen darauf hinweist, wie in den katholischen Ritualien und

---

*) Müller, sächsische Annalen ad ann. 1539. S. 93. Vogel, Leipziger Annalen S. 135. Hasche, dipl. Gesch. von Dresden II. 188.

**) Seidemann, d. Leipziger Disputation S. 5. 6. Anm. Bei Strobel, neue Beiträge V. 394 ff. steht ein Verzeichniß solcher Gebetbücher.

Agenden seiner Zeit sich noch Spuren der „wahren" Rechtfertigungslehre vorfänden, weil die darin enthaltenen Sterbe-Gebete den armen Menschen nur auf die Verdienste Christi hinwiesen. So habe man (das ist sein ob absichtlich oder unabsichtlich gebrauchter Ausdruck) gleichsam erst noch „vor dem Aufschnappen" dem armen Menschen die Wahrheit geoffenbart und ihn auf den rechten Trost hingewiesen.

In den eben angeführten Worten Luthers liegen die Grundlinien zu einer Sage, welche, wie der Verfasser dieses Aufsatzes aus eigener, persönlicher Erfahrung bezeugen kann, in dem lutherischen Landvolke Süddeutschlands, namentlich Schwabens annoch fortlebt. Die Sage lautet nämlich, „jeder Katholik müsse vor seinem Tode protestantisch (evangelisch) werden", und nach Empfange der heiligen Oelung eröffne der Priester dem Sterbenden die Wahrheit, daß er nämlich bisher in die Irre geführt worden und nunmehr sich nur an den alleinseligmachenden Glauben zu halten habe. In zwei Fällen ist uns diese alte Sage begegnet. Einmal beklagte sich eine katholische Frau bitterlich über ihre protestantische Nachbarin, denn diese habe gestern, nachdem der Priester, der ihr die heilige Oelung gespendet, ihr Haus verlassen, die Aeußerung gethan, jetzt wohl werde sie von ihrem Pfarrer erfahren haben, daß es mit dem katholischen Glauben nichts sei. Der andere Fall ereignete sich in der protestantischen Schule zu K. Da trat, statt aller Polemik, die „evangelische" Schuljugend dem einzigen katholischen Schüler entgegen mit der Behauptung, er möge nur mit seiner Vertheidigung schweigen, vor dem Sterben müsse er ja doch, wie jeder Katholik, noch „evangelisch" werden. So entsteht, wie wir sehen, aus einem kleinen Wurm oft ein kolossaler Drache. Noch in einer gewissermaßen unschuldigen Gestalt finden wir die Sage bei dem Fürsten Georg von Anhalt. In seiner zweiten Predigt von den falschen Propheten sagt er, das Papstthum habe die Leute

und in höchster Anfechtun
wie der Schächer am
in etlichen Betbüchlein, s
(Scheidebüchlein?) und der
von Verdienst des Leidens
benden nicht ohne sondere
sind; wiewohl dieselbige d
hefteten Ablaßverdienst der
wollen, so sind doch sonder
des Leidens Christi erinnert
auf errettet, und die übrigen
Artikel „„Ich glaube Vergebun
und verschlungen" *).

Es wäre der Mühe werth,
lichen Verkennung und Entstell
vom Verdienste Christi gefertigten
tholischen Männern und Frauen
fentlichen, welche auf solche Weis
ben seyn. Es sind, wie sich der
rarischen Wanderungen

Doch wir müssen zu unserem Gegenstande zurückkehren. Von seiner „grundevangelischen Gesinnung" hatte Georg noch ganz kurz vor seinem Tode einen sprechenden Beweis abgelegt. In seinem letzten Testamente bestimmte er, daß, wofern sein Bruder Heinrich nicht zur katholischen Kirche zurückkehren und dem katholischen heiligen Bunde nicht beitreten würde, alsdann seine Lande dem Kaiser als obersten Lehensherrn zufielen, und dieser seinen Bruder, König Ferdinand, zu seinem Nachfolger einsetzen sollte. Einen Entwurf dieses Testamentes *) zeigte Georg zu Meißen bei der Beerdigung seines letzten Sohnes, Friedrich, der versammelten Ritterschaft, mit Thränen im Auge. Es mag ihm freilich ein solcher Schritt schwer gefallen seyn, und wir können es wohl begreifen, wenn heute noch der patriotische Sachse mit einer Art von Entrüstung und Schrecken von diesem Projekte spricht **). Dennoch kann kein Vorurtheilsfreier läugnen, daß in einer Zeit, wo die Politik Alles beherrschte und die Religion nur zu oft zu ihrer Dienerin machte, ein solcher Entschluß von ungewöhnlicher religiöser Festigkeit Zeugniß gibt. Wäre freilich die Religion dem Fürsten nicht über Alles gegangen, so hätten die Dinge nach seinem Tode ihn nicht mehr bekümmert.

Dem Testamente fehlten zur Gültigkeit noch die Unterschrift des Herzogs und einige andere erforderliche Solennitäten.

---

*) S. dasselbe bei Lünig, Reichs-Archiv tom. VIII. No. 52.

**) Hören wir dagegen eine Stimme aus der Mark Brandenburg. „So durch und durch erfüllt" — sagt Ranke, deutsche Gesch. IV. 112 — „war dieser Fürst von Orthodoxie und Haß der Gegner, daß er dem Gedanken Raum gab, sein Land an ein fremdes Haus zu vererben, nur um seine a b s t r a k t e (sic) Meinung aufrecht zu erhalten." Lächerlicher und übermüthiger hat sich vielleicht das geistreiche Berlinerthum noch nicht ausgesprochen als hier, wo der katholische Glaube zu einer „abstrakten" Meinung herabdekretirt wird.

... waren etlic
Chronist, der S
berg lag auch an
Wandern ungesch
sund; es waren
mit, das nicht zu
allein, wer da la
keine Noth mit un

Das war die
Kaum daß es Hein
nisse seines Bruders
Als die Todten-Vig
exultemus“ verließ e
Gesinde durch seinen
eine Predigt halten.
zoglichen Räthe auf M
Dreißigsten für ihren
von Meißen ein **);
die Feier mußte unterbl
dorf erfahren ***), auf
hann. Dieser, der Hein

stisch"-gesinnte meißnische Adel zusammenkäme, so könnte Heinrich von ihnen bestürmt und in seinem religiösen Vorhaben wankend gemacht werden.

Nun ging es mit Sturmesgewalt an's Reformiren. Wo zu Ostern noch katholischer Gottesdienst stattgefunden hatte, standen jetzt lutherische Prediger. Luther selbst kam und predigte an Pfingsten zu Leipzig. Die bevorstehende Frohnleichnams-Prozession ward untersagt, am 4. Juni Messen und Vigilien verboten, Dienstag nach Kiliani wurde „der Abgott des heiligen Kreuzes" (ein Wallfahrtsbild) aus der Kirche zu Dresden gethan und die Altäre ausgebrochen. Es erfolgten Strafedikte; Heinrich drohte allen denen, welche den „falschen und unchristlichen Gottesdienst" noch ferner ausüben würden, Mönche und Nonnen mußten ihren Ordens-Habit ablegen. Im Dome zu Meißen, wo doch dem annoch lebenden und thätigen Bischofe die alleinige und unbestrittene Jurisdiktion zustand, wurde die „päpstliche Kirchenzeit" (die horae) auf Heinrich's Befehl abgeschafft *). Es war dieß jenes berühmte Gotteshaus, wo gemäß einer Stiftung der sächsischen Fürsten Tag und Nacht ohne Unterlaß durch einen aus mehr als hundert Personen bestehenden Chor die göttliche Psalmodie ertönte. Der Bischof und die Geistlichkeit des Domes erhob Beschwerden gegen jenen Eingriff, sie beriefen sich auf Heinrich's Wort, das er auf dem Landtage zu Chemnitz gegeben: „Niemandes Gewissen zu drängen". Alles umsonst. Die „armen Vikarien der Kapellen zu Meißen" stellten vor, „sie seien zum Theil alte schwache Männer, die beim Domstift eines Theiles in die dreißig Jahr und darüber treulich und fleißig gedient, die Hälse abgearbeitet und geschrien". Der Mühe wegen woll-

*) Vgl. über diese und ähnliche Vorgänge v. Langenn, Herzog Moriz. II. 102 ff.

...ng, dieser,
landes unterstützt,
frommen Kinder 1
Jahre lang an der
Weibsbildern falle
bewilligen"; man b
"da bereits über zwe
predigt worden, so
wohl entschließen mög
ligen, es müsse bei de
der Insolenz und des
wort, welche dem Bis
auf seine Beschwerde hi
Kirchenordnung nicht ge
derte Heinrich, "habe s
worden sei, sein gottlos
tesgräuel und Brauch in
nen Burg Stolpen) öffent

Was es übrigens mi
rer und Geistlichen für ein
terließen, in der obe
ke...

ringischen Antheils *). Sehr empfindlich für den Herzog sprachen sich gleich die im Jahre 1539 zu Chemnitz versammelten Stände aus: sie gaben ihr Mißvergnügen zu erkennen, daß sie bei diesen wichtigen kirchlichen Veränderungen gar nicht gehört worden; Heinrich möge in seiner Regierung in die Fußstapfen seines Bruders Georg treten, unter dem sich die Lande stets wohl befunden hätten, und in Gehorsam und Gnade des Kaisers seien gehalten worden. Niemand solle hinfort seiner Religion wegen bedrückt, auch die noch vorhandenen Klöster ohne ihre Einwilligung nicht aufgehoben werden. Das Verhältniß zu den Bischöfen betreffend, so möchte man sie (die Vasallen von Adel) mit Aufgebot und Belagerung gegen dieselben als ihre Lehensherrn und Blutsfreunde verschonen. „Es werde des verstorbenen Herzogs oftmals ungütlich, seiner und seiner Freunde geistlichen und weltlichen Standes zu mehren Malen auf den Kanzeln schmählich gedacht, man möge dieß abstellen und die Uebertreter strafen". Die beiden zuletzt erwähnten Anträge, derjenige wegen der Bischöfe und derjenige wegen Herzog Georg's und seiner Freunde, bemerkt von Langenn **), waren um so bedeutsamer, als sie nicht von der Ritterschaft allein, sondern auch von den Städten ausgingen. Die Hinweisung auf die „Fußstapfen" seines Bruders Georg nahm übrigens Heinrich, wie zu erwarten, sehr ungnädig auf; er erklärte, daß er auch „ohne Einlassung einiger Fußstapfen wohl wissen würde, sich unverweislich zu halten" ***).

---

*) Seckendorf III. p. 220 — 23. In diesem sehr interessanten Berichte kann man Vieles zwischen den Zeilen lesen; daß aber aller Orten, namentlich in Leipzig (wo der Rath hauptsächlich viele Beständigkeit zeigte), Vielen diese Reformation mißfiel, ist auch da ausdrücklich gesagt.

**) A. a. O. II. 104.

***) Weiße, chursächs. Gesch. III. 270.

werde, sonderlich un
auch etlicher so noch
zu lästern, womit si
brächten, einige führ
Mann werde dadurch
vielen Thatsachen bew
Lande die Freude war
schiedene in die Regie
Aktenstücke beweisen üb
von der katholischen Ki
nur für einen Uebergang
wieder hinausfinden wer

Werfen wir noch ei
Wie hatte sich da Alles z
Tode! Die alte nachläss
in colossaleren Dimension
aufgerichtet. Binnen dre
waren am Hofe seines
aufgebraucht worden. B
ohne schwere B...

ten nunmehr bloß auf Heinrich's Sohne, Herzog Moriz. „Ich weiß nichts Gutes von hier zu schreiben", meldet diesem der Graf von Mansfeld aus Dresden, „denn sollte ich euch schreiben, wie es hier zuging, könnte ich mit keiner Kuhhaut zukommen (zurechtkommen)" *). Die herzogliche Wittwe Elisabeth, wie wir gesehen, eine besondere Gönnerin der Wittenberger Lehre, warnte den jungen Prinzen, der den Räthen seines Vaters schon damals nicht günstig gewesen zu seyn scheint, sich „mit etlichen Trabanten zu versehen, die mit und um ihn wären", sich „wegen der Eigenschaft der Speisen, die er genießen möchte, wohl zu versehen", d. i. vor Vergiftung zu hüten, und „komme es zur Annahme des Regiments, so möge sich Moriz weigern die alten Räthe zu behalten", denn er könne hernachmals, „sonderlich so sie widerspänstig und dem Herzog entgegen handelten, sie von Tag zu Tag wohl ausrotten"; jedoch bedürfe Moriz solcher Räthe, „welche dem Anton von Schönberg wegen seiner arglistigen, untreuen Praktiken zuwider seien, ohne solche werde Moriz unmöglich ein nützlich ordentlich Regiment führen".

Man erinnere sich, Anton von Schönberg ist recht eigentlich als der Reformator von Freiberg zu betrachten. Er hauptsächlich hatte Herzog Heinrich zum offenen Abfall und zur Einführung des Protestantismus bestimmt. Aber auch die herzogliche Wittwe, des hessischen Philipp's Schwester, hatte zu diesem Schritte nach Kräften mitgewirkt. Und nun urtheilt diese streng protestantische Frau selbst in einer solchen Weise über den intellektuellen Urheber des kirchlichen Umsturzes

*) A. a. O. I. 94 ff. Vgl. auch die betreffende Stelle aus einem Briefe des Joachim von Heyden bei Denis, cod. manuscr. Biblioth. Vindobon. I. 2. p. 1802. 03. angef. von Döllinger, Reform. I. 625. Anm. 118. Ebenda ist die Protestantisirung der Universität Leipzig einläßlich geschildert.

…g mit Brandenburg bevorwo…
Verdacht, daß er bei dieser Ge…
den genossen". Unter Herzog A…
in Haft, und es wurde wegen a…
schleichung und anderer unter f…
finanzieller Unregelmäßigkeiten eine…
hängt. Aus Gnade wurde er n…
entlassen, ohne daß es ihm gelu…
nachzuweisen.

In das volle Licht tritt aber f…
schied zwischen einst und jetzt, zwische…
Regierung, wenn wir erfahren, da…
Hessen dem Sohne des Letzteren, …
seinem Regierungsantritt nichts besser…
die Wiederanstellung der alten, von …
fenen Räthe Georg's. „Wir achten", …
spar von Mansfeld, Carlowitzen und…
ehrbare und fromme Männer, denen ein…
steht, aber weil Carlowitz und Pistori…
Religion noch nicht f…
sp…

Herzogin Elisabeth empfahl jetzt die ihr früher oft widerwärtigen Räthe Georg's, warnte aber Moriz vor seiner Mutter; nie möge er einwilligen, „daß diese im Regiment bleibe und erhalten werde“ *).

Der Tod Herzog Heinrich's am 18. August 1540 machte dem wüsten Regimente ein Ende.

*) A. a. O. I. 103. Wie jetzt auch die beiden „evangelischen“ Frauen, die fürstlichen Gönnerinen der Reformation, denen eigentlich Sachsen sein „neues evangelisches Licht“ verdankt, die Gemahlin Herzog Heinrichs Katharina und die herzogliche Wittwe Elisabeth zu Rochlitz nämlich, zu einander standen, bezeugt neben der obigen Warnung eine andere Aeußerung Elisabeth's an Herzog Moriz: „Heinrich und Katharina, klagte sie, thäten ihr gar keine Gefälligkeit, so z. B. hätten sie nicht einmal eine Lieferung Wildpret ihr bewilligen wollen; ihre Muhme (Katharina) sei jetzt so gut evangelisch, daß sie nicht habe Befriedigung jenes Wunsches durch ihren Herrn leiden wollen, das wären heilige Leute, sie thäten Niemand Gutes, Moriz dagegen habe ihr heimlich einen Hirsch schießen lassen“. V. Langenn I. 89.

An

Letzte Gaben. Nach
Droste-Hülshof

Clemens Brentan
von Maistre einmal di
mir den Geruch aus
schauung, vom Thal d
sengewürz der großen
len". Dieses Wort läßt
tionen auf Annette von
tungen haben etwas gan
nicht nach der Schule,
und jeder Mode aus den
ihrer Gattung kaum verg
jedes einzelne Gedicht das
prägt. Ihr Denken und

üben den ungeahnten Zauber jener seltsamen Naturtöne, die der Wanderer aus den Felsenklüften abgelegener Alpenklammen bisweilen zu vernehmen glaubt. Originale Frische bildet daher einen Hauptvorzug ihrer dichterischen Erzeugnisse. Dabei ist die Sprache von jener markigen Gedrungenheit, die überall nach dem kürzesten Ausdruck ringt und die höchste Poesie in der einfachsten Wahrheit sucht.

Auch von den Letzten Gaben läßt sich dieses Urtheil im Allgemeinen, wenn auch mit Einschränkung wiederholen. Es sind nachgelassene Blätter, in denen sich wohl dazwischen, der Natur der Sache nach, viel gelegentlich Hingeworfenes findet. Sie enthalten: lyrische und erzählende Gedichte, dann eine vortreffliche Novelle in Prosa, „die Judenbuche"; den Schluß der Sammlung machen die „Bilder aus Westfalen", Skizzen zur Charakteristik des westfälischen Volkes in den Landestheilen Paderborn, Münsterland und Süderland, die mit unvergleichlichem Schilderungstalent entworfen und bereits vor fünfzehn Jahren in den Historisch-politischen Blättern (Band 16) zuerst erschienen sind.

Ein großer Ernst durchzieht den lyrischen Theil der Letzten Gaben von Annette v. Droste, wie ein Vorgefühl des nahen Endes, und der Humor, den sie in früheren Gedichten so keck und neckisch aufsprudeln ließ, bricht nur dann und wann noch vereinzelt durch. Ein guter Theil mag auf der Meersburg am Bodensee, wo sie in den letzten Jahren zur Stärkung ihrer Gesundheit weilte, entstanden seyn. Das Heimathgefühl nach den westfälischen Eichengründen und Haiden preßt ihr in der Fremde oft melodiöse Laute auf die Lippen. Allnächtlich sendet sie da ihre Grüße aus:

Dir, Vaterhaus, mit deinen Thürmen,
Vom stillen Weiher eingewiegt,
Wo ich in meines Lebens Stürmen
So oft erlegen und gesiegt;

Ihr Aug
Ihr Her
Ihr Hän

Und Grü
Die treuſ
Und jetzt
Für mich
Wo bei de
Sie matt
Und einma
An mein v

O, wüßtet
Wie fieberh
Wo keine S
Und Keiner

Manches iſt dun
Lebensmark erfüllt; au
ein allgemeines Korn z
genheitsgedichten, die ſich
gewiſſen Eigenart aufge
ſie angeregt wird, ſind
men aus einer tiefen

wo Andere nur die Sorge sehen. Das muß ein reichbegnadigtes Gemüth seyn, dem solche Blicke vergönnt sind und solche Herzenstöne entquellen, wie beispielsweise in den Gedichten „Mittelpunkt der Welt", „Stille Größe", „Unter der Linde". Und wenn ihr das Glück einmal selber aufgegangen, so erschließt sie es in liebender Theilnahme, denn die ächte Freude ist uneigennützig:

> Wie fühl' ich allen warmen Händen
> Nun ihre leisen Pulse nach,
> Und jedem Blick sein scheues Wenden
> Und jeder schweren Brust ihr Ach.
>
> Und alle Pfade möcht ich fragen:
> Wo zieht ihr hin, wo ist das Haus,
> In dem lebend'ge Herzen schlagen,
> Lebend'ger Odem schwillt hinaus?
>
> Entzünden möcht ich alle Kerzen
> Und rufen jedem müden Seyn:
> Auf ist mein Paradies im Herzen,
> Zieht Alle, Alle nun hinein!

Die seelenvolle Auffassung ihrer Landschaftsmalerei ist einer der eminentesten Vorzüge in den Gedichten Annettens von Droste. Unter der gestaltenden Kraft ihrer Phantasie gewinnt die ganze Natur Leben und Bewegung bis auf die kleinsten, nur noch mikroscopisch wahrnehmbaren Erscheinungen hinab; und wenn sie einem Naturbilde die Stimmung des Grauens verleihen will, so streifen ihre Schilderungen an's Dämonische. Annette von Droste kann wohl mit dem Grauen spielen, denn ihre Romantik ruht auf dem festen Untergrund des sittlichen Ernstes und positiver Glaubenstiefe. Daß sie dabei einem gewissen Hang sensitiver Anlage folgte, kann nicht widersprochen werden. Eine nervös gesteigerte Feinfühligkeit und vielleicht auch eine kleine Beigabe jenes visionären Zuges des Münsterlandes war ihr schon in die Wiege gelegt worden. In dem schönen Cyklus „Volksglauben in den Pyrenäen" (Syl-

...lichen kann dieser Humor w...
annehmen, so im „Gastrecht"...
geschildert, wie man sie in m...
Anfang lautet:

> Ich war in einem sch...
> Und schien darin ein li...
> Die Damen sah'n wie ...
> Sogar die Hunde geist...
> Die Luft, von Ambradu...
> Schien aufgelöste Phan...
> Und wenn ein Vorhang ...
> Dann war sein Flüstern ...
> Zwar trat mir oft ein S...
> Ich bin an Aether nicht ...
> Doch hat der Zauber mich...
> Und reiche Stunden lebt i...
> All was man sagte, war f...
> Und so vortrefflich durchgef...
> Daß ich mich habe ganz un...
> Oft wie ein Erzkameel gesp...

Wenn man neben solche Bilde...
sterbende General" stellt, ein Gemä...

sichtlich ist. Wir erinnern vergleichsweise nur an „die junge Mutter“ in der frühern Sammlung.

Annette von Droste ist Meisterin in dem, was die erste Eigenschaft eines guten lyrischen Gedichtes bildet, in der poetischen Stimmung. Sie weiß dieselbe nicht nur passend hervorzubringen, sondern, was nicht minder schwer ist, auch festzuhalten und durch feine Lokalfärbung zu verstärken. Zwar macht ihr Streben nach Gedrungenheit sie bisweilen dunkel, und andererseits ist es der Ueberfülle ihrer Phantasie zuzuschreiben, wenn die Hast der sich drängenden Bilder in einigen Gedichten der vollen Klarheit und Einheitlichkeit des Eindrucks hinderlich wird. Wo sie sich aber die Zügel anlegt und aus einem ruhigen großen Eindruck heraus dichtet, da entstehen Dichtungen von mächtigem Zauber und von dem reinsten Wohllaut. Ein solches Bild voll ruhiger Hoheit und melodiöser Weichheit ist der „Mondesaufgang“, den sie von dem Schloß am Bodensee aus beschreibt. Es ist werth, hier ganz zu stehen:

An des Balkones Gitter lehnte ich
Und wartete, du mildes Licht, auf dich;
Hoch über mir gleich trübem Eiskrystalle
Zerschmolzen schwamm des Firmamentes Halle;
Grauschimmernd lag der See mit leisem Stöhnen,
Zerfloßne Perlen, oder Wolkenthränen?
Es rieselte, es dämmerte um mich;
Du mildes Licht, ich wartete auf dich.

Hoch stand ich, neben mir der Linden Kamm,
Tief unter mir Gezweige, Ast und Stamm,
Im Laube summte der Phalänen Reigen;
Die Feuerfliege sah ich zieh'n und steigen,
Und Blüthen taumelten wie halb entschlafen;
Mir war, als treibe hier ein Herz zum Hafen,
Ein Herz, das übervoll von Glück und Leid
Und Bildern seliger Vergangenheit.

Die Schatten stiegen, drängten finster ein;
Wo weilst du, weilst du denn mein milder Schein?

Ein Summen aus
Wie Volksgemurme
Mir war, als müsse
Von todten Pfunden,
Als stehe ein verküm
Einsam mit seiner S

Da auf die Wasser fa
Und langsam stieg die
Der Alpen finstre Stir
Und aus den Richtern
Der Wellen Zucken war
An jedem Blatte sah ich
Und jeder Tropfen schien
Drin flimmerte der Heim

O Mond, du bist mir wie
Der seine Jugend dem V
Um seine sterbenden Erinn
Mit zartem Lebenswidersch
Bist keine Sonne, die ernäh
In Feuerströmen lebt, im L
Bist, was dem kranken Säng
Ein fremdes, aber, o, ein mi

Die westfälische Dichterin

selbst ein Westfale der Dichterin viele Jahre nahe gestanden, im Illustrirten Familienbuch des Oesterreichischen Lloyd jüngst über sie geschrieben hat. Ein anderer befreundeter Landsmann (F. v. H.) hat in einer Beilage der Kreuzzeitung eine ansprechende Charakteristik von der poesiereichen Westfälin entworfen. An der Hand dieser Notizen versuchen wir zum Schlusse hier eine kurze biographische Skizze zusammenzustellen.

Annette Elisabeth von Droste wurde auf dem Stamm-Haus der Droste zu Hülshoff, einer alterthümlichen inmitten eines weiten Besitzes liegenden Burg Westfalens, am 12. Januar 1798 als zweites Kind ihrer Eltern geboren. Ihr Vater war der Freiherr Clemens August von Droste zu Hülshoff, der 1826 starb; ihre Mutter gehörte dem Paderborner Freiherrngeschlechte von Harthausen an und war eine Schwester des als Reisender und Publicist berühmten Geheimraths Baron August von Harthausen. Eine Frühgeburt, blieb das Mädchen zeitlebens von schwächlicher Gesundheit. Erheischte diese körperliche Constitution eine überaus sorgsame Pflege, so gebot die ganz ungewöhnliche Lebhaftigkeit des Kindes eine nicht minder strenge Erziehung, die von der Mutter mit ängstlicher Wachsamkeit geleitet wurde. „Jene Lebhaftigkeit", erzählt Schücking, „war so groß, daß die kleine Annette, wenn sie irgend ein Buch vor sich, oder wenn sie irgend ein Bild in Händen hatte, in dessen Anblick sie sich versenkte, in die höchste Bewegung gerathen, Selbstgespräche beginnen und, die Welt um sich her vergessend, wie eine Verzückte alle Symptome der unglaublichsten Aufregung an den Tag legen konnte".

Das junge Mädchen empfing einen gründlichen Unterricht, der über den normalen Umkreis weiblicher Wissenswürdigkeiten hinausging. Sie nahm nämlich an den Lehrstunden ihrer Brüder Theil und schloß sich auch von den strengern Schulgegenständen, als Mathematik und Latein, nicht aus. Das Letztere kam ihr später bei ihren antiquarischen und naturhistorischen

Sammlungen, denen sie mit Fleiß und Liebe nachging, angenehm zu statten. Ein großer künstlerischer Fond steckte in diesem jugendlichen Geiste. Ihre poetische Anlage trat schon frühzeitig hervor, aber nicht minder entwickelte sich in dem reichbegabten Mädchen ein namhaftes musikalisches Talent, das später nicht bloß durch schönen Gesangsvortrag, sondern auch durch Compositionen (von alten Minneliedern und Volksweisen) sich hervorthat, denen von Kennern ein bedeutender Gehalt zuerkannt wird; auch im Zeichnen leistete sie mehr als Gewöhnliches. Ein kurzer Verkehr mit der großen Welt, in die sie um das Jahr 1816 eintrat, und kleinere Reisen gaben ihrer Jugendbildung den klärenden Abschluß. In Münster verkehrte sie mit den Stolberg und andern hervorragenden Persönlichkeiten; längere Zeit lebte sie bei Verwandten am Rhein, in Köln und in Bonn, woselbst sie mit einem Kreis schöngeistiger Berühmtheiten in lebhafte Berührung kam. Namentlich aber war es das Haus des preußischen commandirenden Generals von Thielemann (zuerst in Münster, dann in Coblenz), wo sie sich besonders angezogen fühlte. Mit der Gemahlin des Generals, einer geist- und gemüthvollen Dame, die später katholisch wurde, war Annette von Droste in ein warmes Freundschaftsverhältniß getreten. Sie besaß überhaupt — nach einer in den „Grenzboten" niedergelegten Mittheilung einer andern ihr nahestehenden Dame, und Frauen sind wohl hierin competent — eine wahre Virtuosität in der Freundschaft: „sie verstand es, den verschiedenartigsten Individualitäten zu genügen, und wurde von allen in einer Weise geliebt und verehrt, die an Abgötterei grenzte".

Die ernste Richtung ihres Wesens hatte sich schon in früher Jugend geltend gemacht, und bald wendete sie sich aus dem verflüchtigenden Weltleben, wie sie es draußen kennen gelernt hatte, wieder mit verstärkter Liebe nach der grünen Einsamkeit ihres Landsitzes und den schlichten heimischen Sitten zurück. Die längere Zeit ihres Lebens verbrachte sie auf

dem Wittwensitz ihrer Mutter, auf dem idyllisch zwischen Wallhecken und Kämpen versteckten Rittergut Rüschhaus bei Münster. Zurückhaltend gegen die Huldigungen der Männerwelt, lenkte sie dort ihre Neigungen ganz auf ernste geistige Gegenstände. Sie war eifrige Sammlerin in naturwissenschaftlichen Dingen; Pflanzen und Käfer beschäftigten ihren Forschertrieb, ihr eigentliches Steckenpferd aber war Mineralogie. Auf ihren einsamen Streifzügen sah man sie gewöhnlich mit dem mineralogischen Hammer in der Hand durch die Haide wandern, um „der Erde steinerne Weisheit aufzusuchen". Eine Auswahl großer Bergkrystalle, Erze, Metallstufen, sowie kostbare Muscheln, Polypen, Seesterne und Korallen waren in Glasschränken aufbewahrt. Eine andere Liebhaberei war die Numismatik; befreundete Personen konnten es als einen Beweis besondern Wohlwollens betrachten, wenn das kunstsinnige Fräulein die große Schublade des Tisches offen zog und da einen geheimen Schatz von prächtigen alten Gold- und Silbermünzen und Medaillen, vorzüglichen Gemmen, auch merkwürdige alterthümliche Taschenuhren in getriebenen Goldgehäusen vor den bewundernden Besuchern auseinander legte. Sie besaß Humor genug, in den eigenen Gedichten über sich selbst und ihre Steckenpferde munter zu scherzen.

Es war ein schmuckloser Wohnplatz, wo Annette von Droste dieses umfriedete Stillleben führte. Ihr edelmännischer Freund (F. v. H. in der Kreuzzeitung) beschreibt denselben mit anmuthigen Strichen: „Ueber eine mittelalterliche Zugbrücke schritt man in den stillen großen Garten, wo bemooste Statuen Wache zu halten schienen; geheimnißvoll schatteten die dunklen Taxuswände, und die blühenden Sträuche wuchsen zwanglos und ungepflegt mit wilden Blumen um die Wette. An der Freitreppe wucherte Gras und Unkraut zum Zeichen, daß selten ein menschlicher Fuß sie betrat. Beklommen stieg man hinauf. Hohe Flügelthüren führten in einen alterthümlichen Bildersaal. Dort wehte noch der Weihrauch der Haus-

Kapelle, welche hinter dem braunen Tafelwerk der Hauptwand verborgen war, und erhöhte die feierliche Stimmung der Eintretenden. An den Wänden hingen Gemälde, welche für den Kunstsinn der Besitzerin zeugten. In niedrigen Glas-Schränken waren ihre Sammlungen von Steinen, Muscheln, Münzen, Elfenbeinschnitzereien, kurz ein ganzes kleines Museum von Seltenheiten aufgestellt. Ein fremder Besuch lernte nur diesen Empfangsaal kennen, für Vertraute aber wurde das eigentliche Wohnzimmer der Dichterin geöffnet. Es war merkwürdig charakteristisch; sie nannte es selbst ihr Schnecken-Häuschen. Klein, schmal, niedrig, lag es im Entresol wie ein Versteck, an dem man auf der breiten Treppe ahnungslos vorüberging, wenn man nicht in seine Geheimnisse eingeweiht war. Vier kleine Fenster öffneten sich nach dem Waldrevier; es war die Westseite und die Dichterin liebte es besonders, allabendlich den Sonnenuntergang durch die Bäume schimmern zu sehen. Die Schwalben nisteten an den Fenstern und flogen im Zimmer frei umher, als gehörte es zu ihrem Neste. Eine Reihe von Bildnissen hing an den Wänden, lauter befreundete Gesichter. Seltsam und lieb schaute zwischen den vornehmen feinen Leuten ein altes Mütterchen in Bauerntracht hervor. Es war die Amme der Dichterin, die sie besonders werth hielt. Das brave Original, eine achtungswerthe Ehefrau aus dem Dorfe, wurde von ihr mit kindlicher Liebe verpflegt bis zum Tode. Ein winzig kleiner Flügel, noch aus der Kindheit der Klaviatur stammend, der wegen seines leisen Harfentons sich besonders zur Begleitung des Gesanges eignete und deßhalb von der Dichterin sehr geliebt wurde, stand neben einem großen häßlichen Sopha und einem unpolirten Tisch; auf demselben befanden sich mehrere Porzellanschalen mit frischgepflückten Feldblumen und Haidekräutern."

Inmitten dieser wunderlichen Herrlichkeiten wohnte das kunstsinnige Edelfräulein, mondenlang oft eingesponnen wie eine Einsiedlerin, von Zeit zu Zeit von nachbarlichen Freun-

den heimgesucht. Als Levin Schücking sie zum erstenmale dort sah, war die Dichterin etwa zweiunddreißig Jahre alt, eine kleine, fein gebaute Gestalt, mit merkwürdig großen wasserblauen Augen. Er gibt von ihr folgende Beschreibung: „Ihr Aeußeres machte einen eigenthümlichen Eindruck. Diese wie ganz durchgeistigte, leicht dahin schwebende, bis zur Unkörperlichkeit zarte Gestalt hatte etwas Fremdartiges, Elfenhaftes; sie war wie ein Gebilde aus einem Märchen. Die auffallend breite, hohe und ausgebildete Stirn war umgeben mit einer ungewöhnlich reichen Fülle hellblonden Haares, das zu einer hohen Krone aufgewunden auf dem Scheitel befestigt war. Die Nase war lang, fein und scharf geschnitten. Auffallend schön war der zierliche Mund mit den beim Sprechen von Anmuth umlagerten Lippen. Der ganze Kopf aber war zumeist etwas vorgebeugt, als ob es der zarten Gestalt schwer werde, ihn zu tragen; oder wegen der Gewohnheit, ihr kurzsichtiges Auge ganz dicht auf die Gegenstände zu senken. Zuweilen aber hob sich dieser Kopf, um ganz aufrecht den zu fixiren, der vor ihr stand, und namentlich dann, wenn sie eine humoristische Bemerkung oder einen Scherz machte; dann hob sich lächelnd ihr Haupt, und wenn sie neckte, lag dabei auf ihrem Gesichte etwas von einem vergnügten Selbstbewußtseyn, von einem harmlosen Uebermuth, der aus dem ganz außergewöhnlich großen, trotz seiner Gutmüthigkeit so scharf blickenden hellblauen Auge leuchtete.“

Hier auf dem ländlichen Edelsitze erschwang sich die Muse Annettens zur vollen Höhe und Reife. Diese Muse hatte einst in jungen Jahren sehr kindlich begonnen: mit keinem geringeren Gegenstand als mit der Besingung eines Hähnchens. Die Dichterin erzählt es scherzhaft selbst in einem späteren Liede: „das erste Gedicht“ überschrieben, das sich unter den Letzten Gaben findet. Sie hatte nämlich als Kind es besonders geliebt, stundenlang das alte Gemäuer mit dem Zinnenbau zu umstreichen, mit schauerndem Muth in unbesuchte ge-

heimnißvolle Räume zu dringen und auf Entdeckungen und Abenteuer auszugehen. Eines Tages nun schlich sie den schwer verpönten Gang über die Wendelstiege des finstern Thurmes hinauf, die unterm Tritte bog, kletterte bis hoch zum Hahnenbalken empor unter der Wetterfahne und verbarg dort unter des Daches Sparren „ein heimlich Ding". Und dieses heimliche Ding, das Enkel sollten finden, wenn einst der Thurm zerbrach, das Etwas sollte künden, was ihr am Herzen lag:

Es war, ich irre nicht,
In Goldpapier geschlagen
Mein allererst Gedicht!
Mein Lied vom Hähnchen, was ich
So still gemacht, bei Seit',
Mich so geschämt, und das ich
Der Ewigkeit geweiht!

Bald wuchsen dieser kindlichen Muse die Schwingen und sie machte sich an größere erzählende Gedichte. Das erste hieß „Walther", eine romantische Ritter-Epopöe im Styl von Ernst Schulze's „Bezauberter Rose", aber ungleich plastischer, frei von jeder Verschwommenheit und von vollkommen tadelloser Form. Was sie überhaupt von dichterischen Vorbildern in jener Zeit kennen lernte, hatte keinen dauernden Einfluß auf die Entwicklung ihres Talents, da dieselben ihrem kernhaften Wesen zu fremd waren und ihrem plastischen Trieb nicht zum Durchbruch verhelfen konnten. Bedeutender war der Einfluß der deutschen Romantiker und unter den englischen Dichtern namentlich Walther Scott, Washington Irving und Lord Byron. Davon zeugten die zwei folgenden epischen Dichtungen: „Das Hospiz auf dem St. Bernhard", großartig in den Naturschilderungen, und „des Arztes Vermächtniß", ein virtuos ausgeführtes psychologisches Nachtbild. Hier zeigt sich bereits eine Seite ihres Talents in hohem Grade wirksam: die außerordentliche Kraft lebendiger Darstellung, jene feine genaue Ma-

lerei im Detail mit der ergreifenden Naturwahrheit im Ganzen und Großen. Am sinnfälligsten traten diese Eigenschaften an einem dritten größeren Gedichte hervor: „Die Schlacht am Loener Bruch". Es ist darin jene meisterliche Waffenthat geschildert, wodurch Tilly den wüsten und räuberischen Parteigänger Herzog Christian von Braunschweig und Administrator von Halberstadt, nachdem er den ausweichenden Gegner mit tagelangem Nachsetzen endlich zum Stehen gezwungen, in einer zweistündigen Schlacht am 6. August 1623 entscheidend auf's Haupt schlug und seine barbarischen Schaaren vernichtete. Dieser Schlag geschah bekanntlich bei Stadtloen auf der großen Haide, dem „Bruch", also auf dem heimischen Boden der Dichterin, und sie hat ein Gemälde daraus geschaffen, so kühn, so flammig und so scharf umrissen, daß es sich unzerstörlich mit leibhaftigen Gestalten der Einbildungskraft des Lesers einprägt. Damit war die westfälische Dichterin zur vollen Selbstständigkeit erwachsen.

Die drei erzählenden Gedichte, verbunden mit einigen lyrischen Erstlingen kamen im J. 1837, jedoch ohne den Namen der Dichterin, zu Münster in Druck. Sie hatte nie an die Oeffentlichkeit gedacht; bei ihrem poetischen Schaffen war sie einem unmittelbaren innern Drange gefolgt, und der Schriftstellerruhm war nicht ihr Ehrgeiz. Aber die Aufforderungen ihrer Freunde lauteten so dringend, daß sie sich endlich bestimmen ließ, die Dichtungen in die Welt hinauszugeben. Sie fanden jedoch damals nicht die gebührende Beachtung, und es dauerte noch eine geraume Zeit, bis die dichterischen Schöpfungen Annettens von Droste in einer größeren Sammlung, die bei Cotta herauskam, die Aufmerksamkeit und die Bewunderung der deutschen Welt auf sich zogen. Gleichwohl muß man auch von dieser Hauptsammlung ihrer Gedichte (Stuttgart 1844), die in der poetischen Literatur der Neuzeit einen eminenten, im besondern Bezirk der Frauenliteratur aber den ersten Rang einnehmen, sagen, daß sie im Vergleich mit so

manchen schöngeistigen Nippsachen viel zu wenig gekannt und gelesen sind.

Der Aufenthalt der dichterischen Einsiedlerin auf Rüschhaus wurde noch stiller und einsamer, als im J. 1834 ihre ältere Schwester sich mit dem Reichsfreiherrn von Laßberg zu Eppishausen vermählt hatte und auch die Mutter dadurch zu häufigern und längern Reisen nach dem Canton Thurgau veranlaßt wurde. So kam es, daß Annette oft ganz allein in ihrem „Schneckenhäuschen" blieb. Die Einsamkeit war ihr lieb geworden und die heimische Oase der fruchtbare Boden, auf dem die Erzeugnisse ihrer Muse am glücklichsten gediehen. „An knorrige Eichenstämme gelehnt", sagt der mehr erwähnte westfälische Edelmann (F. v. H.), „welche malerisch zwischen den Wallhecken der grünen Kämpe stehen, schaute sie oft stundenlang hinaus in die weite lautlose Haide oder lagerte sich auf versteckten Waldesplätzen neben stille Teiche voll Wasser-Lilien, wo die Abendnebel wie ein Geistertanz im Mondenschein aufstiegen. Was sie dort wachend geträumt, brauchte sie nur niederzuschreiben, um ein Gedicht zu schaffen, das schaurig schön wie die Töne einer Windharfe über die Nerven rieselte". Oft hatte sie so über ihrem Träumen die Dämmerung überrascht und der kühle Zug der Nacht seine mahnenden Boten in das sonnenmüde Land gesandt:

Da lag ich einsam noch im Waldes-Moose;
Die dunklen Zweige nickten so vertraut,
An meiner Wange flüsterte das Kraut,
Unsichtbar duftete die Haiderose.

Aber es kamen die Tage, da sie ihre kleinen Streifereien immer mehr einschränken mußte. Ihre Gestalt war mit den Jahren beleibter, ihre Gesundheit jedoch nicht besser geworden. Es zeigten sich von Zeit zu Zeit beunruhigende Symptome eines Herzleidens. Wirkte dieser Zustand hemmend auf ihre Produktion, so blieb sie gleichwohl immer in

heiterer Stimmung und behielt eine lebendige Theilnahme für Alles, was um sie her vorging. Sie besaß ein unendlich wohlwollendes Gemüth und wenn irgendwo ein Kummer zu lindern war, da fehlte ihr Beistand selten. Hier half sie einem armen Studenten sein Fortkommen sichern, dort hörte sie die Klage eines armen Taglöhners an, dem die Kuh verunglückt und dem sie zu einer neuen verhalf. Jüngern Freunden war sie zeitlebens eine mütterliche Berathern, überall emsig mit der That bereit; den bevorzugten unter ihren Freundinen hat sie in ihren Gedichten sinnige Denkmale gesetzt. Ihre Briefe waren so eigenthümlich wie ihre Gedichte. Sie hatte die seltsamste Handschrift, überaus zierlich und überaus winzig; ein Brief von ihr, versichert eine Freundin Annettens (in den Grenzboten), erregte fast immer Schwindel: „so dichtgedrängt voll Buchstaben und Gedanken war er".

Berühmt war ihr wunderbares Erzählertalent, wofür ihr alle Dialekte, dazu ein Schatz von Sagen und ergötzlichen Zügen aus dem Volksleben zu Gebot standen, und wenn vertraute Besuche auf Rüschhaus eintrafen, die immer einen dankbaren Willkomm fanden, so erfreute die Dichterin sie gewöhnlich mit ihren besten Geschichten launiger und phantastischer Art. Die eben erwähnte Dame, die zu dem Kreis dieser vertrauten Personen gehörte, will behaupten, daß ihre schriftlichen Erzählungen weit hinter dem Humor ihrer mündlichen Darstellung zurückblieben. „Hätte sie nur die Hälfte der Erzählungen und Abhandlungen niederschreiben können, die sie mündlich im Freundeskreise oder eigentlich im tête à tête vortrug, so hätte die deutsche Literatur gewiß einen ebenso reichen und originellen Schatz an ihrer Prosa wie an ihrer Poesie erhalten". Dieses Erzählertalent war so populär geworden, daß es die Kinder des Dorfes sogar sich zu Nutze machten. In den Nachmittagsstunden wagten sich wohl dann und wann etliche dreiste Flachsköpfe unter ihr Fenster und rie-

fen herzhaft: „Frölen, vertellen"! Das Fräulein ging gutmüthig darauf ein und trug von ihrem Fenster herab dem kleinen Auditorium die besten Märchen und moralischen Kindergeschichten im vollkommenen westfälischen Plattdeutsch vor.

Zuweilen liebte es die Dichterin, wenn es dunkel wurde, ihren Freunden Schauer- und Gespenstergeschichten zum Besten zu geben, wobei ihr die alterthümliche Burg mit dem braunen Eichenholzgetäfel und den ernsten verblichenen Ahnenbildern trefflich zu statten kam, und sie verstand es, die Zuhörer mit solcher Virtuosität in die Zwielichtstimmung einzuspinnen und mit sich fortzureißen, daß bisweilen auch den Starkgeistigen vor dem Heimgange gegraut haben soll; es begegnete ihr aber auch, daß sie sich selbst mit derartigen Erzählungen in eine förmliche Fieberphantasie hineinredete. Wie alle Menschen von tieferem Gemüth und von Phantasie besaß Annette von Droste, wie L. Schücking sagt, das „Organ für das Wunderbare"; als Dichterin besaß sie es in hohem Grade, dazu kam noch, daß sie selbst ein Kind der rothen Erde war, wo das „Vorgesicht", jenes bis zum Schauen oder mindestens Hören gesteigerte Ahnungsvermögen, das second sight der Hochschotten, im Volke so häufig vorkommt. Sie hatte diese Gabe und den Zustand der „Vorgucker" in den Bildern aus Westfalen anschaulich genug geschildert, und behauptet sogar, daß man überall auf notorisch damit Behaftete treffe, ja im Grunde nur wenig Eingeborne sich gänzlich davon freisprechen dürften. Das Letztere ist zu viel gesagt, aber immerhin muß man den Umstand in Rechnung ziehen, wenn man für manche ihrer erzählenden Gedichte, in denen das mystische und das dämonische Element eine nicht unbedeutende Rolle spielt und die aus solchen mündlichen Erzählungen hervorgegangen sind, das richtige Verständniß finden und nicht in ungerechte Urtheile verfallen will, wie es schon mehrfach der ästhetischen Kritik begegnet ist.

In dieser Zeit entstand ein namhafter Theil jener religiösen Gedichte, welche nach dem Tode der Dichterin als ein

eigener Lieder-Cyklus unter dem Sammeltitel: „Das geistliche Jahr" an die Oeffentlichkeit kamen (Zweite Auflage, Stuttgart 1857). Tiefe Religiosität war die Grundlage ihrer ganzen Denk- und Handlungsweise, und diese Gedichte sind aus einem glühenden Glaubensgefühl herausgeschöpft. Die hinreißende Innigkeit des gläubigen Vertrauens, der erhabene Schwung ihrer Intuitionen, die farbenprächtige Klarheit der biblischen Bilder, der erschütternde Ernst ihrer prophetischen Mahnstimme lassen den Umfang dieser seltenen poetischen Schöpferkraft und die Gluth einer glaubensbedürftigen, das Kreuz umklammernden Seele ermessen. Die katholische Kirche ist damit um einen köstlichen Schatz geistlicher Lieder bereichert worden.

Die letzten Jahre ihres Lebens brachte Annette von Droste meist auf dem Schlosse von Meersburg am Bodensee zu. Dort auf der alterthümlichen Burg, dessen Hauptthurm von der Sage noch als ein Werk Dagoberts I. bezeichnet wird, hatte sich der Schwager der Dichterin, der berühmte Freiherr Joseph von Laßberg angesiedelt und die verödeten Räume mit den Schätzen kostbarer mittelalterlicher Pergamenthandschriften und Incunabeln ausgefüllt. Welches ritterthümliche Stillleben nochmals in der alten Bischofsresidenz unter „Meister Sepp von Eppishusen" aufging, ist allbekannt, und ebenso, welche freie Gastlichkeit daselbst der Burgherr übte. Schloß Meersburg war die Dichter- und Gelehrtenherberge jener Tage. Hieher also zog Annette von Droste, um ihre wankende Gesundheit durch die frische Alpenluft zu stärken, und der Aufenthalt bekam ihr immer wohl. Sie pflegte auch dort, woselbst sie ein rundes Thurmzimmer bewohnte, dieselbe ruhige Zurückgezogenheit, wie in der westfälischen Heimath, und ließ sich nur durch besonders willkommene Besuche herauslocken, wenn Männer wie Görres, Uhland, Just. Kerner u. A. Einkehr nahmen. Sie fühlte sich wieder mächtiger zum poetischen Schaffen angeregt und schrieb an den Ufern des schwäbischen Meeres eine gute Anzahl ihrer schönsten Gedichte. Das beträchtliche Honorar, welches sie für die

Herausgabe derselben von der Cotta'schen Buchhandlung e
hielt, verwendete sie zum Ankauf eines kleinen in der Nä
von Meersburg gelegenen Weingartens, der die Aussicht üb
den See und auf die Alpen bot. Nach diesem kleinen Eig
waren ihre täglichen, ärztlich gebotenen Spaziergänge gericht
und mit aufmerksamer Freude folgte sie dem Wachsthum u
Gedeihen ihrer Reben.

Im Sommer 1847 hatte sie noch einmal Westfalen b
sucht, zum letztenmale. Als sie im Herbste aus der Heima
wieder nach Meersburg zurückkam, war ihr Zustand bereits b
denklich geworden; ihr Athem wurde beklommener und i
Frühling 1848 hauchte sie den letzten aus. Noch am 10. Apr
hatte sie ihrem Schwager J. von Laßberg ein kleines einfach
Gedicht zum Geburtstag übermacht, worin sie sich in laun
herzlicher Weise entschuldigt, daß ihr leidender Zustand u
das Verbot ihres gestrengen Schwesterleins sie verhindere d
Zimmer zu verlassen und den Glückwunsch persönlich darz
bringen; statt dessen sende sie nun zum Gruß ein silbern
Glöckchen, von schwachem zwar, doch reinem Klang:

> Und wo du läßt es klingelnd rauschen,
> Da wird das Ohr der Liebe lauschen,
> Und glaub es mir, das hört gar fein!

Es war wohl ihr letztes Lied. Ein Herzschlag setzte ihre
Leben ein schnelles Ende: es war der 24. Mai 1848. Anne
von Droste erreichte ein Alter von 50 Jahren. Sie ha
wohl einst gewünscht, in der geliebten Heimath zu sterben u
zu ruhen; aber auch der schwäbische Aufenthalt war ihr li
geworden. Auf dem Friedhof zu Meersburg steht ihr Sarg
einer gothischen Kapelle, ein hoch und schön gelegener Erde
fleck, dessen erhebenden Ausblick sie in ihren Liedern so her
lich besungen.

XXXIX.

Studien und Skizzen über Rußland.

Achter Artikel: Bewegungen für und gegen die Union mit der katholischen Kirche; Herr Kircjewski über die Bedeutung der protestantischen Tendenzen und über die Berechtigung des photinianischen Schisma in Rußland; die Behandlung der Lateiner in Polen; grausame Verfolgung der unirten Katholiken.

Seitdem wir vor bald drei Jahren*) die Hoffnungen des P. Gagarin auf eine nahe Wiedervereinigung der russischen Kirche mit dem heiligen Stuhl besprochen haben, hat von der Sache wenig oder gar nichts mehr verlautet bis auf die allerjüngsten Tage. Es war indeß vorauszusehen, daß die Frage in dem Maße jedem Denkenden in Rußland und der Regierung selbst sich aufdrängen würde, als eine Aenderung in der russischen Verfassung unumgänglich geworden ist. P. Gagarin hat damals drei Wege bezeichnet, welche zur russischen Kirchenreform eingeschlagen werden könnten: erstens die Entwicklung nach protestantischen Principien, etwa in der Form eines kirchlichen Constitutionalismus nach dem Vorschlag des Fürsten Dolgorukow; zweitens ein selbstständiges Nationalpatriarchat, wie es nach gewöhnlicher Annahme in den Wünschen der Sla-

*) Histor.-polit. Blätter 1858. Heft vom 16. Januar S. 152 ff.

vophilen und der gemäßigteren Starowerzen liegt; drittens die Reunion. Der berühmte Jesuit aus einem der glänzendsten Fürstengeschlechter Rußlands hat aber zugleich seine Ueberzeugung ausgesprochen, daß der erste und zweite Weg unfehlbar zum politischen Umsturz führen würde, und er hat daher der Zukunft Rußlands die Alternative gestellt: „Katholicismus oder Revolution."

Nun ist aber bereits ein neuer Gesichtspunkt in die Debatte eingetreten. Bald nach der berühmten Stuttgarter Conferenz von 1857 ging in Petersburg das Gerücht: Napoleon III. habe hier den russischen Czaren darauf aufmerksam gemacht, daß ein hauptsächlicher Grund der Verwirrung Europa's in der Trennung der beiden katholischen Kirchen zu suchen sei, und daß es ein bedeutender Schritt zur Beruhigung der Geister wäre, wenn die griechische Kirche, die ja doch von der römischen nicht wesentlich verschieden sei, in den Schooß des Katholicismus zurückkehrte *). Alexander II. habe — so wollte das Gerücht weiter wissen — den hingeworfenen Gedanken in ernsteste Erwägung gezogen, und wirklich gehen in diesem Augenblicke zu Paris sonderbare Dinge bezüglich der russischen Kirchenfrage vor sich. Die Unions-Bestrebungen des P. Gagarin haben den Beifall der nordischen Gesandtschaft offenbar nicht, aber sie verhält sich auch nicht gleichgültig, sondern tritt in der katzenartigen Weise, die man von dieser Diplomatie gewohnt ist, mit einem Gegenprojekte auf. So erscheint zu Paris seit Kurzem eine kleine Zeitschrift, unter dem Titel „L'Union chrétienne", welche von dem dortigen Gesandtschafts-Popen einerseits und einem französisch-jansenistischen Geistlichen andererseits herausgegeben wird, um zwar gleichfalls die Union zu empfehlen, aber nicht die mit dem Papst, welcher vielmehr als ein bloßes Accessit erschiene, sondern die Union der nach

*) Russische Correspondenz des Brüsseler Universel. 10. Nov. 1859.

wie vor autokratisch regierten Staatskirche Rußlands mit dem napoleonischen Neo-Gallikanismus, dessen Herstellung im Plane oder wenigstens in den Gelüsten des Imperators zu liegen scheint.

Man sieht wohl, daß dieß keine Verbesserung, sondern die ärgste Verschlimmerung der russischen Kirchenzustände nach innen sowohl als nach außen, insbesondere den altgläubigen Starowerzen gegenüber wäre. Wenn sich, wie wir gezeigt haben, selbst das ehrliche Schisma in seiner bisherigen Gestalt an den Grenzen der Möglichkeit befindet, was sollte erst aus der tückischen Heuchelei eines — russischen Gallikanismus werden? Dennoch ist es keineswegs undenkbar, daß der Gedanke bei der russischen Diplomatie und ihrer überaus verschlagenen Afterweisheit aufgetaucht ist. Welche Combinationen ihn auf dem Gebiet der auswärtigen Politik begleiten könnten, liegt auf der Hand; die Partei ist in Rußland mächtig, deren Losung dahin lautet: russisch-französische Allianz um jeden Preis. Aber auch innere Stimmungen könnten bei einer derartigen Wendung russischer Kirchenpolitik maßgebend seyn, und daß ein Staat an der Hand solcher Irrlichter blindlings ins Verderben rennt, würde ja die Geschichte der Christenheit nicht zum erstenmale erleben.

Es ist eine bekannte Sache, daß das Volk der Gebildeten in Rußland — einzelne höchst ehrenwerthe Ausnahmen abgerechnet — ausschließlicher als irgendwo in der Welt der voltairianischen Richtung angehört; sie sind sogenannte „Radikal-Liberale“ auf dem Gebiete der Religion und nach der Aufhebung der Leibeigenschaft werden sie es auch auf dem rein politischen Boden seyn. Ein schnaubender Haß gegen das Papstthum charakterisirt diese Richtung in Rußland wie überall. Als ein sprechendes Exemplar derselben ist in jüngster Zeit die pseudonyme Gräfin Dora d'Istria aufgetreten; Hr. Fallmerayer meint aber, indem er ihre excentrischen Schreibereien bespricht: diese den höchsten gesellschaftlichen Kreisen angehörende Dame drücke im Vergleich mit dem intensiven Abscheu aller Ortho-

doxen des byzantinischen Reiches vor dem lateinischen Abendland ihre Abneigung noch vergleichsweise maßvoll aus. „Auch zweifeln wir", sagt er, „mit einigem Grund, ob man sich in den maßgebenden Kreisen des Abendlandes eine richtige Vorstellung von der unausfüllbaren Kluft zu bilden weiß, die sich zwischen dem lateinischen Christenthum und der anatolisch-christlichen Ideenwelt im Laufe der Jahrhunderte geöffnet hat; wenn die Gräco-Slaven, mit den Russen an der Spitze, das Uebergewicht in Europa erstreiten sollten — wozu es glücklicher Weise noch wenig Anschein hat — wäre dem „„Antichrist"" von Rom unter den Händen der Orthodoxen im besten Falle das Loos des letzten Chalifen von Bagdad vorbehalten" *).

Diese gräuliche Mixtur von französisch-russischem Voltairianismus und schismatischem Fanatismus fände in dem Projekt der Union chrétienne ohne Zweifel ihre wohllüstige Befriedigung. Unter dem Vorwande einer Reunion mit der allgemeinen Kirche dem Papste seine geistliche Macht auch im Bereich des Abendlands entziehen, dem russischen Cäsareopapismus einen napoleonischen Cäsareopapismus an die Seite stellen: wäre das nicht ein superber Gedanke? Jene Diplomaten, welche schon zur Zeit des Czaren Nikolaus auf den Untergang der weltlichen Macht des Papstthums spekulirten, weil sie meinten, daß dann die orthodoxe Kirche, um das Schisma zu beendigen, nicht mehr im Büßergewand zu Rom erscheinen, sondern umgekehrt das reumüthige Papstthum sich unter die Flügel des großmüthig verzeihenden Czarthums flüchten müßte**) — sie dürften sich mit der Pariser Union gleichfalls im herzlichsten Einverständniß befinden.

Aber mit dem Wesen und dem Begriff der Kirche hat ein solches Projekt nichts gemein, und es würde unter allen

*) Fallmerayer in der Allg. Zeitung vom 13. Juni 1860.

**) S. die Abhandlung über zwei russische Memoiren von 1849 und 1857, Histor.-polit. Blätter Bd. 41. S. 165 ff.

Umständen nur das Gegentheil von dem mitbringen, was Rußland vor Allem noththut: von dem Geist der wahren Freiheit. Wenn es möglich gewesen wäre, daß die Kirche Frankreichs von Anfang an als gallikanisch oder josephinisch oder febronianisch auf die Welt gekommen wäre, so würde man jetzt von der Seine her dieselben herzzerreißenden Klagen vernehmen, wie sie in rührenden Tönen an der Newa schon vernommen worden sind: Rußland habe keine christliche Erziehung und keine christliche Geschichte." „Die Erziehung des Menschengeschlechtes muß bei uns von neuem beginnen", sagte der geistreiche und tiefschauende Kapitain Tschadaajeff schon im Jahre 1829 *), „denn das Christenthum hat hienieden Alles gemacht; zu uns aber ist nichts von dem gelangt, was in Europa vorging; von einem ehrgeizigen Kopf aus der allgemeinen Verbrüderung der Völker herausgerissen und in unserm Schisma festgebannt, waren wir zwar Christen, aber die Frucht des Christenthums reifte nicht für uns; wir haben immer nur ganz fertige Gedanken in uns aufgenommen, so fehlt also unsern Geistern der ernste Stempel eigener Arbeit; wie illegitime und erblose Kinder sind wir auf die Welt gekommen ohne Verbindung mit den Menschen, die uns auf der Erde vorangingen; wir sind ein Ausnahmsvolk, man kann uns zu den Völkern rechnen, die keinen wesentlichen Theil des Menschengeschlechtes auszumachen scheinen!!"

Man muß sich in diese Sätze ernstlich hineindenken, um die ganze Ungeheuerlichkeit einer russisch-napoleonischen Staatskirchen-Union zu begreifen. Aber auch eine Reform der russischen Kirchen-Verfassung nach den protestantisirenden Tendenzen, welche von oben herab noch immer mit Vorliebe gepflegt zu

---

*) Wir werden den Lesern dieser Abhandlung zum Beschluß die merkwürdige Studie des oftgenannten Mannes im Zusammenhange mittheilen.

seyn scheinen, würde das Uebel nothwendig tödtlich machen. Rußland muß aus dem Schisma wirklich heraus und nur im Mutterschooß der allgemeinen Kirche wird es von dem Geiste wahrer Freiheit durchdrungen werden, welches es der christlichen Mitwelt ebenbürtig machen soll. Die verkörperte Idee einer unwandelbaren Autorität, welche nicht der Staat noch mit ihm wesensgleich ist, hat die Völker im Mittelalter erzogen und sie allein kann der russischen Societät wieder jenen Halt geben, dessen sie mit jedem Tage mehr entbehrt und mit ihrer fortschreitenden Umgestaltung täglich dringender bedarf. Dann erst, wenn Rußland diese Autorität anerkannt und in ihrer Realität aufgenommen hat, kann von den Rechten und Privilegien die Rede seyn, welche dem Czaren in Kirchensachen mit Rücksicht auf die besondern Verhältnisse Rußlands fortan zustehen müßten.

Es fehlt, nach verschiedenen Anzeichen und unmittelbaren Berichten zu schließen, in Rußland auch nicht an Freunden dieser wahren Reunion mit der katholischen Kirche, und in ihren Kreisen gibt es sogar schon Correspondenten katholischer Blätter *). Die Aeußerungen liebevoller Sehnsucht nach den verirrten Brüdern des Ostens, welche aus dem prophetisch ahnenden Gemüthe Pius' IX. mehr als einmal hervorgedrungen, sind wenigstens in Rußland nicht ganz auf unfruchtbaren Boden gefallen. Andererseits treten mehr und mehr Anzeichen auf, daß die russischen Beziehungen zum öcumenischen Patriarchat des Schisma in Constantinopel kalt und unfreundlich geworden sind. Die Ansicht, welche Pogodin vor sechs Jahren noch geäußert hat, daß es die Aufgabe Rußlands sei, „die alte Mutterkirche von Constantinopel in ihrer die Welt überstrahlenden Herrlichkeit wieder herzustellen“, scheint auf wachsenden Widerspruch zu stoßen. Selbst das Pariser Unions-Projekt

---

*) Vgl. Brüsseler Universel 6. Sept. 1860.

involvirt jedenfalls den Absagebrief an den fanariotischen Stuhl von Byzanz. Die Ursachen einer solchen Wendung zu erforschen, ist hier nicht der Ort. Soviel ist bekannt, daß die südslavischen Stämme, insbesondere die Bulgaren, seit einigen Jahren mit dem griechischen Episcopat in bitterer Feindschaft stehen und nichts unversucht lassen, um ihre völlige Trennung vom Patriarchat zu Constantinopel herbeizuführen. Auch mit dem Königreich Griechenland besteht jetzt argwöhnische Spannung statt des intimen Einvernehmens von früher, und es scheint fast, als besorge man in St. Petersburg, daß das Griechenthum sich emancipiren und auf eigene Faust fanariotische Kaiserpläne verfolgen werde, entsprechend den öcumenischen Ansprüchen des Patriarchats von Byzanz. Kommt aber dieses Verhältniß nur überhaupt einmal in Frage und fällt es einer unbefangenen historischen Untersuchung anheim, dann dürfte das Resultat unzweifelhaft seyn

Seit fast zwei Jahren liegt bereits der Versuch eines orthodoxen Gelehrten in Rußland vor, welcher sich geradezu die Frage stellt: „Ist denn Rußland überhaupt schismatisch"*)? Die Antwort ist eben so interessant als die Beweisführung. Wie sich von selbst versteht, hat sich der Verfasser der merkwürdigen Schrift nicht genannt, es soll aber ein gewisser Herr Kirejewski zu Moskau seyn, jedenfalls ein Laie. Von einer politischen Tendenz findet sich in dem Büchlein keine Spur, und wenn der Autor wirklich wie es heißt zu der panslavistischen Partei zählt, deren Haupt Pogodin ist, so hätte dessen fanatischer Byzantinismus an Hrn. Kirejewski jedenfalls den schärfsten Gegner. Der letztere ist im Innersten empört bei dem Anblick aller der Perfidie und Niedertracht, welche die Gründung des Schisma bis 1451 bezeichnet, und er äußert

*) La Russie est-elle schismatique? Aux hommes de bonne foi par un Russe orthodoxe. Paris chez Franck. 1859.

sich über die abtrünnige Kirche so stark wie ein besonnene
tholik kaum jemals thun würde. Er schließt mit der dring
Warnung an Rußland, jede Gemeinsamkeit mit der „ve
menen Kirche von Constantinopel“ abzubrechen, und zu
wahren Centrum der Einheit zurückzukehren. „Die ru
Kirche ist mit dem Sitz des Apostelfürsten durch einen
Faden verknüpft, den die Menge noch nicht wahrnimmt,
aber der barmherzige Gott dereinst zum starken und unze
baren Bande gestalten wird. Um sich jedoch dessen würd
machen, muß unser hoher Klerus den Rathschlüssen der
sehung für Rußland entgegenkommen, das von Gott so
barlich geschützt und an dem Abgrunde zurückgehalten w
ist, worin die Kirche des Orients durch ihren systemat
Ungehorsam und ihre oft wiederholten sacrilegischen Mei
untergehen mußte“ *).

Am klarsten tritt der Standpunkt des Verfassers da
vor, wo er seine persönliche Stellung zu der russischen K
der Gegenwart erklärt. Sie ist de facto unläugbar schi
tisch, aber sie habe doch, meint Hr. Kirejewski, legal gen
Priester, welche sich im Punkte der Einheit der Kirche n
unüberwindlichem Irrthum befänden, so daß er also ohne
behalt und Hintergedanken zu ihren Sakramenten gehen k
ohne doch mit dem Schisma des Photius das Mindest
mein zu haben. „Denn ich stehe nicht an zu erklären,
Rußland ohne sein Wissen katholisch ist und daß es mit s
Willen niemals schismatisch gewesen wie die Kirche des Ori
und wenn man mich in der Beichte fragt, was ich von
Autorität des Papstes halte, so werde ich mit den Texten
serer Kirchenbücher antworten, aus welchen meine Ueberzeu
stammt“ **).

*) L. c. p. 45.
**) L. c. p. 46.

Eine Kirche, die in ihrer Theologie schismatisch, ja häretisch, in ihren liturgischen Gebeten aber gut katholisch ist — auf diesen bekannten Gegensatz kommt Hr. Kirejewski immer wieder zurück. Man hat in Paris jüngst den Bericht des Dominikaners Johann Faber an König Ferdinand von Oesterreich über „die Religion der Moskowiten im Jahre 1525" wieder aufgelegt, um zu beweisen, daß die Russen damals noch den Papst als Stellvertreter Christi anerkannten. Hr. Kirejewski betont, daß die betreffenden Stellen der Liturgie auch in der Nikonianischen Reform (1665) unverändert geblieben seien. Es bedürfe daher zur Entscheidung der Frage, welche Stellung Rußland zwischen Rom und der verkommenen Kirche von Constantinopel einnehme, weder eines Concils noch langer Verhandlungen; sondern man solle nur einfach den liturgischen Büchern die Ehre geben, welche tausendmal beredter seien, „als alle unsere Doktoren mit ihren von Protestanten und Jansenisten entlehnten Argumenten". Hier weist der Verfasser denn auch mit warnendem Finger auf den Eindruck hin, welchen die treulose Verläugnung auf die Starowerzen hervorbringen müsse. Denn der verläugne allerdings seinen Glauben, welcher, um eine zweihundert Millionen umfassende Kirche zu schänden, in seinen Schriften die dem Inhalt der heiligen Bücher, auf welchen der ganze Altardienst beruhe, widersprechendsten Grundsätze vertrete.

P. Gagarin hat in einer eigenen Abhandlung nachgewiesen, daß die russischen Theologen noch im 17ten Jahrhundert die großen katholischen Hochschulen besuchten, die Scholastiker kannten und an ihnen gebildete Lehrer hatten, daß sie dagegen im 18ten Jahrhundert vom deutschen Protestantismus in's Schlepptau genommen worden, und daß die beiden letzten Czaren seit 1807 das Studium katholischer Literatur und den Besuch katholischer Schulen förmlich verbieten zu müssen glaubten. Daher der tiefe Zwiespalt im Glauben der russischen Kirche, welchen Kirejewski so bitter beklagt. Wenn aber P.

Gagarin ferner versichert, daß die russischen Bischöfe zur Reaktion gegen die in ihre Kirchen eingedrungenen „protestantischen und febronianischen Tendenzen" geneigt seien, so weiß der Gelehrte in Moskau hievon nichts. Er hat im Gegentheile mit Schrecken wahrgenommen, daß aus der Mitte des russischen Klerus die katholische Kirche immer heftiger angefeindet werde, und diese Leute ihre Waffen gegen Rom ohneweiters aus den protestantischen Rüstkammern holten, ohne zu bemerken, daß ihre eigene Kirche dadurch zu ihrer Schmach in den schreiendsten Widerspruch mit der Lehre gesetzt werde, die sie selbst in ihren heiligen Hymnen bekenne und verkünde. Diese vermeintlichen Theologen, meint Hr. Kirejewski, im Grunde unwissende Schreier, seien die gefährlichsten Feinde der russischen Kirche, und würden gewiß den Zorn des Himmels auf sie herabziehen, wenn man ihrer Schmähsucht gegen den Stuhl Petri nicht bei Zeiten Einhalt thue. Er constatirt aber ausdrücklich, daß der hohe Klerus in Rußland sich dieser vergifteten Polemik keineswegs widersetze; leider seien solche Ausstreuer falscher Ideen durchaus ungehindert, die lächerlichsten Hirngespinste über den heiligen Stuhl vor die Oeffentlichkeit zu bringen, und man sei in Rußland völlig sicher, auch mit dem unsinnigsten und dümmsten Gewäsch auf keinen Widerspruch zu stoßen. Was brauche es auch mehr zum Beweise dessen, nachdem man selbst die Thatsache nicht im mindesten beachte, daß die stärkste Widerlegung solcher Calumnien gegen die katholische Kirche in den liturgischen Büchern der eigenen russischen Kirche liege*)!

Um seine eigene Kirche zu retten, weiß Hr. Kirejewski keine andere Entschuldigung als die, daß die russischen Theologen es eben nicht besser wüßten, denn so und nicht anders lasse die Regierung in den Seminarien sie lehren und heranbilden. Der Zustand der theologischen Seminarien ist ihm der mildernde Umstand für die persönlichen Sünden des Popen;

---

*) L. c. p. 26 ss.

er müßte sonst an seiner Kirche selbst verzweifeln, und er scheint sich stillschweigend bei dem Gedanken zu beruhigen: wenn die Regierung befehlen konnte, daß den Geistlichen der russischen Kirche eine lügnerische Theologie gelehrt werde, so kann sie ein andermal den Priester-Seminarien auch die wahre Theologie befehlen. Seine kurz gedrängten Aeußerungen über diese Verhältnisse verbreiten ein Licht über die russischen Kirchenzustände, welches man in dicken Büchern bis jetzt vergebens gesucht hat:

„Die Gründung der Seminare, also die Existenz des religiösen Unterrichts in Rußland geht nicht weiter zurück als auf 1810; zuvor war die Heranbildung der Theologen ganz dem Zufalle überlassen. Welche Lehre hat nun aber die neue Seminar-Bildung zu Grunde gelegt? Der Gedanke, daß die russische Kirche immer ein Zweig der orientalischen gewesen, hat verursacht, daß man in den Seminarien die Doktrin einführte, welche durch das Schisma des Photius im Orient aufkam und später für immer einwurzelte. So hat der russische Klerus alle die Irrthümer und Vorurtheile der griechischen Kirche zum Behuf eines Lehrsystems entlehnt, welches nichts weniger als orthodox ist. Diese Sünde war allerdings eine unwissentliche. Aber es ist nicht mehr die bloße Unwissenheit, sondern verwerfliche Tendenz, daß den Zöglingen in den Seminarien und dem Volk in der Presse die verkehrtesten und unsinnigsten Vorstellungen über den Katholicismus beigebracht werden. So lehrt man z. B., daß der Papst ein Autokrat sei und sich für sündlos ausgebe *); man begreift nicht oder will nicht begreifen, daß die Unfehlbarkeit in Sachen der Lehre nothwendig an den Stuhl des Apostelfürsten geknüpft seyn muß, welchem der Herr die Unvergänglichkeit verheißen hat.

---

*) Nach P. Gagarin soll das Mißverständniß in dem russischen Worte beruhen, welches „Unfehlbarkeit“ und „Unsündlichkeit“ zugleich bedeute. Der Irrthum gehe aber so weit, daß ein Professor an einer der ersten Universitäten Rußlands es für einen Widerspruch erklärt habe, daß der Papst den Titel „Heiligkeit“ führe, und doch auch einen Beichtvater habe. Les Starovères etc. p. 78.

Durch den Ablaß gewinnt man, nach diesen Lehrern der russ
Theologie, für Geld die Nachlassung zukünftiger Sünden.
heiligen Geist unterschieben sie den Katholiken die Lehre, d
von beiden Principien ausgehe. Folgerichtig ist es denn
der Papst mit dem ganzen Abendland, welches schismatis
und von der wahren Kirche sich getrennt hat — von der
Orients"*).

In diesem Sinne hat sich die russische Polemik nam
lich seit 1854 bethätigt: das Abendland habe durch seine
lose Trennung von der allgemeinen Kirche in Constanti
sich der Pest des Rationalismus überliefert; das Papst
sei die Mutter des protestantischen Rationalismus, und sc
beladener als der letztere, weil von ihm der Irrthum ko
und der Protestantismus nur dadurch gesündigt habe, da
sich nicht wieder der wahren Kirche des Orients zuwendet
Vor dem schwer verdaulichen, halbphilosophischen Kauderw
welches diesem russischen Dilettantismus eigenthümlich ist,
det auch die Bunsen'sche Theologie mit ihrer „Schrift in
Gemeinde" und dem „Christus in uns" noch Gnade und
neigte Würdigung***). Dennoch wären die deutschen P
stanten sehr im Irrthum, wollten sie auf den Succurs
russischen Photinianer rechnen. Diese schweben in blödsinn
Hochmuth hocherhaben über Protestanten wie über Kathol
heilig und unanfechtbar ist ihnen nur der czarische Ukas,
am deutschen Protestantismus haben sie bloß das eine I
esse, daß sie sich die Stellung und Fechtweise desselben g
Rom wohl gefallen lassen.

---

*) L. c. p. 38.

**) L'orgueil de l'Occident ne se décida pas à se tourner
l'Orient — sagt die Schrift Encore quelques mots d'un c
tien orthodoxe sur les confessions occidentales. Lei
Brockhaus 1858.

***) wie es z. B. in der vorstehend citirten Schrift der Fall ist.

Hr. Kirejewski spricht sich mit bitterm Unmuth über die frechen Lügen, Fälschungen und Verdrehungen aus, welche sich die schismatischen Schriftsteller gegen die katholische Kirche erlaubten. So entlehne einer der giftigsten Widersacher, um einen Zeugen für seine Verherrlichung des Photius zu haben, ein Schreiben dieses Betrügers an Papst Nikolaus aus Fleury's Kirchengeschichte. Der Brief solle beweisen, daß Photius ein Muster von Demuth und Frömmigkeit gewesen sei; daß Fleury den Brief als ein Probestück der bodenlosen Heuchelei des Mannes anführt, welcher wie ein Heiliger geredet und wie ein Bösewicht gehandelt habe — davon sagt das Citat keine Silbe. Hr. Kirejewski bestätigt vollkommen die schon von P. Gagarin signalisirte Finte, daß diese russischen Theologen, um sich den Schein großer Gelehrsamkeit zu geben, ihre Bücher mit Noten und Citaten füllen, welche Belegstellen anzeigen sollen; schlage man aber nach, so finde man diese Stellen nicht selten verstümmelt, mitunter gar nicht vorhanden, oft sagten sie auch das gerade Gegentheil von dem, was man sie sagen lasse. Von dem Concil zu Florenz werde geschrieben und gelehrt, daß man die Bischöfe zur Unterzeichnung der Unions-Akte gezwungen habe, welche sie gar nicht gelesen hätten; zum Zeugniß rufe man die Schrift des Griechen Syropulo an, der selber den vor dem ganzen Concil geschworenen Eid gebrochen hat. Da sei es denn freilich kein Wunder, daß man den eidestreuen Metropoliten Isidor mit Beschimpfungen, die eidbrüchigen Orientalen dagegen mit Lobeserhebungen überschütte.

Schwerer noch lastet auf dem ehrlichen Forscher in Moskau die Unehrlichkeit, womit die schismatischen Klopffechter die dogmatischen Lehren ihrer eigenen Kirche Rom gegenüber förmlich zu verläugnen pflegen. So versichere einer dieser Menschen, die Bedeutung des Ablasses habe ihm in Rom selbst Niemand erklären können. Er hätte nur, meint Hr. Kirejewski, nach dem nächsten besten Katechismus greifen dürfen,

so würde er sich nächstdem auch noch überzeugt haben, daß die bezügliche Lehre der Lateiner in dem russischen Katechismus Javorski's sich genau wiederfinde. Am ärgsten sei aber der Frevel der russischen Theologen in Sachen der Unbefleckten Empfängniß. Sie hätten sich nicht geschämt, sogar alle die Schmähungen der sogenannten Gallikaner in Paris gegen Pius IX. in Rußland nachzudrucken, während doch die alten Katechismen, die Marien-Officien und Litaneien der russischen Kirche von Beweisen wimmelten, daß der Papst durch die Bestätigung dieses Dogma's in der That der Kirche des Orients sich angenähert habe. Nicht umsonst habe ein unbetheiligter Beobachter dieses Streites die beißende Bemerkung gemacht: wenn der Papst die der unbefleckten Empfängniß entgegengesetzte Lehre zum Dogma erhoben hätte, so hätten dieselben orthodoxen Lehrer aus ihren liturgischen Büchern bewiesen, daß er ein Ketzer sei und daß die Lehre von der unbefleckten Empfängniß bis zum heiligen Chrysostomus hinaufreiche *). Mit Recht erinnert der Verfasser, daß ein solches Benehmen den Protestanten nicht ziere, daß es aber an vermeintlichen Bekennern der Traditionskirche katexochen vollends empörend sei.

„Was die Theologen betrifft, welche die Concilien als die einzige unfehlbare Autorität in der Kirche ansehen, so sollte man doch meinen, daß sie vor Allen an die Akten dieser Concilien sich ängstlich anschließen und jedes Wort derselben mit heiliger Ehrfurcht aufnehmen müßten. Aber im Gegentheil; gerade diese Theologen verstümmeln und verfälschen die ehrwürdigen Denkmäler mit unerhörter Keckheit, und keine Verdrehung ist ihnen zu schlecht, wo es gilt, ihre Sonderansichten und insbesondere ihre Vorurtheile gegen den apostolischen Stuhl aus den Concilien zu rechtfertigen. Mit betäubendem Geschrei verhimmelt man diese Versammlungen und ruft sie gegen die Gegner an, aber sie gel-

*) La Russie est-elle schismatique etc. p. 41 ss.

ten keinen Deut, sobald sie den Nachfolgern des heiligen Petrus auf dem Stuhle zu Rom ihre Huldigung darbringen. Dann hat die Unfehlbarkeit der Concilien augenblicklich ein Ende, und man weiß nicht schmähliche Motive genug zu erfinden, um ihre Sprache und Haltung gegen die römischen Päpste in ehrenrührigster Weise zu erklären. Wäre es denn nicht besser frei heraus zu sagen, daß man eben keine unfehlbare Autorität anerkenne als sich selber? Das wäre wenigstens offen und ehrlich"*)!

Sie wissen nicht was sie thun, und am allerwenigsten was in den Concilien-Akten steht: dieß ist abermals der Trost des Hrn. Kirejewski. Der größte Theil der Priester, sagt er, welche in den Regierungsschulen ihre theologische Bildung empfangen, hange dem officiellen Lügensystem nicht aus bösem Willen an, sondern aus purer Unwissenheit; die Entschuldigung der ignorantia invincibilis finde hier ihre Anwendung, und zwar sicherlich auch auf viele Bischöfe! Unbegreiflich bleibt es ihm aber immerhin, daß der schreiende Widerspruch zwischen der Seminar-Theologie und den liturgischen Büchern der russischen Kirche Niemanden auffallen wolle.

„Das ist das Peinliche für den Freund der Wahrheit, sehen zu müssen, daß der russische Klerus nichts davon weiß oder zu wissen scheint, daß die liturgischen Bücher der russischen Kirche, die Menologe, Eucologe, Prologe und viele andere, die reine katholische, ja man kann sagen die ultramontane Lehre vom Primat des Papsts und vom Stuhl Petri enthalten. Der Papst ist da nicht nur als Oberhaupt der christlichen Kirche benannt, sondern auch als Haupt des heiligen Concils, mit dem Recht, aus eigener Machtvollkommenheit die Patriarchen des Orients ab- und andere einzusetzen. Solche Zeugnisse kommen in den von Nikon revidirten Kirchenbüchern sehr zahlreich vor und man weiß, daß diese Denkmäler nur der Reflex der im Dienst des Altars angewendeten Kirchenlehre sind. Dennoch achtet Niemand auf diese

*) L. c. p. 25.

unanstreitbaren Zeugen, welche Jedermann bei der Hand sind und in der Kirche einer jeden Pfarrei sich vernehmen lassen" *).

Was ist denn also das Ziel der von den beiden letzten Czaren mit aller Gewalt des Autokratismus eingeführten Seminar-Theologie? Rußland zu protestantisiren war nicht ihre Absicht; es wäre unfehlbar das endliche Resultat ihrer Kirchenpolitik, aber durchaus gegen ihren Willen. Was sie wirklich anstrebten, war die politische Spekulation, „die russische Kirche mit dem Schisma des Photius zu identificiren", wie Hr. Kirejewski sich ausdrückt, mit andern Worten ihre Kirche auf den Patriarchalstuhl zu Constantinopel zu setzen. Der Zusammenhang zwischen der neurussischen Regierungs-Theologie und der orientalischen Czaren-Politik ist somit unverkennbar. Hr. Kirejewski faßt aber die Frage vom rein kirchenrechtlichen und kirchenhistorischen Gesichtspunkte auf; er will seinen Glaubensgenossen zeigen, daß die russische Kirche mit der gegenwärtigen Kirche des Orients gar nichts gemein habe, daß sie allen den Ränken, Meineiden, Treulosigkeiten der letztern fremd geblieben, und daher auch in dem Fluch, welcher die orientalische Christenheit getroffen, nicht inbegriffen sei. „Von diesem Unterschied haben freilich unsere Theologen, deren Unwissenheit hierin überhaupt nicht größer seyn könnte, kaum eine Ahnung" **).

An der Hand der heiligen Schrift und der ältesten Väter beweist der Verfasser, daß man in der kirchlichen Geschichte der ersten Jahrhunderte allenthalben auf ein einziges Centrum hingeführt werde, wo die Radien der Hierarchie von allen Punkten der Christenheit aus- und einlaufen. Alle Bischöfe sind sich ursprünglich gleich, ausgenommen der Bischof von Rom. Wenn es nun aber im Orient schon lange vor dem ersten Generalconcil Metropoliten gab, woher hatten sie

---

*) L. c. p. 39.
**) L. c. p. 26.

ihre Vorrechte? Etwa von jenem Concil, welches ohne den Primat selber nicht hätte versammelt werden können? Nicht das Concil, sondern allein der römische Bischof als Nachfolger Petri konnte einen Stuhl dem andern, einen Bischof dem andern unterordnen, von seiner Vollmacht hängt überhaupt alle geistliche Jurisdiktion ab. Auch die zwei großen Patriarchats-Sitze zu Antiochien und Alexandrien verdankten ihren Vorrang nur der Gründung durch den heiligen Petrus. Rom, Antiochien und Alexandrien, sagt Hr. Kirejewski, glichen drei großen Flüssen, welche Segen und Fruchtbarkeit spendend vom Orient nach dem Occident strömten, aber zwei dieser Flüsse, so tief und prächtig im Anfang, vertrockneten im Laufe der Zeit für immer, und Niemand vermag in ihrer trauervollen Geschichte das Wirken der göttlichen Gerechtigkeit zu verkennen.

„Warum ist dieser Orient, die Wiege des Christenthums und voll blühenden Lebens achthundert Jahre lang, alsdann so tief versunken und entnervt worden, daß er nun seit vier Jahrhunderten das zermalmende Joch des christlichen Erbfeindes tragen muß? Wer das beweinenswerthe Treiben der Kirche des Orients betrachtet, wird sich darüber nicht wundern. Gegen die Autorität des Stuhls Petri ohne Unterlaß verschworen, haben sich die Patriarchen des Orients einer nach dem andern seiner Jurisdiktion endlich ganz entzogen. Der Anstoß dazu ist von Constantinopel ausgegangen, dessen Patriarchen anfangs nur nach dem Vorrang von Alexandrien und Antiochien geizten, dann aber die Rechte des römischen Bischofs selbst usurpirten und ihre orientalischen Mitbrüder unterdrückten. So vollendete sich das Schisma und als das Maß der Frevel voll ward durch den schändlichsten Meineid, da zerschmetterte der gerechte Gott diese unglückliche Kirche“ *).

Hr. Kirejewski wiederholt seine Charakteristik des Schisma, indem er das Vorgeben widerlegt, daß der Herr die Regie-

*) L. c. p. 8 ss. 20 ss.

und ohne Pilot. Die orient
abenteuerlichen Versuch einer
sie die Bande des Gehorsams
den Klippen zerschellt, die V
Theil zu den Feinden des chr
sind Moscheen geworden und
über die einst so hoch begnad
liche Ursache dieses grausigen
als der Stolz, die Todsünde
Griechen, von Natur aus eif
Treubruch an der Kirche des
daß die Rechte seines Primat
gegangen seien, seitdem der
war. Es war eine Frage de
es, was die Griechen so verb
schaft zu dem Irrthum hinzu
der Widerspruch, die verstockt
dung, in Ermanglung der Lo
Stirne und bockbeiniger Rech
Ende" *).

Das ist die fanariotis

Constantinopler Synode von 870 hat gegen Photius als einen „Ehebrecher, Vatermörder, verdammten Schismatiker und neuen Judas" das Anathem geschleudert, und der Metropolit von Cäsarea hat dem Papst Stephan im Namen der Bischöfe des Orients erklärt, daß sie von Photius durch einen Meineid getäuscht worden seien. Und das also wäre, ruft Hr. Kirejewski aus, wie die russischen Theologen glauben und lehren, der große zur Bändigung eines übergreifenden Papstthums von Gott berufene Reformator und der Vater der russischen Kirche!

Faktisch stehe es jetzt allerdings leider nicht anders, rechtlich aber, meint Hr. Kirejewski, müsse die Thatsache den Ausschlag geben, daß die Bekehrung Rußlands zum Christenthum keineswegs in die Zeit des Photius, sondern in jene Periode kirchlicher Einheit falle, welche die 174 Jahre zwischen dem Sturz des letztern und der definitiven Einführung des Schisma durch den Patriarchen Michael Cerularius ausfüllte. Rußland sei daher zu den hierarchischen Gesetzen, welche damals im Orient galten, also zur katholischen Kirche mit dem Papst als ihrem Oberhaupt bekehrt worden, zwar mit dem griechischen Ritus, was aber die Frage von der Obedienz nicht im mindesten berühre. Hr. Kirejewski macht auf die verschiedenen Anlässe aufmerksam, wo die russische Kirche an Rom und der Union festhielt, während die Griechen falsch und meineidig immer wieder zurückfielen; so bei dem Streit mit Cerularius selbst, wo die päpstlichen Legaten nach Rußland flüchteten, beim Concil von Bari 1098, von Lyon 1279, von Florenz 1439. Daß dreizehn Jahre später die Prophezeiung des Papsts Nikolaus V. an den Griechen erfüllt ward, hält Kirejewski für die gerechte Strafe ihrer noch gegen die Florentiner Beschlüsse verübten Frevel, und er schließt mit dem folgenden Resumé:

„Man bemerke wohl: die Griechen haben jedesmal das Glaubensbekenntniß der Lateiner vollständig angenommen, während die

letztern niemals fingerbreit nachgegeben haben, denn sie gehörten eben jener Kirche an, welche der Herr selbst auf den Felsen gegründet und mit der Verheißung der Unvergänglichkeit ausgestattet hat. Im Orient hingegen hat bald nach seinem letzten Meineid die Hölle gesiegt, und alles was seither geschehen und leider noch vor unsern Augen geschieht, liefert den Beweis, daß der Fluch gegen Cerularius und seinen Anhang im Himmel ratificirt worden ist. Zum Glück hat Rußland an allen diesen verruchten Missethaten nicht den geringsten Antheil genommen; darum ist es auch der Strafe entgangen, welcher die Griechen unterlegen sind. Ich bin überzeugt, daß die russische Kirche seit ihrem Ursprung von der Vorsehung bestimmt war, in ihrem Schooß die erlöschende Orthodoxie des Orients zu erhalten. Darum haben wir das Recht zu sagen, daß — im juristischen Sinne des Worts — die russische Kirche nicht schismatisch ist; denn sie hat officiell mit dem heiligen Stuhl nie gebrochen gleich den Griechen, und ihr Metropolit hat die auf dem Concil von Florenz eidlich angenommene Lehre niemals wieder abgeschworen. So ist also jener Unionsakt in Ansehung Rußlands nicht zerrissen, er hat für Rußland fortwährend Gesetzeskraft bis auf den heutigen Tag, um so mehr als gar nicht einmal eine Machtvollkommenheit vorhanden war, welche das, was von einem ökumenischen Concil unter dem Vorsitz des Papsts beschlossen worden, rechtlich hätte aufheben können“ *).

Ueber die politische Seite der Frage findet sich, wie gesagt, in dem Büchlein kein Wort; gerade sie aber würde an maßgebender Stelle ohne Zweifel entscheidend seyn, viel mehr noch als die inneren Nothwendigkeiten der eigenen Kirche. Die systematische Identificirung der letztern mit dem griechischen Schisma seit Alexander I. war ein politischer Hebel, und die Reunion mit Rom würde gleichfalls ein politischer Hebel seyn. Sie wäre gleichbedeutend mit der Aenderung der traditionellen Politik Rußlands im Orient, die Aussicht auf eine Erwerbung

*) L. c. p. 36 ss.

Constantinopels müßte in weite Ferne verschwunden seyn, wenn die russische Theologie den Impuls zu einer Wendung im Sinne des Hrn. Kirejewski oder auch nur der Pariser „Union" bekäme. Man müßte sich bewogen finden, das Griechenthum, welches sich allerdings durch seine undankbare Selbstsucht täglich mißliebiger macht, zornig von sich zu stoßen und es der revolutionären Tollheit seiner byzantinischen Kaiserträume zu überlassen, dafür aber allen Einfluß desselben auf die Slavenwelt, insbesondere die südliche, definitiv abzuschneiden. Denn der Rücktritt Rußlands wäre das Signal zur völligen Auflösung der ohnehin nur noch äußerst lose zusammenhängenden „Kirche des Orients", und ihr „öcumenisches" Patriarchat wäre fortan eine Antiquität der Fanarioten und Hellenisten, von der sonst Niemand mehr Notiz nähme. Kurz, Rußland zieht den hundertjährigen Einsatz in Constantinopel zurück, wenn es sich der allgemeinen Kirche nähert.

Aber ein Verzicht auf den Panslavismus wäre dieß nicht. Im Gegentheil könnte gerade der Calcul schwer in's Gewicht fallen, daß mit der Reunion bessere und solidere Geschäfte unter den nichtrussischen Slaven als mit dem Schisma unter den Griechen zu machen seien. Denn es gibt nicht nur orthodoxe Slavenvölker in der Türkei, wie z. B. die Bulgaren, welche mit der corrupten Wirthschaft des griechischen Patriarchats auf's bitterste verfeindet und zum Schisma im Schisma reif sind, sondern es gibt auch viele und namhafte Slaven-Stämme katholischen Glaubens in Oesterreich, deren Sympathien für Rußland die kirchliche Trennung wesentlich entgegensteht. Namentlich hat aber schon P. Gagarin angedeutet, daß der Untergang eines gesonderten Polenthums die nothwendige Folge der Reunion seyn müßte. Wir wollen diese früher schon von uns behandelten Gesichtspunkte jetzt nur obenhin berührt haben, um noch einmal zu constatiren, daß die heilige Angelegenheit höchst unheiligen Zufällen unterliegt.

Es kann nicht unsere Absicht seyn, hier die trauervollste Frage des vorigen Jahrhunderts abzuhandeln, wenn wir die unerhörte Enttäuschung berühren, welche Polen von Alexander II. erfahren hat. Alle polnischen Provinzen knüpften an seine Thronbesteigung die zuversichtliche Hoffnung, daß er ihre religiösen und nationalen Beschwerden würdigen, ja den vertragsmäßigen Verpflichtungen für Polen gerecht seyn werde. Während sein Bruder, Großfürst Constantin, die russisch-orthodoxe Unduldsamkeit auf die Spitze trieb, so daß er selbst aus der Umgebung seiner deutschen Gemahlin Alles wegschickte, was nicht Vollblutrusse war, und sogar von seinem Erzieher Admiral Lücke bloß wegen dessen deutscher und lutherischer Abstammung sich trennte, wußte man von dem Thronfolger Alexander, daß er viele um ihres Glaubens willen eingekerkerten polnischen Katholiken befreit, und einige derselben auch in seine Umgebung aufgenommen hatte. Als er nun bald nach seinem Regierungsantritt die drei- bis vierhundert Priester ehemals unirter Gemeinden, welche seit 1837 noch in schismatischen Klöstern oder in Sibirien eingesperrt waren, in ihre Heimath entließ, und als er den Katholiken in St. Petersburg nicht nur einen eigenen Gottesacker bewilligte, sondern auch dessen feierliche Einweihung gestattete*) — da athmeten die Katholiken und die Polen frei auf, als wenn ihr Erlöser gekommen sei. Anstatt dessen wandelt jetzt Alexander II. genau in den Fußtapfen seines despotischen Vaters gegen die Einen wie gegen die Andern; es muß im schismatischen Czarthum selbst ein Etwas liegen, gegen welches kein besseres Gefühl der Persönlichkeit aufzukommen vermag.

Oder haben die polnischen Katholiken ihren Czaren vielleicht durch beleidigende Zumuthungen gekränkt? Es ist wahr, sie verstiegen sich im Anfange bis zu der Erwartung, daß

---

*) Vgl. Histor.-polit. Blätter Bd. 33. S. 622 und Bd. 41. S. 168.

Alexander die polnische Autonomie unter einem russischen Großfürsten wieder herstellen werde. Das war viel, aber es war nicht mehr als was selbst Hr. Pogodin, das Haupt der panslavistischen Partei, schon im J. 1855 im eigenen Interesse Rußlands dringend empfahl, weil es kein anderes Mittel gebe, diese „wunde Stelle" zu heilen und die ungeheure Thorheit der Diplomatie gutzumachen, welche sich anstatt Galiziens dieses Unglücksland habe anhängen lassen. Ein autonomes Polen, meinte er, würde auf alle Slaven den besten Eindruck machen und Oesterreich, Preußen, Deutschland würden darob erzittern. „Jetzt können wir noch die Polen auf unsere Seite bringen, sie mit einem nicht gehofften Glücke überraschen, jetzt können sie noch in unsere Reihen treten, dankbar und zu allem Dienste bereit gegen die gemeinsamen Feinde Rußlands und des slavischen Bundes; später, da ändert sich die Sache" *). Es waren also jedenfalls keine von vornherein illoyalen Hoffnungen, welche Alexander II. beim ersten Empfang des polnischen Adels zu Warschau mit den barschen Worten abschnitt: „Keine Träumereien, meine Herren, Alles was mein Vater gethan hat, ist wohlgethan"!

Noch wollte man in Polen wenigstens nicht glauben, daß auch alle Beschwerden wegen systematischer Unterdrückung der katholischen Religion und der polnischen Sprache zu den „Träumereien" gezählt werden würden. Pogodin selbst hatte schon 1840 vorgeschlagen: man solle die polnische Sprache an den Lehranstalten wie die russische lehren, auch den Polen wieder eine Universität gestatten; denn alle Slavenstämme blickten auf Polen als das Muster und die Probe russischer Herrschaft, und es mache einen üblen Eindruck, daß ein Volk von fünf Millionen keine höhere Unterrichtsanstalt haben solle **). Als

*) Pogodin's politische Briefe S. 162 ff.
**) A. a. O. S. 37 ff.

nien blieb unbeantwortet,
dolien zur Audienz kam, w
fahren: „Ich weiß, daß ihr
aber diese ist ungesetzlich; da
bedenkt daß dieß ein russisch
ber als daß ich rüge" *)!

Noch dazu berührte kein
Gräuel der russischen Kirche
Finger: nämlich die Supre
Strafcodex vom 1. Mai
Unirten in den ehemals
blutige Gesetzgebung zählt e
der Strafen, darunter Peit
len, für den Austritt aus d
dazu, für die Erziehung d
andern Religion als der sta
ist seit der Regierung Alex

Uebung gekommen, sondern sogar noch verschärft worden. Ein jüngst in Warschau vorgekommener Fall hat selbst die Allgemeine Zeitung in gelinden Unwillen versetzt. Ein Arzt nämlich, welcher sein mit der schismatischen Gemahlin erzeugtes Kind katholisch taufen ließ, ward nicht nur nach Sibirien verbannt, sondern mit ihm kamen auch alle Betheiligten in's Elend. Ihn selbst traf nach §. 195 die Verbannung nebst Verlust aller Standesrechte und Privilegien; wäre er nicht gesetzlich von der körperlichen Züchtigung befreit, so erhielte er fünfzig bis sechszig Ruthenhiebe und würde dann auf ein oder zwei Jahre zur Zwangsarbeit geschickt. Die Frau verfällt der Bestimmung, wornach Ehen zwischen Katholiken und Orthodoxen, die bloß in einer katholischen Kirche geschlossen sind, für null und nichtig erklärt werden. Der taufende Priester wird nach §. 201 auf sechs bis zwölf Monate suspendirt, oder es trifft ihn zudem §. 199 des Inhalts: „Diejenigen, die Jemanden verhindern, das orthodoxe Bekenntniß anzunehmen, werden zu einer Gefängnißstrafe von drei bis sechs Monaten verurtheilt".

Der obengedachte Artikel 201, wodurch ein katholischer Priester, der einem Orthodoxen wissentlich die Beichte abhört oder irgend ein Sakrament ertheilt, das erstemal auf sechs Monate bis zu einem Jahr seiner Stelle enthoben wird, das zweitemal seine geistliche Würde verliert (!) und unter Polizei-Aufsicht gestellt wird — ist seit Anfangs 1859 derart verschärft worden, daß kein katholischer Priester Jemanden Beicht hören oder sonst pastoriren darf, der nicht durch ein schriftliches mit Unterschrift und Siegel seines Pfarrers versehenes Certifikat nachweisen kann, daß er wirklich Katholik und von katholischer Abkunft ist. Auch diese Maßregel hat selbst der Allgemeinen Zeitung einiges Frösteln verursacht; sie hat übrigens den Zweck, jene Unirten, die seit 1837 durch furchtbare Mißhandlungen millionenweise zum Schisma gezwungen worden sind, in die Unmöglichkeit zu versetzen, heimlich die

katholischen Sakramente zu empfangen. Der Akt war die unmittelbare Folge der gräulichen Vorgänge zu Dziernowicz und wurde durch Ukas vom 12. Nov. 1858 dem katholischen Kirchencollegium anbefohlen *).

P. Gagarin gibt als Grund des Hasses der russischen Regierung gegen den katholischen Glauben ihre Ueberzeugung an, daß Katholicismus überhaupt gleichbedeutend sei mit Latinismus, Latinismus aber mit Polonismus und Polonismus mit russenfeindlicher Revolutionssucht. Es bedarf aber kaum der Beziehung auf Polen, da schon der staats- und nationalkirchliche Charakter des Schisma zur Erklärung hinreicht, weßhalb man jeden katholischen Russen wie einen Renegaten, einen treulosen Unterthan und einen Staatsverbrecher ansieht **). Was nun die ehemals polnischen Provinzen Podolien, Litthauen, Volhynien und Weißrußland anbelangt, so folgerte Czar Nikolaus kurz und bündig: in diesen dereinst von Polen aus eroberten Ländern ist nur der Adel polnisch, das Volk aber russisch, daher darf auch nur der Adel katholisch, das Volk muß schismatisch oder orthodox seyn. Zudem ward seine despotische Russificirungssucht noch durch die Wahrnehmung gereizt, daß mit dem Abfall von der katholischen Kirche in der That immer auch der Abfall von der polnischen Nation verbunden war, wie man es gegenwärtig an dem Polen Maciejowski und früher schon an dem Schwärmer Towianski und Compagnie erlebt hat, die miteinander wetteiferten, die polnische Nationalität dem Russenthum unter die Füße zu legen. So schritt denn Nikolaus zur Aufhebung der Union in den genannten Provinzen, mit allen Mitteln roher Gewalt, welche die Geschichte aufgezeichnet hat, aber doch nur mit scheinbarem Erfolg. Die armen Leute wurden als Schismatiker in die Bevölkerungslisten eingetragen, heimlich aber blieben sie katho-

---

*) S. das Dokument Ami de la Religion 16. Août 1860.

**) Die russische Gesetzgebung rc. S. 10.

lisch, und kaum hatte sich nun unter ihnen das Gerücht von der Milde und Gerechtigkeitsliebe des neuen Czaren verbreitet, so fingen sie da und dort an, offen als Katholiken hervorzutreten. Wie furchtbar sollten sie enttäuscht werden!

Wirklich soll Alexander II. dem Erzbischofe Zylinski von Wilna wenigstens soviel versprochen haben: daß er ferner keine polnischen Kirchen mehr werde confisciren lassen. Aber bald darauf wurde ein Augustinerkloster der orthodoxen Kirche einverleibt, und das Dorf Pawlow mit Gendarmen, Peitschenhieben und dergleichen bewogen, den Katholicismus „freiwillig" abzuschwören und zum Schisma überzutreten. Man hatte aber auch schon angefangen, die letzte griechisch-unirte Diöcese, die von Chelm, mit allen Mitteln der List und des Zwangs von der Gemeinschaft der katholischen Kirche loszureißen, wozu ein ehrgeiziger Domherr die Hand bot. Bereits war das Seminar mit Schismatikern besetzt, orthodoxe Popen eingeschwärzt, den Theologie-Studirenden die Akademie in Warschau verboten, damit sie in Kiew oder Moskau studiren müßten. Selbst die Allgemeine Zeitung nahm von dem Vorgang Notiz; „wir geben", schrieb man ihr, „die Hoffnung nicht auf, daß alle diese Anschläge und Mittel fruchtlos bleiben; das Volk im Allgemeinen und die Geistlichkeit sind voll Anhänglichkeit an den heiligen Stuhl und es lebt in ihnen noch ein gläubiger Sinn" *). Bald trat indeß über die Angelegenheit Todtenstille ein, wie immer nach geschehener Arbeit, und Niemand hörte mehr von dem Schicksal der Katholiken in Chelm.

Noch lautloser gehen derlei Operationen natürlich für das größere russische Publikum vorüber; sonst hätten nicht die ehemals Unirten an mehreren Orten von Litthauen und Weißrußland eben den gegenwärtigen Moment für geeignet halten können, im Vertrauen auf den Czar mit ihrem katholischen

---

*) Allg. Ztg. vom 15. März 1858; Ami de la Religion 9. Dec. 1858.

Glauben an den Tag zu treten. Das Abendland kennt zwei solcher Fälle namentlich; aber man muß sich wundern, daß auch nur soviel transpirirt, wenn man die große Gefahr erwägt, welcher sich Verfasser und Beförderer der Berichte aussetzen, und die unglaublichen Umwege, welche sie machen müssen, so daß sie mitunter erst in neun Monaten an eine Redaktion in Frankreich oder Deutschland gelangen. Bei der Knutung von Porozow wollen wir uns nicht lange aufhalten; der vierzehnjährige Gemeindehirte Sohon rief dort den Henkern zu: „und wenn ihr mir das Fleisch vom Leibe schlagt, die Knochen werden noch zum Himmel schreien, daß ich Katholik bin!“ Der katholische Pfarrer Olenki starb vor Kummer, sein Vikar Koscia ward zu lebenslänglicher Klosterhaft verurtheilt. Genauer kennt man den Hergang von Dziernowicz, und zwar aus ganz unverdächtiger Quelle, indem Fürst Dolgorukow darüber nach Herzen's „Kolokoll“ vom 15. Febr. 1860 mit der Bemerkung berichtet, daß er auch noch eigene Zusätze liefern könnte *).

Die Bauern von Dziernowicz, einem dem A. Korsak leibeigenen Dorfe der Provinz Witebsk in Weißrußland, hatten sich einst zur griechisch-unirten Religion bekannt, im 18. Jahrhundert aber den römischen Ritus angenommen. Im J. 1845 wurde ihre Kirche durch die Regierung in eine griechisch-nichtunirte umgestaltet und die Bauern zu orthodoxen erklärt. Sie hielten sich anfangs noch zu der Kirche des Nachbardorfes Siedlow, bald wurde aber dieselbe auf allerhöchsten Befehl geschlossen und der Pfarrer, ein Predigermönch P. Zezerski, aus dem Orte entfernt. Nach Dz. kam ein orthodoxer Priester, welcher aber, gegen Bezahlung eines Tributs von Seite der Bauern, in seinen Berichten an den Erzbischof von Polozk und Witebsk die Leute des Dorfes als eifrige Erfüller ihrer religiösen Pflichten schilderte, während sie doch seine Kirche mit keinem Fuß betraten, vielmehr die Sakramente heimlich von katholischen Priestern empfingen, welche unter

*) La vérité sur la Russie p. 361 ss.

dem Schleier des Geheimnisses von Zeit zu Zeit diese westlichen Provinzen besuchen. Als nun die Bauern 1857 von der Güte und Menschenfreundlichkeit des neuen Czaren sprechen hörten, da richteten sie an ihn eine Bittschrift um gnädige Erlaubniß, sich öffentlich zum römisch-katholischen Cult bekennen zu dürfen. Als ihnen die Petition durch die Bittschriften-Commission zurückgeschickt wurde, wendeten sie sich von Neuem an den Kaiser und an den Minister des Innern. Letzterer übertrug die Bereinigung der Sache an den Gouverneur von Witebsk, welcher sich sofort mit dem Erzbischof ins Einvernehmen setzte, und den Gendarmerie-Obersten der Provinz mit einem der Regierungsräthe und mehreren Priestern nach Dz. schickte. Die Commission nahm unter Faustschlägen, Stockstreichen und Ruthenhieben ihre Untersuchung auf. Ein gewisser Wikenti, Chirurgengehülfe im Spital des Dorfs, ward geständig die Bittschriften verfaßt zu haben; ihm wurde ein Zahn mit der Faust eingeschlagen und er erhielt so arge Stockstreiche, daß er mehrere Tage bewegungsunfähig war. Seine schwangere Frau trug eine Fehlgeburt aus dem Verhör davon. Ein anderes gleichfalls schwangeres Weib kam nach dem mit ihr vorgenommenen Verhör zu früh nieder und starb des Tags darauf. Wikenti und drei Andere wurden ins Distriktsgefängniß abgeführt und zu Zwangsarbeit auf einer Festung verurtheilt. Inzwischen versammelte der Oberst die Familienhäupter des Orts und sagte ihnen: der Czar will euch durchaus orthodox werden sehen, warum widerstrebt ihr so hartnäckig? Als die Bauern sich zu jedem Opfer erboten, nur nicht zu dem der Religion ihrer Väter, da schrie der Oberst sie an: „dann seid ihr Rebellen, liefert mir auf der Stelle eure Rädelsführer aus, oder ihr werdet alle nach Sibirien wandern und eure Weiber und Kinder nie mehr sehen." Die Bauern antworteten: „wir alle sind die Rädelsführer, wir alle sind katholisch, wir alle sind bereit nach Sibirien zu gehen und selbst zu sterben, aber unsere Religion werden wir nicht ändern." Der Oberst donnerte ihnen entgegen: aber ihr seid ja zur orthodoxen Kirche gegangen und habt da die heilige Communion empfangen! „Freilich", antworteten die Bauern, „man hat uns mit Soldaten umzingelt und zur Kirche getrieben, mit Bajonetten hat man uns hineingestoßen und einige,

die sich an den Thüren anklammerten, haben Bajonettstiche erhalten, deren Narben heute noch zu sehen sind; in der Kirche hat man uns dann geschlagen, beim Kopfe ergriffen, geohrfeigt, den Mund aufgerissen und die Communion mit Gewalt hineingeschoben, unerachtet keiner von uns gebeichtet und alle schon zu Morgen gegessen hatten." Im Juni desselben Jahres 1858 kam sodann der Senator Stscherbinin nach Witebsk, beauftragt sowohl mit der Inspektion der Provinz im Allgemeinen als insbesondere mit der Beilegung des Handels von Dziernowicz. Der Adelsmarschall Lopazinski, welchen er um seinen Beistand ersuchte, hatte den Muth abzuschlagen. So kam der Senator mit sechs Beamten nach dem Dorf, und am 12. Juli ließ er, sammt seinen Begleitern in voller Uniform, die Bauern in Reih und Glied von Soldaten umgeben vorführen, um ihnen anzukündigen, daß der Czar ihnen nicht erlaube römisch-katholisch zu seyn, sondern daß sie orthodox zu werden hätten. „Der Wille des Czaren", fügte er bei, „ist heilig; der Czar ist der Stellvertreter Gottes, was Gott im Himmel ist, das ist der Czar auf Erden; dem Czar nicht gehorchen, heißt Gott trotzen; also, meine Kinder, widersetzt euch nicht dem göttlichen Willen, welcher durch meinen Mund zu euch spricht; der Czar will, daß ihr alle orthodox seid, also will es Gott — gehorchet! „Die Bauern erwiderten: „Excellenz! wir haben dem Czar immer gehorcht und seinen Willen in Allem verehrt, was nicht gegen unser Gewissen geht; wir bitten nur unsere Religion bekennen zu dürfen, wie die Lutheraner und selbst die Juden die ihre bekennen, ohne daß man sie deßhalb verfolgte." Hierauf traten die Beamten an die Bauern heran und sagten ihnen: „Huldiget dem Czar in der Person seines Senators, geht kniet vor ihm nieder und küßt ihm die Hand". Das thaten die Bauern einer nach dem andern, und der Senator gab jedem seinen — Segen. Und am Schluß dieser sacrilegischen Scene wurden alle, die ihm die Hand geküßt und seinen Segen empfangen hatten, als orthodox und als freiwillig in den Schooß der orientalischen Kirche eingetreten erklärt. Der Senator reiste ab, die Gensdarmen aber und die Lokalpolizei blieben zurück, um die Widerspänstigen zu prügeln und sie mit jeder Art von Gewaltthat zu plagen.

Die gewöhnliche Ausrede, daß der Czar von solchen Dingen nichts wisse, und für die Thaten seiner Beamten nicht verantwortlich gemacht werden könne, ist hier nicht mehr statthaft. Denn Alexander II. hat nicht nur den Senator Stscherbinin selbst an den Ort geschickt, sondern es liegt jetzt auch dessen Bericht sammt den eigenhändigen Marginalnoten, wodurch der Czar seine wohlgefällige Zustimmung zu dem Verfahren bezeugte und die drakonischen Vorschläge des Beamten bestätigte, in ganzer Ausdehnung gedruckt vor*). So dick auch der letztere die glänzenden Farben seines Erfolgs aufträgt, so gesteht er doch, daß die ganze Gegend geneigt gewesen, dem Schritt derer von Dziernowicz nachzufolgen, und um so mehr empfiehlt er die schleunige Unterdrückung des nahegelegenen Dominikaner-Klosters Zabialy, die Verbannung des Priors Mokrzecki aus dem Gouvernement, und für den Fall des weitern Abfalls einer Gemeinde die Abführung der Familienhäupter in die Klöster von Großrußland. Alles dieß befiehlt der Czar sofort auszuführen. Der Senator beantragt sodann jene Verhinderung der Beicht für die heimlichen Katholiken, welche der Ukas vom 12. Nov. 1858 ins Werk setzte. Er verlangt ferner eigene Polizeiaufsicht und Specialgerichte für kommende Fälle, weil in den zuständigen Gerichten auch Katholiken säßen und mit dem Consistorium zu Polotzk hierin nichts zu machen sei; „denn die griechisch-unirten Popen, welche zur Orthodoxie übergetreten sind, haben alle Achtung in den Augen des Volkes verloren, sie werden allgemein als Renegaten verachtet.“ Auch damit ist Alexander II. vollkommen einverstanden. Zum Schlusse mahnt der Senator dringend, daß der kümmerlichen Lage des orthodoxen Klerus der Gegend abgeholfen werde; denn gerade darum übe der lateinische Ritus so große Anziehungskraft auf die griechisch Orthodoxen, weil der römisch-katholische Klerus würdiger gestellt sei. „Wie oft

*) S. Ami de la Religion 11. et 16. Août 1860.

haben mir nicht die Bauern von Dziernowicz selbst übe
Unmöglichkeit geklagt die bodenlosen Taschen der ortho
Popen zu füllen, welche beständig von ihnen haben w
bald Geld, bald Verehrungen und Naturalien unter dem
der Erstlingsgaben!" Darauf gibt der Czar freilich k
unmittelbaren Bescheid, sondern verweist die Sache zum
achten in die Heilige Synode.

Unsererseits möchten wir zum Schlusse noch die Be
thung aussprechen, daß die Polen-, beziehungsweise die
tholiken-Frage in der nächsten Zeit allerdings die ohnehin
zahlreichen Verlegenheiten Rußlands vermehren dürfte.
wäre in Verbindung mit der Starowerzen-Bewegung, in
Moment wo die Aufhebung der Leibeigenschaft unüberr
liche Schwierigkeiten bereitet, schon in gewöhnlichen Zeite
bedenkliches Element; um wie viel mehr jetzt, wo die N
nalitäten-Epidemie alle Völker ergreift, und das benach
Oesterreich seinen Völkerschaften und Confessionen, insb
dere auch der nicht-unirten griechischen Kirche, in loyalster
gerecht wird, indem es die bureaukratische Einförmigkeit
Gesammtstaats löst. Für Rußland ist dieß ein gefähr
Beispiel, und wenn der Czar gegen eine ungarische Re
tion seine Hülfe zusagt, so wäre die Gefälligkeit nichts we
als uneigennützig. Ueberhaupt haben die engen Beziehu
der Schritte Oesterreichs zu den inneren Verhältnissen
lands die berühmte Versöhnung und die Warschauer
ferenz vielleicht mehr veranlaßt, als Louis Bonaparte, I
und der Orient!

XL.

Politische Gedanken vom Oberrhein.

Die bestehenden Zustände und ihre Gewähren.

Je mehr die Gedanken sich drängen, um desto schwerer ist es, sie in Form und Rahmen zu bringen; denn sie werden von den gegebenen Zuständen hervorgerufen und sie heften sich an die Ereignisse. Die Ereignisse drängen, stürzen und überstürzen; und ehe man die Bedeutung des einen erfaßt, hat schon ein anderes die Aufmerksamkeit gefesselt. Die allgemeine Bewegung des Weltmeers ist dieselbe, wie sehr auch dessen Oberfläche von Stürmen aufgewühlt werde; die Wogen schlagen kraus durcheinander; sie brechen und branden, aber jede zerrinnt wieder in die allgemeine Fläche der Wasser, und der Kundige hat immer nur diese für die Bestimmung der Tiefen betrachtet. Der allgemeine Zustand der Gesellschaft und der Staaten hält eine gute Zeit vor, aber die besondern Zustände sind vergänglich. Die Ereignisse sind nur die Wogen, welche aus der allgemeinen Bewegung heraufschlagen und meistens wie diese an der Stelle zerrinnen, an der sie entstanden.

Will man eine rechte Ansicht von der Zeitlage gewinnen, so kann man sich nicht an die einzelnen Begebenheiten halten, nur die Verkettung der besondern Zustände zeigt uns den Cha-

rakter und die allgemeine Richtung der Bewegung. Wer das Gesetz des Zusammenhangs fände, der hätte einen Blick in die Plane der Weltregierung geworfen. Das ist denn freilich dem beschränkten Menschen nicht vergönnt, auch wenn er Philosoph genug wäre, um die Selbstvergötterung bis zur Anbetung zu treiben — aber aus dem Schmerz über gefallene Institute, aus der betäubenden Einwirkung der Ereignisse sich heraus reißen und die Verkettung von Grundsätzen und Thatsachen, von Ursachen und Folgen in den Theilen des großen Ganzen erkennen, das kann am Ende ein Jeder — und ich will es versuchen.

I. Das Völkerrecht und völkerrechtliche Einrichtungen.

1.

Es sind beinahe zwei Jahre verflossen, seit ich in diesen Blättern den Nachweis versucht habe, daß große Grundsätze des öffentlichen Rechtes aufgegeben und daß die Grundlagen gebrochen sind, auf welchen bisher die Ordnung der Staaten beruhte*). Bald nachher ist der italienische Krieg entbrannt und hat einen Ausgang genommen, welchen alle Verehrer des Rechtes beklagen. Auch die Feinde haben dem Heer des Kaisers von Oesterreich verdiente Anerkennung gezollt; aber nicht kriegerische Gewandtheit, nicht seltene Tapferkeit und nicht bewunderungswürdige Ausdauer dieses Heeres haben der gerechten Sache den Sieg erfochten. Es war nicht die besondere Geschicklichkeit der französischen Heerführer und nicht die Ueberlegenheit seiner Truppen, welchen der 2. December seine Erfolge verdankt, sondern es waren die mangelhaften Anstal-

*) Das Königthum am Ende der Reaktionsperiode: Histor.-polit. Blätter, Band 43, Seite 38 ff.

ten der Oesterreicher, welche die Sache verloren. Theilnehmer und Augenzeugen berichten uns bewunderungswürdige Züge des Heldenmuthes und der Hingebung der österreichischen Soldaten, aber sie erzählen uns auch unglaubliche Dinge von der Unfähigkeit höherer Führer, von den Mängeln aller Anstalten, von den Selbsttäuschungen und von dem Ueberstürzen bei der Einleitung des Krieges. Oesterreich hat zweihundert Millionen Gulden und 40,000 Soldaten geopfert, und es hat ein Königreich verloren. Der italische Krieg hat gezeigt, was Oesterreich könnte, aber er hat auch gezeigt, wie die schönsten Kräfte erfolglos verwendet wurden, weil ein starres Verwaltungssystem auf alle Verhältnisse drückte und der höheren Einsicht Geltung und Einfluß versagte. Hat das Unglück bewirkt, daß Oesterreich seine inneren Schäden erkenne, daß es die störenden Elemente entferne, daß es die inneren Hindernisse überwinde und sich durch die selbsteigene Kraft seines Wesens verjünge: so ist ihm der Krieg nur ein bitteres Heilmittel gewesen und der Sieg des französischen Selbstherrschers ist für die Welt ein viel größeres Unglück, als für den Kaiser von Oesterreich. Ein Königreich kann man wieder erobern; aber besiegte Ideen kann man nicht wieder hervorrufen und gefallene Rechtsgrundsätze kann man nicht wieder herstellen, auch wenn man die Folgen solchen Umsturzes bewältiget.

Principien, auf welche Staat und Gesellschaft beruhen, entstehen in dem innersten Leben der Menschen, aber sie werden in dem Zusammenstoß der Nationen und in dem Sturm der Ereignisse zur Geltung gebracht. Jehova hat den Menschen seine Gebote unter Blitz und Donner verkündet, die Gesetze der staatlichen Ordnung werden unter dem Krachen der Geschütze festgestellt und mit dem Blut der Völker geschrieben. Mehr als zwei Jahrzehnte lang haben die europäischen Völker in furchtbaren Kriegen ihr Herzblut vergossen, und sie haben mit all diesem Blute und mit allem Jammer und Elend den internationalen Rechtsstand erkauft, welcher nun zertrüm-

mert worden ist. Alle europäischen Großmächte haben in einem großen Bund sich zur Wahrung des Völkerrechtes verpflichtet, aber Oesterreich allein hat seine Verpflichtung erfüllt; Oesterreich allein ist für den öffentlichen Rechtsstand von Europa eingetreten, von allen Andern verlassen. Wohl hatten die Mächte diese heilige Errungenschaft der Nationen gegen die Angriffe und gegen die Ränke des französischen Imperators schon vorher nur wenig gewahrt*), aber in dem verhängnißvollen Jahre 1859 haben sie diese Errungenschaft vollkommen preisgegeben. Die Schlachten von Magenta und Solferino haben eine neue, furchtbare Lehre in Europa zur Geltung gebracht.

Was die Waffengewalt thatsächlich erfochten, das bringt die Diplomatie zur formellen Anerkennung. In diesen Blättern**) habe ich ausgeführt, daß die unglückseligen Präliminarien von Villafranka das internationale Vertrags- und Besitzrecht aufgegeben und an deren Stelle das Princip der sogenannten Nationalitäten gesetzt haben; daß durch jene Vereinbarung der heillose Grundsatz der vollendeten Thatsachen in seiner furchtbarsten Ausdehnung anerkannt und zum völkerrechtlichen Gesetz gemacht worden ist. Noch gab es Millionen, die da hofften, daß die äußersten Folgerungen nicht gezogen und die unvermeidlichen Wirkungen gemildert, daß Napoleon,

---

*) Siehe den Nachweis in Historisch-politischen Blättern Band 44: „Die neuesten Bewegungen im europäischen Staatensystem, ihre Bedeutung und ihre Folgen". Absatz VI.: „Die Politik des 2. Decbr. — Die Verletzung des anerkannten Völkerrechts durch die Kabinete der europäischen Mächte" Seite 595.

**) Siehe „Die neuesten Bewegungen im europäischen Staatensystem, ihre Bedeutung und ihre Folgen". Absatz IX.: „Die principiellen Folgen des Friedens von Villafranka. — Untergang der alten Grundsätze des öffentlichen Rechts. — Neues Staatsrecht". In Histor.-polit. Blättern Band 44, Seite 832 ff.

zufrieden mit seinen Erfolgen, die vertriebenen Fürsten wieder einsetzen und daß er Oesterreich die Hand bieten werde, um in Italien einen haltbaren Zustand zu gründen. Ich selbst habe diese Hoffnung niemals gehegt und wenn ich aufrichtig seyn soll, so muß ich bekennen, daß ich deren Erfüllung gar nicht gewünscht habe. Es ist viel besser, daß die Revolution unverschleiert ihren Gang gehe; denn wer von der Gewalt aus seinem Besitz geworfen worden ist, der hat wenigstens nicht die Ansprüche verloren; wer aber sein Bestehen und seinen Besitz von dieser revolutionären Gewalt annimmt, der hat sie als eine rechtmäßige anerkannt und ist ihr dienstbar geworden. Kann die Revolution einmal Länder und Thronen verleihen, so ist es ganz gleichgiltig, ob sie dieselben an ein altes Fürstenhaus, oder an irgend einen Freibeuter verschenke: denn beide werden ihre Geschöpfe.

Der Friede von Zürich hat die Vereinbarung von Villafranka bestätigt oder er hat, nach dem Sprachgebrauch der Diplomaten, die Punktationen zu festen Bestimmungen eines Vertrags gemacht. Der Vertrag erschien unter den vorwaltenden Umständen noch billig und man hoffte, der französische Selbstherrscher werde der Revolution ein Halt gebieten wollen. Aber Alles war eitel Lug und Trug, denn keine wesentliche Bestimmung dieses Vertrages wurde beachtet. Der Imperator ließ die Revolution in Italien gewähren und deren Bewegungen wurden mittelbar aus den Tuilerien geleitet; die vertriebenen Fürsten wurden nicht wieder eingesetzt; ihre Gebiete wurden dem Königreich Sardinien annexirt, und man glaubte durch die Lächerlichkeit der allgemeinen Abstimmung den gesunden Menschenverstand zu verblenden; ein Theil des Kirchenstaates wurde von Freischaaren und von sardinischen Truppen besetzt; die Wühlereien wurden mit schamloser Offenheit getrieben; die Franzosen aber standen in der Lombardei und ließen Alles geschehen. Mochten die einsichtigen und ehrenhaften französischen Krieger das abscheuliche Treiben auch mit

tiefer Verachtung ansehen, sie durften nichts hindern, denn die Vereinbarung von Plombières mußte ausgeführt werden. Der französische Selbstherrscher hatte von seinem Vasallen in Italien keine Kriegsentschädigung verlangt, aber er nahm Savoyen und Nizza und vereinigte beide mit Frankreich.

Die Schweiz soll ein selbstständiges Glied seyn, bestimmt, um Frankreich die Uebergänge nach Italien zu entziehen und einem Vertheidigungskrieg in Süddeutschland die linken Flanken sicher zu stellen. Besäße Deutschland die helvetischen Alpenländer, so wäre Frankreich nur das Uebergewicht seiner Stellung gegen das südliche Deutschland genommen; soll aber die Schweiz als selbstständiger politischer Körper bestehen, so fordert das Interesse des europäischen Friedens dessen strenge Neutralität — und diese ist wirkungslos, wenn Savoyen ihrem Systeme nicht angehört. Im Jahre 1815 hat man die ewige Neutralität des helvetischen Bundes durch eine feierliche Erklärung festgestellt; die Diplomaten hatten wohl eingesehen, daß die Stellung der Schweiz gar sehr gefährdet sei, wenn die benachbarten Strecken des Savoyer-Landes demselben politischen System nicht angehören. Da haben sie einige solche Strecken (Chablais und Faucigny) für den Fall eines Kriegs der schweizerischen Neutralität zugewiesen, und mit diesem lächerlichen Auskunftsmittel war ihr Gewissen beruhigt. Man wollte dem alten Haus Savoyen sein Stammland wieder zurückgeben; man konnte sich nicht entschließen, dem großen Interesse von Europa diese Pietät zum Opfer zu bringen — jetzt aber hat dieses Haus selbst sein Stammland an die Macht abgegeben, welcher vor Allen man es entziehen mußte. Die Anordnung der europäischen Mächte ist zerstört; Frankreich hat Fuß am Leman gefaßt und es müßte ganz wunderbar stehen, wenn nicht die Annexion von Genf und Wallis ebenfalls schon beschlossen wäre. Dagegen haben nun die Großmächte auch nicht das Mindeste gethan, denn einige hohle und zweideutige No-

ten sind noch keine Verwahrung und in den Verwahrungen steckt immer nicht der Ernst der Thaten.

2.

Es liegt in der Politik des 2. December, daß kein Thron mehr von den Bourbonen besetzt sei; er gab Spanien noch eine Frist, aber er ließ das Königreich der beiden Sicilien unterwühlen. Als die Wühlerei weit genug gediehen, als alle Verhältnisse gestört, alle Bande gelockert und alle Menschen berauscht waren, da schickte man einen kühnen Freibeuter nach Sicilien, um dort die rechtmäßige Regierung zu stürzen. Der König von Sardinien nahm offenen Antheil; in seinen Ländern wurden die Schaaren gesammelt, aus seinen Arsenalen wurden sie ausgerüstet, aus seinem Hafen gingen die Schiffe ab. Der französische Imperator jedoch heuchelte ein Nichtwissen, er verläugnete jeden Antheil, und er sprach sogar Mißbilligung aus, als man schon recht gut wußte, daß er die Freischaaren mit Geld, mit Waffen und andern Kriegsbedürfnissen unterstützte. Die freche Lüge und der offene Bruch des Völkerrechtes waren nur Mittel; der Zweck liegt in dem System des 2. December, denn nach seiner Lehre können die Völker ihre Regenten sich wählen und folglich diejenigen verjagen, die ihnen nicht gefallen; wie die Sachen stehen muß er überall die Principien zur Geltung bringen, durch welche er geworden ist Die Regierung in Sicilien wurde gestürzt und die Großmächte — die Wahrer des öffentlichen Rechtes — sprachen dagegen kein ernstes, drohendes Wort.

Man kann die Regierung des Königreiches in Unteritalien von großen Fehlern nicht freisprechen, aber nicht die Mißregierung hat den Thron untergraben. Ein weiser Fürst hätte allerdings freiwillig gegeben, was der Zeit und den Verhältnissen nicht mehr verweigert werden konnte. Auf freiwillige

Zugeständnisse, auf zeitgemäße Verbesserungen im Staats
gestützt, hätte der König der Umwälzung mit Kraft entg
treten können; denn er hätte der Wühlerei den Vorwan
nommen, er hätte sich erhaltende Elemente geschaffen un
öffentliche Meinung hätte sich nicht gegen ihn gewende
wie er aber gethan, hat er seine eigenen Vertheidigungs
zerstört. Er hat Zugeständnisse gemacht, als er sie verw
mußte, der hereinbrechende Umsturz hat ihn dazu gezw
und in seinem Nachgeben hat er die Schwäche bekannt.
aber das Unglück dennoch gekommen, ein König, der
Würde fühlte, ein Bourbone, durfte nimmermehr be
Napoleoniden um Schutz und Gnade flehen, durfte noch
niger dessen Vasallen um ein Bündniß bitten. Daß dies
würdigen Schritte erfolglos seien, das konnte der gen
Verstand voraussehen und darum ist es unbegreiflich, t
gethan ward. Das Königthum soll niemals betteln un
Bestehen und gerade in den Wirren unserer Zeit muß
König zeigen, daß er sterben könne für seine Idee.

Als die Revolution in Sicilien ausgeführt war,
Garibaldi auf das Festland. Dem kühn unternehm
Freibeuter gegenüber sah man nur Kopflosigkeit, Verwi
und Feigheit. Die obersten Beamten und die höchsten
ziere traten in die Dienste des Freibeuters, das Landhee
auseinander oder wurde theilweise zu dem Befreier ge
die Flotte war seit langer Zeit schon gewonnen; sie hat
mals ihre Schuldigkeit gethan und bald hißten fast alle S
die dreifarbige Flagge am Vordermast auf. Die schmach
Niederträchtigkeit war überall, nicht einmal die gewöh
Soldatenehre wurde gerettet; die Feigheit steckte sich hinte
Verrath, und Glieder der königlichen Familie nahmen
an dem Verrathe. So, von Allen verlassen, mußte der
sein Reich dem Umsturz überlassen — Neapel wurde von
dinischen Truppen besetzt, von Truppen des Fürsten, bei
chem er ein Schutzbündniß nachgesucht hatte.

Ein Volk, dessen bessere Klassen so unermeßlich feig und niederträchtig sind; ein Volk, welches nur den Muth des Banditen besitzt, ist keiner Freiheit fähig, kann nur von eiserner Faust regiert werden und darin liegt eine traurige Rechtfertigung für so Vieles, was man einem jeden andern Fürsten mit Recht vorwerfen müßte. Der König von Neapel mußte sein Volk und seine Truppen kennen, er mußte wissen, daß diese nicht eines zähausdauernden Widerstandes, daß aber deren Führer in der Stunde der Gefahr jeder Schlechtigkeit fähig waren. Die Fürsten werden sehr oft getäuscht; sie erfahren in der Regel zuletzt dasjenige, was zunächst um sie her vorgeht; aber, wie gewandt auch die Schmeichelei und die Lüge seyn mochte, die Gesinnungen und die gemachten Zustände konnten dem König von Neapel nicht verborgen bleiben. Wenn er aber nicht in vollkommener Unkenntniß lebte, so ist es schwer zu begreifen, daß er die Wühler nicht hinderte einen kleinlichten Vorwand zur Auflösung seiner Schweizerregimenter zu benützen. Sind auch nicht alle auseinandergelaufen, hat er auch noch eine gute Zahl von fremden Truppen erhalten, so hat die Meuterei doch die innere Organisation, damit die innere Einheit des Körpers und damit das Ansehen und die moralische Kraft desselben gebrochen. Warum werden die Fürsten niemals von der Geschichte belehrt? Im Jahr 1828 wurde auch der König der Niederlande zur Auflösung seiner Schweizerregimenter genöthigt und zwei Jahre später brach die Revolution in Belgien aus. Mit jenen Regimentern hätte ein tüchtiger Mann Brüssel gehalten oder wieder genommen, und es gäbe vielleicht kein belgisches Königreich. Hätte der König von Neapel das schweizerische Truppencorps in seinem Stand und in seiner Organisation bewahrt, hätte er den besten der ausländischen Offiziere mit der unmittelbaren Führung desselben betraut, hätte er die zuverlässigsten seiner eingebornen Truppen an dieses Corps herangezogen und in Masse beisammengehalten — so hätte er der Revolution und ihren Schaaren

vielleicht nicht ein entscheidendes Schach geboten und er hätte nicht jeden Verrath unmöglich gemacht; aber er hätte doch wohl die Hauptstadt behauptet, er hätte einen guten Theil der neapolitanischen Soldaten in Gehorsam und Treue und die Generale und die Minister in seiner Gewalt erhalten. Die Verrätherei ging von oben herab; die Soldaten waren besser als die Offiziere. Wäre aber auch dieser Erfolg nicht erzielt worden, so hätten die Braven und die Getreuen sich zu dem königlichen Truppencorps begeben, und es wäre dieses der feste Kern eines vielleicht kleinen, aber zuverlässigen Heeres geworden.

Man mag jetzt mancherlei Combinationen machen. Der König von Sardinien hat das Bündniß abgelehnt; er hatte sich gegen den König von Neapel in Kriegsstand gesetzt; diesen banden keine Rücksichten mehr, und die Sache des Kirchenstaates war seine Sache. Ankona konnte nicht gehalten werden; Lamoricière hat vergebens gearbeitet, um den Platz zu dem Drehepunkt seiner Vertheidigungsoperationen zu machen. Seine Truppenmasse war zu schwach, im alleinigen Kampfe gegen die Piemontesen mußte er unterliegen. Dicht an den Grenzen des Kirchenstaates sind vortreffliche Stellungen. Hätte der König von Neapel nicht sich mit dem päpstlichen Heerführer vereinbaren, diesen näher an sich heranziehen und eine solche Stellung zum Drehepunkt eines gemeinschaftlichen Vertheidigungskrieges machen können? Die Zeit wird lehren, ob ein solcher Gedanke überhaupt ausführbar war, aber gewiß ist es, daß im schlimmsten Fall der König von Neapel mit ganz anderer Macht sich nach Gaeta hätte zurückziehen können, wenn er ein gutes Truppencorps gesammelt und durch die Schweizerregimenter gehalten hätte.

Man mag stark übertreiben, wenn man von dem Gibraltar von Italien spricht; aber immerhin ist Gaeta ein starker Platz, der seine Geschichte hat. Dieser Platz wurde in früheren Zeiten sehr gut vertheidigt, und im Jahre 1799 sind die

Werke ansehnlich vermehrt und verstärkt worden. Im Jahre 1806 hat der Prinz von Hessen-Philippsthal denselben mehr als vier Monate lang gegen Massena gehalten, und er hätte ihn noch länger gehalten, wenn er nicht, tödtlich verwundet, nach Sicilien gebracht worden wäre. Im Jahre 1815 hat der neapolitanische Oberst Belfani denselben Platz drei Monate lang gegen die Oesterreicher vertheidiget und selbst im Jahre 1821 war er der einzige Punkt, welcher längere Zeit gehalten worden ist. Bin ich recht berichtet, so hat Ferdinand II. neue Werke zur Vertheidigung des schönen Hafens angelegt. Der jetzige König wird wohl nicht versäumt haben, die Festung gehörig auszurüsten und Mängel an Mundvorräthen lassen sich wohl jetzt noch ergänzen, da er noch im Besitz eines kleinen aber fruchtbaren Landstriches ist. Der König steht parallel mit der Küste, front gegen Westen, den rechten Flügel am Cap Volturno, den linken durch Gaeta geschützt. Er hat den Busen von Lavoro im Besitz, auf einer Strecke von vier geographischen Meilen können leichte Fahrzeuge durch die stärkste Flotte hindurchkommen und die Seemächte werden eine Blokade doch wohl nicht anerkennen. Die Lage des Königs ist noch immer nicht verzweifelt; er muß aus seiner Stellung vertrieben werden, ehe man Gaeta angreifen kann; ob er stark genug ist, die Stellung gehörig zu besetzen, oder ob seine Truppen nur eben zur Vertheidigung der Festung ausreichen, das ist unbekannt; aber gewiß ist es, daß er in beiden Königreichen noch zwei feste Punkte, in Sicilien Messina und auf dem Festlande Gaeta besitzt. Kann er diese Punkte halten, so gewinnt er eine Zeit, in welcher Vieles sich ändern kann. Die Großmächte von Europa könnten doch vielleicht zur Besinnung kommen und dem Unwesen in Italien ein Halt entgegenrufen. Es kann sich eine Reaktion in Neapel erheben; und wenn Alles schlimm geht, so kann der König ehrenhaft sterben. Wenn etwas das Königthum retten kann, so ist es der Heldentod eines Königs.

Eiserne Fäuste werden, wie alle Italiener, so auch die Neapolitaner fassen und Niederträchtigkeit, Verrath und Mord wird sich gegen die „Befreier" wenden. Das Haus der Bourbonen wird vielleicht unter dem Jubel der Bevölkerung wieder eingesetzt werden; aber das Königthum ruht dann auf einer Grundlage, die nicht besser ist, als sie je zuvor gewesen und ein letzter blutiger Kampf wäre nützlicher für die künftige Ordnung der Staaten. In Unteritalien mehr als am Tessin und Mincio hat es die Sache der Throne gegolten und die Monarchen von Europa haben keine Hand gerührt, als man sie umstürzte. Das anerkannte Recht ist unter die Füße getreten und das neapolitanische Gesindel mag nun die Urkunden feierlicher Verträge aus den Archiven holen, um darein seine Orangen und seine Maccaroni zu wickeln. Das alte Staatsrecht ist abgeschafft und es gilt kein Völkerrecht mehr!

3.

Daß in dem Kirchenstaat nicht alle Zustände so zerfallen und schlecht waren, wie protestantischer Haß und protestantische Unwissenheit es in die Welt geschrien, und wie die Anhänger der Umsturzpartei es nachgeschrien, das weiß jeder, der *einmal* in Rom war und ein kundiger Mann hat es durch unwidersprechliche Thatsachen in diesen Blättern erwiesen *). Darauf aber kam es nicht an, denn all das Geschrei war nur der Aufruf zur Empörung. Man will nun einmal das Papstthum zerstören, aber wie man es zerstöre und was man etwa an dessen Stelle setzen will, darüber sind die Parteien nicht einig. Der protestantische Fanatismus geht mit dem Bestreben der Männer des Umsturzes; beide wollen die katholische Kirche bis auf den Grund abbrechen; die Einen, aus dem blinden Haß

*) Histor.-polit. Blätter Bd. 43 und 44.

gegen alles Bestehende, welches immer der Empörung eigen ist und hätte sie auch schon vor drei Jahrhunderten gewirkt; die Andern, weil sie der Kirche Macht und Willen für die Erhaltung eines historischen Rechtsstandes zutrauen. Die Führer wissen und die Geführten fühlen es instinktmäßig, daß die Einheit und die Selbstständigkeit der großen sittlichen Weltanstalt in Frage gestellt ist, wenn deren Oberhaupt nicht in voller Unabhängigkeit auf seinem selbsteigenen Gebiet steht; sie wissen oder fühlen, daß die katholische Kirche keiner Nation und keinem besondern Lande angehört, daß sie daher auch nicht mit irgend einem Staate verbunden, daß deren Oberhaupt nicht irgend eines Souverains Unterthan seyn könne und daß er nur dann außer dem Verhältniß des Unterthanen steht, wenn er selbst Souverain ist. Die Besseren von den Schlechten wollen nationale Kirchen machen; die Männer des unbedingten Fortschritts aber wollen einfach die Kirche zertrümmern mit allem was dazu gehört.

Der französische Selbstherrscher will anders. Er kennt die innere sittliche Macht der Weltanstalt und diese Macht will er seiner Herrschaft erwerben, gerade weil sie bei allen Völkern besteht und wirkt: der Beherrscher von Frankreich soll die Geschicke der katholischen Kirche in seinen Händen halten. Er will für die Anhänger des katholischen Bekenntnisses seyn, was der Czar für jene des griechischen ist und noch weit mehr — nicht nur der mächtigste, sondern auch der höchste Herr der Christenheit will er werden, aber nicht wie der deutsche Kaiser es im Mittelalter war. In jener Zeit stunden Kirche und Reich, Papst und Kaiser nebeneinander als die beiden großen Gewalten der Welt; jede unabhängig von der andern und beide dennoch verbunden. In unseren Tagen soll der Papst ein hoher Beamter des französischen Reiches werden, ein geistlicher Reichsfürst mit seinem Hof; und soll er dieß werden, so darf er nicht mehr selbst Souverain seyn, so darf die Kirche nicht mehr ein Land als ihr Patrimonium besitzen. Nur wenn dieses

verloren ist, kann der Imperator das Oberhaupt der Kirche seiner Herrschaft unterwerfen. Bliebe der Papst auch noch in Rom, wär' ihm noch der Besitz der ewigen Stadt gelassen, so wäre er so eingekeilt zwischen feindlichen Gewalten, daß er ohne Schutz von Außen nicht bestehen könnte, und wer sollte ihm Schutz gewähren können, als der Kaiser der Franzosen? Rom ist nahe bei Paris; der Weg führt nicht immer über die Alpen; französische Schiffe gehen vor Civita-vecchia vor Anker und was sie bringen, das fördern die Eisenbahnzüge nach Rom. Jegliches Schutzverhältniß ist ein Verhältniß der Unterwerfung, und die Unterwerfung würde durchgeführt werden, auch wenn man den Schein der Unabhängigkeit bewahrte; man würde jeden selbstständigen Charakter unwirksam machen oder von dem Papste entfernen, auch wenn man ihn nicht zwänge, seinen Wohnsitz in Frankreich zu nehmen; die Cardinäle würden nur allein durch französischen Einfluß ernannt und die Wahl des Papstes wäre eine leere Form, die bald abgenutzt wäre, ob man sie bestehen ließe, oder ob man sie aufhübe.

Die Wühler und ihre Werkzeuge, die kurzsichtigen Protestanten und ihre Nachbeter irren gewaltig, wenn sie meinen, daß die Auflösung des Kirchenstaates und die Erniedrigung des Papstes die katholische Religion zerrisse; sie täuschen sich wunderbar, wenn sie glauben, daß die große Weltanstalt sich in Nationalkirchen oder gar in kleine Landeskirchen zerspalten würde — gerade der französische Selbstherrscher würde mit allen Mitteln die Spaltung einer Anstalt verhindern, deren Macht in ihrer Einheit liegt. Als französische Reichsanstalt würde die katholische Kirche eine nie geahnte Macht ausüben, denn hinter ihr stünde eine halbe Million Soldaten. Kein Bischof in irgend einem Lande würde ohne die Genehmigung des Imperators eingesetzt; der katholische Klerus der ganzen bewohnten Erde würde von ihm abhängig und unter seiner Einwirkung würden ganz andere Concordate abgeschlossen werden, wenn er es überhaupt für nützlich hielte die Ausübung

seiner Macht an Bedingungen zu knüpfen. Ein Breve des Papstes wäre der Befehl einer ungeheuren, keineswegs bloß sittlichen, Gewalt. Gestattete der französische Selbstherrscher den einzelnen Fürsten eine gewisse Gewalt in kirchlichen Dingen, so wäre diese von ihm gewissermaßen nur delegirt, würde unter seiner Oberherrlichkeit und nur in seinem Sinn ausgeübt und für seine Zwecke gebraucht werden. Was die Männer des Fortschrittes und die sogenannten Staatsmänner in den kleinen Residenzen bisher geredet haben von der Einwirkung eines fremden Souverains in die inneren Angelegenheiten ihrer Staaten, das wäre nur zur furchtbaren Wahrheit geworden und am meisten die Protestanten würden diese Einwirkung bitter empfinden, sobald dem Selbstherrscher ihr Wesen nicht mehr gefiele. Alle andern Schreier würde der Imperator schnell zum Stillschweigen bringen und er hätte damit nur geringe Mühe, denn sie wären die ersten, welche knieend die Befehle der ungeheuren Gewalt empfingen und um deren Gunst flehten. Einen Widerstand für die innere Selbstständigkeit der Staaten würden nur diejenigen Männer machen, die man als sogenannte Ultramontane jetzt dem Haß des gelehrten und des ungelehrten, des vornehmen und des geringen Pöbels preisgibt.

Wenn der Kirchenstaat zertrümmert ist, so werden die Katholiken Beiträge leisten müssen, um die Kosten der Kirchen-Regierung zu decken; und sie werden nicht freiwillige Spenden der Gläubigen seyn. Diese Beiträge, sagt man, müssen genau bestimmt, nicht von einzelnen Personen, sondern von den Staaten nach Verhältniß ihrer katholischen Bevölkerung geleistet werden und europäische Verträge müssen diese Leistungen, sowie die Stellung der Kirche zu der weltlichen Macht im Allgemeinen oder für jeden Staat besonders bestimmen.

Es ist gar eigenthümlich, in dieser Zeit und in dieser Sache von Verträgen zu reden, deren bindende Kraft man nicht mehr achtet. Das Königreich beider Sicilien, sowie der Kirchenstaat, die Herzogthümer in Italien waren durch die

feierlichsten europäischen Verträge gewährt und jetzt, da man die Fürsten vertrieben hat, da man den Kirchenstaat auflösen will, sollen Verträge mit der Revolution und mit der Gewaltherrschaft eine freie Stellung der katholischen Kirche, als einer Weltanstalt sichern. „Durch Bezahlung der Beiträge der Katholiken zur Deckung des Aufwandes für die Kirchenregierung ist den andern Staaten ein Mittel gegeben, um ihren Einfluß auf die Regierung der Kirche geltend zu machen, und dadurch die vereinbarte Stellung zu nehmen. Sie können die Bezahlung dieser Beiträge verweigern, oder an gewisse Bedingungen knüpfen.“ Es ist wahrlich ein rechter Spießbürgersinn nöthig, um solchen Einwurf nicht lächerlich zu finden; denn hätte der französische Selbstherrscher auch nicht die Macht, um kleinere Staaten zur Leistung dessen, was ihm taugt, zu zwingen, so würde er bei so großem Interesse eine gute Anzahl von Millionen nicht hoch anschlagen, gegen große Mächte aber bliebe ihm immer das Mittel, gerade durch solche Conflikte und durch Kirchenstreitigkeiten jeglicher Art innere Zerwürfnisse zu erregen und sie dadurch zu schwächen und zu lähmen.

Die Idee eines Verhältnisses, in welchem der Herrscher von Frankreich über die sittlichen und die materiellen Interessen der Völker gebietet, ist nicht in mir entstanden; der erste Napoleon hat sie klar genug in seinen hinterlassenen Schriften ausgesprochen; und wenn ich diese Idee einer Vereinigung des Papstthums mit der Herrschergewalt in Frankreich bis zu ihren äußersten Consequenzen verfolgt habe, so ist das ein Verfahren, welches die strengste Logik zur Beleuchtung solcher Ideen gestattet. Ohne jegliche Uebertreibung ergibt sich die Gewißheit, daß aus der Zerstörung des Kirchenstaates eine furchtbare Zwangherrschaft über Europa hervorgehen müßte. Die römisch-katholische Kirche hat fast ein Jahrtausend lang die geistige Freiheit gegen die materielle Gewalt vertheidiget und geschützt, sie hat den Sklaven Menschenrechte errungen, sie hat den obersten Grundsatz des Christenthums in die öffentlichen Verhält-

nisse gebracht und damit das eigentliche Völkerrecht gegründet. Diese große Anstalt mit der Herrschergewalt irgend eines andern mächtigen Staates verbunden, würde dieser mit dem unermeßlichen Gewicht ihres sittlichen Wesens dienen, und sie würde über diese ungeheure Gewalt verfügen, um ihre eigenen Interessen zu fördern und um den Vollzug ihres Willens zu erzwingen; aber diese Interessen würden, nur noch der Form nach dieselben, nach Inhalt und Umfang ganz andere seyn, als die Kirche bisher verfocht; jede kirchliche Streitigkeit wäre ein politischer Bruch, und jedes politische Zerwürfniß könnte zur religiösen Bewegung, zur Sache der Kirche gemacht werden. Der Papst wäre unendlich viel mächtiger, als je die Päpste des Mittelalters es waren, aber der eigentliche Papst wäre der französische Kaiser.

Allerdings schützt der Imperator jetzt die Person des Papstes, ja er thut noch mehr, und er wird noch mehr thun; er wird sein Ansehen und seine Macht verwenden, um den Organismus des Kirchenregiments zu erhalten. Denn warum zerstören, was ein Element seines Uebergewichtes in Europa werden soll? Die Kirche soll bestehen, aber der Kirchenstaat soll aufgelöst werden, denn die Kirche soll nicht unabhängig seyn durch eigenen Besitz. Französische Truppen halten seit Jahren Rom besetzt, aber französische Sendlinge haben dessen Verhältnisse unterwühlt. Ist der Befehlshaber der Truppen ein rechtschaffener Mann und ein loyaler Soldat, so war der Gesandte ein doppelzüngiger Diplomat, und mit seinen Instruktionen hätten die Befehle des Generals in krassem Widerspruch gestanden, wenn nicht die soldatische Loyalität der diplomatischen Schlauheit untergeordnet und dienstbar gewesen wäre. Von dem Beginn des italienischen Krieges bis zur Vereinbarung von Villafranka, von dieser bis zu dem Frieden von Zürich und von dem Abschluß dieses Vertrags bis zum Einrücken der Piemontesen in die Romagna, können wir in der Reihe von Widersprüchen und Lügen jetzt eine zusammenhängende Kette von Thatsachen sehen, die uns die Plane des

französischen Imperators enthüllen. Sie zeigen uns, wie er den Verrath durch Andere ausführen läßt und wie er die Revolution zur Gründung einer Weltherrschaft benützt.

Der Kirchenstaat ist nicht etwa ein Königreich, welches erst die Verträge von 1815 geschaffen haben, wie dieß mit dem Königreich der vereinigten Niederlande, dem von Sardinien, und gewissermaßen auch mit dem der beiden Sicilien der Fall ist. Der Kirchenstaat ist älter als alle Staaten, die Europa jetzt anerkennt; alle Bewegungen, die sein Bestehen gefährdet haben, waren vorübergehende Ereignisse, und wie oft der Papst auch aus seinem Gebiete vertrieben war, die Macht der Verhältnisse, die politische Nothwendigkeit und die innere Kraft der Kirche hat ihn immer wieder zurückgeführt. Mehr als tausend Jahre besteht dieser Staat, und er ist das heiligste Besitzthum in der politischen Ordnung von Europa. Ohne große materielle Macht, nicht einmal stark genug zu seiner unmittelbaren Vertheidigung, hat er alle Völkerstürme überstanden und alle Dynastien überlebt, und gerade deßhalb ist er der eigentliche Ausdruck des erhaltenden Princips, welches in rein sittlicher Thätigkeit ohne Heer und ohne Waffenthaten sich zur Geltung gebracht hat. Was soll noch fürder bestehen, wenn man der Revolution gestattet, auch diesen Staat zu zerstören! Welcher Thron ist sicher, wenn man duldet, daß der Napoleonide sich den Nachfolger Karls des Großen nennen läßt, während er die Revolution als Mittel gebraucht, um die Dynastien zu stürzen, die er nicht zu seinen Vasallen machen kann?

Der größte Theil des Kirchenstaates ist jetzt verloren, mit der größten Hingebung konnte der päpstliche Heerführer Ankona nicht behaupten. Das liegt vielleicht im Plane der Vorsehung; die Kirche hat ihren Besitz nicht mit Blut erobert, sie soll ihn mit Blut nicht erhalten. Ob die Franzosen Rom behaupten wollen, das scheint jetzt noch keineswegs gewiß; aber unthätig sehen die großen Mächte dem Unwesen zu. Hätten sie im Geist ihrer früheren feierlichen Kundgebungen,

hätten sie im Geist der Deklaration von Aachen gehandelt, so wäre ein ernstes Wort hinreichend gewesen, um dem Gräuel ein Ende zu machen. Wo sind die Wahrer des Rechtes, wo sind diejenigen, die vor ganz Europa sich zur Aufrechthaltung des internationalen Rechtsstandes verpflichtet haben?

4.

Zur Erhaltung des europäischen Rechtsstandes hat Oesterreich unzählige Kriege geführt. Seine Zusammensetzung, seine Lage, die nationellen Verschiedenheiten seiner Bevölkerung verbieten ihm eine aggressive Politik. Mit Deutschland hat es die welthistorische Aufgabe, den Bestand der Staatenordnung gegen die Ueberhebung einzelner Mächte, das sogenannte Gleichgewicht zu wahren. Seit zwei Jahrhunderten ist es dieser Sendung niemals untreu geworden; und wie gegen Ludwig XIV., wie gegen die Republik und gegen das Kaiserthum, so hat es auch jetzt gegen den französischen Herrscher gestanden. Allein oder in Verbindung mit Andern wird Oesterreich, so lange es besteht, seine Sendung erfüllen; die Formen seiner Regierung, seine Verwaltung und unzählige Verhältnisse mögen sich ändern, Oesterreich wird eine erhaltende Macht bleiben so lange es besteht; als solche wird sie der Ausbreitung französischer Herrschaft ohne Unterlaß entgegentreten. Das bloße Bestehen von Oesterreich ist ein Hinderniß für den 2. December und darum soll Oesterreich politisch vernichtet — die erhaltende Macht soll gebrochen werden.

Noch steht Oesterreich auf der penninischen Halbinsel; seine Stellung ist am Tessin und am Po von dem König von Sardinien und von Garibaldi bedroht. Oesterreich ist gegen beide stark genug; alle revolutionären Kräfte des vereinten Italiens sind ihm nicht furchtbar — aller Wahrscheinlichkeit nach wird es noch nicht angegriffen werden, hat es noch Zeit sich politisch und militärisch zu rüsten — aber es ist dennoch in einer schwierigen Lage. Ein gutes kampfesmuthiges Heer ist nicht das einzige Mittel, um einen Staat

mächtig zu machen; die Macht ruht heutzutage auf vielen
dern Bedingungen, ohne welche die Waffengewalt nich
wirken vermag. Solches Heer besitzt Oesterreich, aber
Bedingungen kann es nur theilweise genügen Die Zustän
Innern des Reiches bedürfen einer gründlichen Umgestaltu
Franzosen, Engländer und Deutsche haben Alles gethan, u
Völker aufzuregen und um die fieberhafte Bewegung her
bringen, welche die Durchführung besonnener Reformen verhi
Oesterreich — Niemand verkennt es — muß mit seinem
System brechen, muß Staatsformen annehmen, wie die
sie fordert, gleichviel ob sie gut seien oder schlecht. Ob O
reich überhaupt ein geschlossener Einheitsstaat seyn könne,
ob es den verschiedenen Nationalitäten ein individuelles
stehen in dem großen Reichsverband gewähren müsse,
mag dahingestellt bleiben — gewiß ist es aber, daß die i
Unzufriedenheit und das klare oder dunkle Verlangen
Veränderung der innern Zustände seine gute Berechtigung

Verständige Auffassung konnte diese Berechtigung
verkennen, aber Parteisucht und Feindschaft hat sie zum
tel gegen Oesterreich mißbraucht, und aus dem, was g
ist, hat sie ein Hinderniß des Rechten gemacht. Das
begründete Verlangen nach Reformen hat man zum Mißt
und zu einem thörichten Fanatismus für unverstandene S
wörter verkehrt. Man macht Forderungen in der Absicht
sie nicht erfüllt werden, und wenn gewissen Wünschen
nung getragen ist, so schreit man aus, daß die Zugestän
das nicht gewähren, was die Nation gewollt habe. In
deutschen Provinzen von Oesterreich sind die Völker in
Zustande, welchen wir am Rhein kannten nach der Ve
bung der ältern Linie der Bourbonen aus Frankreich.
vernichtet die Pietät, man löst die heiligsten Bande;
verbreitet den Unglauben und man verwirrt die Be

*) Es ist hier am Ort, darauf aufmerksam zu machen, daß der
stehende Aufsatz zu Ende September geschrieben wurde.

Man will die Traditionen ausrotten, um die leeren Köpfe mit lächerlichen Ideen und die leeren Herzen mit thörichten Wünschen zu füllen. Die sogenannte liberale Partei wühlt und arbeitet jetzt in Oesterreich gerade so und nicht anders als sie es vor fünfundzwanzig Jahren in den andern Ländern von Deutschland gethan hat. Was diese Partei Freiheit nennt, das ist ein bureaukratisches Polizeiregiment, darum will sie das Polizeiregiment in Oesterreich nicht brechen; sie will sich nur dessen bemächtigen für ihre eigene Zwecke; sie will nicht die Vorrechte der Krone beschränken, um den Völkern Gewähren für ihre Freiheit zu geben, sie will sich nur selbst dieser Vorrechte bemächtigen. Diese Partei will den allgemeinen Umsturz nicht, aber ihr Treiben führt ihn nothwendig herbei, denn sie kann nicht die Bewegungen beherrschen, welche sie mit allen Mitteln hervorruft. Was Oesterreich bisher gethan hat, beweist die richtige Beurtheilung der Lage und zeigt guten Willen; aber es muß durchgreifend und schnell handeln. Oesterreich muß Gewähren geben, die seine eigenen Völker fordern können und nicht weniger die Fremden, die seine Gläubiger sind; dazu aber hat es nicht lange Zeit mehr vor sich.

Heutzutage gehen alle Entwicklungen rascher, heutzutage stürzen unvorgesehen die Ereignisse herein. Als die sogenannte Fortschrittspartei ihre ersten Bewegungen in Deutschland zu Stande brachte, da lag Europa in tiefem Frieden und jetzt droht überall der Krieg; Oesterreich muß seine Heere kriegsbereit halten, während man eine Umstaltung seines ganzen Staatswesens verlangt und es muß seine Grenzen vertheidigen, während man einen Nationalitätsschwindel seiner Völker aufregt. Man spiegelt diesen Völkern das Trugbild unabhängiger Staaten vor, um sie von dem allgemeinen Reichsverbande zu trennen. Die eine Revolution soll der andern die Hand reichen, um einen Theil nach dem andern von der Monarchie abzureißen. Wenn nicht jetzt, so doch später will man die Oesterreicher aus Venetien vertreiben, und man will Illyrien und Dalmatien angreifen, um den Weg nach Ungarn zu öff-

nen. Dort hofft man leichte Arbeit zu haben und man
den Slaven, daß ihre „Befreiung" eine nothwendige
sei, wenn das nationale Princip in Ungarn gesiegt
Nicht nur die heißblütigen Italiener, sondern auch pra
Engländer hoffen und wünschen eine solche Wendung
Dinge, aber die Leitung der ganzen Wühlerei ist in Pa

Jede Nationalität hat gewiß ihre Individualität un
besonderen Ansprüche, und die Ungarn haben sie ebens
wie alle andern — aber was dort die Wortführer als
nale Interessen geltend machen wollen, das ist die Herst
alter Zustände zum Vortheil Weniger, oder ist das wes
Gespenst einer Republik und in jedem Falle die Losr
von Oesterreich ohne die Einsicht, daß Ungarn niemals
ständig für sich bestehen kann. Die Adelichen allein betr
sich dort als die Nation, alle Andern sind nur unterw
Stämme. Die Bauern sollen die Leibeigenen großer G
besitzer, diese wollen unabhängige Herren seyn auf
weiten Besitzungen, die zum großen Theil brach liegen,
ein kräftiger Mittelstand soll sich nicht bilden. Diese H
sind diejenigen, welche die Bewegung schüren; alle a
sind nur ihre Werkzeuge. Diese Herren ziehen alle G
stände ihres unvernünftigen Luxus aus Frankreich; wenn
in Ungarn Geld sieht, so ist viel französisches darunter,
es wird Niemanden wundern, der da weiß, daß Nap
bis jetzt dreißig Millionen Franken ausgegeben hat
Italien und Ungarn zu „studiren".

Die augenblickliche Schwäche von Oesterreich lieg
Allem in der Lage seiner Finanzen. Die Summe aller
Schulden ist etwa die Hälfte derjenigen, welche auf Fran
lastet; das Reich hat noch unerschlossene Hilfsquellen;
Verwaltung hat bisher ihre Verbindlichkeiten gegen die S
gläubiger redlich erfüllt — und dennoch hat Oesterreich k
Kredit. Keine Papiere stehen so niedrig als diejenigen
Oesterreich, selbst die russischen haben bessere Curse, wä
man doch den trostlosen Zustand des russischen Finanzw

kennt, die unermeßlichen Bedürfnisse der regierenden Familie und die maßlose Verschwendung der Großen. Nicht die inneren Zustände, nicht die Unordnungen im Staatshaushalt und nicht das verrottete Finanzsystem tragen allein die Schuld an diesen Zuständen; die Ursachen liegen außerhalb der Grenzen, denn man führt einen Finanzkrieg gegen den Kaiser, und dazu gebraucht man die christlichen und israelitischen Juden, welche reich geworden durch österreichisches Geld. Ein Staatsbankerott, wenn auch nur ein theilweiser, wäre das Ende des österreichischen Kaiserstaats, aber dieses Ende werden unsere Tage nicht sehen. Hat Oesterreich die Kraft, eine vernünftige Ordnung der Dinge zu schaffen, will es in dieser allgemeinen Ordnung die Besonderheiten achten, und die gerechten Wünsche der Völker erfüllen, so wird es sicherlich die Ungunst der Verhältnisse besiegen.

Die Oesterreicher stehen mit beträchtlicher Truppenmacht in Venetien; ungerechnet die Besatzungen der festen Plätze beträgt deren Stärke etwa sechszigtausend Mann. Verona ist im guten Stand, in Mantua hat man die Werke vermehrt und verstärkt; beide Plätze sind jetzt mit Allem gut versehen und Peschiera kann einige Wochen lang Widerstand leisten. Der Angriff 'auf Venedig von der See kann nicht gelingen, so lange die Verbindung mit dem festen Lande behauptet wird; in Dalmatien steht ein Armeekorps vollzählig und vollkommen ausgerüstet, und die ungarische Armee ist wenigstens theilweise auf den Kriegsstand gebracht. Das Alles drückt sehr auf die Finanzen, aber die erfolgreiche Vertheidigung scheint hinreichend gesichert.

Wenn Oesterreich einen Angriff voraussieht, warum kommt es demselben nicht zuvor? warum duldet es, daß die Truppen des sardinischen Königs und daß die Schaaren des Freibeuters den Kirchenstaat besetzen? warum bemächtigt es sich der Stellung nicht, um die es sich später vielleicht schlagen muß? Strategisch betrachtet ist es ein Fehler, aber der strategische Fehler wäre eine politische Nothwendigkeit, auch wenn der Züricher

Frieden die Einmischung im Kirchenstaat nicht verböte. Daß ein taktischer Angriff von der Vertheidigung strategisch wenn nicht gefordert, doch gerechtfertigt wäre, das würde man nicht beachten; man würde solchen als eine Einmischung betrachten, welche jene von Frankreich unmittelbar zur Folge hätte und man würde Oesterreich vorwerfen, daß es den allgemeinen Krieg hervorgerufen habe. Kommt dieser Krieg dennoch, so soll auch der Schein der Schuld auf Andere fallen. Oesterreich muß sich angreifen lassen. Daß Europas erhaltende Macht dahin gebracht ist, mit den Waffen in der Hand dem schmählichen Treiben in seiner nächsten Nähe thatenlos zusehen zu müssen, das ist eben das Kunststück des 2. Dezember; und daß ein solches Kunststück gelang, das hat die schlechte Politik der europäischen Mächte verschuldet. Diese schlechte Politik hat die erhaltende Kraft gelähmt und ihren Grundsatz gebrochen.

5.

Verträge vom Jahre 1815 haben die neue Ordnung der Dinge in Europa hergestellt, aber die hohe Pforte hat nicht mitgetagt auf dem Congreß zu Wien, und die Akte des Congresses enthält keine Bestimmung, welche das Reich der Türken berührte. Durch Uebereinkommen und Gebrauch ist es aber längst schon dahin gekommen, daß man dieses Reich betrachtet und behandelt, als ob es zum europäischen Staatensystem von rechtswegen gehörte. Je mehr sich dieses entwickelte, um desto mehr war die Pforte ein fremder, ein unnatürlicher Bestandtheil; fremd durch all seine Einrichtungen, fremd durch Religion und Sitte, hat es asiatische Barbarei in den schönen Ländern erhalten, welche einst belebt und befruchtet von europäischer Cultur. Der Padischah betrachtet sich als den Nachfolger des Propheten und als das Oberhaupt des Islam; der Koran enthält das öffentliche und das Privatrecht der Türken, alle ihre Gesetze sind Religionsvorschriften und darum gibt es keinen Staat, welcher so ganz und gar auf einem Religions-System beruht, wie der türkische. Diese Religion aber gestat-

tet keinen Frieden mit den Ungläubigen; in allen Beziehungen mit diesen soll der Moslem der Herr seyn und jedes Uebereinkommen, abgeschlossen auf das Princip der Gegenseitigkeit, ist ein Bruch der Religions- und folglich der Staats-Gesetze. Der türkische Staat anerkennt kein Völkerrecht in unserm Sinn; und diesen Staat hat man mit lächerlicher Ostentation unter den Schutz des europäischen Völkerrechts gestellt.

In der europäischen Türkei ist bekanntlich die christliche Bevölkerung die überwiegende Mehrzahl und diese, fast aller bürgerlichen Rechte baar, wurde von den Türken wie eine Heerde von Hunden behandelt. Den bewaffneten Moslem gegenüber durften die Christen keine Waffen tragen; sie konnten nie gerichtliche Zeugenschaft leisten gegen einen Türken; sie mußten die Erlaubniß des Lebens durch eine Kopfsteuer erkaufen. Sie hatten keine Bürgschaft für irgend einen Besitz; Leben, persönliche Freiheit und Eigenthum, ihre Weiber und ihre Kinder waren der Willkür der geringsten Beamten preisgegeben, und wollten sie einiges Recht und einigen Schutz, so mußten sie denselben erkaufen, und wenn sie das Kaufgeld bezahlt hatten, so raubte man, was etwa noch übrig blieb. Gefiel dem Pascha das Haus eines Christen, so jagte er ihn heraus; hatte er eine viehische Begierde für dessen Weib oder Tochter, so ließ er sie holen in seinen Harem; und wollte der Christ als Eigenthümer, als Gatte oder Vater das Eigenthum und die Ehre seiner Familie vertheidigen, so war er ein Rebell und bezahlte mit dem Leben. Oftmals mußten europäische Mächte den Forderungen der Menschlichkeit nachgeben; sie mußten einschreiten gegen die Barbarei, und wenn sie es thaten, so mußten sie sich in die innern Angelegenheiten eines souverainen Staates mischen; sie mußten Abkommen erzwingen und Einrichtungen treffen, welche dem Princip der Souverainetät widersprechen, und sie verwickelten sich daher unaufhörlich in schneidende Widersprüche mit dem Princip des internationalen Rechtes und mit dessen positiven Bestimmungen.

Seit langen Jahren nähert sich das Reich der Türken immer rascher seinem Zerfall; dieser konnte ein großes Glück werden für Europa, aber die Eifersucht der Mächte hemmte der Dinge natürlichen Lauf. Die christlichen Mächte konnten sich nicht darüber einigen, was nach der Auflösung des Reiches geschehen solle. Sie sahen furchtbare Kämpfe über die Theilung des Nachlasses voraus; weil sie diese Kämpfe fürchteten, so wollte jede lieber ihren eigenen Hoffnungen entsagen, damit auch die andere keine Vortheile erwerbe; keine aber wollte die Gunst möglicher Wechselfälle verlieren und darum wollte keine die Bildung eines neuen christlichen Staates im Osten von Europa. Die Mächte wollten die Lösung der Frage vertagen, sie wollten die Zeit hinausrücken, welche diese Lösung zur „brennenden" unaufschiebbaren Angelegenheit macht — und darum war die Erhaltung des Türkenreiches ein Hauptsatz der europäischen Kabinetspolitik. Aber diese wurde immerdar wieder zur Beachtung „der Logik der Thatsachen" gezwungen; und sie mußte einen kleinen Theil von der europäischen Türkei abreißen und ein Königreich bilden mit schlechten, unnatürlichen Grenzen, zum Voraus zur Schwäche verurtheilt. Die Mächte mußten die Abreißung von Algerien anerkennen, aber sie drückten die Russen zurück; sie eroberten dem Padischah Syrien wieder; sie brachten Aegypten der Form nach wieder unter dessen Oberherrlichkeit. Zum Hohn aller dieser Vorgänge, zum Hohn des Krimkrieges und des Pariser Vertrages steht die orientalische Frage als ein drohend Gespenst in den politischen Verhältnissen von Europa und demnach zwischen allen Beziehungen der Mächte.

Wollte man nun einmal die Türkei als einen Bestandtheil der europäischen Staatenordnung erhalten, so mußte man sie den andern Staaten ähnlicher machen und da gab man sich denn sehr große Mühe, um europäische Verwaltung einzuführen; und man glaubte die innern Verhältnisse des Türkenstaates mit der christlichen Civilisation aussöhnen zu können. Man wollte ein Heer nach unserm Zuschnitt bilden; man un-

terrichtete die hohe Pforte in der Kunst Staatsschulden zu machen; man drängte den Türken französische Formen und französische Kleider auf und die hohe Pforte mußte diese Versuche vornehmen lassen, denn sie sah es wohl ein, sie hatte keine andere Wahl. Was nun dem innern Wesen der Türken zuwider, das brach die letzte Kraft ihres Staates und der kranke Mann liegt im Zustand der Erschöpfung, aus welcher er nimmer zum Leben erwacht. Weil es aber so ist, so flammt der türkische Fanatismus jetzt wieder auf; die Gräuelthaten in Syrien werden sich an andern Orten wiederholen, durch Mord und Gräuel werden die christlichen Bevölkerungen zum letzten Mittel getrieben werden; man wird eine blutige Erhebung gegen die Moslem sehen und jeder Christenmensch wird dieser Empörung sein Mitgefühl widmen. Was wird die Kabinetspolitik dann thun? wird sie das Princip der Nationalitäten unterstützen, oder wird sie zur Erhaltung des Großtürken mit europäischen Soldaten die Empörung niederschlagen?

Das Völkerrecht, unter dessen Schutz der Großherr steht, verbietet die Einmischung in dessen innere Angelegenheit und dennoch wird die Einmischung unvermeidlich seyn; ihr Anfang ist jetzt schon in Syrien gemacht. Wenn aber die Verwirrung und folglich die Einmischung große Maße angenommen hat, wird man die „befreiten Völker" ihre Regenten selbst wählen lassen, wie man es in Italien thut und in Ungarn thun will. Im europäischen Morgenlande kreuzen und stoßen sich die Interessen der Großmächte; werden sie diese Interessen dem Princip des 2. December aufopfern? Wie dieß nun seyn mag, gewiß ist es, daß man dort intervenirt, während man Oesterreich hindert, das Recht und seine unmittelbaren Interessen zu vertheidigen, während man den Schutz des Kirchenstaates gegen Raub, Verrath und schnöde Gewaltthat als Verletzung des Rechtsprincips zu einem Kriegsfall machen würde. Diese Widersprüche sind unlösbar und darum müssen wir die traurige Wahrheit aussprechen: es gibt nur noch eine Politik **des Vortheils; es gilt kein Völkerrecht mehr!**

6.

Die Mächte haben mit den großen Grundsätzen
Grundlage der Staatenordnung aufgegeben und sie haben
Heiligthümer der gesellschaftlichen Ordnung auf das furcht
Würfelspiel der Kriege gestellt; was aber aufgegeben wor
ist, das kann keine Conferenz von Teplitz und keine
sammenkunft in Warschau wieder herstellen. Wenn die
narchen den furchtbaren Ernst der Lage gehörig würdigen,
können sie den überfluthenden Strom noch in einem
zwischen künstlichen Dämmen fassen, und es wäre das
ein unaussprechliches Glück für die Menschheit, aber nim
mehr können sie die verlassenen Grundsätze wieder zur
tung bringen; nimmermehr können sie den Ideenkreis än
nimmermehr Pietät und Glauben erwecken, nimmermehr
Thatsachen von der Zeitgeschichte ausstreichen und darum
den die Dämme nicht halten. Ueber kurz oder lang wird
Strom sie zerreißen; die Mächte werden Kriege führen m
und aus diesen wird eine neue Ordnung der Dinge her
gehen, wie keine menschliche Weisheit sie jetzt noch voraus

Das Aufgeben der Grundsätze der Staatenordnung
die unverhohlene Verläugnung des öffentlichen Rechtes ha
allen Ländern ihren natürlichen Einfluß geübt. Die Umn
zung hat eine äußere Berechtigung errungen und ungehe
Thatsachen haben dieser Berechtigung die Anerkennung
schafft. In großen Entwicklungsperioden gibt es nur we
Menschen, welche unbefangen ein gesundes Urtheil bewahr
in den Wendungspunkten solcher Perioden gelangen immer
zerstörenden Ideen zur Herrschaft; sie berauschen die Ma
sie verblenden selbst wohl die Menschen höherer Einsicht
ziehen fabelhaft ganze Völker in einen verderblichen Tau
Wäre dieß nicht eine gewöhnliche Erscheinung, so könnten
Manches nicht begreifen, was tagtäglich vor unsern Au
geschieht.

In unserm Vaterland zeigen sich in verschiedenen Ma
dieselben Erscheinungen, welche dem Jahr 1848 vorangin

und deren Bedeutung man nicht verstund. Auf allen Wegen erscheint die bekannte Partei, welche die deutschen Wirren hervorgerufen hat und nicht im Stande war, dem wohlberechtigten Streben der Deutschen einen gesunden Ausdruck zu finden. Diese Partei, zu feig, um mit offener Gewalt zu zerstören, konnte nur wühlen; niemals, nicht im Kleinen und nicht im Großen, hat sie irgend etwas Haltbares zu bauen verstanden, aber sie hat es verstanden, auch die jämmerliche Periode der Reaktion für sich auszubeuten. Jahre lang ist sie im Geheimen geschlichen; sie hat in Kanzleien und in den Rathssälen, bei den Behörden des Staats und der Gemeinden ihre Glieder und ihre Anhänger gehabt; sie hat gelogen und geheuchelt, sie hat sogar fromm gethan, als man glaubte aus der Religion eine gute Polizeianstalt machen zu können. Mit dem Aufgeben der Rechtsgrundsätze ist ihre Lehre zur Geltung gekommen, und darum tritt sie jetzt offen hervor. Sie hat ihre Agenten in Gotha versammelt und mit allbekannter Unverschämtheit beschimpft sie das nationale Streben der Deutschen, denn einen Ausschuß ihrer Organe nennt sie den Nationalverein. Diese Partei wühlt und wirkt ohne Unterlaß um zu zerstören, was ihr hinderlich ist; sie will die Macht erwerben, die sie nöthig hat, um die Freiheit zu vernichten, um das Vaterland zu zerreißen und dessen Fetzen und Stücke fremder Politik und fremdem Ehrgeiz hinzuwerfen. Ohne jegliches Gefühl für Nationalehre macht dieser Nationalverein der Deutschen Bruderschaft mit dem geschwornen Feinde der Deutschen; sie jauchzt zu dem Bruche aller Rechte und sie spricht ihre Sympathien aus für die Zerstörung deutscher Interessen.

Diese bekannte Partei hat denn auch schon da und dort ganz entschiedene Erfolge gewonnen — den kleinsten der deutschen Mittelstaaten oder den größten der deutschen Kleinstaaten hat sie dahin gebracht, daß er sich und seine Geschicke ihr überantwortet hat. Getreu ihrem früheren Verfahren hat die Partei damit angefangen, dem Regenten ein Recht abzuspre-

chen, welches ihm die Verfassung gewährt; sie hat die Verfassung des Landes gebrochen, um einer völkerrechtlichen Verpflichtung ungetreu zu werden und die feierliche, von beiden Seiten ratificirte und verkündigte Vereinbarung mußte gebrochen werden, um sich der Regierung zu bemächtigen. Das Treiben steht jetzt erst in seinen Anfängen, aber um es weiter zu führen, werden alle die Mittel verwendet, die man vor mehr als einem Jahrzehent gebraucht aber noch nicht verbraucht hat. Das Heilige wird verhöhnt, die treue Gesinnung wird verdächtiget und die letzten Restchen von Pietät werden zerstört; die Lüge wird zur Verläumdung gebraucht und zur Schmeichelei, und unter lauten Lobgesängen werden die Grundfesten des Thrones untergraben. Turn-, Sänger- und Gott weiß welche andere Vereine, Gemeindeversammlungen und Journale — alle Anstalten und alle Verhältnisse müssen ihren Zwecken dienen und damit die einzige erhaltende Macht, damit die Kirche sie nicht störe, hat sie gegen den Klerus Ausnahmsgesetze gemacht, wie früher nur despotische oder revolutionäre Gewalt solche erdacht hat. Der Feind der Freiheit und des Volksthumes, fürchtet sie den eigentlichen Rechtsstaat; und darum will sie die bureaukratische Polizeigewalt wieder in volle Kraft bringen in der Gewißheit, daß die Ausübung dieser Gewalt ihr zufalle. So wird diese Partei den Umsturz wieder herbeiführen, und wenn er gekommen ist, so wird sie feige vor den Ereignissen fliehen, wie sie es früher gethan hat. Ihre Plane wird sie nicht durchführen, ihre letzten Zwecke wird sie nicht erreichen, aber den letzten Rest der erhaltenden Kräfte wird sie vernichten; das schöne Land am Rhein wird sie wieder zum Herd des Umsturzes machen und den Staat und die Dynastie bloßstellen. In den großen Begebenheiten von Europa ist das nun freilich eine winzige Sache, aber sie zeigt mit Klarheit, daß die kleinen Staaten nicht mehr achten, was die großen Mächte nicht gewahrt haben.

7.

Der Anfang liegt vor unsern Augen, wer aber kann das Ende voraus sehen? Die Idee eines Föderativsystems in Italien ist aufgegeben, die Revolution wird dort siegen, aber nach dem Sieg wird sie in sich selber zerfallen, denn jetzt schon sind deren Helden in Hader, und jetzt schon zücken ihre Banditen gegen einander die Dolche. Monarchie oder Republik — es wird kein einiges Italien geben. Jedes Ländchen oder jede Stadt wird gegen die andere stehen; die Gräuel der innern italienischen Kriege des Mittelalters werden wieder kommen; der französische Imperator wird Ordnung machen müssen, die Annexion von Sardinien und Elba, schon in Plombières beschlossen, wird ausgeführt und dann wird er Herr auf der Insel werden. Von dort wird er, wie vom Rhein her, auf Deutschland drücken; die Schweiz, gleichviel unter welcher Form, wird ihm nur eine Provinz seyn; er wird alle unsere Verbindungen abschneiden und unsere Stellungen unhaltbar machen vom Oberrhein bis zur mittlern Donau; und ist ihm das gelungen, so hat auch der Norden von Deutschland Kraft und Mittel zu erfolgreichem Widerstand verloren. Wollen wir auch nicht so weit in die Ferne sehen, so ist das, was näher liegt, schon furchtbar genug; denn der französische Selbstherrscher kann die Revolution nach Deutschland tragen, so gut er sie nach Italien geworfen hat. Seine innere Lage kann ihn zu einem Krieg gegen Deutschland zwingen, selbst wenn die Coalition der europäischen Mächte gegen ihn steht. Er wird den Uebergang über den Oberrhein versuchen, das fordert seine Politik, und darum wird keine strategische Betrachtung ihn davon abhalten Er wird sich ein deutsches Piemont aussuchen wollen, und wenn kein deutscher Fürst zum Träger der Revolution und zu seinem Vasallen sich herabwürdigen will, so wird sein erster Schritt auf deutschem Boden das Princip der Volkssouverainetät in seinem Sinne verkünden, und er wird die Völker „befreien“, auf daß sie selbst ihre Regenten sich wählen. Man gebe sich keinen Täu-

schungen hin; noch steht seine Macht fest. Sie wird einst brechen, aber sie kann noch lange Zeit dauern, und wenn sie gebrochen ist, so hat in Frankreich nur die Republik eine Zukunft; was wird dann in Deutschland werden? Haben sich Männer, die sich den Verein der Nation nennen, auch jemals diese Frage vorgelegt, und wenn sie sie sich vorgelegt haben, haben sie sich dieselbe im guten Glauben beantwortet?

Sehen wir uns um in allen Staaten des europäischen Festlandes, so finden wir überall mehr oder weniger die Gährung, die Unbehaglichkeit, die allgemeine Meinung von der Unhaltbarkeit der bestehenden Zustände und das fieberhafte Streben zu neuen, von welchen kein sterblicher Mensch sich ein klares Bild machen kann. Selbst in dem heiligen Rußland ist diese innere Bewegung schon so stark geworden, daß gänzlich entgegengesetzte Interessen sich stoßen und daß der Czar nicht mehr allmächtig ist. Manche Staaten, wir wollen sie nicht bezeichnen, gehen nur noch wie Maschinen, deren Theile noch immer fort arbeiten, auch wenn die bewegende Kraft nicht regelmäßig mehr einwirkt: nicht der gewöhnliche Beschauer, wohl aber der Kenner sieht die Unregelmäßigkeit der Arbeit und das falsche Ineinandergreifen der Organe, aus welchem früher oder später das gänzliche Stocken erfolgen muß, oder der gewaltsame Bruch. Ein Gebäude kann noch lange Zeit stehen, wenn die Grundlagen weichen; der Zusammenhang der kleinern Theile wird trotz der Risse nicht schnell zerstört; man kann noch wohnen in dem zerfallenen Haus, aber der Verständige sieht die Zerstörung und er weiß, daß diese immer rascher fortschreitet, wenn man nicht die schadhaften Theile ausreißt und die Grundlage unterbaut. Es kommt eine Zeit, in welcher solcher Bau unmöglich geworden ist, und jeder Stoß von Außen wirft dann das morsche Gebäude unversehens zusammen.

Wenn wir das Alles sehen und wenn wir uns nicht scheuen, diese furchtbaren Wahrheiten auszusprechen, so stellt

man mit Recht die Frage: ob keine schützende Elemente mehr vorhanden? ob keine Kräfte mehr wirksam seien, und ob keine Verhältnisse in der Gesellschaft und im Staat mehr bestehen, welche den gewaltsamen Umsturz unserer Zustände verhüten, und ohne heftige Erschütterungen eine neue Gestaltung derselben zu bewirken vermöchten?

Ich nehme diese Frage auf und werde darum in folgenden Betrachtungen diese Elemente, diese Kräfte und diese Verhältnisse beleuchten.

Geschrieben Ende September.

Walderich Frank.

XLI.

Aus Oesterreich.

Am 24. Oktober.

Es drängt mich unter dem überwältigenden Eindruck der kaiserlichen Verordnungen an Sie zu schreiben. Die Befürchtungen schwarz Blickender, der Warschauer Congreß werde Maßregeln in sich schließen, welche die Staatsomnipotenz vermehrten, haben sich in das Entgegengesetzte verkehrt. Der Kaiser ist Austriâ pacatâ nach Warschau gegangen und dem großen Wolfe in Westeuropa wurde die ungarische Thüre vor der Nase zugeschlagen. Das ist ein großes Factum und der Werth desselben nicht hoch genug anzuschlagen. Bereits bei Ausbruch des vorigen Krieges war dieß angerathen worden; die damals herrschenden Einflüsse gestatteten nicht darauf einzugehen. Ungarn hat mehr erlangt, als es billiger Weise wünschen konnte; es ist jetzt an den Ungarn, nicht an der Vernichtung oder Verkleinerung, sondern an der Wiederherstellung des Reiches zu arbeiten. Die Krönung des Kaisers als König wird folgen; das ist selbstverständlich, und wenn man die Mühe bedenkt, welche sich die alten Habsburger gaben, die Krone Ungarns zu erlangen, so ist auch im 19. Jahrhundert die Krone

rung, die Unbehagl
Unhaltbarkeit der
Streben zu neuen,
klares Bild machen
ist diese innere Bewe
lich entgegengesetzte
nicht mehr allmächtig
nicht bezeichnen, gehei
noch immer fort arbei
regelmäßig mehr einn
wohl aber der Kenne
und das falsche Inein
früher oder später das
der gewaltsame Bruch.
stehen, wenn die Gr
der kleinern Theile wi
man kann noch wohn
der Verständige sieht di
immer rascher fortschrei
Theile ausreißt und d
eine Zeit

man mit Recht die Frage: ob keine schützende Elemente mehr vorhanden? ob keine Kräfte mehr wirksam seien, und ob keine Verhältnisse in der Gesellschaft und im Staat mehr bestehen, welche den gewaltsamen Umsturz unserer Zustände verhüten, und ohne heftige Erschütterungen eine neue Gestaltung derselben zu bewirken vermöchten?

Ich nehme diese Frage auf und werde darum in folgenden Betrachtungen diese Elemente, diese Kräfte und diese Verhältnisse beleuchten.

Geschrieben Ende September.

Balderich Frank.

XLI.

Aus Oesterreich.

Am 24. Oktober.

Es drängt mich unter dem überwältigenden Eindruck der kaiserlichen Verordnungen an Sie zu schreiben. Die Befürchtungen schwarz Blickender, der Warschauer Congreß werde Maßregeln in sich schließen, welche die Staatsomnipotenz vermehrten, haben sich in das Entgegengesetzte verkehrt. Der Kaiser ist Austriâ pacatâ nach Warschau gegangen und dem großen Wolfe in Westeuropa wurde die ungarische Thüre vor der Nase zugeschlagen. Das ist ein großes Factum und der Werth desselben nicht hoch genug anzuschlagen. Bereits bei Ausbruch des vorigen Krieges war dieß angerathen worden; die damals herrschenden Einflüsse gestatteten nicht darauf einzugehen. Ungarn hat mehr erlangt, als es billiger Weise wünschen konnte; es ist jetzt an den Ungarn, nicht an der Vernichtung oder Verkleinerung, sondern an der Wiederherstellung des Reiches zu arbeiten. Die Krönung des Kaisers als König wird folgen; das ist selbstverständlich, und wenn man die Mühe bedenkt, welche sich die alten Habsburger gaben, die Krone Ungarns zu erlangen, so ist auch im 19. Jahrhundert die Krone

des hl. Stefan noch immer eine Reise nach Preßburg und
werth. Kurz, das Blatt hat sich entscheidend gewendet.
nigen, welche die Auflösung der Monarchie verkündeten,
erkennen, daß sie etwas voreilig urtheilten und die Adhäsion
Oesterreichs nicht kannten.

Was zu Grabe getragen wurde, mit Trompeten- und
saunenschall, das ist das berühmte Neuösterreich, welch
Allg. Zeitung wachsen sah und von dem die Wiener Corr
denten in maßloser Thorheit und Nichtberücksichtigung a
Nationalitäten ein regelmäßiges Wachsthum-Bülletin her
geben pflegten. Hätten sie sich an das Wort des Freiherr
Hügel erinnert: was wächst, macht keinen Lärm! Das w
reits im vorigen Jahre vorauszusehen. Siegte man bei M
und Solferino, so war das Bach'sche System geborgen; siegt
nicht, so mußten die unitarischen Bestrebungen von einer
andern Grundlage ausgehen. Hätten uns damals die Deut
unterstützt, hätte die erhabene Sybelsche Theorie, Oesterreich
Franzosen sich gegenseitig aufreiben zu lassen, trotz ihrer Unsin
nicht den Beifall der Höfe erhalten, so würde sich das
manisirungssystem in Oesterreich in Kraft, die B
Theorie im Fortschritte erhalten haben. Wieder hat di
einigkeit der Deutschen, die politische Immoralität ihrer
sten und Besten" die Stellung der Deutschen herabgedrück
wie die Deutschen 1859 durch die politischen Verkehrtheit
Schüler Ranke's das Gespött der Ungarn und Slaven
Italiener und Franzosen geworden, stürzt 1860 das Syste
über Slaven und Ungarn zu stellen, in einfacher Consequ
vorausgegangenen pfiffig dummen Haltung unserer theuren
leute zusammen. Für den Augenblick sind die Ungarn di
schende Nation Oesterreichs, das wird man wahrscheinli
Deutschland" sehr gut finden, und wenn die Ungarn deutsc
amte und Professoren (die sog. Schwaben) unter sich nicht
wird man in der berühmten kosmopolitischen Schalheit
Auffassungsweise nichts dagegen einzuwenden haben. Es
nur „Oesterreicher!" Nun wollen wir sehen, was uns Unga
Polen, welche die Deutschen ablösen, für Zustände bringen
Am meisten dürfte denn doch Weiterblickende die Entlassun
Grafen Thun stutzig machen. Natürlich ist darüber bei
Bureaukraten großer Jubel; der „Concordats-Minister" i
stürzt, sein Ministerium aufgelöst und der Unterricht wieder
das Ministerium des Innern gebracht. Graf Thun selbst
von der raschen Wendung der Dinge überrascht worden zu
Er hat bis zum letzten Augenblicke auf seinem Posten ausge
jedoch die Positionen nicht mehr vertheidigen können und

werden nun Einflüssen erliegen, welche man noch nicht berechnen kann. Es ist jetzt nicht Zeit über den edlen Grafen zu urtheilen, welcher sein Werk halb vollendet lassen mußte und namentlich den Universitäten jene Autonomie nicht verschaffen konnte, welcher sie jetzt vor Allem benöthigt seyn dürften. Daß aber große Besorgnisse gehegt werden, wenn die Lehranstalten, statt sie außer den Schwankungen politischer Operationen zu stellen, etwa auf's Neue als Experimentirobjekt angesehen werden sollten, kann nicht geläugnet werden. Das wirkliche Aufblühen der österreichischen Universitäten stand bisher mit der socialen Stellung des Universitätsprofessors in keinem richtigen Verhältnisse. Das ganze Dichten und Trachten aller derjenigen, welche es mit der Wissenschaft in Oesterreich redlich meinen, muß daher darauf gerichtet seyn, den Universitäten eine corporative Stellung zu verschaffen.

Um jedoch auf die allgemeinen Angelegenheiten zurückzukommen, so hat das hochherzige Benehmen des Erzherzogs Albrecht, das Obercommando nicht anzunehmen und dasselbe dem Feldzeugmeister Benedek zu überlassen, allgemein einen erhebenden Eindruck hervorgerufen Wenn der Erzherzog, welcher hinlänglich Beweise von Heldenmuth gab, so handelt, so trifft es nun jene Generäle, welche im Frieden dick thun und Napoleon einst als fertig und abgehaust darstellten, dem edlen Beispiele zu folgen.

Was übrig bleibt, ist allmählige Umwandlung des Polizeistaates in einen Rechtsstaat. Dieses ist in dem Programm, welches in jeder Zeile Zeugniß eines hohen sittlichen Ernstes ablegt, nicht mit dürren Worten ausgesprochen, aber durch die verheißene Trennung der Administration von der Justiz genugsam angedeutet. Letzteres ist die juristische Frage und Phrase des Tages; ersteres ist die Lebensfrage für Oesterreich. Die Bestimmungen über die Landesvertretungen werden demnächst erwartet. Man wird sich jedoch in sie erst hineinleben und viel Takt, Ruhe, Besonnenheit und Patriotismus von den ersten Vertretern mitgebracht werden müssen, damit, was der Kaiser gab, auch eine Wahrheit werde und die Leute, des politischen Gehens entwöhnt, nicht schon nach der ersten Unbequemlichkeit wieder zu den bisherigen Vormündern freiwillig zurückkehren. Was man bisher beurtheilen kann, so ist für den Schwerpunkt zur Erhaltung der Reichseinheit durch Verstärkung des Reichsrathes und seiner Competenz gesorgt. Der Kaiser ist jetzt constitutioneller Monarch. Er wird wieder König von Ungarn und zweifelsohne dann auch König von Böhmen. Der Bonapartismus, mit welchem die Wiener Advokatenpolitik so lange liebäugelte, die Eintheilung Oesterreichs in Departements, die künftige Präfekten-Regierung und wie der ganze Abklatsch der Administration nach französischem Zuschnitt werden sollte, sind be-

der russischen Gesandtschaft in Paris und einem französisch-jansenistischen Priester redigirt wird, und deren Absicht, wie es scheint, auf die Gründung einer national-französischen, von Rom faktisch unabhängigen Kirche in Verbindung mit einer ähnlichen Organisation der russischen Kirche hinausläuft. Der Papst wäre dann etwa noch das Ehrenhaupt für beide.

Diese Zeitschrift ist alsbald auch direkt gegen P. Gagarin aufgetreten, indem sie ihm beweisen will, daß die orientalische Kirche die alleinige wahrhaft katholische und apostolische sei, als solche aber den heiligen Petrus niemals für den Fürsten der Apostel gehalten und anerkannt habe. Nur als die vornehmsten Apostel seien Petrus und Paulus zu benennen, ohne daß sie irgend eine Gewalt über die andern Apostel besessen hätten. Gagarin hat darauf in einer Broschüre unter dem Titel Réponse d'un Russe à un Russe mit Stellen aus den angesehensten Vätern der griechischen Kirche, insbesondere des heiligen Chrysostomus und Theodor Studita, ausführlich geantwortet. Ferner hat er eine kleine, zuerst im Pariser Correspondant abgedruckte Schrift, betitelt „Tendances catholiques dans la société Russe" (Paris 1860) eigens herausgegeben, welche der genauern Kenntnißnahme unserer Leser würdig ist.

Der Fürst gibt nämlich hier interessante Proben von katholisirender Weltanschauung einiger gesellschaftlich hochstehenden Russen der vorigen Generation, und zwar aus handschriftlichen Quellen oder im Ausland gedruckten Büchern, da die Censur natürlich in Rußland selbst nichts Dergleichen an die Oeffentlichkeit treten ließ. Das erste Dokument ist ein Brief des in diesen Blättern schon mehrmals genannten Gardekapitains Peter Tschadaajeff an eine geistreiche Dame, Frau Michael Orloff geb. Rajewski, datirt von Nekropolis (Moskau) den 29. Dec. 1829. Tschadaajeff war damals von seinen großen Reisen durch Europa zurückgekehrt, er hatte im Umgang mit den hervorragendsten Männern des Auslands seine ethnographischen Vergleichungen angestellt, und sprach

XLII.

Katholische Richtungen in der russischen Gesellschaft.

(Nachtrag zu den „Studien und Skizzen über Rußland".)

Seitdem der berühmte Fürst Gagarin, Mitglied der Ge-
schaft Jesu zu Paris, sein merkwürdiges Buch: La Russie
-t-elle catholique? im J. 1856 *) veröffentlicht hat, ist
wie mehrere andere Druckschriften und eine in der Kirche
-dame des Viktoires gehaltene Rede beweisen, für seinen
n Zweck unermüdlich thätig geblieben, und er hat nun
enugthuung, daß endlich auch die Gegner, namentlich
den russischen Literaten sich rührten. Schon hat sich eine
unbedeutende Literatur über den Gegenstand gebildet,
wie ist der eigentliche Kampfplatz geworden. Neuestens
sich hier die russischen Widersacher der katholischen
it den gallikanischen Laien der Dupin'schen Schule
funden und zum gemeinsamen Feldzug verabredet
Daraus ist eine kleine Zeitschrift unter dem Titel
tienne entstanden, welche von dem Geistlichen

*) ist zu Münster bekanntlich auch deutsch erschienen mit
ichen Vorwort des Freiherrn August von Harthausen.

der russischen Gesandtschaft in Paris und einem französisch-jansenistischen Priester redigirt wird, und deren Absicht, wie es scheint, auf die Gründung einer national-französischen, von Rom faktisch unabhängigen Kirche in Verbindung mit einer ähnlichen Organisation der russischen Kirche hinausläuft. Der Papst wäre dann etwa noch das Ehrenhaupt für beide.

Diese Zeitschrift ist alsbald auch direkt gegen P. Gagarin aufgetreten, indem sie ihm beweisen will, daß die orientalische Kirche die alleinige wahrhaft katholische und apostolische sei, als solche aber den heiligen Petrus niemals für den Fürsten der Apostel gehalten und anerkannt habe. Nur als die vornehmsten Apostel seien Petrus und Paulus zu benennen, ohne daß sie irgend eine Gewalt über die andern Apostel besessen hätten. Gagarin hat darauf in einer Broschüre unter dem Titel Réponse d'un Russe à un Russe mit Stellen aus den angesehensten Vätern der griechischen Kirche, insbesondere des heiligen Chrysostomus und Theodor Studita, ausführlich geantwortet. Ferner hat er eine kleine, zuerst im Pariser Correspondant abgedruckte Schrift, betitelt „Tendances catholiques dans la société Russe" (Paris 1860) eigens herausgegeben, welche der genauern Kenntnißnahme unserer Leser würdig ist.

Der Fürst gibt nämlich hier interessante Proben von katholisirender Weltanschauung einiger gesellschaftlich hochstehenden Russen der vorigen Generation, und zwar aus handschriftlichen Quellen oder im Ausland gedruckten Büchern, da die Censur natürlich in Rußland selbst nichts Dergleichen an die Oeffentlichkeit treten ließ. Das erste Dokument ist ein Brief des in diesen Blättern schon mehrmals genannten Gardekapitains Peter Tschadaajeff an eine geistreiche Dame, Frau Michael Orloff geb. Rajewski, datirt von Nekropolis (Moskau) den 29. Dec. 1829. Tschadaajeff war damals von seinen großen Reisen durch Europa zurückgekehrt, er hatte im Umgang mit den hervorragendsten Männern des Auslands seine ethnographischen Vergleichungen angestellt, und sprach

jetzt über die eigenthümliche Stellung des Russenvolkes zur altchristlichen Welt seine sinnigen und tiefernsten Gedanken aus. Seine Schilderung ist zugleich so ergreifend, daß sie mit einigen Auslassungen vollständig aus dem französischen Original übertragen zu werden verdient.

„Adveniat regnum tuum."

„Madame! Ihre Offenheit und Aufrichtigkeit ist das was ich am meisten an Ihnen liebe und achte. Hat Ihr Brief mich also nicht überraschen müssen? Die liebenswürdigen Eigenschaften, welche mich entzückten als ich Ihre Bekanntschaft machte, führten mich dahin, auch von Religion mit Ihnen zu reden. Ihre ganze Umgebung war geeignet, mir Stillschweigen aufzulegen. Also (noch einmal), wie groß mußte mein Erstaunen seyn, als ich Ihr Schreiben erhielt! Davon aber wollen wir nicht mehr reden, sondern sogleich zu dem ernsthaften Theile Ihres Schreibens übergehn.

Zuerst frage ich: woher diese Störung in Ihren Gedanken, von welcher Sie, wie Sie sagen, so sehr aufgeregt und geplagt werden, daß Ihre Gesundheit darunter leidet? Das wäre also das traurige Ergebniß unserer Unterhaltungen? Anstatt der Ruhe und des Friedens hat das in Ihnen erwachte neue Gefühl Angst, Zweifel, beinahe Gewissensbisse bei Ihnen hervorgerufen. Aber, soll ich mich darüber verwundern? Es ist die natürliche Wirkung dieses traurigen Zustandes der Dinge, der bei uns alle Gemüther ergreift. Sie haben nur der Einwirkung derjenigen Mächte Raum gegeben, die hier Alles aufregen, von den höchsten Spitzen der Gesellschaft bis herunter zu dem Sklaven, der nur für das Vergnügen seines Herrn da ist.

Wie hätten Sie auch dem widerstehen können? Selbst die Eigenschaften, welche Sie vom großen Haufen unterscheiden, müssen Sie den üblen Einflüssen der Luft, welche Sie athmen, noch zugänglicher machen. Konnte das Wenige, was ich Ihnen sagen durfte, in der Mitte alles dessen, was Sie umgibt, Ihren Gedanken eine feste Richtung geben? Konnte ich die uns umgebende Luft reinigen? Ich mußte die Folge vorhersehen und sah sie in der That vorher. Daher diese öftere Verschweigung meiner Ge-

danken (ces fréquentes réticences), welche so wenig geeignet war, bei Ihnen Ueberzeugung hervorzubringen und Sie natürlicherweise irre machen mußte. Auch würde ich meinen Eifer nur zu bereuen haben, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß ein in einem Gemüthe unvollkommen erwecktes religiöses Gefühl, welche quälende Empfindungen es auch verursachen kann, immer noch besser ist, als eine vollständige Gefühllosigkeit. Aber diese Ihren Himmel jetzt verdüsternden Wolkenbilder werden eines Tages, hoffe ich, sich in einen heilsamen Thau auflösen, der den in ihr Herz gelegten Keim befruchten wird, und die durch einige unbedeutende Worte bei Ihnen hervorgebrachte Wirkung gewährt mir eine sichere Bürgschaft für größere Wirkungen, welche Ihre eigene Geisteskraft in der Folge gewiß hervorbringen wird. Geben Sie Sich ohne Besorgniß den Anregungen hin, welche die religiösen Ideen bei Ihnen erwecken: aus dieser reinen Quelle können nur reine Gefühle hervorgehen.

Was die Aeußerlichkeiten betrifft, so mag es Ihnen genügen heute zu wissen, daß nur diejenige Lehre, welche sich auf das höchste Princip der **Einheit** und der direkten Uebertragung der Wahrheit in einer ununterbrochenen Aufeinanderfolge ihrer Prediger gründet, die mit dem wahren Geiste der Religion übereinstimmendste seyn kann; denn dieser Geist ist ganz enthalten in der Idee der Verschmelzung alles dessen, was es in der Welt an moralischen Kräften gibt, in einen einzigen Gedanken, in ein einziges Gefühl, und ferner in dem fortschreitenden Aufbaue eines Gemeinwesens oder einer **Kirche**, welche die Wahrheit bei den Menschen zur Herrschaft bringen soll. Jede andere Lehre entfernt schon durch ihre Trennung von der ursprünglichen Lehre weit von sich die Wirkung des erhabenen Gebets des Erlösers: **Mein Vater, ich bitte Dich, daß sie Eins seyn mögen, wie wir Eins sind**; und sie will nicht das Gottesreich auf Erden. Aber es folgt daraus nicht, daß Sie verpflichtet wären diese Wahrheit vor der Welt auszusprechen: das ist gewiß keineswegs Ihr Beruf. Selbst das Princip, aus welchem diese Wahrheit fließt, macht es Ihnen, in Hinsicht auf Ihre Stellung in der Welt, zur Pflicht, darin nur eine innere Fackel Ihres Glaubens

und nichts mehr zu erblicken. Ich schätze mich glücklich dazu beigetragen zu haben, Ihre Gedanken auf die Religion zu richten; aber ich würde mich für sehr unglücklich halten, wenn ich Ihrem Gewissen Aengstlichkeiten verursacht hätte, welche auf die Länge nur Ihren Glauben erkalten machen könnten.

Ich glaube Ihnen einmal gesagt zu haben, das beste Mittel den religiösen Sinn zu bewahren bestehe darin, daß man alle von der Kirche vorgeschriebenen Uebungen beobachte. Diese Uebung des Gehorsams, welche mehr in sich schließt, als man sich denkt, und welche die größten Geister sich mit Ueberlegung und Kenntniß aufgelegt haben, ist ein wahrer Gottesdienst. Nichts befestigt den Geist so sehr in seinem Glauben als die strenge Ausübung aller Pflichten, die sich darauf beziehen. Ueberdieß haben die christlichen Religionsgebräuche, welche von der höchsten Vernunft ausgegangen sind, größtentheils einen wahrhaft wirksamen Einfluß auf einen Jeden, der die sich in ihnen ausdrückenden Wahrheiten in sich aufzunehmen versteht. Nur eine einzige Ausnahme von dieser, übrigens ganz allgemeinen Regel gibt es, nämlich wenn man Glaubenssätze in seinem Innern findet, die höher sind als diejenigen, welche die Volksmassen bekennen, die die Seele zu der Quelle selbst erheben, aus welcher alle unsere Ueberzeugungen fließen, und doch nicht dem Volksglauben widersprechen, sondern ihn im Gegentheil unterstützen; dann, und nur dann, ist es erlaubt die äußeren Gebräuche zu vernachlässigen, um sich desto besser wichtigeren Beschäftigungen hingeben zu können*). Aber wehe demjenigen, der etwa die Täuschungen seiner Selbstüberhebung, die falschen Lehren, welche er aus seiner Vernunft schöpft, für außerordentliche Erleuchtungen hält, welche ihn von dem allgemeinen Gesetze entbinden. Was Sie betrifft, Madame, was können Sie Besseres thun, als das Kleid der Demuth anziehen,

*) „Wir fühlen uns gedrungen gegen diese Lehre zu protestiren. Wir begreifen, daß Jemand, der im Schooße der russischen Kirche erzogen ist und Zweifel in Betreff derselben hegt, sich, so lange diese Zweifel bestehen, von den Sakramenten entfernt hält; aber dieß scheint Tschadaajeff uns nicht sagen zu wollen". (Anm. Gagarins.)

... der Ausübu
gen Sie, spricht
Schilderung eine
seyns, dessen Ar
Seele beruhigt u
haften oder albern
Schilderungen der
dieser bezaubernde
dazu. Sie sehen,
dige, ich suche in J
Ihrer Einbildungskr
ben kann.

Es gibt im Le
das physische, sonder
es nicht vernachlässig
eine gewisse Lebensor
wort, aber ich glau
Verdienst der Neuheit
serer Ausbildung ist
Wahrheiten, welche a
gleiche mit uns ...

Die bewundernswürdige Verkettung der menschlichen Vorstellungen in der Aufeinanderfolge der Zeitalter, die Geschichte des menschlichen Geistes, welche ihn auf den Standpunkt geführt hat, wo er jetzt in der übrigen Welt steht, haben keine Wirkung auf uns geäußert. Was anderswo längst Bestandtheil des menschlichen und gesellschaftlichen Lebens ist, das ist für uns nur Theorie und Spekulation. Ja, Sie selbst z. B., Madame (ich muß es Ihnen wohl sagen), Sie, die Sie so glücklich organisirt sind, daß Sie alles Wahre und Gute, was es in der Welt gibt, aufnehmen können, Sie, die Sie geeigenschaftet sind Alles kennen zu lernen, was die süßesten und reinsten Seelengenüsse bringt, wo stehen Sie, ich bitte Sie, mit allen diesen Vorzügen? Sie suchen noch nicht was das Leben, sondern nur was den Tag ausfüllen soll. Selbst Alles, was anderswo den nothwendigen Rahmen des Lebens bildet, in welchem alle Begebenheiten des Tages sich so natürlich ordnen, was eine ebenso unentbehrliche Bedingung eines gesunden sittlichen, wie die gute Luft Bedingung eines gesunden physischen Daseyns ist, fehlt Ihnen. Sie begreifen, daß hier noch weder von sittlichen noch von philosophischen Grundsätzen die Rede ist, sondern ganz einfach von einem wohlgeordneten Leben, von jenen Angewöhnungen, jenen praktischen Uebungen der Geisteskraft, welche dem Geiste eine Behaglichkeit, der Seele eine regelmäßige Bewegung gewähren.

Sehen Sie um sich! Steht nicht Jedermann mit einem Fuße gleichsam in der Luft? Man möchte sagen, alle Welt befinde sich auf Reisen. Da ist kein bestimmter Lebenskreis für irgend Jemanden, keine gute Gewöhnung, keine Regel für irgend etwas; kein häuslicher Herd; nichts was festhält, nichts was unsere Sympathien, unsere Neigungen weckt, nichts Dauerndes oder Bleibendes; Alles geht davon, Alles verfließt ohne Spuren außer oder in uns zu hinterlassen*). Aber lassen Sie uns zuvörderst noch

---

*) Wir übergehen hier und im Folgenden einige Sätze, welche die, unserer Meinung nach, übertriebene Schilderung russischer Zustände noch weiter ausführen. (Anm. des Uebersetzers.)

Festlandes, so fir
rung, die Unbeh
Unhaltbarkeit de
Streben zu neuen
klares Bild mache
ist diese innere Be
lich entgegengesetzte
nicht mehr allmäch
nicht bezeichnen, ge
noch immer fort arl
regelmäßig mehr ei
wohl aber der Ken
und das falsche Ine
früher oder später d
der gewaltsame Bru
stehen, wenn die G
der kleinern Theile
man kann noch woh
der Verständige

man mit Recht die Frage: ob keine schützende Elemente mehr vorhanden? ob keine Kräfte mehr wirksam seien, und ob keine Verhältnisse in der Gesellschaft und im Staat mehr bestehen, welche den gewaltsamen Umsturz unserer Zustände verhüten, und ohne heftige Erschütterungen eine neue Gestaltung derselben zu bewirken vermöchten?

Ich nehme diese Frage auf und werde darum in folgenden Betrachtungen diese Elemente, diese Kräfte und diese Verhältnisse beleuchten.

Geschrieben Ende September.

Balderich Frank.

XLI.

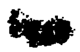
Aus Oesterreich.

Am 24. Oktober.

Es drängt mich unter dem überwältigenden Eindruck der kaiserlichen Verordnungen an Sie zu schreiben. Die Befürchtungen schwarz Blickender, der Warschauer Congreß werde Maßregeln in sich schließen, welche die Staatsomnipotenz vermehrten, haben sich in das Entgegengesetzte verkehrt. Der Kaiser ist Austriâ pacatâ nach Warschau gegangen und dem großen Wolfe in Westeuropa wurde die ungarische Thüre vor der Nase zugeschlagen. Das ist ein großes Factum und der Werth desselben nicht hoch genug anzuschlagen. Bereits bei Ausbruch des vorigen Krieges war dieß angerathen worden; die damals herrschenden Einflüsse gestatteten nicht darauf einzugehen. Ungarn hat mehr erlangt, als es billiger Weise wünschen konnte; es ist jetzt an den Ungarn, nicht an der Vernichtung oder Verkleinerung, sondern an der Wiederherstellung des Reiches zu arbeiten. Die Krönung des Kaisers als König wird folgen; das ist selbstverständlich, und wenn man die Mühe bedenkt, welche sich die alten Habsburger gaben, die Krone Ungarns zu erlangen, so ist auch im 19. Jahrhundert die Krone

des hl. Stefan noch immer eine Reise nach Preßburg und Ofe
werth. Kurz, das Blatt hat sich entscheidend gewendet. Diej
nigen, welche die Auflösung der Monarchie verkündeten, werde
erkennen, daß sie etwas voreilig urtheilten und die Adhäsionskra
Oesterreichs nicht kannten.

Was zu Grabe getragen wurde, mit Trompeten- und Po
saunenschall, das ist das berühmte Neuösterreich, welches d
Allg. Zeitung wachsen sah und von dem die Wiener Correspo
denten in maßloser Thorheit und Nichtberücksichtigung ander
Nationalitäten ein regelmäßiges Wachsthum-Bülletin herausz
geben pflegten. Hätten sie sich an das Wort des Freiherrn v
Hügel erinnert: was wächst, macht keinen Lärm! Das war b
reits im vorigen Jahre vorauszusehen. Siegte man bei Magen
und Solferino, so war das Bach'sche System geborgen; siegte m
nicht, so mußten die unitarischen Bestrebungen von einer ga
andern Grundlage ausgehen. Hätten uns damals die Deutsch
unterstützt, hätte die erhabene Sybelsche Theorie, Oesterreicher u
Franzosen sich gegenseitig aufreiben zu lassen, trotz ihrer Unsittlichk
nicht den Beifall der Höfe erhalten, so würde sich das Ge
manisirungssystem in Oesterreich in Kraft, die Bachis
Theorie im Fortschritte erhalten haben. Wieder hat die U
einigkeit der Deutschen, die politische Immoralität ihrer „Ed
sten und Besten" die Stellung der Deutschen herabgedrückt u
wie die Deutschen 1859 durch die politischen Verkehrtheiten
Schüler Ranke's das Gespött der Ungarn und Slaven,
Italiener und Franzosen geworden, stürzt 1860 das System,
über Slaven und Ungarn zu stellen, in einfacher Consequenz
vorausgegangenen pfiffig dummen Haltung unserer theuren Lan
leute zusammen. Für den Augenblick sind die Ungarn die he
schende Nation Oesterreichs, das wird man wahrscheinlich „
Deutschland" sehr gut finden, und wenn die Ungarn deutsche B
amte und Professoren (die sog. Schwaben) unter sich nicht duld
wird man in der berühmten kosmopolitischen Schalheit unse
Auffassungsweise nichts dagegen einzuwenden haben. Es sind
nur „Oesterreicher!" Nun wollen wir sehen, was uns Ungarn u
Polen, welche die Deutschen ablösen, für Zustände bringen werd
Am meisten dürfte denn doch Weiterblickende die Entlassung d
Grafen Thun stutzig machen. Natürlich ist darüber bei al
Bureaukraten großer Jubel; der „Concordats-Minister" ist g
stürzt, sein Ministerium aufgelöst und der Unterricht wieder un
das Ministerium des Innern gebracht. Graf Thun selbst sche
von der raschen Wendung der Dinge überrascht worden zu se
Er hat bis zum letzten Augenblicke auf seinem Posten ausgehar
jedoch die Positionen nicht mehr vertheidigen können und di



werden nun Einflüssen erliegen, welche man noch nicht berechnen kann. Es ist jetzt nicht Zeit über den edlen Grafen zu urtheilen, welcher sein Werk halb vollendet lassen mußte und namentlich den Universitäten jene Autonomie nicht verschaffen konnte, welcher sie jetzt vor Allem benöthigt seyn dürften. Daß aber große Besorgnisse gehegt werden, wenn die Lehranstalten, statt sie außer den Schwankungen politischer Operationen zu stellen, etwa auf's Neue als Experimentirobjekt angesehen werden sollten, kann nicht geläugnet werden. Das wirkliche Aufblühen der österreichischen Universitäten stand bisher mit der socialen Stellung des Universitätsprofessors in keinem richtigen Verhältnisse. Das ganze Dichten und Trachten aller derjenigen, welche es mit der Wissenschaft in Oesterreich redlich meinen, muß daher darauf gerichtet seyn, den Universitäten eine corporative Stellung zu verschaffen.

Um jedoch auf die allgemeinen Angelegenheiten zurückzukommen, so hat das hochherzige Benehmen des Erzherzogs Albrecht, das Obercommando nicht anzunehmen und dasselbe dem Feldzeugmeister Benedek zu überlassen, allgemein einen erhebenden Eindruck hervorgerufen Wenn der Erzherzog, welcher hinlänglich Beweise von Heldenmuth gab, so handelt, so trifft es nun jene Generäle, welche im Frieden dick thun und Napoleon einst als fertig und abgehaust darstellten, dem edlen Beispiele zu folgen.

Was übrig bleibt, ist allmählige Umwandlung des Polizeistaates in einen Rechtsstaat. Dieses ist in dem Programm, welches in jeder Zeile Zeugniß eines hohen sittlichen Ernstes ablegt, nicht mit dürren Worten ausgesprochen, aber durch die verheißene Trennung der Administration von der Justiz genugsam angedeutet. Letzteres ist die juristische Frage und Phrase des Tages; ersteres ist die Lebensfrage für Oesterreich. Die Bestimmungen über die Landesvertretungen werden demnächst erwartet. Man wird sich jedoch in sie erst hineinleben und viel Takt, Ruhe, Besonnenheit und Patriotismus von den ersten Vertretern mitgebracht werden müssen, damit, was der Kaiser gab, auch eine Wahrheit werde und die Leute, des politischen Gehens entwöhnt, nicht schon nach der ersten Unbequemlichkeit wieder zu den bisherigen Vormündern freiwillig zurückkehren. Was man bisher beurtheilen kann, so ist für den Schwerpunkt zur Erhaltung der Reichseinheit durch Verstärkung des Reichsrathes und seiner Competenz gesorgt. Der Kaiser ist jetzt constitutioneller Monarch. Er wird wieder König von Ungarn und zweifelsohne dann auch König von Böhmen. Der Bonapartismus, mit welchem die Wiener Advokatenpolitik so lange liebäugelte, die Eintheilung Oesterreichs in Departements, die künftige Präfekten-Regierung und wie der ganze Abklatsch der Administration nach französischem Zuschnitt werden sollte, sind be-

Im Ganzen,
Standpunkt der F
der von den Män
darf jedoch nicht v
Alles geschaffen
ßigung und Einsich
thum, geben könne
Thatkraft in die Be
noch ein politisches
es wünschen und w
Gebrechen kennen.
eine wohlthätige Kr
nicht lange auf sich

---

*) Wir werden eile
schaft aus Wien
den herrschenden
zulegen, womit w
mes Interesse un

XLII.

Katholische Richtungen in der russischen Gesellschaft.

(Nachtrag zu den „Studien und Skizzen über Rußland".)

Seitdem der berühmte Fürst Gagarin, Mitglied der Gesellschaft Jesu zu Paris, sein merkwürdiges Buch: La Russie sera-t-elle catholique? im J. 1856*) veröffentlicht hat, ist er, wie mehrere andere Druckschriften und eine in der Kirche Notredame des Viktoires gehaltene Rede beweisen, für seinen großen Zweck unermüdlich thätig geblieben, und er hat nun die Genugthuung, daß endlich auch die Gegner, namentlich unter den russischen Literaten sich rührten. Schon hat sich eine nicht unbedeutende Literatur über den Gegenstand gebildet, und Paris ist der eigentliche Kampfplatz geworden. Neuestens scheinen sich hier die russischen Widersacher der katholischen Union mit den gallikanischen Laien der Dupin'schen Schule zusammengefunden und zum gemeinsamen Feldzug verabredet zu haben. Daraus ist eine kleine Zeitschrift unter dem Titel L'Union chrétienne entstanden, welche von dem Geistlichen

---

*) Die Schrift ist zu Münster bekanntlich auch deutsch erschienen mit einem trefflichen Vorwort des Freiherrn August von Harthausen.

Gewiß, man kann auch auf andere Weise, als in Europa civilisirt werden: ist man es nicht in Japan und mehr noch als in Rußland, wenn man einem unserer Landsleute glauben soll? Werden aber jenes Christenthum und diese Civilisation diejenige Ordnung der Dinge herbeiführen, von welcher ich soeben sprach, und welche die endliche Bestimmung des Menschengeschlechts ist?

Es ist zweierlei im Christenthume sehr wohl zu unterscheiden, nämlich seine Wirkung auf den einzelnen Menschen und seine Wirkung auf das geistige Gesammtwesen. Beide vereinigen sich in der höchsten Vernunft und streben nothwendig nach einem und demselben Ziele. Aber die Zeitdauer, in welcher die ewigen Absichten der göttlichen Weisheit sich erfüllen, kann nicht von unseren beschränkten Sehkräften ermessen werden. Wir müssen das göttliche Wirken, welches sich in einer gegebenen Zeit, im menschlichen Leben offenbart, von demjenigen unterscheiden, welches nur im Unendlichen stattfindet. Am Tage der endlichen Erfüllung des Werkes der Erlösung werden alle Herzen nur ein einziges Gefühl und alle Geister nur einen einzigen Gedanken haben, und alle Scheidemauern zwischen den Völkern und Gemeinschaften werden fallen. Aber gegenwärtig ist es für Jeden wichtig zu wissen, wie er in der Ordnung des allgemeinen Berufs der Christen gestellt ist, d. h. welches seine Mittel sind zum Zusammenwirken für das der ganzen menschlichen Gesellschaft vorgesteckte Ziel. Es gibt also nothwendig einen gewissen Kreis von Ideen, in welchem sich die Geister innerhalb der Gesellschaft bewegen, wo dieses Ziel erreicht werden soll, d. h. wo der geoffenbarte Gedanke reifen und zu seiner ganzen Fülle gelangen soll. Dieser Ideenkreis, diese geistige und sittliche Sphäre, bringt dort nothwendig eine gewisse Art des Daseyns und einen Gesichtspunkt hervor, welche, ohne genau dieselben für einen Jeden in Beziehung auf uns wie auf alle anderen europäischen Völker zu seyn, doch eine und dieselbe Weise des Daseyns, als Ergebniß jener unermeßlichen Arbeit von achtzehn Jahrhunderten, bewirken, an welcher alle Neigungen, alle Interessen, alle Leiden, alle Erfindungen der Einbildungskraft, alle Anstrengungen der Vernunft Theil genommen haben.

Alle europäischen Völker schritten Hand in Hand in den

waren wir, aber die Frucht des Christenthums reifte nicht für uns.

Ich frage Sie: ist es nicht ungereimt (wie man allgemein bei uns thut) anzunehmen, daß wir jenen so langsam und durch die unmittelbare und augenscheinliche Wirkung einer einzigen moralischen Macht bewerkstelligten Fortschritt uns auf einen Zug aneignen könnten, ohne uns darüber zu unterrichten, wie er sich gemacht hat? Man begreift nichts vom Christenthume, wenn man nicht begreift, daß es eine rein geschichtliche Seite hat, welche so wesentlich zur Glaubenslehre gehört, daß sie in gewisser Weise die ganze Philosophie des Christenthums in sich schließt, weil sie zeigt, was es für die Menschen gethan hat und was es in der Zukunft für sie thun soll. So erscheint die christliche Religion nicht allein als ein in die vergänglichen Formen des menschlichen Geistes gefaßtes System der Sittenlehre, sondern als eine göttliche und ewige Macht, die in dem Ganzen der Geisterwelt thätig ist, und deren sichtbare Thätigkeit für uns eine immerwährende Belehrung seyn soll. Das ist der eigentliche Sinn des Glaubenssatzes, welcher in der Bekenntnißformel durch den Glauben an eine allgemeine Kirche ausgedrückt ist. In der christlichen Welt soll Alles zusammenwirken und wirkt in der That zusammen zur Gründung einer vollkommenen Ordnung auf Erden: sonst würde das Wort des Herrn durch die That widerlegt werden. Er würde nicht mitten in seiner Kirche seyn bis an's Ende der Zeiten. Die neue Ordnung, das Reich Gottes, welches von der Erlösung verwirklicht werden sollte, würde nicht verschieden seyn von der alten Ordnung, der Herrschaft des Bösen, welche von ihr vernichtet werden sollte, und es würde nur noch jene eingebildete Vervollkommnungsfähigkeit vorhanden seyn, der Traum der Philosophie, den jede Seite der Geschichte widerlegt, das eitle Treiben des menschlichen Geistes, welches nur den Bedürfnissen des materiellen Daseyns genügt und den Menschen zwar auf eine gewisse Höhe, aber nur um ihn in tiefere Abgründe zu stürzen, gehoben hat.

Aber, werden Sie mir sagen, sind wir denn nicht Christen, und kann man nur auf europäische Weise civilisirt werden? Ohne Zweifel sind wir Christen, aber sind es die Abyssinier nicht auch?

Gewiß, man kann auch auf andere Weise, als in Europa civilisirt werden: ist man es nicht in Japan und mehr noch als in Rußland, wenn man einem unserer Landsleute glauben soll? Werden aber jenes Christenthum und diese Civilisation diejenige Ordnung der Dinge herbeiführen, von welcher ich soeben sprach, und welche die endliche Bestimmung des Menschengeschlechts ist?

Es ist zweierlei im Christenthume sehr wohl zu unterscheiden, nämlich seine Wirkung auf den einzelnen Menschen und seine Wirkung auf das geistige Gesammtwesen. Beide vereinigen sich in der höchsten Vernunft und streben nothwendig nach einem und demselben Ziele. Aber die Zeitdauer, in welcher die ewigen Absichten der göttlichen Weisheit sich erfüllen, kann nicht von unseren beschränkten Sehkräften ermessen werden. Wir müssen das göttliche Wirken, welches sich in einer gegebenen Zeit, im menschlichen Leben offenbart, von demjenigen unterscheiden, welches nur im Unendlichen stattfindet. Am Tage der endlichen Erfüllung des Werkes der Erlösung werden alle Herzen nur ein einziges Gefühl und alle Geister nur einen einzigen Gedanken haben, und alle Scheidemauern zwischen den Völkern und Gemeinschaften werden fallen. Aber gegenwärtig ist es für Jeden wichtig zu wissen, wie er in der Ordnung des allgemeinen Berufs der Christen gestellt ist, d. h. welches seine Mittel sind zum Zusammenwirken für das der ganzen menschlichen Gesellschaft vorgesteckte Ziel. Es gibt also nothwendig einen gewissen Kreis von Ideen, in welchem sich die Geister innerhalb der Gesellschaft bewegen, wo dieses Ziel erreicht werden soll, d. h. wo der geoffenbarte Gedanke reifen und zu seiner ganzen Fülle gelangen soll. Dieser Ideenkreis, diese geistige und sittliche Sphäre, bringt dort nothwendig eine gewisse Art des Daseyns und einen Gesichtspunkt hervor, welche, ohne genau dieselben für einen Jeden in Beziehung auf uns wie auf alle anderen europäischen Völker zu seyn, doch eine und dieselbe Weise des Daseyns, als Ergebniß jener unermeßlichen Arbeit von achtzehn Jahrhunderten, bewirken, an welcher alle Neigungen, alle Interessen, alle Leiden, alle Erfindungen der Einbildungskraft, alle Anstrengungen der Vernunft Theil genommen haben.

Alle europäischen Völker schritten Hand in Hand in den

Jahrhunderten vorwärts. Was sie gegenwärtig auch thun mögen um, jedes in seinem Sinne, verschiedene Bahnen einzuschlagen, sie finden sich doch immer wieder auf einem und demselben Wege zusammen. Um die Entwicklung dieser Völkerfamilie zu begreifen, ist es nicht nöthig die Geschichte zu studiren. Lesen Sie nur den Tasso und sehen Sie jene Völker alle niedergesunken am Fuße der Mauern Jerusalems. Erinnern Sie sich, daß sie während fünfzehn Jahrhunderten nur eine einzige Sprache gehabt haben um zu Gott zu sprechen, nur eine einzige geistige und sittliche Autorität, nur eine einzige Ueberzeugung. Bedenken Sie, daß während fünfzehn Jahrhunderten, in jedem Jahre an demselben Tage, zu derselben Stunde, in denselben Worten alle zugleich ihre Stimmen zu dem Höchsten erhoben haben, um seinen Preis in der größten seiner Wohlthaten zu feiern. Bewundernswürdiger Einklang, tausendmal erhabener als alle Harmonien der physischen Welt! Nun, weil diese Sphäre, in welcher die Europäer leben und welche die einzige ist, in der das Menschengeschlecht zu seiner endlichen Bestimmung gelangen kann, das Ergebniß des Einflusses der Religion ist, so wird es auch klar seyn, daß, wenn bisher die Schwäche unseres Glaubens oder die Mangelhaftigkeit unseres Dogma's uns außerhalb dieser allgemeinen Bewegung, in welcher die sociale Idee des Christenthums sich entwickelte und gestaltete, gehalten und uns in die Kategorie der Völker, welche nur mittelbar und sehr spät von der vollständigen Wirkung des Christenthums Nutzen ziehen sollen, geworfen hat — man suchen muß unsern Glauben durch alle möglichen Mittel wieder zu beleben und uns eine wahrhaft christliche Richtung zu geben: denn das Christenthum hat hienieden Alles gemacht. Dieß ist was ich sagen wollte, als ich Ihnen sagte, daß es nöthig wäre die Erziehung des Menschengeschlechtes bei uns von neuem zu beginnen.

Die ganze Geschichte der modernen Gesellschaft geht auf dem Boden der Meinung vor sich. Das ist also eine wahrhafte Erziehung. Ursprünglich auf dieser Grundlage errichtet, ist sie nur durch den Gedanken vorwärts gegangen. Die Interessen sind in dieser Geschichte immer den Ideen gefolgt und ihnen nie vorangegangen. Immer haben darin die Meinungen Interessen, und

welche die ersten
dieses Zeitraumes,
knüpft sich an die
Neuzeit. Die Bild
geistlichen Gewalt,
den Ländern des No
kommt die Erhebung
Befestigung der rel
literarische Entwicklu
der Herrschaft der N
ebenso gut die heili
wählten Volks. Kur
schaft ward bestimmt
die Religion ertheilten
kann sagen das einzige
Zeit ein anderes als d
tiven, persönlichen Int

Ich weiß, daß m
der menschlichen Natu
schätzen, dieß alles F
Aber was man auch sa
präge eine ganz durch e
hervorgebracht

Wahrheit sich eine Welt von Ideen auferbauet haben, von der wir uns kaum ein Bild machen, in die wir uns noch weniger, wie wir es doch meinen, mit Leib und Seele versetzen können.

Noch einmal, es ist sicherlich nicht Alles in den europäischen Ländern Vernunft, Tugend, Religion. Aber Alles ist da in geheimnißvoller Weise beherrscht durch die Macht, welche dort als höchste während einer Reihe von Jahrhunderten regiert hat! Alles ist dort das Ergebniß jener langen Verkettung von Thatsachen und Ideen, welche den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft hervorgebracht hat. Einen Beweis davon, unter anderen, lassen wir hier folgen. Das Volk, dessen Physiognomie am kräftigsten ausgeprägt ist, dessen Einrichtungen am meisten das Gepräge der Neuzeit an sich tragen, das englische, hat, eigentlich gesprochen, nur eine religiöse Geschichte. Die letzte Revolution der Engländer, welcher sie ihre Freiheit und ihren Wohlstand verdanken, sowie die ganze Reihe der Begebenheiten, welche seit Heinrich VIII. diese Revolution herbeigeführt haben, ist nur eine religiöse Entwicklung. In dieser ganzen Periode erscheint das eigentlich politische Interesse als ein secundärer Hebel, der zuweilen ganz verschwindet oder der Meinung aufgeopfert wird. Auch in dem Zeitpunkt, wo ich dieses schreibe (i. J. 1829), bewegt noch das Interesse der Religion dieses bevorzugte Land. Aber, im Allgemeinen genommen, welches Volk in Europa würde nicht in seinem volksthümlichen Bewußtseyn, wenn es sich die Mühe nähme darin nachzusuchen, das besondere Element finden, welches, in der Form eines heiligen Gedankens, beständig während der ganzen Dauer seines Daseyns das belebende Princip, die Seele seines gesellschaftlichen Wesens war?

Das Wirken des Christenthums ist keineswegs auf seinen unmittelbaren und direkten Einfluß auf das geistige Wesen des Menschen beschränkt. Das unermeßliche Ergebniß, welches hervorzubringen es bestimmt ist, soll nur die Wirkung einer Menge von moralischen, intellectuellen, socialen Combinationen seyn, worin die vollkommene Freiheit des menschlichen Geistes nothwendig allen möglichen Spielraum finden muß. Man begreift also, daß Alles, was seit dem ersten Tage unserer Zeitrechnung, oder vielmehr seit

dem der Heiland zu seinen Jüngern gesagt hat: Geht, prediget das Evangelium aller Creatur, geschehen ist, mit Inbegriff aller gegen das Christenthum gerichteten Angriffe, vollkommen in diesem allgemeinen Gedanken seines Einflusses eine Stelle findet. Es genügt zu sehen wie Christus allgemein, es sei nun mit oder ohne Bewußtseyn, mit oder ohne Gewalt, in den Herzen herrscht, damit man die Erfüllung seiner Weissagungen erkenne. So, trotz alles dessen, was in der europäischen Gesellschaft in ihrer gegenwärtigen Beschaffenheit unvollständig, lasterhaft, schuldbeladen ist, muß man doch nicht weniger es wahr finden, daß das Reich Gottes in gewisser Weise verwirklicht ist, weil es das Princip eines unbegrenzten Fortschritts in sich faßt, und weil es im Keime und in den Grundbestandtheilen Alles besitzt, was nöthig ist, damit es sich eines Tages für beständige Dauer auf der Erde herstelle.

Bevor ich diese Betrachtungen über den Einfluß der Religion auf die menschliche Gesellschaft schließe, Madame, will ich hier abschreiben, was ich früher in einer Ihnen noch unbekannten Schrift gesagt habe. Es ist gewiß, sagte ich, daß man vom Christenthume keinen klaren Begriff hat, so lange man sein Wirken nicht allenthalben wahrnimmt, wo der menschliche Gedanke es in irgend einer Weise berührt, geschähe es auch nur um es zu bekämpfen. Allenthalben, wo der Name Christus ausgesprochen wird, reißt schon dieser Name allein die Menschen hin, was sie auch beginnen mögen. Nichts zeigt besser den göttlichen Ursprung der Religion Christi als dieser Charakter der unbedingten Allgemeinheit, welcher Ursache ist, daß es auf alle mögliche Weise in die Gemüther eindringt, daß es sich der Geister ohne ihr Wissen bemächtigt, sie beherrscht, sie sich unterwirft, selbst wenn sie ihm am meisten zu widerstehen scheinen, indem es ihnen das Verständniß von Wahrheiten, welche ihnen früher fremd waren, eröffnet, indem es das Gemüth Anregungen empfinden läßt, welche es noch nie gefühlt hatte, indem es uns Gesinnungen einflößt, welche uns, ohne daß wir es merken, in die allgemeine Ordnung einführen. So findet sich die Aufgabe jeder Individualität durch das Christenthum bestimmt und so läßt es Alles zu einem gemeinsamen

Zwecke zusammenwirken. Wenn man das Christenthum aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, so wird jeder Ausspruch Christi eine leuchtende Wahrheit. Deutlich sieht man dann das Spiel aller Triebfedern, welche seine allmächtige Hand in Bewegung setzt, um den Menschen zu seiner Bestimmung hinzuführen, ohne seine Freiheit anzutasten, ohne irgend eine der Kräfte seiner Natur zu lähmen, vielmehr im Gegentheile so daß es ihre Spannkraft vermehrt und Alles, was er an eigenem Vermögen besitzt, bis in's Unendliche erhöht. Man sieht, daß kein moralisches Element in der neuen Ordnung der Dinge unthätig bleibt, daß Alles darin seine Stelle und Anwendung findet, sowohl das Denkvermögen mit seinen kräftigsten Fähigkeiten, wie das erweiterte und erwärmte Gefühl (l'expansion chaleureuse du sentiment), der Heldenmuth einer starken Seele ebensowohl wie die Hingebung eines gebeugten Gemüthes. Jedem mit Verstand begabten Wesen zugänglich, sich an jeden wie immer gearteten Herzschlag anschließend, zieht der geoffenbarte Gedanke Alles mit sich fort, und wächst und kräftigt sich selbst durch die Hindernisse, welchen er begegnet. Mit dem Genie erhebt er sich auf eine den anderen Sterblichen unerreichbare Höhe, mit dem zaghaften Gemüthe schreitet er nur auf ebner Erde und in abgemessenen Schritten vorwärts; in dem Geiste eines Denkers ist er schrankenlos und tief, in einer durch die Einbildungskraft beherrschten Seele ist er ätherisch und schöpferisch an Bildern, in dem zärtlichen und liebenden Herzen löset er sich auf in Mildthätigkeit und Liebe; immer schreitet er auf gleicher Linie einher mit jedem Geiste der sich ihm hingibt, erfüllt ihn mit Lebenswärme, mit Kraft und Klarheit.... Aber die Einwirkung des Christenthums auf die menschliche Gesellschaft im Allgemeinen ist noch bewundernswürdiger. Man entrolle das ganze Gemälde der Gesellschaft der neuen Zeit, und man wird sehen, wie das Christenthum alle Interessen der Menschen in seine eignen umwandelt, wie es allenthalben das materielle Bedürfniß durch das moralische ersetzt, wie es im Gebiete des Gedankens jene großen Meinungskämpfe aufregt, von denen die Geschichte keines anderen Zeitraumes und keiner anderen Genossenschaft ein Beispiel liefert, jene furchtbaren Kämpfe, in welchen das ganze Leben der Völker eine große Idee und ein un-

... fich trag
thätige Werk
gen bewegen
Massen, ohne
ohne das Zie

Es ist 3
stehe, daß es
trachtungen zu
Augen auf jene
meine Tröstunge
Zukunft der Me
der verdrießlichen
zu athmen, einen
nicht Ihre Zeit
Gesichtspunkt kenn
betrachten muß,
Ich mußte Ihnen
sprach; doch habe
die ganze Wahrheit
keine Art von Verbl
nalen Vorurtheils n
Menschen am meisten

Soweit

welche sich auch im Protestantismus finde. Puschkin macht dabei die sonderbare Bemerkung: die katholische Idee sei monarchisch gewesen, aber republikanisch geworden. Im J. 1836 ließ Tsch. sein oben mitgetheiltes Schreiben in russischer Uebersetzung in der Moskauer Zeitschrift „Teleskop" drucken; die Folge war, daß das Journal unterdrückt, der Redakteur in die Gegend des Weißen Meeres verbannt, der Censor abgesetzt, Tschadaajeff aber für irrsinnig erklärt, zum Hausarrest verurtheilt und unter ärztliche Aufsicht gestellt wurde. Daher der Titel einer von ihm hinterlassenen Handschrift „Apologie eines Narren"; er starb erst im J. 1856.

P. Gagarin vergleicht Tschadaajeffs Meinung, wornach die fortdauernde Trennung der russischen Kirche von der allgemeinen die Ursache des geistig-socialen Verkommens in Rußland sei, mit der Ansicht des Fürsten Dolgorukow, welcher die Autokratie für die Ursache alles Uebels hält. Gagarin bemerkt mit Recht, daß die beiden Meinungen im Grunde auf Eines hinauslaufen; denn die erste aller Freiheiten sei die Trennung der geistlichen und der weltlichen Gewalt, welche hinwieder am einfachsten und wirksamsten durch den Katholicismus vor sich gehe. In Rußland bestehe keine wahrhafte Unterscheidung zwischen den beiden Gewalten, und beim Lichte betrachtet sei dieß eben das Wesen des Schisma, denn wenn die Kirche aufhöre universal zu seyn, und national zu werden, so gerathe sie natürlich und nothwendig unter den Einfluß der Staatsgewalt. Derselbe Verlust ihrer Unabhängigkeit, welcher die russische Kirche an ihrer Aussöhnung mit dem Papstthum hindert, ist zugleich die fortfließende Quelle des Autokratismus, dem Fürst Dolgorukow das Verderben Rußlands zuschreibt.

Tschadaajeff ist, wie Fürst Gagarin versichert, selbst nicht zur katholischen Kirche übergetreten, aber einige seiner ausgezeichnetsten Zeit- und Volksgenossen haben diesen Schritt gethan. Obenan nennt der Fürst Madame Swetschin, die

Madame S
nal abgedru
ner bittern
religiös; ein
ser Gesellschaf
inquisitorische
sten Errungen
Künste; kurz
schmacke entspre
gen hatten nur
habe auch, mein
Falloux und Lac
dem sanften Ein
nahe gestanden h
die Biographie d
Leser finde, welche
Tolstoi.

Zu den Geist
sondere noch der Für
traten wirklich zur k
existirt ein

er ein Schreiben an den Bischof von Chester über die Emancipation der irländischen Katholiken veröffentlicht, und der Marquis von Custine hat in seiner bekannten Reisebeschreibung Fragmente von Unterredungen niedergelegt, die er auf dem Lübecker Dampfschiffe mit Fürst Kozlowski geführt, und welche im Wesentlichen den von Tschadaajeff ausgesprochenen Ansichten ganz ähnlich waren. — Lunin hatte sich in dem Feldzuge von 1812 sehr ausgezeichnet und dann längere Zeit in Paris gelebt. In Warschau trat er später aus dem Schisma in die kirchliche Einheit zurück. Wegen Theilnahme an den geheimen Gesellschaften, welche den Aufstand vom 14. Decbr. 1825 zur Folge hatten, wurde er nach Sibirien verbannt, wo er noch kurz vor seinem Tode aus der Hand eines katholischen Priesters die Sakramente empfing. P. Gagarin rühmt den Geist und die Frömmigkeit Lunins nach den Schilderungen von Mitgefangenen, welche er zu sprechen Gelegenheit hatte.

Zu den vielen Personen beiderlei Geschlechts, welche unter der Regierung Alexanders I. das Schisma verließen, zählt er aber halb und halb auch den genannten Czaren sebst. Bekanntlich ging allgemein die Sage, daß Alexander katholisch gestorben sei. Mit Bestimmtheit läßt sich freilich nicht sagen, welche Richtung der Czar genommen, seitdem er die Frau von Krüdener nicht mehr gesehen; aber die Zeugnisse häuften sich, daß er sich der katholischen Anschauung sehr genähert habe. P. Gagarin fügt aus dem Munde glaubwürdiger Personen noch eine neue Angabe hinzu. In der nächsten Umgebung Alexander's habe sich nämlich ein eifriger Katholik, General Michaud, befunden, in dessen Händen wichtige Papiere über die religiöse Stellung des Czaren gewesen seien; nach dem Tode Michaud's habe sie dessen Bruder auf seinen ausdrücklichen Wunsch dem Czaren Nikolaus übergeben, gerade zur Zeit der Allokution Gregor's XVI. vom 22. Juli 1842. Andererseits behauptet Moroni in seinem bekannten Lexikon, Papst

setzliche Glaubenst
würden auch die T
in den Ansichten T
gegenstandlos werd
Vaterland und de
trotz der in der rus
sich doch in diesen
welche eine stets wa
lischen Kirche hinzieh
kens über die religi
berühmten Tagesbefel
nicht nur die Religio
cip und Leben der C
Schlußstein des Chris
scheinen gegenwärtig d
worin unser Glaube b

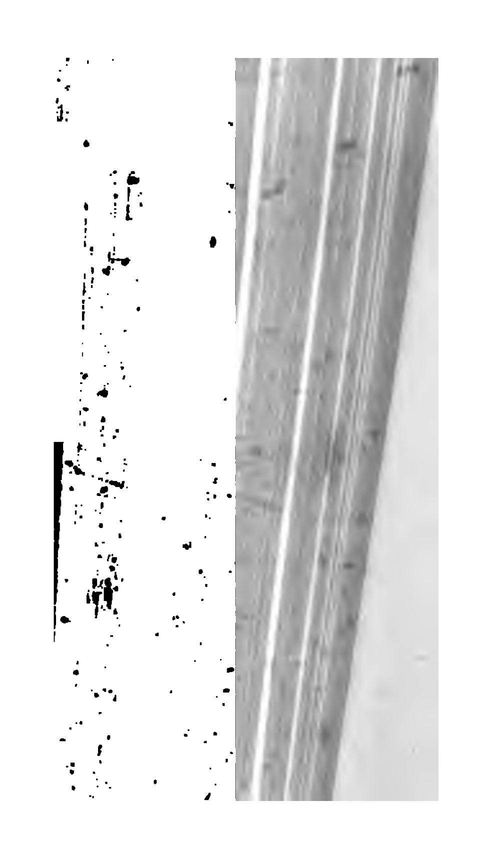
XLIII.

Politische Gedanken vom Oberrhein.

II. Die materiellen Interessen und ihre Wirkungen.

Die natürliche Produktion und die künstlichen Gewerbe, die Erzeugnisse und deren Verwerthung, der Handel und die Industrie, der allgemeine Verkehr und die Förderungsmittel, die Staatsschulden und die Papierwirthschaft, der Geldmarkt und das Spiel der Börsen — das Alles und was damit zusammenhängt, hat man in den weiten Begriff der materiellen Interessen zusammengeworfen. Diese materiellen Interessen haben zu jeder Zeit ihre Rechte geltend gemacht, aber in unseren Tagen haben sie sich zu einem überwiegenden Bestandtheil im gesellschaftlichen und im staatlichen Leben gesteigert, und sie haben Verhältnisse geschaffen, die früher ganz unbekannt waren. Man mußte diesen Verhältnissen Zugeständnisse machen; man hat ihnen Einrichtungen und Grundsätze geopfert — und dennoch will man darin die geheimnißvollen Kräfte finden, welche alle anderen Zustände erhalten und schützen.

1. Das System der Anleihen ist eine Nothwendigkeit, der Credit ist der Staatschatz und Interessen, die sonst getheilt und einzeln bestunden, sind jetzt gemeinschaftlich geworden. Der



..gemeine
ten, so m
nehmen, un
früher lächer

Auf den
tenthum alles
und beherrsche
Gesellschaften
ihre Angelegen
mußten sie man
welche in bestim
Die deutschen R
enges Sonderwes
Vaterland nur in
fällig bewohnte,
Vereinen unterhan
deren Ländern war
lungen genöthigt, un
die Entferntesten zusa
ken der Sonderung
tisch abschließen und

Gebiete irgend eine industrielle Unternehmung gelang, und jede neue Fabrik zerstörte doch wieder einen Theil der Abgeschlossenheit, in welcher die Regierung sich groß und mächtig erschien. Die Staaten mußten Verbindungen eingehen und sich einer Gesammtheit unterwerfen; sie mußten besondere Vortheile aufgeben und mußten Fesseln lösen, die sie eben noch für nothwendig gehalten hatten. Gerade die materiellen Interessen bewirkten, daß nicht nur in kleinen, sondern daß selbst in größern Staaten die Ausführung des Staatszweckes die Gebietsgrenzen übergriff. Durch die Entwicklung des materiellen Verkehrs mußte es bald dahin kommen, daß das kleine Capital unmächtig ward und daß man nur mit großen Mitteln eine Unternehmung gründen konnte, welche für das Gelingen eine begründete Hoffnung gab. Weil aber der Einzelne nicht die großen Mittel besaß, so wurden die Associationen vermehrt und die Bureaukratie mußte Persönlichkeiten anerkennen, welche ohne eine gewisse Autonomie nicht bestehen konnten und darum eine solche erwarben. So war der Polizeistaat von seinen eigenen Zwecken genöthigt, aus seinem Wesen herauszutreten und allmählig seine Competenz zu beschränken.

Betrachten wir die Staatspapiere, so nehmen wir allerdings wahr, daß die Wirkungen des verwendeten Credits bisher nicht für alle Staaten dieselben gewesen sind. Diejenigen, deren Papiere in den Händen der eigenen Staatsbürger waren, welche folglich nur diese als Gläubiger hatten, sind wenigstens nicht von fremdem Credit, also von fremden Interessen abhängig. Allerdings wäre das Mißtrauen gegen diese Papiere immer eine Hemmung des Verkehres, eine Störung des Handels, folglich ein öffentliches Unglück, aber das Steigen oder Sinken der Curse wird vorzugsweise nur von den Zuständen im Innern bedingt. Diese Staaten sind demnach nur von diesen abhängig und die Zinsen ihrer Schuld gehen nicht dem eigenen Nationalvermögen verloren. So ist

es in England, so ist es theilweise in Frankreich, aber so ist es leider nicht in Oesterreich. Die Schuldenmasse des Kaiser-Staats ist nicht nur in ihrem Nennwerthe, sondern auch im Verhältniß zu den natürlichen Hülfsmitteln kleiner als diejenige von Frankreich, aber seine Anleihen wurden zum großen Theile in fremden Ländern aufgebracht und seine Papiere sind demnach im Besitz von Leuten, die nicht seine eigene Staatsangehörigen sind. Die Bedingung, daß die Zinsen gewisser Schulden nicht in Silber bezahlt werden, sagt aus, daß der wahre Betrag derselben mit dem Curswerth des Papiers steigt oder fällt; aber die Verminderung des Papierwerthes, d. h. des Silberwerthes der zu leistenden Summe ist immer eine Verminderung des Credits. Der Ausländer sendet die papierenen Zahlungsmittel oder die Coupons der Zinsen wieder nach Oesterreich, und am Ende muß doch Alles in Silber bezahlt werden. Unter allen Umständen geht so während jeden Jahres eine ungeheure Summe Silbers in's Ausland, und wie verwickelt und weitläufig die Wege auch seien, es findet sie doch. Von diesem Silber kehrt ein großer Theil nicht mehr zurück, denn auch der österreichische Aktivhandel ist schwächer als der passive. Nicht der Capitalwerth seiner Schuld lähmt die finanziellen Kräfte von Oesterreich, sondern die Abhängigkeit von fremdem Credit.

Preußens Hülfsmittel sind nicht groß, aber auch seine Staatsschuld ist klein. Allerdings sind viele preußische Papiere im Ausland und sie sind sogar gesücht. Preußen verwaltet vortrefflich, darum hält es den Curs seiner Papiere und die Summen, welche als Zinsen in's Ausland gehen, kehren ihm durch die Industrie einzelner Provinzen reichlich wieder zurück. Rußlands Finanzen sind zerrüttet. Viele seiner Papiere sind im Ausland; es hält durch künstliche Mittel die Curse in gewisser Höhe, aber wie lange es sie also wird halten, wie lange es seine Gläubiger wird befriedigen können, das ist eben die Frage.

Holland und Belgien sind Gläubiger und keine Schuldner, und bekanntlich ist ein großer Theil der österreichischen Papiere in den Händen der Holländer. Die kleinen deutschen Staaten stehen fast alle in günstigen Verhältnissen; diese Staaten können nicht wie die großen den öffentlichen Credit anstrengen und hervorragende Rollen auf dem Geldmarkte spielen, ihr Credit ist weit mehr durch eine materielle Unterlage bedingt; ihre Papiere sind zum größten Theil in ihren eigenen Ländern, und sie reichen für das Bedürfniß des Capitalisten nicht einmal hin, denn diese besitzen Summen in fremden Schuldscheinen, welche die der eigenen oft weit überwiegen. So günstig diese Verhältnisse sind, so zeigen sie doch auch ihre Uebelstände. Wie der Bestand der Staaten selbst, so unterliegen auch ihre Schulden der Einwirkung großer Ereignisse und hängen noch viel mehr von den innern Zuständen ab. Die Masse fremder Papiere aber gibt den eigenen Staatsangehörigen einen unmittelbaren Antheil an fremden Interessen, und das ist gerade für die kleinern Staaten kein Glück, ist wenigstens ihrer bisherigen Abgeschlossenheit auf keine Weise förderlich.

2. Die Staatsgewalt muß heutzutage die Privatindustrie gewähren lassen, selbst in Unternehmungen, welche sie selbst ausführen und betreiben möchte. Die neueste Zeit hat die Ansichten mancher Staatsmänner vielleicht nicht geändert, aber sie haben, durch die Umstände genöthigt, eine Berufung an die Privatindustrie gestattet und selbst ausgeübt, wo die Staatsmittel nicht vorhanden waren oder nicht flüssig gemacht werden konnten, um unvermeidliche Unternehmungen in ihren Händen zu behalten. England ist die Geburtsstätte des neuen Associationswesens; dort hat die Privatindustrie schon Kanäle und Landstraßen, Hafen und Werften, Docks und Leuchtthürme gebaut, als man in Frankreich noch nicht daran dachte, die Ausführung solcher Werke den Privaten zu überlassen. Man weiß, wie die Annahme eines ähnlichen Verfahrens der Re-

gierung schwer geworden ist. Der erste Napole
mit Staatsmitteln gethan; er hat große Werke h
hat er z. B. den Canal zur Verbindung des Rhe
Rhone gebaut; er hat gegen zwanzig Millionen
für ausgegeben, aber bei dem Sturze des Kai
das Werk Jahre lang unvollendet. Die Restau
zehn Millionen von einer Gesellschaft und gab di
trieb auf zweiundsiebzig Jahre. Die Staatsver
mit diesem Gelde den Canal vollendet und ihn de
erst übergeben, als er fertig und in all' seinen
schiffbar erkannt war. Man weiß, wie eindringli
tig Charles Dupin und Michel Chevalier ihre
hoben haben, um dem Associationsprincip in Fr
gang zu verschaffen. Als es geschehen, haben di
Frankreich ungeheure Schwindeleien gemacht, abe
auch viel Großes geschaffen. Jetzt liegt es in
des Imperators, alle Werke für den öffentlichen
der in die Hände des Staates zu bringen.

Noch viel länger hat es gewährt, ehe man
land die Idee auffaßte, denn man konnte sich sch
Ansicht losmachen, daß größere Werke nur der
Staatsmitteln ausführen könne. Die deutschen S
muß es anerkennen, haben viele nützliche und
Werke geschaffen, aber sie haben, um ihren Kassen
des Aufwandes abzunehmen, höchstens nur die
beigezogen und die Unternehmungen sind immer
nehmungen geblieben. Eigentlich konnten sie au
ders; die nützlichen Werke haben nicht immer ein
len Gewinn in Aussicht gestellt, viele derselben
laufende Rente gesichert und bei manchen, vielleich
hat sich der Vortheil nicht einmal in Zahlen au
sen. Der Staat mußte aus dem Grundsatze de
Nutzens Unternehmungen wagen, welche nur in
geheuren entwickelten Verkehrs einen wirklichen

geben und welche todte Capitalien nur dort flüssig gemacht hätten, wo man schon gewöhnt war, etwas zu wagen. Lagen in Deutschland auch unbenützte Capitalien, so fehlte fast überall der Geist der Unternehmung. Aber nicht nur daher, sondern auch aus der irrigen Auffassung des Umfanges und Inhaltes der Staatsgewalt war die tiefe Abneigung der Regierungen gegen das Wirken der Privatindustrie in Dingen des öffentlichen Nutzens gegründet.

3. Auf dem Festlande haben vorzüglich die Eisenbahnen Epoche gemacht. Dieses Mittel, zunächst nur zur Förderung beweglicher Lasten bestimmt, ist das Lieblingskind und nächst der Seeschifffahrt jetzt der erste Diener des Verkehres geworden, und es übt einen so mächtigen Einfluß auf die Zeit und ihr Leben, daß eine kurze Besprechung geboten erscheint.

Die Regierungen waren dem neuen Förderungsmittel gar nicht geneigt und man kann es ihnen gar nicht verdenken, denn sie sahen wohl die nächsten Uebelstände derselben; sie erkannten die Störung vieler Verhältnisse, aber sie konnten nicht die ferneren Wirkungen beurtheilen. Man schätzte diese nur allein nach Maßgabe des bestehenden Verkehrs; nur Wenige erkannten, daß ein ganz neuer Verkehr entstehen müsse, und gerade diese Wenigen erschracken vor dem Gedanken, daß dieser neue Verkehr dem unmittelbaren Einfluß der Staatsverwaltung entzogen, in die Hände von Unternehmern oder Gesellschaften gegeben werden solle, welche eben nur gewinnen wollten, ohne den volkswirthschaftlichen Forderungen grundsätzlich Rechnung zu tragen. In Nordamerika und in England hatte man keine Eisenbahnen aus Staatsmitteln gebaut; man hat die größten Linien der Privatindustrie überlassen. Auf dem europäischen Festlande aber sah man darin große Gefahren. Belgien hat bekanntlich zuerst ein zusammenhängendes Netz von Eisenbahnen gedacht, mit Staatsmitteln ausgeführt und damit diesem System ein Uebergewicht verschafft. Belgien war ein neuer Staat und dessen Regierung

mußte etwas Bedeutendes für die materielle Wohlfahrt des Landes übernehmen, dessen Industrie schon sehr entwickelt war, dessen Handels- und Verkehrsverhältnisse aber, durch die Trennung von Holland gestört, durch die besondere Stellung des neuen, jetzt viel kleineren Staates große Aenderungen erleiden mußten. Noch hatte die neue Regierung kein Vertrauen, die neuen Zustände hatten noch sehr viele Gegner; der Credit hatte Erschütterungen erlitten und die großen Besitzer hielten ihre Capitalien zurück. Unter diesen Umständen konnte die Privatindustrie ein so großes Unternehmen nicht aufgreifen, aber die Regierung wußte geschickt diese Umstände zu benützen, um Achtung und Vertrauen zu erwerben. In den schwankenden Zuständen lagen überdieß noch viele politische Gründe, welche eine jede Regierung hätten wünschen lassen, daß die Staatsgewalt Herr der Verbindungen sei.

In Deutschland sind die ersten kleinen Linien von Gesellschaften ausgeführt worden; in Preußen zuerst hat man größere gebaut; die Regierung hat sogleich das System der Concessionirung ergriffen und ist ihm treu geblieben bis auf den heutigen Tag. In unserm Vaterlande hatte sich für die Eisenbahnen ein Schwindel erhoben, der jetzt so unglaublich erscheint, als er damals allgemein war. Man schlug den Aufwand für Bau und Betrieb sehr niedrig, die Einnahmen aber sehr hoch an; Jedermann glaubte ohne Mühe reich werden zu können, wenn ihm das Glück würde, sich bei einer Eisenbahnunternehmung betheiligen zu können: wenn irgend ein Geldmann merken ließ, daß er an solche Unternehmung denke, so wurde er belagert und hohe und niedere Personen machten ihm fast anbetend den Hof, damit er sich herablasse, vorkommenden Falles ihr Geld anzunehmen und ihnen einen Brosamen des unermeßlichen Reichthums zu überlassen, welcher aus den Bahnschienen zu Tage kommen sollte. Es war ein widerwärtiges Treiben; so widerwärtig und so lächerlich als später der politische Rausch. Dieser Schwindel machte

die liberalsten Staatsmänner scheu und die ursprüngliche bureaukratische Anschauung, daß der Staat eine solche „Lebensader" nicht aus den Händen geben dürfe, erhielt eine wirkliche Berechtigung. Ohne Zweifel haben die Arbeiten des Comités im Großherzogthum Baden sehr viel beigetragen, um dieser Ansicht Geltung zu verschaffen; auch dieses Comité konnte noch nicht die wahre Natur der Sache durchdringen, aber es konnte doch zeigen, daß der Aufwand für Bau und Betrieb sich viel höher stellen müsse, als die Geldmänner aussagten und daß, um eine mäßige Rente zu erzielen, eine Förderungsmasse erforderlich sei, welche man damals für unmöglich hielt. Diese ist allerdings außerordentlich viel größer geworden als die höchste Annahme jenes Comité, aber auch die Kosten des Baues und des Betriebes haben die erste Schätzung überstiegen. Man kannte die Verhältnisse in England, und doch konnte man vor zwei Jahrzehnten sich noch nicht klar machen, daß der Staatszweck der Eisenbahnen auch durch Gesellschaften erfüllt werden könne, daß gerade dessen Erfüllung den hohen Ertrag bedinge, und daß die Staatsgewalt wohl Mittel habe, um Mißbrauch zu hindern und auf rechte Weise über die Verkehrsmittel zu verfügen. Während man einerseits besorgte, daß die Gewinnsucht der Geldmänner oder der Gesellschaften das Publikum durch hundert verschiedene Mittel ausbeuten werde, so fürchtete man andererseits den unmittelbaren Einfluß oder die Gewalt einer Persönlichkeit, die keine Staatsbehörde war. So kam es dahin, daß im südlichen Deutschland die Eisenbahnen von den Staaten gebaut und betrieben wurden.

Frankreich war in dieser Sache auffallend zurückgeblieben, sogar hinter Deutschland. Auch in Frankreich fürchtete man sich, die neuen Verbindungen an Gesellschaften zu überlassen, welche in ihrem Kreise immer eine gewisse Gewalt ausüben und nothwendig Rechte erwerben mußten, die in gewissen Fällen gegen den Staat geltend gemacht werden konnten. Dessenungeachtet entschloß sich die Regierung doch nicht zur selbsteigenen

Diejenigen
führten und betrei
Princip gehandelt
sie vermeinten.
wenn die Sucht
regt, so ist der S
Bahnen demselben
dere Dinge; und
gen hin nicht den
Frankreich, so lag
weniger verfügbare
kecken Unternehmung
im Allgemeinen nich
Karte setzt und sich
thum und bitterer A
und Selbstmord.

Kein Staat hat
kümmerlich den Aufw
so mußte Jeder zu Fin
Anleihen machen. W
sichert, von den eige

die Papiere in die Hände von Ausländern kamen, da haben sich jetzt schon ganz eigenthümliche Zustände gezeigt und sie werden sich ferner zeigen, auch wenn man sie jetzt noch nicht wahrnimmt. Die Staaten werden von den Börsen abhängig; sie müssen gegen Verlegenheiten kämpfen oder sie sind doch in vielen Dingen gehindert, wenn die Curse schlecht stehen; sie überschätzen ihren Credit, wenn die Curse gut sind, und darum müssen sie mit den Börsenkönigen ein freundlich Verhältniß unterhalten, denn sie stehen zu diesen gewissermaßen wie der große Fabrikant zum großen Banquier. Das ist allerdings die Lage, in welche sie mehr oder weniger jedes Anleihen bringt, und manche Staatsmänner mögen es wohl schon bitter empfunden haben, wenn die Geldleute in ihre Geschäfte einreden wollten; aber die Sache der Eisenbahnen hat noch eine andere Seite. Der Staat treibt ein Gewerbe, er tritt in alle Lagen, Bedürfnisse und Lasten des Gewerbsbetriebs und setzt die Forderungen seines Monopols mit seiner Macht durch. Wer in das Innere des Verhältnisses sieht, dem kann nicht entgehen, was nothwendig daraus erfolgen muß, früher oder später, jetzt oder künftig.

Man kann verschiedene Ansichten haben, aber jeder Unbefangene wird zugeben, daß das Verhältniß einer Staatsunternehmung mit all seinen Uebelständen noch immer besser ist als die Abhängigkeit von einer fremden Gesellschaft, welche aus Unterthanen eines anderen Staates besteht. Hat die juristische Person solcher Gesellschaft auch ihren Wohnsitz und ihr Besitzthum im Lande, so kann doch keine Macht das Spiel verhindern, welches sie nicht nur mit ihren eigenen, sondern mit allen Papieren des betreffenden Staates auf fremden Börsen treiben kann, und vielleicht auch im Interesse ihres eigentlichen Vaterlandes gezwungen oder freiwillig treiben wird. Oesterreich hat mehrere seiner großen Linien auf Staatskosten gebaut, die Regierung hat die Mittel durch ihre Papiere beigeschafft; später hat sie nicht nur

den Bau anderer Linien an französische Unternehmer vergeben, sondern auch diejenigen, so schon im Betrieb waren, an französische Spekulanten verkauft. Diese haben nun Aktien ausgegeben und Prioritäten geschaffen, und auch diese Papiere sind nun zum größten Theil wieder in andern Ländern, und der Ertrag der Bahnen wandert in Silber in's Ausland.

Dieses Verhältniß zeigt noch einen anderen Uebelstand, welchen man nicht gering anschlagen sollte. Die französischen Unternehmer müssen nothwendig österreichische Scheine in Betrag von Millionen in Händen haben; sie können demnach, sobald es ihnen beliebt, Massen derselben auf die Börsen oder auf den Geldmarkt werfen und damit die Curse empfindlich drücken. Daß dieß ihr eigener Schade sei, das ist nur unter Bedingungen wahr, denn sie können bei solcher Operation nach Umständen gewinnen; aber ob Gewinn oder Verlust — der Selbstherrscher kann sie dazu nöthigen, wenn er den Finanzkrieg gegen Oesterreich führt. Hat er denn nicht schon die Papiere des österreichischen Mobilcredites auf der Pariser Börse verboten? und ist diese Gewaltsmaßregel ohne Wirkung auf die Valuta und auf die Curse anderer Staatspapiere gewesen? Man kann sich der Frage nicht enthalten: waren denn in Oesterreich, waren in Deutschland keine Unternehmer, welche die österreichischen Bahnen für den mäßigen Preis gekauft und den Bau der neuen unter den vortheilhaften Bedingungen übernommen hätten? Mußten es gerade Franzosen seyn, welchen man eine unberechenbare Einwirkung auf Oesterreichs Handel und Industrie in die Hände gab; mußten es Franzosen seyn, welche im Besitz der großen Verbindungslinie selbst sehr wichtige Mittel zur Vertheidigung des Staatsgebietes in Händen haben; ist man nicht schon in der Lage gewesen, Beamte dieser Gesellschaften zeitweise außer Dienst zu setzen, als die Eisenbahnen in die Reihe militärischer Einrichtungen traten?

Zwischen Eisenbahnen und gewöhnlichen Landstraßen be-

steht ein Unterschied, welcher für die politischen Verhältnisse eine nicht geringe Tragweite hat. Straßen kann jeder, auch der kleinste Staat in seinem eigenen Lande bauen, ohne sich viel um seine Nachbarn bekümmern zu müssen. Der Anschluß ergibt sich für jede Straße von selbst, und die Verkürzung des Weges durch eine andere parallele Linie kann eine Concurrenz auf kurze Strecken nur dann bewirken, wenn die beiden Wege nah an einander liegen und der eine große Vortheile gegen den andern darbietet. Für Straßen, die weit auseinander liegend zu demselben Ziele führen, besteht eine Concurrenz anderer Art, welche nur in seltenen Fällen einen entscheidenden Einfluß auf den Bau einer bestimmten Strecke ausüben wird. Bei der Landstrecke entscheidet bei gleicher Beschaffenheit im Allgemeinen wohl die Länge des Weges, aber auch auf dem längern Weg kann die Förderung noch manche Vortheile finden durch Abstoß und Aufnahme von Waaren, durch wohlfeilere und bessere Unterkunft der Pferde, durch geringere Lasten ꝛc. Die Förderungszeit ist allerdings auch für die gewöhnliche Landfracht ein wichtiges Element, aber der Unterschied kann doch immer nur in Betracht kommen für große, weit auseinanderliegende Linien. Für kleine Strecken, deren eine nahe bei der andern zieht, hat sie für das große Frachtfuhrwerk einen untergeordneten Werth, und wo beachtungswerthe Verschiedenheiten der Lieferungszeit auf zwei Straßenstrecken bestehen, da mangeln auch dem kleinsten Staat nur selten die Mittel, um eine Ausgleichung zu bewirken.

Bei Eisenbahnen ist das Verhältniß ein anderes. Zwischen zwei Schienenwegen, auf welchen die Förderungspreise nahezu gleich sind, entscheidet allerdings die Förderungszeit; aber die Unterschiede dieser Zeiten sind für große Unterschiede der Weglängen oft kaum erheblich, weil die Geschwindigkeit der Locomotive sehr groß ist im Vergleich mit dem gewöhnlichen Fuhrwerk. Nicht ferne voneinander liegende parallele Bahnen theilen den Verkehr, können deßhalb nur unter ganz besondern

kleinen Länder noch kl
einer Menge von Fuß
brauchte, um das Ge
laufen, geht jetzt in
andern. Diese Staate
ihrer Linien, wie üb
Verständigung schließt
Staaten müssen sich fü
auf welchen die große
müssen fremde Unterneh
sie müssen fremden Ge
Die kleineren Staaten
währen lassen; sie könn
veröden, daß die kleiner
lebten, untergehen, daß
haben sie nichts davon,
der Wagen in einer od
dampfen, um zu fernen

Das Alles ist nich
sichten werden unmächti

dem großen aufgegangen. Je mehr daher das System der Eisenbahn sich ausbildet, um so mehr wird das Ganze der continentalen Verbindungen nur noch große Gruppen oder Systeme bilden, welche miteinander in Verbindung treten, in welchen aber die besondern Systeme der einzelnen Länder nur noch einzelne mehr oder weniger wichtige und große Bestandtheile sind. Nur große Reiche können frei ihre eigenen Netze bilden; die großen Linien erzwingen immer die kleinen.

Als man die Eisenbahnen auf dem Festlande entwarf, da konnte man sich noch nicht zu der Ansicht erheben, daß sie die Förderungsmittel für den großen Weltverkehr seien, und vor wenig mehr als zwei Jahrzehnten hatte Niemand gedacht, daß nach einem kurzen Menschenalter zusammenhängende Schienen-Wege das ganze Festland durchschneiden, die entferntesten Plätze unter sich, jedes Binnenland mit der See verbinden würden, und jedes Meer mit dem andern. Selbst in England konnte man sich längere Zeit nicht von der Vorstellung los machen, daß die Eisenbahnen vorzüglich nur lokale Verbindungen zwischen besonders wichtigen Plätzen herstellen, und in Deutschland wurde der innere Landesverkehr in die vorderste Reihe gestellt. Mittlere Staaten meinten daher, daß sie in der Errichtung der Schienenwege frei und unabhängig, daß nur innere Verhältnisse und technische Rücksichten maßgebend seien; und daß, wie bei den Landstraßen, die Verbindungen zum Anschluß als eine durchaus untergeordnete Sache nicht unbedingt nothwendig seien und sich schon von selber ergeben würden. Der Irrthum war allerdings sehr natürlich, aber manche Staaten haben ihn sehr theuer bezahlt. Hätte man zu rechter Zeit die rechte Ansicht gefaßt, so hätten die deutschen Regierungen sich zum Voraus über ein System verständigen müssen, und mit Recht sagen wir jetzt, man hätte das allgemeine System der Eisenbahnen in Deutschland zur Bundessache machen sollen, wie man die Einführung eines allgemeinen deutschen Maßsystemes dazu gemacht hat.

Vor zwanzig Jahren wäre eine solche Idee sehr
teuerlich, wenn nicht gar als hochverrätherisch erschienen
damals war das Souverainetätsprincip auf seiner h
Höhe, und der Bund als „völkerrechtlicher Verein" du
nichts berühren, was diese eifersüchtigen Souverainetät
sich in Anspruch nahmen. Gerade diesem Sonderwesen
die Eisenbahnen entgegen; sie machen es fühlbar, daß
der deutschen Staaten ohne den andern bestehen kann
alle Staatszwecke die Grenzen überschreiten, und daß all
mente des öffentlichen Lebens größere Maße annehmen n
Die Eisenbahnen können nicht die Nationalitäten verw
sie können nicht die Stammesunterschiede ausgleichen,
unfehlbar bringen sie das Gleichartige zusammen und m
große Interessen gemeinschaftlich.

Wenn die Schienenwege vorzüglich dazu beitragen
Vorräthe der ersten Lebensbedürfnisse in verschiedenen,
sehr entfernten Ländern auszugleichen, wenn sie be
daß innerhalb ihrer großen Systeme Hunger und eigen
Mangel kaum mehr denkbar sind, so wirken sie eben au
die Ausgleichung der Preise, d. h. sie erniedrigen die
an den einen und erhöhen sie an andern Orten. Im sü
lichen Deutschland wissen wir davon zu erzählen. Es i
mer ein zweifelhafter Gewinn, wenn unsere besten Pr
wenn selbst die besten Stücke ausgehauenen Fleisches
Paris verkauft werden, und wenn bei dem ungeheuern
thum an Holz dessen Preise so hoch stehen, daß groß
kleine Gewerbe und daß selbst die weniger bemittelten
haltungen darunter leiden. Ob das viele französische
oder Gold, welches am Oberrhein umläuft, für diese
stände hinreichend entschädige, das mögen die Nationalö
men untersuchen, aber doch ja nicht nach Theorien, so
nach Beobachtung der wirklichen Zustände darüber entsch

Die Eisenbahnen greifen tief ein in alle Verhältniss
Lebens, aber sie haben keine Kraft, gewisse gegebene Verhä

zu erhalten, denn sie dienen allen, wie sie auch gestaltet seyn mögen. Der Betrieb der Eisenbahnen, ob in den Händen des Staates oder von Gesellschaften und Privaten, ist ein Gewerbe, welches der Monarchie wie der Republik nothwendig ist und welches jedes Land braucht, wer auch dasselbe besitze. Das Eigenthum eines solchen Verkehrsmittels beruht immer auf feierlichen Rechtstiteln, und eine Revolution oder irgend eine Veränderung der Herrschaft kann diese Titel so wenig als andere aufheben.

Sind die Schienenwege sehr wichtige Mittel für die Vertheidigung eines Landes, so dienen sie auch dem Angriff. Die Bedeutung derselben für die Kriegführung und ihre Wirkung auf die Gesellschaft gehören nicht hieher, und ich werde sie bei anderer Gelegenheit besprechen. Möge man ja bemerken, daß alle bisherigen Wirkungen nur die Anfänge einer Entwicklung sind; aber Anfänge, schon hinreichend, um dem Staatsmann klar zu machen, daß die kleinen Staaten wie ihr Verkehr nur als Bestandtheile eines großen Ganzen bestehen können. Liegt darin eine Gewähr für den Bestand unserer Zustände?

4. Die Eisenbahnen haben mittelbar und unmittelbar gewirkt, um die industriellen Associationen zu verbreiten, und sie haben im Verein mit der gesammten Industrie dazu beigetragen, die Werthpapiere in's Fabelhafte zu vermehren. Dadurch wurde eine Menge von Zahlungsmitteln geschaffen, von welchen gar viele keine hinreichend fundirte Unterlage haben. Der Werth des Geldes wurde vermindert, das Geld aber hat sich nicht im gleichen Verhältniß vermehrt, wie sehr auch in der neuesten Zeit die Ausbeute edler Metalle und besonders des Goldes sich vergrößert haben mag. Papiere, auch die besten, unterliegen den Bewegungen und dem Spiele der Börsen; kauft man sie bei niedrigem Cursstand, so gibt das Capital eine höhere Rente, als es bei anderer Anlage gegeben hätte. Der Papierreichthum ist gar leicht zu verwalten, selbst die Hypotheken auf Grundstücke machen größere Mühe und die

Die Vermögen werd
besitz tritt in die hintere
Verhältnisse ihrer Stätigk
oder klein, welcher sein
ist nicht mehr an den B
feuille unter den Arm u
Rente ist ihm überall die
dern Verhältnissen, als
henden oder zufälligen
mächte, wie die Börsen i
in Frankfurt die allgemei
einzelnen Staaten ansehen
Wohlfahrt viel wichtiger
Lande wirklich geschieht;
Papieren dieses Landes an
der die Curse, welche den
bestimmen. Mögen die Zus
auf die Börse wirken, so
lichen Verhältnisse. Dadu
politische Gesinnung verlo

ten und öffnen der Speculation weniger Wechselfälle und viel kleineren Raum. Mit Recht verbieten diese Staaten, daß Stiftungen, Gemeinden, daß Unmündige ihr Vermögen in andern als in ihren eigenen Papieren anlegen; aber dadurch kommen große Massen dieser Papiere in feste Hände, werden dem Geldmarkte mehr oder weniger entzogen und so kommt es, daß in einem wohlhabenden kleinen Lande oft ungeheure Massen fremder Papiere liegen; ich könnte dafür sehr merkwürdige Thatsachen anführen. Daraus folgt nun aber, daß gerade in diesen kleinen Staaten eine große Zahl wohlhabender Leute bei fremden Zuständen viel mehr interessirt ist als bei den eigenen.

Die Entwerthung des Geldes, welche aus dem Ueberfluß papierner Zahlungsmittel folgt, hat die Preise der ersten Bedürfnisse auch in den Ländern gesteigert, welchen sie die Eisenbahnen nun vergleichungsweise viel wohlfeiler zuführen. Die Arbeitslöhne haben sich nicht ganz in gleichem Verhältniß, aber doch genugsam erhöht, um manche Unternehmung merklich zu erschweren und um die Arbeiter ärmer zu machen. Die Besoldungen der Beamten müssen überall erhöht werden, und wenn auch das Verhältniß der Leistungen zu dem Steuer-Capital scheinbar keine Vergrößerung erleidet, so werden eben doch die Lasten vermehrt; denn durch ebenfalls scheinbaren Reichthum wird die Summe der Steuercapitalien vergrößert. Die Capitalisten müssen auf hohe Renten sehen, sie sind demnach angewiesen auf Papiere welche solche versprechen; daraus aber folgt eine Steigerung der Schwindelei und eine neue Vermehrung der Papiere oft genug gegen große Einbußen an wirklichem Vermögen. Da nun, ich werde später darauf eingehen, das Leben des Privatmannes eine andere Gestalt gewonnen, da in Folge der gepriesenen Ausgleichung die kleinsten Orte und die kleinsten Verhältnisse die Art und Weise der größten annehmen wollen und deßhalb ein gewisser äußerer Luxus fast eine Nothwendigkeit geworden ist, so sind die

Haushaltungen ärmlich, so ist das innere Leben der Familien nur zu oft freudlos und genußlos geworden. Der äußere Schein wird um den Preis der innern Behaglichkeit und des inneren Wohlseyns erkauft.

Fast überall reichen die Mittel nur knapp aus, fast Jeder muß sich kümmerlich durch die Gegenwart drücken, hat keinen Vorrath für besondere Fälle; daher jagt ein Jeder nach Reichthum; er geht in diesem Jagen unter oder der erjagte Reichthum hat keine solide Grundlage. Wer nicht reich werden kann, der sucht sich doch die Mittel zu vorübergehendem Genuß zu erwerben. In dem Genuß und in dem Streben nach dem Genuß, in dem äußern Schein und in der innern Armuth stumpft sich das Gefühl ab für die Ehrbarkeit der Mittel; man schmeichelt der Macht und dem Reichthum und die Beziehungen in der Gesellschaft werden unrein. Gibt es Charaktere, so werden sie gebrochen; man verachtet die Idee und verlacht ein ideelles Streben. Woher soll da die Liebe zum Vaterland, die Liebe zum Recht, zur Religion, woher eine Opferwilligkeit kommen, die eine andere ist, als der Gelderwerb sie fordert? was soll aber die Staaten, was soll die Dynastien halten, wenn diese Liebe und diese Opferwilligkeit in den besseren Volksklassen zerstört ist?

5. Viele Dinge, welche früher auch der Bemittelte nicht haben konnte, erzeugt die Industrie jetzt zu Preisen, die so niedrig sind, daß selbst der Unbemittelte sie zu kaufen vermag. Das ist nun allerdings ein Fortschritt, welcher aus der massenhaften Verwendung des Kapitals und aus der Theilung der Arbeit entsteht. Ist dieser Fortschritt aber ein Glück für das wahre Wohlseyn und für den Charakter des Volkes? Der kleine Bauer und der Arbeiter gehen jetzt freilich viel besser gekleidet als früher, schaffen in ihren Wohnungen sich einen Comfort, welchen ihre Väter nicht kannten; aber sie haben auch mehr Bedürfnisse, von welchen ihre Väter nichts wußten. Wenn gewisse Dinge viel Geld kosten, so beschränkt man sich

auf das Nothwendige; wenn aber solche Dinge wohlfeil sind, so kauft man sie mit Geld, das viel besser verwendet werden konnte. Die Annehmlichkeiten werden Bedürfnisse; die Wünsche steigern sich, und die Erfüllung des einen zieht einen anderen nach. Die Ersparnisse reichen bald nicht mehr für die gemachten Bedürfnisse, und für solche wird ausgegeben, was die wahren hätte decken müssen. Ungeachtet des größern Erwerbes sind diese Menschen viel ärmer in ihren feinen Röcken, als ihre Eltern in den groben Kitteln es waren; sie freuen sich nicht mehr dessen, was sie haben, sondern sie ärgern sich fortwährend über Dinge, die sie nicht haben können. Mit der Einfachheit des Lebens ist die Zufriedenheit von den Menschen und der Friede aus den Häusern gewichen; in dem ewigen Wünschen, in der ewigen Unzufriedenheit kömmt der weniger Gebildete gar leicht dazu, sich in den rohesten Genüssen zu betäuben, und wenn sein Hauswesen zu Grunde geht, so wirft er die Schuld auf die Einrichtungen, unter welchen seine Väter froh und zufrieden gelebt haben. So entstehen die armen Werkzeuge der politischen Intrigue und des Umsturzes.

Das Alles sehen wir aber nicht nur in den untersten Schichten der Gesellschaft; es dehnt sich nach allen Richtungen aus und hat keine Marke. Der kleine Gewerbsmann will leben wie der große lebt, er will in keinem Schein des äußern Lebens nachstehen und weil er viel Geld braucht, um schöne Zimmer einzurichten und um seine Töchter nach der neuesten Mode zu kleiden, so sucht er mit wenig Arbeit viel Geld zu verdienen, d. h. er macht schlechte Arbeiten und große Rechnungen. Das reicht aber am Ende nicht aus, das Gefühl für die Gewerbsehre geht verloren, die Kunden bleiben aus, und wenn er bei vergrößerter Concurrenz nicht gänzlich zu Grunde geht, so lebt er in immerwährendem Mißmuth über jede nothwendige Einschränkung und er glaubt zu entbehren, wenn er nicht hat, was sein Vater als gründliche Verschwendung betrachtet hätte. Diesen Mißmuth trägt er in alle Ver-

hältnisse; er grollt der Gesellschaft, er grollt der Regierung die ihm nicht helfen will; er will Neuerungen, er klammert sich an jede Macht und verloren ist der ehrenfeste Bürgersinn, der in Deutschland so oft und so kräftig der Willkürherrschaft gegenübergestanden und das Recht geschützt hat.

Wenn früher die hohen Beamten des Staates ein glänzendes Leben geführt haben, so haben sie es als reiche adelige Herren gethan. Die bürgerlichen Beamten haben sehr einfach gelebt und sie haben dadurch nichts von ihrem Ansehen verloren, jetzt will ein Jeder repräsentiren der einen Titel besitzt. Das kommt einerseits daher, weil der niedrigste Staatsdiener meint, daß er von dem Bürgerstand losgetrennt sei, andererseits aber, weil er glaubt, daß seine Stellung eine gewisse Anständigkeit des Lebens erfordere und weil er, im Geiste der Zeit, diese Anständigkeit allein in einer gewissen äußern Erscheinung sieht. Der Staatsdiener hat für diesen Glauben allerdings eine gewisse Berechtigung, denn bei dem allgemeinen Jagen nach Geld wird die Armuth verachtet. Wenn er nun unter Leuten lebt, die mit der Prahlerei der Emporkömmlinge ihren Reichthum zur Schau stellen, so ist er in peinlicher Lage, wenn nicht ein geordnetes, anständiges Verhältniß in seinem Haus und in seinem Leben erscheint. In unzähligen Fällen muß er diesen Leuten gegenüber die Staatsgewalt vertreten, und es ist dem Dienst nicht förderlich, wenn er entweder als armer Schlucker verachtet oder bemitleidet wird. Ansehen gibt wohl die Gewalt, aber — es ist nicht das Ansehen seiner Person und durch seine Persönlichkeit soll er einwirken, denn die Gewalt allein kann es nicht machen. Was man nun aber in der äußern Erscheinung für anständig halten soll, das kann keine Verordnung befehlen, darüber entscheidet die Sitte und wer unter den Menschen leben und wirken will, der muß der Meinung und der Sitte sich fügen. Der Geringere macht es dem Höheren nach und dieser muß es bis auf einen gewissen Grad wünschen; für Alle aber besteht der Umstand, daß

die heutige Industrie gar viele Bedürfnisse der äußern Anständigkeit zu niedrigen Preisen beschafft.

Was oben bemerkt worden ist, das gilt auch hier. Eben die Wohlfeilheit unnöthiger Dinge steigert fort und fort die Wünsche, und die Wünsche erzeugen Unzufriedenheit, wenn sie im Vergleich mit dem Leben und mit den Genüssen Anderer immer sehr bescheidene Wünsche sind. Die allgemeine Meinung zieht auch den Bescheidenen fort, er muß dem Schein gar schwere Opfer bringen; die Besoldungen reichen dazu nicht hin und er muß sich nur zu oft auf das Unentbehrliche beschränken. Der deutsche Staatsdiener hat sein kleines Vermögen den Studien geopfert; er hat die Jahre des jugendlichen Mannesalters in untergeordneten Stellungen verseufzt und in Entbehrungen verlebt, und wenn er es zu Etwas gebracht, so hat er keine Mittel um seiner Familie eine Zukunft zu gründen; seinen Sohn in den Stand zu setzen, daß er die dornenvolle Laufbahn des Vaters betrete, das ist am Ende alles, was er mit dem Opfer eines Lebens erwirbt. Sieht er nun neben sich die Leute, welche, in Fähigkeit und Wissen weit unter ihm stehend, in Ueppigkeit leben und sich noch Vermögen erwerben, so wird wohl sein Standeshochmuth gesteigert, aber sein Gefühl wird gedrückt und verbittert. Am Ende seiner Staatsprüfung ist der junge Mann gewöhnlich arm, er muß sich schmiegen und fügen um durch eine Anstellung sein Brod zu finden; und unter dem Druck der materiellen Noth geht die ideelle Auffassung des Berufes verloren. Die jugendliche Freiheit kann nimmer bestehen, er muß sich den Meinungen derer anpassen, welche über sein Schicksal entscheiden; er kann ein grundrechtlicher Mann bleiben, aber die immerwährende Klugheit und Vorsicht macht die gemeinere Natur zum Servilen — servile Männer haben aber noch niemals ein Institut in irgend einer Katastrophe erhalten, denn um ihrer Existenz willen wenden sie sich hin, wo die Macht ist.

Wie die Staatsdienerschaft immer von der herrschenden

Meinung getrieben wird, wie dadurch in der Verwaltung k
Princip eine ständige Geltung gewinnt, und darum ke
Staatseinrichtung Stätigkeit erhält, das wird bei einer and
Gelegenheit ausgeführt werden; jetzt genüge nur die Bem
kung, daß auch der Beamte den materiellen Interessen fröh
muß, daß er nicht anders kann, auch wenn er wollte. Er m
suchen Geld zu erwerben, wenn nicht viel, doch wenig, w
ihm aber nur kleine Mittel zur Verfügung stehen, so wird
mehr als andere wohlhabende Leute an Schwindeleien
hängen; lesen wir doch, daß bei den meisten thörichten Unt
nehmungen in den Rheinlanden sich Beamte betheiligten u
in der Hoffnung großer Renten ihr bischen Vermögen ver
ren, während die Schwindler den Gewinn hatten. Gerat
sie dadurch nicht in eine moralische Abhängigkeit, müssen
nicht auch in den Cursblättern die Offenbarungen der W
regierung suchen? Sei der Staatsdiener noch so sehr dur
drungen von der Würde des Beamtenthums, so wird er d
Reichthum eine neidische Verehrung weihen. Die innere Re
lichkeit wird den Beamten hindern, seine Stellung zu Gu
sten einer Unternehmung zu benützen, an der er Theil h
aber der Staat kann den Beamten nicht hindern, sein Verm
gen durch rechtliche Mittel zu vermehren. Wenn nun
Staatsbeamte Theil nimmt an Unternehmungen, welche ih
Natur nach allen Zufällen und allen Bewegungen des Ge
Marktes unterliegen — liegt darin eine Gewähr für die I
stitute, die er verwaltet?

6. So wenig als ein Land sich von dem großen We
verkehr ausschließen kann, so wenig kann es die Indust
entbehren. Wäre es auch zweifelhaft, daß sie sich ausw
tige Märkte öffne, so soll sie doch die Rohstoffe des Land
verarbeiten, oder sie soll an Bedürfnissen erzeugen, was m
einigem Vortheil erzeugt werden kann und sie soll hinde
daß dieses Land seine edlen Metalle oder andere Mittel v
wende, um die Arbeit fremder Länder zu bezahlen. Man sa

der große Grundeigenthümer soll auf seinem Gute diejenige Industrie treiben, welche nöthig ist, um seine eigenen Erzeugnisse zu verwerthen. Ist dieser Satz richtig, so wird eine ähnliche Wahrheit für ein ganzes Land bestehen. Einem jeden sind gewisse Industriezweige natürlich, allerdings nicht allein für die Verwerthung seiner eigenen Rohprodukte, sondern natürlich durch die Eigenthümlichkeiten der Arbeit und deren Löhne, durch Bedürfniß und Verbindungen und durch mancherlei bestimmte Verhältnisse. In jedem Lande hat man unnatürliche Unternehmungen gemacht, und fast alle sind untergegangen. Die Staatsgewalt darf dabei nicht einschreiten, denn sie muß der Bewegung ihre vollkommene Freiheit gewähren. Mag die Regierung irgend eine Unternehmung auch für hoffnungslos halten, sie kann sie nicht hindern und sie dürfte es nicht, wenn sie auch könnte, denn die Erfahrung lehrt, daß nirgend ein neuer Industriezweig sich gebildet hat ohne mißlungene Versuche, daß gewöhnlich die ersten Unternehmer zu Grunde gegangen, und daß diejenigen reich geworden sind, welche die Sache später wieder aufnahmen.

Die ärgsten Schwindeleien sind immer mit Unternehmungen auf Aktien gemacht worden, diese sind zum Nachtheil der Aktionäre dem nothwendigen Schicksal aller Schwindeleien unterlegen, aber auch bei guten Unternehmungen kann eine Aktienfabrik selten lange Zeit die Concurrenz mit andern aushalten, welche Eigenthümer oder kleine Handelsgesellschaften betreiben. Es mag dahingestellt bleiben, ob die Staatsgewalt in ganz besondern Fällen einer Aktiengesellschaft die Anerkennung der juristischen Persönlichkeit versagen, also deren Bildung hindern solle, weil sie die Unternehmung als eine erfolglose erkennt. Immer werden solche Fälle gar selten eintreten; denn in der Beurtheilung des Erfolges kann sich der Klügste irren, und demnach sollte eine Concession nur versagt werden, wenn eine Prellerei nachweisbar ist. Die Regierung muß, wird nur kein privatrechtliches Verhältniß verletzt, mancherlei Un-

sinn gewähren lassen, auf daß sie die soliden Unternehm
nicht hindere; damit aber gibt die Staatsgewalt die
giererei, damit gibt sie ein Theilchen ihrer Allgewalt a
sie tritt aus ihrem Wesen heraus. So wird der Anfa
Selbstregierung gemacht, und die Bureaukratie selber
stützt diese Anfänge.

Wenn sich die Annehmlichkeiten des Lebens verb
wenn Mittel der Behaglichkeit, die früher nur in Palä
finden waren, nun auch in Hütten eingehen; wenn s
durch der Schönheitssinn auch in den untern Klassen de
ker belebt, wenn das Leben feiner wird und milder die
so darf man auch nicht übersehen, daß eben der feinere
auch den Luxus erschafft und verbreitet. Mögen die R
Luxus treiben, sie sollen es, denn er ist den feineren Ge
nothwendig; aber der Luxus sollte nicht in den Schichten
schen, welche höchstens die Mittel zu behaglichem Leb
sitzen. Was Luxus sei, das hängt von dem Verhältn
in welchem die Preise feiner Gegenstände zu den Erwer
teln stehen. Was für irgend einen Menschen heute noch
schwendung war, das kann morgen eine wohlfeile An
lichkeit werden, und das gewöhnliche Alltagsleben des
kann eine sündhafte Ueppigkeit seyn für den Andern;
aber liegt eben die Gefahr, daß der Luxus der Reich
dem weniger Bemittelten Begierden und Wünsche erregt
ren Befriedigung seine Mittel übersteigt. Daß für Lu
genstände große Summen in andere Länder wandern
kann keinem Staat gleichgültig seyn, und doch kann
durch keine erschwerende Einfuhr und durch keinen Zoll
vollkommen hindern.

7. Der Aktivhandel eines Landes sucht sein Materi
den Producenten, er vermittelt den Verkauf an die C
menten, er verbreitet dadurch Wohlstand bei jenen; aber
er, der eine Händler, vergleichungsweise große Massen
melt und verwerthet, so muß ihm auch der große G

werden. Das ähnliche Verhältniß besteht auch für den Passivhandel; ohne diesen würde selbst der Reiche manche Annehmlichkeit und der Arme manche Nothwendigkeit sich nur zu hohen Preisen, vielleicht auch gar nicht verschaffen können; aber gewiß ist es, daß jeder Consument dem Großhändler, wie dem Krämer einen Verdienst geben, gewissermaßen eine billige Steuer bezahlen muß. Der Fabrikant kauft allerdings Rohstoffe, bezahlt viele Arbeiter, seine Ausgabe fließt in tausend größere oder kleinere Kanäle; aber wie der Kaufmann hat er den größten Gewinn, weil er das größere Capital umtreibt. Der kleine Kaufmann bezieht seine Waaren jetzt meistens aus erster Hand, deßhalb hört der Zwischenhandel der mittleren Städte allmählig auf; weil es aber nun leicht ist, auf den Eisenbahnen an größere Orte zu kommen, so kauft auch der Landmann in solchen, und der kleine Krämer kann nicht mehr bestehen. Aus der gleichen Ursache sammeln sich gewisse Gewerbe in größeren Städten; man bezieht ihre Produkte leicht und meistens wohlfeiler aus diesen, und deßhalb bilden sich diese Gewerbe dort zu großen Unternehmungen.

Wie die Familie, so hat auch das Volk ein gewisses Vermögen; vertheilt sich dasselbe ungleich, so bleibt der Eine arm und der Andere wird vergleichsweise wohlhabend oder reich. Das Vermögen kann sich vergrößern, aber auch die Vermehrung wird sich nach den gleichen Gesetzen vertheilen. Je mehr nun der Handel und die Industrie einbringt, um so mehr wird die Ungleichheit wachsen, und sie wird in natürlicher Folge auch bei denjenigen stattfinden, welche nicht unmittelbar bei solchen Unternehmungen betheiligt sind. So sammelt sich der Reichthum der Nation in verhältnißmäßig wenigen Händen; dem festen Grundbesitz gegenüber bildet sich ein beweglicher Reichthum, welcher, selbst allen Schwankungen des Verkehres unterworfen, den Wechsel der Verhältnisse will, wie sein Bedürfniß ihn fordert, und dabei wird er mächtig



Staaten von Deutsc
gesetzlich gemacht unt
stigt, und jetzt schon
winzige Grundstücke
nur unter Bedingun
welchem eine Familie
men vertheilt, diese r
die Nachkommen rei
arm werden müssen,
nen. Aber eine and
hen. Der Kaufmann
welcher reich geword
seines freien Vermög
findet er nicht imme
daß er aber kleinere
dafür sorgt die Theil
stück verkaufen, oder
ihren Theil oder dem
er es nicht, und ga
Gütlein freiwillig od
Mann, welcher einm

in den Händen der Geldmenschen, und die Gesetze bewirken das Gegentheil von dem, was der Gesetzgeber beabsichtiget hat*).

Man könnte nun allerdings meinen, daß auf diese Art wieder große Grundbesitzer entstehen mit all' den Interessen, welche sich an den großen Grundbesitz heften, aber man täuscht sich; denn der so erworbene Besitz hat nicht die Eigenschaft des Stammgutes einer Familie. Was der Vater gesammelt, das können die Kinder wieder theilen; aber selbst in den Händen des Vaters ist dieser Besitz ein verfügbares Gut, welches nöthigenfalls die Grundlage eines Credites bildet und welches er sogleich veräußert, wenn sein Geschäft ein Capital fordert, das er auf andere Weise nicht aufbringen kann. Wohl ist es möglich, daß durch Testamentsanordnung die Ganzheit des Besitzes für die nächste Generation noch erhalten wird, wenn aber in der folgenden der Besitzer nicht ebenso verfügt, so wird wieder getheilt; er wird aber solche Verfügung selten machen können, weil er die andern Kinder nicht zu entschädigen vermag. Der neu erworbene Grundbesitz, wie groß er auch seyn mag, hat daher immer den Charakter des beweglichen Gutes.

Geschlossene Stammgüter besitzen in Deutschland noch Familien des Adels und der Hof- oder Lehnbauern. Die sogenannte liberale Staatslehre hat das als einen Uebelstand betrachtet, und in Folge dieser Lehre hat man in vielen Staaten emsig darauf hingearbeitet, die Theilung dieser Güter zu befördern, und es sind überall, namentlich auf dem badischen Schwarzwald, viele solche Hofgüter zerrissen worden. Der gegesunde Sinn der Bauern hat sich diesem Verfahren entgegengestellt, und wo die geschlossenen erblichen Güter sich er-

*) Der Verfasser hat Gelegenheit gehabt viele solche Beispiele, besonders in Frankreich zu sehen.

...n, wo er n
mögen nützlich werl
beschränkte Wirkung
geneigt, ihren Besi
Wesen bedarf des
wünschen ihr Vermi
fügung zu haben.
dings dem Credit ni
kleiner, wenn der Gl
daher die Bewegung
Grundbesitz in einzeln
doch nicht feste Zustän

Der deutsche Ad
und so vieler andere
ren, und seine Stell
Dem deutschen Adel is
geschehen; das Unrech
als in bestimmten Pl
nach allen Verlusten h
getheilt in den Familie
ment der Macht und d

auch Massen des festen Reichthums entgegenstellen können; denn darin liegt ihre Kraft und ihre Bedeutung. Will der Adeliche industrielle Unternehmungen machen und gelingen sie ihm, was in der Regel nicht der Fall ist, so verläßt er sein Princip und mit dieser seine Stellung; er mag großes Vermögen erwerben, aber er verliert sich in dem allgemeinen Treiben der materiellen Interessen, und dieses reißt ihn in's Unbestimmte fort — ihn, der in der Staatsordnung gewissermaßen einen festen Platz bilden sollte.

8. Die Concentrirung des Reichthums macht das Capital übermächtig, und diese Uebermacht wirkt herab bis in die kleinsten Gewerbe. Wo irgend etwas zu verdienen ist, da greifen die Capitalisten zu, sobald sie einmal nicht mehr recht wissen, wie sie ihr Geld anlegen sollen; und was früher ein Gewerbsmann mit kleinen Mitteln unternahm, das wird nun mit Hunderttausenden begonnen. Die Gewerbefreiheit wird eine Nothwendigkeit, und wo Gesetze oder Verordnungen dieselbe beschränken, da trifft die Beschränkung fast immer nur die Armen; die Reichen umgehen solche Verordnungen, denn sie suchen sich Meister, welche ihre Namen hergeben, wohl auch den Betrieb leiten und das Capital arbeiten machen. Die kleinen Gewerbsleute können bald nicht mehr auf eigene Rechnung, sie müssen für solche Unternehmungen arbeiten, sie treten in ein Verhältniß der Lohn- oder Stückarbeiter, wenn sie nicht mit jämmerlicher Flickarbeit ihr armes Leben durchbringen wollen; oder sie müssen die Fabrikate der großen Unternehmungen verwenden, und stellen sich gewissermaßen in die Reihe der kleinen Krämer. Es zeigt sich das bei allen, besonders aber bei den Metallarbeiten. Ich will nicht von der Herstellung von Maschinen und ähnlichen Dingen sprechen, die nur im großen Betrieb gefertigt werden können; ich will nur auf Dinge aufmerksam machen, welche der Handwerker früher in seiner eigenen Werkstätte machte, und welche er nun kaufen muß, weil er sie um gleichen Preis

Gewerbsmann be
aus erster Hand,
Gewerbsmann hat
dieser nicht, so hal

Alle Gewerbe
men. Die Bauun
Lieferungsverträge
ßen, und manche
Baues ihre eigenen
Lebens, welche die
Unternehmungen ge
so weit wie in Engl
oder in Frankreich,
wicklung dieser Zust
zieht man aus Fabril
ist nur noch ein Hän
Möbel jeglicher Art
solche, die selbst die L
ihre Kleider aus Fabri
man bestellt das fertig
Unternehmen f...

vermögen, so verbreitet sich ihr Geschäft von den höchsten Klassen bis zu den niedrigsten, von den Reichsten bis zu den Aermsten.

Dem kleinen Handwerksmann wird selbst in kleineren Städten nicht viel mehr übrig bleiben, als die feinsten Gegenstände des Luxus oder die Flickarbeit. Daß der Consument dabei gewinne, das ist offenbar; ich will auch zugeben, daß bei einem festen sicheren Lohn der Gewerbsmann sich besser befinde, als bei dem kümmerlichen Betrieb eines kleinen Geschäftes; ich will ferner zugeben, daß er sein Geschäft mit einiger Ausdehnung in eine größere Unternehmung einreihe und vortheilhafte Verträge mit dieser abschließen kann; aber die Vermögen sammeln sich immer mehr in wenigen Händen, der freie Handwerksmann wird ein abhängiger Arbeiter, und die festeste Stütze der Staatsordnung, der Freiheit und der gesetzlichen Ordnung — der selbstständige Bürgerstand geht unter.

9. Wenn die Regierungen oder wenigstens manche Staatsmänner das Alles einsehen, so hegen sie noch immer den seligen Glauben, daß die Solidarität der Interessen dem Bestand der einzelnen Staaten zu gute komme. Sie glauben, ein Jeder der Papiere besitzt, oder der eine industrielle Unternehmung betreibt, sei bei dem Bestand der Zustände interessirt, unter welchen die Papiere ausgegeben und die Unternehmungen geschaffen worden sind; und eben, weil Auswärtige solche Papiere besitzen und bei Unternehmungen betheiligt sind, so meinen sie, daß auch andere Nationen und andere Staaten den Bestand des ihrigen aufrecht halten müssen; sie meinen, daß erhaltende Kräfte geschaffen und daß durch die materiellen Interessen ein politisches Gleichgewicht hergestellt sei, in welchem gegenseitige Gewähren der bestehenden Zustände liegen. Haben die neuesten Ereignisse die Unrichtigkeit dieses Glaubens bewiesen, konnten die materiellen Interessen nicht die Ereignisse verhindern, die jetzt Europa erschüttern, so darf man deren Macht doch nicht zu gering anschlagen. Die materiellen

Papiere, un
theilt wird, so
unter welchen
Geben wir da
tionen die beste
nen sie nicht;
sich selber zerfal
stehe, so darf ke
sichtlich zu Bett
auch keine Rücksi
für ihren Credit
Geld, ohne Geld
sie sich nicht halte
Staatsschuld aner
der Eroberer des G
theile aus den gle
zwungen; die Sch
einzelnen Theile ve
in allen Friedensschl
lung so ungeheuer,
politische Unmöglich
das

men dar, aber aus dem, was oben bemerkt wurde, geht hervor, daß sie in keinem schlimmern Verhältniß sind als andere Papiere. Bei politischen Katastrophen wird allerdings der Betrieb mancher Linie stocken, und manche Unternehmung wird um geringe Entschädigungen, vielleicht auch ohne solche sehr große Förderungen ausführen müssen; die Renten können ausbleiben, die Aktien zeitweise vielleicht werthlos werden. War aber eine Eisenbahnlinie unter den früheren Verhältnissen nothwendig oder nützlich, so wird sie es auch unter andern seyn; eine gut gedachte Linie hängt nicht von zufälligen politischen Zuständen ab, und selten wird eine Gebietsänderung die Wichtigkeit einer solchen gänzlich zerstören. Eisenbahnunternehmungen, die sich sonst gehalten hätten, würden bald wieder in ihre natürliche Thätigkeit treten und die Papiere würden ihren Werth wieder gewinnen; ungeschickte Unternehmungen, nur auf zufällige Verhältnisse gegründet, würden höchstens nur früher als im gewöhnlichen Laufe der Dinge zu Grunde gehen.

Industrie und Handel wünschen keine Aenderungen der Zustände, unter welchen ihr Betrieb gut geht und sie werden keine Revolution machen und keinen Krieg anzetteln, wenn ihre Geschäfte nicht gedrückt sind; aber sie werden nicht Umwälzungen und nicht Krieg scheuen, wenn sie darin Vortheile sehen. Eine jede politische Krisis hat meistens auch eine Handelskrisis in Gefolge; eine jede bringt augenblickliche Stockungen hervor. Eine *innere* Katastrophe lähmt den Credit, entzieht die Fonds den Geschäften, hindert die Leute am Kaufen, denn Jeder ist froh, wenn er das Nöthige hat; große *äußere* Ereignisse sperren die Märkte, oder sie verscheuchen von diesen die Käufer. Das Alles aber stellt sich bald wieder her. Die Industriellen und die Kaufleute fürchten, streng genommen, nur das Unbestimmte der Zustände, mit bestimmten klaren Verhältnissen wissen sie sich abzufinden. Die Industrie hängt mehr, als der Handel von politischen Verhältnissen ab; sie

Markt verlo
er minder
ausdehnen.
Verhältnissen
das fühlt der
so sieht er i
nichtung. Ein
Verhältnisse g
und Schwindel
Ereignisse hin
Unternehmunge
ängstlich und
ist unter allen
sie umwerfen; d
ternehmung dag
Industrie durch
fälle erfährt, so
das wissen die J
es wissen.

Der Handel

mittlere und für das südliche Deutschland; der Zwischenhandel ist unbedeutend geworden, und nun ist dasselbe Frankfurt der Geldmarkt. Wenn bei politischen Aenderungen einzelne Häuser und einzelne Plätze verlieren, so werden andere gewinnen. Ohne Zweifel ist es unbequem und gewiß kostet es gewaltige Einbußen, wenn große Geschäfte ihre Wege, es ist noch unbequemer und bringt noch mehr Verluste, wenn bedeutende Häuser und große Plätze die Natur ihrer Geschäfte ändern, oder wenn sie ihrem Verkehr ein anderes Material suchen müssen; aber niemand besser als der Kaufmann weiß, daß der menschliche Verkehr nie stille steht, daß dessen Verhältnisse nicht ewig dieselben bleiben und er würde eine chinesische Beständigkeit nicht einmal wünschen, weil er oft Aenderungen nöthig hat, um neue Chancen zu gewinnen. Der Handel ist Bewegung, der Stillstand ist sein Tod; Unternehmung ist das Wesen des Handels, und darum zeigt der Handel alle Eigenschaften des unternehmenden Menschen; er will lieber Gefahren bestehen, als die Wechselfälle entbehren. Kaufleute und Industrielle wissen sich schnell in gegebene Verhältnisse zu finden.

Das Alles betrifft nun eigentlich nur den großen Handelsverkehr; der Kleinhändler wird von politischen Stürmen viel weniger berührt. Freilich wohl setzt er weniger ab, wenn die Menschen gezwungen sind, nur für ihre nächsten Bedürfnisse zu sorgen, aber jede Zeit der Noth geht vorüber, die Leute werden nicht weniger und nicht mehr Zucker und Kaffee verbrauchen, ob sie monarchisch oder republikanisch regiert seien, ob ihre Laden in dem Gebiet dieses oder jenes Staates liegen. Der Kleinhändler bezieht seine Waaren aus Quellen, die ihm die größten Vortheile bieten, wo diese Quellen liegen, das kümmert ihn wenig.

Wenn irgend wo erzeugt wird, so übernimmt der Handel die Erzeugnisse und bringt sie in den Verkehr. Wenn der Handel Wege und Märkte geöffnet hat, so entstehen Unter-

nehmungen, welche auf diesen beziehen und versenden, auf jenem kaufen und verkaufen. Die Industrie erzeugt einen Handel und der Handel erweckt die Industrie. Der Industrielle ist auch Kaufmann, denn er kauft die Rohstoffe und verkauft seine Fabrikate; er ist von den Verhältnissen der Förderung abhängig; er muß Credit geben und nehmen; er muß Contocurrentrechnungen führen und unterliegt allen Bedingungen des Verkehrs in Geld und in Waaren. Nur einseitige Schulweisheit kann Handel und Industrie trennen, oder beide sich entgegenstellen; diese haftet allerdings mehr an dem Boden als jener, und nähert in manchen Dingen sich den Eigenschaften des Grundbesitzes, aber wenn sie zwischen beiden inne steht, so ist sie doch weitmehr dem einen verwandt und zeigt vorherrschend den Charakter der Beweglichkeit (in ihrem Wesen). In einzelnen Interessen können beide auseinander gehen, aber die natürliche Abhängigkeit gleicht die Gegensätze aus und führt beide immer wieder zusammen. Industrie und Handel suchen Zustände welche ihren Geschäften günstig sind, sie wollen Freiheit oder Beschränkung je nach ihrem Vortheil, und wenn die Industrie im Allgemeinen mehr für Beschränkung in der Einfuhr, der Handel für allgemeine vollkommene Freiheit ist, so theilt sich die Forderung doch wieder nach den Gegenständen; für den Einen die freie Einfuhr, für den Andern hohe Zölle oder vollkommenes Verbot. Ein allgemeiner Grundsatz besteht nur in der Lehre, aber nicht in den Geschäften. Wenn diese beiden Mächte des materiellen Verkehrs eine gewisse Stätigkeit der Verhältnisse wollen, so ist diese immer nur bedingt und häufig nur scheinbar; denn wie die Kraft der Erzeugung wächst oder abnimmt, wie deren Thätigkeit sich ändert oder Anderes hervorbringt, so sollen auch die Einrichtungen sich ändern, unter welchen sie schafft. Was gestern zweckmäßig und vortheilhaft war, das kann morgen hemmen und schaden; und so sind es gerade die materiellen Interessen, welche ohne Unterlaß Veränderungen anstreben, und welche offen oder

heimlich, still oder lärmend gegen Staatseinrichtungen, gegen politische Verhältnisse und also auch gegen Regierungen sich erheben.

Der Handel ist nicht eine geschlossene Anstalt mit concentrirtem Willen und mit einem politischen Grundsatz, und die Industrie ist es auch nicht; Kaufleute und Industrielle haben niemals eine große selbstständige Politik gemacht. Die verschiedenen Geschäfte haben verschiedene Bedürfnisse; was dem Einen nachtheilig ist, kann dem Andern vortheilhaft seyn, und darum sind die Wünsche und die Forderungen verschieden. Allem kann keine menschliche Einrichtung genügen; so wird ein jeglicher Zustand seine Unzufriedenen haben, und so kann keine Regierung eine erhaltende Kraft in den Organen des materiellen Verkehres finden, welche das bewegliche Element bilden in dem staatlichen, wie in dem gesellschaftlichen Leben. Handel und Industrie in Frankreich hatten sich unter Karl X. gehoben, die Repräsentanten beider haben großen Einfluß gewonnen, und sie haben die Revolution von 1830 gemacht. Unter Louis Philipp waren die Eigenthümer des beweglichen Reichthums im Besitz der Gewalt; ihre Interessen haben alle andern überwogen, und sie haben den Bürgerkönig nicht gehalten. Die Erfahrung aller, und besonders der neuesten Zeiten lehrt, daß die politische Kraft des Handels und der Industrie nur dann eine geschlossene war, wenn sie sich gegen die bestehenden Zustände gerichtet hat.

10. Fassen wir die voranstehenden Betrachtungen zusammen. Die Kostbarkeit des Regierens hat die Staaten in Schulden gestürzt, und sie sind dadurch in Abhängigkeit von den Geldverhältnissen gerathen. Die Macht der Staaten liegt großentheils in dem Credit; dieser aber wird keineswegs nur von dem innern Reichthum bestimmt und von der innern Kraft, sondern nur allzu häufig hängt er ab von den Interessen und von dem guten Willen der Geldmächte. Die Regierungen müssen daher diesen guten Willen erhalten und kön-

große Masse von
so können sie von
drückt werden, un
chen. Solcher Sta
esse seiner wohlha
Vermögen in fremd
bei fremden Verhäl
an die Zustände an

Kein Staat ka
und es ist deßhalb
durch Bezahlung de
rend vermindert. D
lativen Werth des
Bedürfnisse, deßweg
spieliger und immer
papierner Zahlungsm
wie die Bedürfnisse
ist, aber jeder muß
lienverhältnisse zerstö
Revolutionen naturno

Grundbesitzes den Charakter und die Eigenschaft des unbeweglichen Gutes. Das Capital gewinnt eine Uebermacht, welcher Niemand zu widerstehen vermag; alle Unternehmungen können nur mit großen Mitteln getrieben werden, die kleinen Gewerbe gehen unter; dadurch verschwindet der unabhängige Stand kleinerer Bürger, die kleinen Grundbesitzer werden arm und neben reichen Leuten entsteht ein besitzloses Proletariat. Die Zeit will die politische Gleichheit, aber jeder Tag vergrößert die Ungleichheit der Verhältnisse, und allmählig verliert der Staat jenen Bestandtheil der Bevölkerung, in welchem sonst die erhaltende Kraft lag. Die Industrie macht den Luxus zur Nothwendigkeit; sie erfaßt auch die Wünsche und Begierden der Arbeiter und Besitzlosen, und sie wird Ursache und Mittel der Genußsucht, in welcher Jedermann die verderbliche Krankheit der modernen Gesellschaft erkennt.

Alle Verhältnisse sind zusammengewachsen oder durch Geld so zusammengekittet, daß eine jede Veränderung irgend eines Zustandes eine Krise erzeugt, welche ihre Wirkungen in die reichsten, wie die ärmsten Familien trägt. Diese Wirkungen beschränken sich auf keinen Staat und auf kein Land; sie verbreiten ihre Störungen in alle Fernen. Möge man Alles anwenden, um solche Krisen zu hindern, sie werden dennoch eintreten, denn sie entstehen großen Theils aus der Bewegung der materiellen Interessen.

Die neueste Zeit hat den festen Boden verlassen und sie hat die Dinge auf Grundlagen gestellt, die ihrer Natur nach bewegliche sind. Woher soll die Stätigkeit der Verhältnisse kommen? Alle sind auf den materiellen Vortheil gestellt, daher die Unmacht der Grundsätze, daher die Nothwendigkeit, daß man sie aufgebe; daher aber auch die allgemeine Gesinnungslosigkeit — der Curszettel statt der Vaterlandsliebe.

Oesterreich und

Das Manifest
Etwas an sich, da
Denn es zeigt sich
redlichem Herzen und
wendung seines Inha
vornherein nachzuwei
Die Weltgeschichte se
zehren haben, wie de
neuen Staatsrechts,
englischen Geschichte vo
das Werk eines Tag

In unserer Zeit ist sonst nichts leichter als ein Land in den Zustand der Verfassung zu setzen. Der Fürst gibt auf einem Blatt Papier die Copie einer modernen Constitution und legt die Hände in den Schooß, weil fortan die Minister regieren; das Volk wählt so und so viel hundert Abgeordnete und hängt sofort seine politische Thätigkeit auf sechs Jahre an den Nagel, weil die Kammer nur zu reden und die Bureaukratie allein zu handeln berechtigt ist. In Oesterreich wird es anders seyn. „Ich erfülle meine Regentenpflicht", spricht der Kaiser, und ohne Floskel und Schlagwort öffnet er die Schleußen, woraus nicht Kammerparteien und Ministerwechsel, sondern die befruchtenden Ströme politischer Selbstverwaltung, wirklicher Theilnahme des Volks am öffentlichen Leben unausgesetzt sich ergießen sollen.

Es ist wahr, daß diese Abweichung von den ausgefahrenen Geleisen des modernen Staatsrechts durch die gegebenen Zustände Oesterreichs nahegelegt war. Indeß behaupten Unterrichtete, daß der Plan des Monarchen längst dahin gegangen sei, das Provisorium seit 1851 durch das jetzt getroffene Definitivum zu ersetzen, und daß auch die Endabsichten des Ministers von Bach im Wesentlichen die gleichen gewesen wären. War die Wendung aber auch wirklich erst durch die traurigen Vorgänge in Italien veranlaßt, so gilt davon der alte Satz: o felix culpa!

Den verblüfften Liberalen freilich wird es bitterlich schwer, das kaiserliche Diplom unbefangen zu beurtheilen. Es ist einerseits die vorurtheilsfreieste Constitution des europäischen Festlandes und andererseits doch nicht „liberal." So etwas ist demnach noch nicht dagewesen. Die Schuld läge nicht an der neuen Verfassung, wenn das künftige Oesterreich nicht mehr als jedes andere Land vom Volke selbst regiert würde; und doch hat der Monarch nicht seine Gewalt und Autorität getheilt. Er hat sich nur andere Mandatare bestellt und die



Sinne des
von Wolken
dem Volke
als Vermittl
Interessen un
öffentlichen F

Damit i
Er will den
liches Werkzei
Staatsabsoluti
cujus magna
wicht der kaise
absolutismus
dernen Sta
noch den ganze
fangen hält, ja
punkt der Verz
Siege Oesterreich
so sicherer nachfol

Nachdem

die glückliche Realisirung hängt von andern Elementen als seinem gewissenhaften Willen ab, und so standhaft auch die Regierung mit kaltem Wasser und Schaumlöffel Wache halten möge, so ist sie doch vor einem Ueberlaufen des brodelnden Hexenkessels namentlich in Ungarn noch geraume Zeit nie sicher. Aber wir haben auch die Reichsraths-Debatten studirt, und mit Verwunderung erkannt, wie viel unverwüstliche Kraft unter dem hundertjährigen Schweigen und Schlummern dieses wunderbaren Reiches geborgen war, und wie wenig der Thron im rechten und gerechten Kampf allein stehen wird. Zehn Jahre lang vermochte die Verirrung des Bach-Bruck'schen Systems gegen die laut aufschreiende Natur der Dinge anzustreben, und die naturgemäße Reform sollte man jetzt nicht mit der zuversichtlichsten Hoffnung begleiten?

Das Diplom vom 20. Oktober kündigt sich selbst als die feierliche Antwort auf die höchst interessanten Debatten des verstärkten Reichsraths an. Hier war nämlich zuerst die neue oder vielmehr die alte, aber seit den Zeiten der französischen Revolution allenthalben überfluthete und vergessene Politik gegen das Princip der „Ideen von 1789" oder gegen den Staatsabsolutismus zum entscheidenden Durchbruch gekommen; und zwar mit einer Einmüthigkeit, die Niemand von der buntgefärbten Versammlung erwartet hätte. Mit Ausnahme eines einzigen Mannes stand die sogenannte „bürgerliche" Minorität wie die „adeliche" Majorität für das Recht gegen die subjektive Zweckmäßigkeit, für die Selbstverwaltung gegen die Bureaukratie ein, so daß man mit Recht bemerkt, der kaiserliche Beschluß habe beiden Fraktionen Rechnung getragen. Wir haben dem Reichsrath eine große Geschichte zum voraus prophezeit, aber er hat durch seine kerngesunde und taktvolle Haltung jede Erwartung übertroffen. Wenn wir sonst hofften, daß Oesterreich durch die zwingende Macht der gegebenen Umstände das Rechte finden werde, so bietet nun die erwiesene

System nicht
sich nicht auf
oder volksbere
erstreckt sich a
die englischen
verschont geblieb
dem Urtheil bes
der Demoralisati
Arm und Reich
freier Lebensforn
und während da
täglich mehr in
Muster Frankreich
spiel von europäis
nischem Geiste al
napoleonische Staat
der Gewalt und jed
Opfer bringt, hat
staat an der Donau

Constitutionelle

Reichsparlament hätte nur den persönlichen Absolutismus beendigt; was aber der Kaiser jetzt bewilligt hat, das bricht mit der modernen Staatsallmacht selbst. Es gibt in Oesterreich nicht nur keine Autokratie, es gibt auch keinen überall und allein berechtigten Staat mehr, welcher nirgends ein Recht sich gegenüber duldet, außer was er davon aus dem Schatz seines Monopols je nach Belieben auf Ruf und Widerruf verleiht. Diesen Absolutismus verändert ein Parlament nur in der Form, es hebt ihn so wenig auf, daß es ihn vielmehr, wie ein Blick auf Baden lehrt, erst recht aufbläht. Hingegen hat sich Oesterreich nun zum wahren Widerspiel des modernen Staates, zum urdeutschen Gemeinwesen des Rechtsstaates bekannt, der sich nicht als die Urquelle alles Rechts, sondern umgekehrt als den Schutz und Inbegriff aller wohlbemessenen Selbstberechtigung der Person, der Corporation, der Gemeinde u. s. f. betrachtet. Staatsrechtliche Garantien solcher Art besitzt sonst noch kein Volk des Continents.

Wer die politische Haltung der Historisch-politischen Blätter seit den Jahren der verfehlten Reaktion beachtet hat, wird sich erinnern, daß ihr Kampf vor Allem gegen die Heuchelei des modernen Staates gerichtet war, daß sie gerade von Oesterreich die Herstellung der deutschen Staatsidee unablässig hofften, und in dem Abschluß des Concordats ein sicheres Unterpfand dafür erblickten. In der That war dieser wichtige Schritt eine offenbare Inconsequenz des Systems, er mußte entweder zurückgethan werden, oder das System mußte auf andern Gebieten des Staatslebens die gleichen Concessionen machen, also sich wesentlich selbst aufgeben. Der falsche Liberalismus wußte im Grunde doch ganz gut, warum das Concordat ihn mit so unbändigem und unbelehrbarem Grimm erfüllte. In Baden hat er die Convention verworfen, indem er offen eingestand, daß es die Verläugnung des modernen Staates wäre, wenn Baden ein selbstständiges, nicht von ihm verliehenes

Recht vertragsmäßig bei sich anerkennen müßte. Eine ähnliche Enthüllung hat auch im Wiener Reichsrath stattgefunden. Der moderne Staat hatte hier seinen einzigen Anwalt an dem protestantischen Handelskammer-Präsidenten Maager aus Siebenbürgen, und eine der ersten Reden Maager's riß das Concordat vom Zaune und verlangte die Aufhebung des feierlichen Vertrags; derselbe Concordatsfeind trat auch ganz allein für ein Reichsparlament auf. Den Zusammenhang hat der edle Graf Thun, dessen Verlust als Cultusminister für Oesterreich bedauerlicher seyn dürfte als der Verlust des Cultusministeriums selbst, treffend nachgewiesen. „Die principielle Vorbedingung einer autonomen Gestaltung der Verhältnisse," sagte er, „ist die Anerkennung, daß neben dem Gebäude der Regierungsbehörden es noch andere selbstberechtigte Organismen gibt, befugt nach ihren eigenen Gesetzen mit Selbstthätigkeit ihre Angelegenheiten zu besorgen und ihre Interessen zu wahren... Es ist wahrlich wenig Scharfsinn dazu nöthig um einzusehen, daß eine österreichische Regierung, die der katholischen Kirche ihre Autonomie versagt, diese Autonomie auch auf andern Gebieten nicht anerkennen würde. Als daher Se. Majestät der Kaiser sich der Kirche gegenüber von dem freiheitstödtenden Grundsatze der omnipotenten Staatsgewalt lossagte, habe ich mit Zuversicht vorhergesehen, daß damit die Bahn für eine freiere Gestaltung auch auf andern Gebieten geebnet sei".

Man kann wirklich sagen: das Diplom vom 20. Oktober habe nun das ganze Reich mit einem Netz von Concordaten überdeckt. Der Vertrag hat somit wenigstens seine Dienste für Land und Leute gethan, wenn die lüsterne Hoffnung der Liberalen erfüllt werden sollte, daß mit dem Abgang des Grafen Thun die letzte Stunde des Concordats heranrücken werde. Die Herren würden es für diesen Fall sogar hingehen lassen, daß die Strangulirung nicht im Namen des modernen

Staats, sondern im Namen — der Autonomie und des historischen Rechts vorgenommen würde; und täuscht nicht Alles, so bereiten sich der fanatische Calvinismus in Ungarn, sobald er das Heft wieder in Handen haben wird, und die verwandten Elemente in Siebenbürgen jetzt schon darauf vor, der Welt das fragliche Schauspiel vorzuführen. Wo möglich werden sie dann auch im Namen der „Gleichberechtigung“ jene wüste Glaubenstyrannei wieder beleben, welche der Cardinal Rauscher dem liberal-redenden Hrn. Maager mit scharfer Betonung in's kurze Gedächtniß gerufen hat*). Sollte ein solcher Dank der Sekte ausbleiben, so ist es sicher nicht ihre Schuld.

Hingegen hat sich der Reichsrath sehr loyal benommen; denn er zählte nur zwei Protestanten unter seinen Mitgliedern, und darunter den einzigen Maager als Stimmführer des modernen Staats. Daß dieser Mann sich zugleich vermaß „im Namen des dritten Standes, im Namen des Bürgerthums“ zu sprechen, und daß er bei seiner Vertretung des Reichsparlamentarismus auch noch die Palme der Loyalität für sich in Anspruch nahm — alles dieß zählt zur allgemeinen Erscheinung der Partei, deren Sendling er ist. „Mein Vorschlag“, sagte Hr. Maager, „ist viel monarchischer und conservativer als diejenigen Vorschläge, welche im Namen des historischen Rechts die Reichsgewalt zersplittern und einen Theil der Kronrechte an sich ziehen wollen“. Es ist zwar richtig, daß auch andere Mitglieder der Minorität auf das selbstständige Recht im Staate nicht gut zu sprechen waren, und, wie namentlich der ständige Reichsrath Baron Lichtenfels und der schlesische Bürgermeister Dr. Hein, den scharfen Satz betonten: „in der Machtvollkommenheit Sr. Majestät des Kaisers liegt Alles“.

---

*) Wir werden bei Anlaß auf diese Specialitäten zurückkommen.

Indeß trieb diese Männer die ehrliche Besorgniß, daß
storischen Rechtsansprüche der Ungarn mit der nothwe
Einheit des Reichs unverträglich seien; daher vermie
auch in ihrem Votum das Wort „Autonomie“ gänzlich
dem sie nur von „Selbstverwaltung“ reden. Uebrigens
kannten sie das dem modernen Staat entgegengesetzte
an sich: sowohl die eigenrechtliche Autonomie moralischer
nen, Gemeinden oder Corporationen, als auch die staat
liche Autonomie, d. h. die von der Staatsgewalt übert
und von ihr abhängige **Selbstverwaltung** der Krei
Provinzen.

In beiden Richtungen ist die österreichische Reform
fortgegangen seit dem berühmten Manifest vom 15. Juli
Sie anerkennt die hergebrachten Verkörperungen als se
rechtigt, im jüngsten Manifest schafft sie neue in größerm
stab, und will sich mit allen verfassungsmäßig vertragen.
Grundsätze des Diploms vom 20. Oktober“, so bemer
treffliche Feder in der Allgemeinen Zeitung, „können ni
die frühere Märzverfassung an einem schönen Tage we
tirt werden; sie enthalten zu viel naturwüchsige Elemen
viel Organisches, im Leben Wurzelndes, als daß sie wi
Schematismen über Nacht entstehen und über Nacht ve
könnten“.

Wer hat jemals von der Constitution eines mo
Staats dergleichen zu schreiben gewagt? Sind diese Verf
gen nicht zu Duzenden spurlos verschwunden wie dürres
schwanken sie nicht je nach den äußern Umständen a
nieder wie die Flamme im Wind, bald über die Dächer
gend, bald dem Erlöschen nahe; zittern sie nicht in jeder
tionären Periode für ihre Existenz, als krähe kein Hahn
nach in solchen Zeiten? Natürlich; denn sie haben kein
len Wurzeln im Volksleben, sie sind nur äußerlich d
gelegt wie eine Tarnkappe, um die allmächtige Bureau

unsichtbar zu machen. Das System der Selbstverwaltung allein kann eine Constitution wurzelhaft in's Leben einführen; darauf kann sich aber der moderne Staat niemals einlassen, denn es wäre gleichbedeutend mit der Aufopferung der Bureaukratie und mit ihr lebt oder stirbt der Staatsabsolutismus. Oesterreich mußte die hundertjährige Illusion der „Aufklärung" von sich werfen, um das wirkliche Volk in den Kammern und die Kammern im Volk zu haben, nicht redend, sondern thatend.

Das parlamentarische System im modernen Staat schafft nichts als sich selbst, seine Kammern, Parteien, Minister und ihre Wahlen. Eine solche Verfassung kann ohne Störung der regierenden Maschine auf Monate und länger suspendirt, paralysirt oder ganz aufgehoben werden ohne wesentliche Alteration irgend einer staatlichen Realität. Hingegen ist die Verfassung der österreichischen Landtage und ihrer ständigen Ausschüsse bestimmt in alle Kreise des öffentlichen Lebens einzugreifen, sie controlirt unmittelbar die Gemeinden, und ist überhaupt nicht auf Papier, sondern in's lebendige Fleisch des Volksthums geschrieben. Jeder Besitzer hat sein eigenstes und nächstes Interesse an diesen Körperschaften, da sie nicht bloß reden, sondern auch verwalten. Sie schaffen nicht Parteien, sondern verhindern dieselben; aber wie neuer Waldanflug auf abgewirthschaftetem und sonnenverbranntem Culturland schlagen sie ihre Wurzeln in die Tiefe und in die Breite, die Natur und Erscheinung des ganzen Landes verändernd. Nicht der preußische Constitutionalismus, sondern das österreichische Selfgovernment wird die leibhafte Contraposition jenes centralisirten Staates der reinen Administration seyn, den Baron Eckstein in Paris soeben noch photographirt hat: „Der Staat ist Alles, unter welchen Formen er sich auch offenbart, die in lauter Individuen aufgelöste Gesellschaft ist nichts; weder der Club, noch die Polizei, noch das Heer, noch die Kammer,

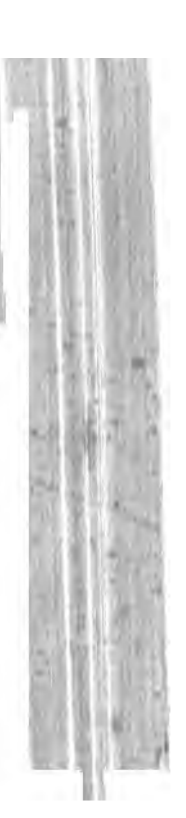
noch die Presse machen sie zu etwas — Alles nur durch den Staat, Autonomie nirgends".

Allerdings konnte der Kaiser im Einklang mit dem Reichsrath nur die Idee und sozusagen den Rahmen geben, die tüchtige Ausfüllung hängt von den Völkern selber ab. Daß sie jenseits der Leitha, seit Jahrhunderten an politisches Selbstthun und municipales Eigenrecht gewohnt, nicht in Verlegenheit sind, ist von vornherein gewiß; um so größer ist aber auch die Furcht vor der Prävalenz Ungarns, weil die Völkerschaften diesseits der Leitha keineswegs in der gleichen Lage sind, in ihrer durch Bureaukratie und Polizei nivellirten und abgeplatteten Gesellschaft vielmehr erst politische Erziehung nothzuthun scheint. Unter solchen Umständen muß die nächste Entwicklung durch ein eifersüchtiges Ringen zwischen der Centralgewalt und dem ungarischen Landtag mit seinen etwaigen Affiliationen bezeichnet seyn, und kann der Gang des ganzen Staatswesens überhaupt kaum anders als schwerfällig sich bewegen. Aber die Idee ist die einzig richtige, und wenn ihre Erfolge langsam reifen, so kann Oesterreich abwarten, wohin inzwischen die liberale Leichtfüßigkeit in Preußen führen wird.

Indeß, ganz abgesehen von den Schwierigkeiten der Entwicklung, man greift die Idee selber an und zwar von zwei diametral entgegengesetzten Seiten, deren eine darüber klagt, daß dem „historischen Recht" zu viel eingeräumt sei, während die andere über Verkümmerung desselben grollt. Die Deutsch-Liberalen und die Magyarissimi sind sich deßhalb brüderlich in die Haare gerathen. Nachdem die Ersteren seit Jahr und Tag die Opposition der Ungarn in kindisch naivem Eifer als ihre eigene Sache vertheidigt, kommt es ihnen nun vor, als wenn die letztern eigentlich doch nur „aristokratische

Reaktion gegen unsere bürgerliche Freiheit," das ist gegen den modernen Staat machten. Während aber der deutsche Liberalismus geneigt ist, die neue Verfassung im Grunde als keine Verfassung anzusehen, weil dieselbe an das historische Recht und die geschichtlichen Grundlagen anknüpft, obwohl sie zugleich ausdrücklich alle zeitgeistigen Festsetzungen seit 1848 garantirt — sind die streng Liberalen in Ungarn der Meinung, daß der Centralstaat ein höchst ungebührliches Theil ihrer historischen Rechte fiskalisch gemacht habe.

Schon der Reichsrath hat an schwach verhehlter Einschüchterung laborirt nicht von Seite der Regierung, wohl aber von Seite der rabiaten Parteien in Ungarn, und aus diesem Grunde hat er die allgemeine Erwartung völlig getäuscht, daß bestimmt formulirte Vorschläge zur Neuorganisation Oesterreichs, resp. Ungarns von ihm ausgehen würden. Anstatt dessen sind nur zwei vieldeutige Gutachten zu Stande gekommen, welche über die allgemeinen Sätze nicht hinaus gehen, so daß die Majorität mit dem gleichen Rechte das Votum der Minorität der „Nebelhaftigkeit" beschuldigen konnte wie umgekehrt. Erstere hat keine nähere Begriffsbestimmung der „historisch-politischen Individualitäten" gegeben, für deren Selbstberechtigung sie Verwahrung einlegte, noch hat sie ihrer Forderung der „Autonomie in der Administration und innern Legislation" die Schranken gezogen, welche der Bestand des Gesammtstaats unter allen Umständen verlangt. Aber auch die Minorität hat nur gegen die beiden Schlagworte im Interesse der Reichseinheit protestirt; dagegen hat auch sie nicht gesagt, wie denn die Ansprüche Ungarns — denn das war die concrete Frage und der Angelpunkt der ganzen Verhandlung — beschwichtigt werden könnten ohne Darangabe der nothwendigen Einheit der Monachie? Nur in Einem Punkte trat die Minderheit mit voller und bestimmter Zuversicht auf, indem sie den Maa-



deuten beabsichtigt' habe."

Nur zwei Verneinungen gi
Bestimmtheit aus dem Reichsrath
herigen Zustände unhaltbar seien,
derne Constitutionalismus für O
möglichkeit sey. Der ganze Reich
dieß Herrn Maager ins Gesicht,
insbesondere die Gothaer- und di
sten nicht hinderte, die hohe Ve
Majorität, Minorität, Maager zu
dieses österreichischen Washington
Reichs mit dem blindesten Ungest
ungen zu predigen. Im Hand
Siebenbürger zur gefeiertsten G
geschwindelt, und da man in
frappirendste Aehnlichkeit mit dem
entdeckte, so muß man eigentlich
standenen Brüder anstaunen, d
Handelsminister der Zukunft pro
unmöglich

Schwerer wiegt aber der Einwand, daß die nun vorliegende Lösung eine specifisch ungarische sey, daß Ungarn bevorzugt worden zum Schaden des Gesammtstaats, und daß nun der Föderativstaat an die Stelle der Reichseinheit trete. Allerdings hätte die unsägliche Blindheit oder Verrätherei der neuesten deutschen Politik nicht mehr verdient, als daß Oesterreich solchen Bündnern den Rücken gekehrt und sich tüchtigern Volkskräften zugewendet hätte. Genau besehen, verhält es sich aber mit dem Diplom ganz anders. Wir selbst sind stets von der Anschauung ausgegangen, daß den Ungarn das Ihre nicht vorenthalten werden dürfe, daß aber die Schroffheit des historischen Rechts auch den Anforderungen der Gegenwart und der durch den Fortschritt der Zeit bedingten Einheit des Reichs sich fügen müsse, und daß den Ungarn im Wesentlichen kein anderes Recht zustehen dürfe als allen andern Kronländern. Wenn Graf Majlath im Reichsrath so dringend empfahl den Schleier der Vergessenheit über die Vorgänge vor zwölf Jahren zu werfen, so schien uns Dr. Hein ganz treffend zu bemerken: „die übrigen Provinzen haben mit schweren Opfern das Recht erkauft, daß auch Ungarn sich als eine Provinz, als ein Theil zum Ganzen füge.“ Hat nun das Diplom diese Grenzen überschritten?

Im Reichsrath haben die Mitglieder aus Ungarn den Grundsatz der „Gleichstellung aller Kronländer der Monarchie“ sehr freigebig anerkannt. Es ist aber allerdings nicht zu läugnen, daß darunter auch die allgemeine Gleichstellung unter der bloßen Personal-Union, welche im Vormärz den Ungarn allein galt, verstanden werden konnte. Auch den Sinn einer historisch-politischen Individualität faßten nicht alle Mitglieder aus Ungarn gleichmäßig auf; der geistreiche Graf Szecsen, der gewiegte Diplomat Apponyi bedachten die Bedürfnisse des Gesammtstaates wärmer als der schroffe Graf Majlath. Der

greise Staatsmann Salvotti stimmte mit der Majorität, aber er legte noch im letzten Moment feierlichen Protest ein, als wenn er ihr Votum im Sinne einer Personal-Union verstünde. „Ich habe die Real-Union betont und von dieser Voraussetzung ging meine Zustimmung zum Antrag der Majorität aus; nur in dieser Realverbindung sehe ich die Centralgewalt alle Bestandtheile der Monarchie beherrschen, die Personal-Union ist einer Centralgewalt fremd.“ Kein Ungar fand etwas dagegen einzuwenden.

Nun hat das Diplom dem Königreich Ungarn allerdings eine besondere politische Erscheinungsweise bewilligt, wie sie ihm eben aus der Geschichte erwachsen ist, aber kein Vorrecht und kein von den andern Kronländern verschiedenes Verhältniß zur Monarchie. Als gemeinsame Angelegenheiten der Centralgewalt ist die ganze Diplomatie, die Armee, die Finanz, der Verkehr der Competenz sämmtlicher Landtage entzogen und der „verfassungsmäßigen Verhandlung“ mit dem Reichsrath vorbehalten. Auch dem Landtag in Ungarn steht nur so viel zu als nicht vor den Reichsrath gehört, und dieses Bollwerk des Gesammtverbands hat der Kaiser neuerdings verstärkt, indem er den Reichsrath zu einer stattlichen Kammer von hundert aus den Landtagen gewählten Abgeordneten erweiterte und seiner entscheidenden Stimme wieder größern Umfang gab. Die Realunion ist somit nicht nur durch ein geschriebenes Gesetz, sondern in der Thatsache und der lebendigen Institution einer gemeinsamen Reichsvertretung begründet.

Wenn sich auch nach der Decentralisation das Königreich Ungarn vermöge seiner autonomen und constitutionellen Antecedentien sehr viel anders ausnehmen wird als die übrigen Kronländer, so sind doch die Ministerien der Justiz, des Cultus und des Innern für alle gleichmäßig aufgehoben, und

sämmtlichen Landtagen ist eine Competenz in der „innern Legislation", also nicht nur in Wohlfahrts- sondern selbst in eigentlichen Rechtsgesetzen zugestanden. Dieser letztere Punkt, welcher die Einheit der Gesetzgebung zum Opfer brachte, hat der Minorität des Reichsraths zum schwersten Anstoß gereicht. Indeß läßt sich doch nicht behaupten, daß ohne Uniformität der Rechtsordnung die Reichseinheit selbst nicht bestehen könne, und sollte ein Landtag das jetzt noch allgemein eingeführte Gesetzbuch aus muthwilliger Opposition umstoßen wollen, so erübrigt immer noch die Sanktion des Kaisers. Vielleicht wird sich selbst Ungarn besinnen, sobald sein maßloser Hochmuthsrausch etwas ernüchtert ist. Bittere Wahrheiten über die bodenlose Verschönerung ihrer vormärzlichen Rechtspflege mußten die Herren schon im Reichsrath vernehmen; gerade aus der Nichtsnutzigkeit ihres alten Gesetzbuchs, sagte ihnen z. B. Baron Lichtenfels, „sei auch die große Menge der Advokaten in Ungarn erklärbar, wie z. B. in der Stadt Pesth allein doppelt so viel Advokaten bestanden als in fünf andern österreichischen Provinzen zusammengenommen, nämlich in Böhmen, Mähren, Steiermark, Galizien und Dalmatien!!"

Gewiß ein bedeutsamer Fingerzeig; wenn in Ungarn eine große Partei besteht, welche das gute österreichische Gesetzbuch um jeden Preis wieder durch das schlechte ungarische verdrängen will, so braucht Niemand zu fragen warum. Aber allmählig wird doch die Einsicht durchdringen, daß auch die letzten zehn Jahre viel Gutes geleistet, und ein billiger modus vivendi wird dafür mehr thun als der Zwang des Gebots. Für jetzt wird freilich die Wage nicht zu Gunsten der Reichseinheit neigen, der ungarische Landtag wird sich über ihr Gleichgewicht hinwegsetzen und die Landesautonomie übertreiben wollen. Dafür leben wir auch in der Zeit nationaler Aufregung. Aber die Leidenschaft ist doch nur künstlich gereizt,

früher oder später wird der wahre Geist der neuen Weltlage sich freimachen, welcher zwar nicht den Staatsabsolutismus, aber noch weniger die Zersplitterung, sondern die Vereinigung im Großen will. Gerade die Uebertreibung wird zur heilsamen Reaktion führen, selbst auch in der heikligen Frage der Sprachen-Eifersucht. Wenn z. B. in Croatien alle Beamten deutscher, italienischer und selbst slovenischer Zunge mit dem 1. Januar die Justiz als gewiegte Croaten auf Befehl bedienen sollen, so liegt das beste Heilmittel nahe, die Lächerlichkeit. Es wird noch schwere Kämpfe kosten; aber endlich wird der Wiener Reichsrath glänzende Tage erleben und das Deutschthum in Oesterreich mit ihm, wenn anders es im Ständesaal die Achtung wieder zu gewinnen weiß, welche ihm die kopflose Germanisirungs-Politik seiner unberufenen Vertreter gründlich verscherzt hat.

Viel besorglicher als die Stellung des k. Diploms zur Reichseinheit ist uns von Anfang an die Aufnahme desselben in Ungarn erschienen. Es wird eine Partei für sich haben: nur soviel ist sicher; aber dieß schon ist ein Gewinn, denn bis jetzt stand ganz Ungarn fast wie Ein Mann gegen die Regierung. In der neuen Ordnung der Dinge hat schon eine ganze Reihe von Männern der ehemaligen Opposition wichtige Aemter angenommen, insbesondere die bekanntesten Rädelsführer der wohlangelegten Auflehnung gegen das Protestanten-Patent, welche soeben noch, sowie andere Personen welche vor eilf Jahren wegen Hochverraths processirt, verurtheilt und amnestirt worden waren. Aus ihnen ist Baron Vay sogar erster Minister für Ungarn geworden, zum erstenmale ein Protestant als Hofkanzler. Gewiß sind solche raschen Wechsel nicht nach eines Jeden Geschmack; aber die politische Klugheit mochte gebieten, diese Elemente gegen die noch exaltirteren ins Interesse zu ziehen. Denn leicht könnte mit dem Diplom vom

20. Oktober dasselbe übermüthig perfide Manöver versucht werden wie mit dem Protestanten-Patent; von den sogenannten Altconservativen aber und den Gemäßigten, welche nicht wie Herr Vay den Eintritt in den Reichsrath abgelehnt haben, ist keineswegs ausgemacht, ob sie, „die Herren Szecsen und Consorten," gegen die Männer der strikten Personal-Union mehr Einfluß hätten als Herr Kuzmany gegen die reformirten Convente. Schon im Reichsrath fühlten sie sich keineswegs durch das Vertrauen ihres Landes getragen. Während sie einmüthig versicherten, daß in Ungarn die vollständigste Uebereinstimmung der Rechtsanschauungen herrsche, wollten sie denselben doch niemals im Namen des Landes Worte leihen, und versicherten ängstlich bloß ihre persönliche Meinung zu sagen.

Und in der That, während sie ihr Votum ohne Widerspruch im Sinne der Real-Union erklären und vor jedem Hintergedanken einer bloßen Personal-Union verwahren ließen, hat der bekannte Baron Eötvös in einer eigenen Broschüre nachgewiesen, daß die ungarische Frage nur durch gänzliche Trennung Ungarns von dem Verband mit den deutschen Ländern und durch reine Personal-Union mit dem Kaiser, welcher die Länder der ungarischen Krone als constitutioneller König und Deutsch-Oesterreich als constitutioneller Kaiser je für sich abgesondert zu beherrschen habe, dem historischen Rechte gemäß gelöst werden könne, und daß auch allein diese Lösung im Interesse der deutschen Einheit liege. So spricht das namhafteste Parteihaupt der ungarischen Doktrinäre. Von diesem Standpunkt aus muß das Diplom vom 20. Oktober natürlich abgewiesen werden wie das Protestanten-Patent, oder es kann nur angenommen werden mit dem verrätherischen Hintergedanken einer „legalen Revolution" mittelst des neuen Landestags. Es ist zu hoffen, daß die Regierung in Wien

endlich auf alle Eventualitäten gefaßt sei, nur darauf nicht — noch einmal nachzugeben!

Wenn der ungarische Landtag alle Rechte wie vor 1848 wieder haben soll, dann darf das Land allerdings nicht dulden, daß die Verfügung über das Militärcontingent, über die Steuern und Auflagen für den Gesammtstaat, kurz über Gut und Blut ihm entzogen und dem Wiener Reichsrath übertragen wird; es darf nicht dulden, daß den Siebenbürgern die Unabhängigkeit von der ungarischen Krone zugesprochen, daß dem Königreich Croatien und Slavonien ein Sonderlandtag gewährt, daß die serbische Woiwodina und das Banat erst noch gefragt seyn sollen, ob sie in Ungarn wieder einverleibt werden wollen oder nicht. Ungarn muß dann verlangen, daß die sämmtlichen „partes annexae" auf dem ersten ungarischen Landtage vertreten seien, und daß hier erst über ihre Wiedereinverleibung oder Lostrennung, und überhaupt über die Frage entschieden werde, welche Privilegien Ungarn allenfalls an den Wiener Reichsrath abzugeben oder selber zu behalten habe. So stellt sich das altungarische Recht dar, wie es noch in der Geschichte des Protestanten-Patents schlau verkappt aber siegreich aufgetreten ist. Es gibt da zwischen „Königreich Ungarn" und „Ländern der ungarischen Krone" den Unterschied nicht, wie er im Reichsrath selbst von Magyaren gebraucht wurde, z. B. von Szögyeny; es giebt da noch weniger einen Unterschied zwischen Angelegenheiten der Landesautonomie und des Gesammtstaats. Nach dem Eötvös'schen Princip müßte es das erste Geschäft des Landtags seyn, die alten Nebenländer definitiv einzuverleiben, und zur Vertheidigung gegen die Reichseinheit die ungarischen Truppen aus dem Heere des Kaisers abzuberufen. Auch das müßte er für unerträgliche Usurpation erklären, daß im k. Diplom „die Gleichheit der Unterthanen vor dem Gesetz, die Allen verbürgte

freie Religionsübung, die von Stand und Geburt unabhängige Aemterfähigkeit, die Allen obliegende gemeinsame und gleiche Wehr- und Steuerpflichtigkeit, die Beseitigung der Frohnen und die Aufhebung der Zwischenzoll-Linie" — als gemeinsame organische Einrichtungen der Monarchie erklärt werden, die auch in Ungarn von vornherein Geltung haben sollen. Die wohlbezahlten Hetzer Kossuths und Louis Bonaparte hinter den Coulissen lechzen nach dem Triumph der gelehrten Doktrinäre Ungarns.

So dürfte es sich denn wirklich viel weniger um die angebliche Bevorzugung Ungarns als um die Frage handeln, wie sich Ungarn in die neue Unterordnung unter den Gesammtstaat schicken wird. Einen bedeutenden Ausschlag wird die nächste Haltung der ehemaligen Nebenländer geben. Wir waren stets der Ansicht, daß der Kaiser um keinen Preis die ruhige und vertrauensvolle Sympathie dieser Slavenstämme den ungarischen Anmaßungen opfern dürfe. Es ist ohnehin empörend zu sehen, wie die ungarischen Fanatiker der Nationalität und ihrer Sprache augenblicklich zum „historischen Recht", d. i. zum vorsündfluthlichen Recht der Eroberungen ihrer Krone umspringen, sobald es sich um die Achtung anderer Nationalitäten und Sprachen handelt. Wie die neueste Erhebung des Magyarischen zur allgemeinen Geschäfts- und Amtssprache auf politischem und juristischem Gebiet den Nebenländern munden wird, wissen wir nicht; aber soviel ist richtig, daß der Zuruf des croatischen Bischofs Stroßmayer: „was du nicht willst, daß man dir thue" ꝛc. auf die ungarischen Herren im Reichsrath nicht ohne peinlichen Eindruck geblieben ist.

Inzwischen hat das k. Diplom das Seinige gethan, indem es dem croatisch-slavonischen Landtag selbst die Entschei-

dung über sein künftiges Verhältniß zu Ungarn anheim
und gleicherweise eine Notabeln-Versammlung der serb
Woiwodschaft und des Temeser Banats beruft, um übe
„vielfach abweichenden verschiedenen Ansichten" wegen
Wiedereinverleibung in Ungarn ihre Stimme abzugeben.
erst ist auch das croatisch-slavonische Departement zu
nicht der ungarischen Hofkanzlei, sondern dem Staatsmi
rium der nicht ungarischen Länder zugewiesen.

Dürfte man nach den einschlägigen Vorgängen im R
rath urtheilen, so stünden die ungarischen Aktien in Cro
Slavonien, Serbien und im Banat keineswegs günstig.
Ausnahme des Heißsporns Grafen Majlath haben sich
die ungarischen Herren gegen diese Stämme nur der w
und einschmeichelnden Sprache der Ueberredung bedient.
der Bischof Stroßmayer von Diakovar und der schism
Bischof Maschierevics von Temesvar sagten ihnen so
Dinge über die mit Strömen Bluts erworbenen Recht
Reichsunmittelbarkeit für Croatien, Slavonien, Serbien
Banat, daß sie verstummten. Als der Reichsrath von
sonyi aus dem Banat in der Sitzung vom 22. Septe
gegen das Votum der Majorität auftrat, weil er glaube,
nur die ungeschwächte Reichseinheit für die Sprache und
tionale Selbstständigkeit der Woiwodina und des Banats
rantien biete, da hatte Graf Majlath noch trotzig erwi
„Ich müßte mich sehr täuschen, oder der geehrte Herr
redner befindet sich vielleicht unbewußt auf dem Terrain
ribaldi's, er ist auch für das Nationalitätsprincip gegen
historische Recht". Gewiß eine gewagte Rede von dem S
platz der Thaten Kossuths aus! Je nach dem Nachhall,
sie in den gedachten Ländern finden wird, könnte die S
tion namhaft vereinfacht, und den Ueberhebungen des
gyarismus eine wohlthätige Kur zu Theil werden.

Das sind für uns wichtige Fragen der österreichischen Organisation; dagegen müssen wir offen gestehen, daß die kläglichen Nergeleien der deutsch-liberalen Presse uns anekeln. Sie verstehen die Politik des Diploms nicht, oder wollen sie nicht verstehen. Das Diplom will sichtlich die Gegenüberstellung compakter Massen im Gesammtstaat vermeiden, es will keinerlei Dualismus; und wenn es den nichtungarischen Landtagen ausdrücklich verbietet, mit Landesvertretungen anderer Kronländer in Verkehr zu treten, so ist der Gedanke klar, daß derlei Verbindungen auch jenseits der Leitha nicht gewünscht werden. Aber was geschieht? sofort ist der liberale Landsturm in Masse hinterdrein: den deutschen Landtagen sei ohnehin schon nicht die volle Theilnahme an der Gesetzgebung wie dem ungarischen gestattet, und nun solle ihnen auch noch die staatsrechtliche Befugniß zum Anschluß an andere Vertretungen versagt seyn — wer das zu fassen vermöge? Zwar hat der Kaiser selbst sich vorbehalten, gewisse den nichtungarischen Ländern gemeinsame Fragen, sei es auch auf den Wunsch eines einzelnen Landtags, „mit verfassungsmäßiger Mitwirkung des Reichsraths unter Zuziehung der Reichsräthe dieser Länder behandeln zu lassen". Das genügt aber keineswegs; nachdem das Maager'sche Reichsparlament mit Ungarn nicht möglich war, will man es nun ohne Ungarn durch die Hinterthüre einführen und wenigstens im verkleinerten Maßstab herstellen. Daß auch die Eötvös'sche Partei nichts sehnlicher wünscht, als aus den deutsch-slavischen Kronländern „einen großen Landtag nach Wien" berufen zu sehen, weil dadurch der Reichsrath zu Gunsten des Dualismus paralysirt und vom Dualismus nur mehr ein Schritt zur Personal-Union wäre — das macht die „deutschen Patrioten" gar nicht stutzig. Haben sie ja nicht umsonst die österreichische Reichseinheit auf ihre Fahne geschrieben!

Noch viel übler kommen natürlich die einzelnen Lan-

desstatute selber weg. Sie sind nicht auf Kopfzahlwe
sondern auf ständischen Grundlagen erbaut, also fort mi
nen! Nun ist zwar der Adel in Oesterreich wahrhaft ei
ciale Macht, nicht eine junkerliche Kaste, die auf Hofst
Stellen und Beförderung spekuliren müßte, sondern als
sitzer eines ungeheuern Bodenreichthums das gewichtigst
unabhängigste Element im Staate. Aber schon gegen
Reichsrath war es der dämonische Kniff der Gothaer=
Judenblätter, daß sie, obwohl es auch der Majorität nic
bürgerlichen Elementen fehlte und ein „Aristokrat" als S
cher der Minorität hervorragte, das „Bürgerthum" oder
die Bourgeoisie als das ausschließend volksfreundliche Ele
dem Adel und Klerus systematisch entgegenstellten. Die
desstatute taugen somit schon deßhalb nichts, weil sie an
und Klerus ständige Sitze ertheilen. Zwar weichen sie
fach vom alten Princip ab; denn der Adel führt keine
stimmen mehr und überhaupt keinen Sitz ohne Rücksich
den Besitz; der Klerus hat nur halb so viel Vertreter als
andere Stand; die materiellen Interessen sind nicht nur
die Städtewahlen, sondern auch durch eigene Wahlrecht
Handels= und Gewerbekammern, ja nach Umständen
der Bergwerks= und Fabrikbesitzer für sich bedacht, n
z. B. in Kärnthen drei Abgeordnete senden*); endlich ers
der Bauernstand zum erstenmale im Ständesaal und ve
in Verbindung mit den Städten über mehr Stimmen als
und Klerus. Aber was hilft's, da die rettende Kopfzahl
nun einmal überall fehlt, und auch die Vertretung von S
und Land ausschließlich auf die Gemeinde basirt ist

---

*) Freilich muß man hier fragen, warum denn nicht au
Steiermark?

daß nur Mitglieder der Gemeindebehörden wählen und wählbar sind!

Die liberale Pedanterie will nun eben durchaus nicht begreifen, daß es hier nicht moderne Kammern, sondern ein System verfassungsmäßiger Selbstverwaltung gilt, daß es sich demnach nicht um Leute handelt, welche für gehaltene oder nicht gehaltene Reden ihre Diäten beziehen, sondern um Theilnehmer an der Last des Administrirens. Der Wahlkreis muß da nothwendig ein engerer seyn. Der Uebelstand, daß das definitive Gemeindegesetz noch mangelt und erst von den neuen Landtagen verabschiedet werden soll, somit die gemeindliche Basis der Wahl bis auf weiteres eine ziemlich ruinöse ist, wird nur vorübergehend seyn, und die Gemeinden selbst haben an der ständischen Controle die sicherste Bürgschaft freier Bewegung. In Wahrheit hat aber der Lärm der Liberalen ganz andere Motive. Es gibt überall eine Menge von Leuten, welche von der Mühe und Last einer Gemeindebeamtung nichts wissen wollen, aber für's Leben gern als Sprecher am Landtag auftreten und von da wo möglich in den Reichsrath vorrücken möchten; sie alle zählen nun selbstverständlich zu den Malcontenten.

Auf dem Grund der neuen Landesstatute wird es dem Liberalismus freilich schwer werden, allenthalben die Oberhand zu erringen, und das Judenthum wird vielleicht da oder dort ganz durchfallen. Daher der üble Humor, welcher sich namentlich auch auf die Unbestimmtheit der landtäglichen Beschlußrechte wirft, und mit den in den Statuten abwechselnden Ausdrücken „Beirath", „Mitwirkung", „Zustimmung" die unfruchtbarste Wortklauberei treibt. Wenn es einerseits erklärlich ist, daß bei einer so ungemein ausgedehnten Organisation das einzelne Statut nicht gerade vollendet wie Minerva

aus dem Kopfe Jupiters hervorspringen wird, so hat de
ser andererseits die ausgiebigste Initiative gewährt,
die Bestimmungen der eigenen Statute nicht ausgen
sind. Dem freien Wort ist ein- für allemal die ge
Stätte angewiesen: dieß ist das Wesentliche; wenn i
Formen noch Manches fehlt, so hat der Monarch durch
und That seit der Berufung des Reichsraths über jeden
fel gestellt, daß er die Paragraphe seiner Institutionen
als unabänderliche Dogmen ansieht, sondern als Ele
der Bildsamkeit, welche den stätigen und besonnenen Fort
wesentlich einschließen.

Nicht an dem Maßstab irgendwelcher Parteiansichte
das kaiserliche Diplom gemessen seyn, sondern an den
täten des Kaiserstaats. „Oesterreich", hat der Bischo
Diakovar gesagt, „ist ein Staat, der nichts Analoges a
ner Seite hat, ich würde es seiner ganz besondern
thümlichkeiten wegen ein Europa im kleinen Maßstab nen
Seit dem 20. Okt. könnte man es auch ein Deutschla
vorbildlicher Gestalt nennen.

Wenn den Einen die neue Verfassung als eine u
sche Lösung erscheint, so haben wir ebenso viel oder
Recht, sie als eine deutsche, ja als die specifisch d
sche Lösung zu bezeichnen Und zwar Ersteres darum,
ein Reichsconstitutionalismus, wo die parlamentarische
ritäts-Regierung nothwendig das nationale Sonderrecht
Minorität unterdrücken würde, mit dem deutschen Cha
der Monarchie und mit ihrer Stellung zum deutschen
ebenso unverträglich gewesen wäre, wie mit den Ansprüche
Ungarn. Wenn die gothaische Presse jetzt schon beme
macht: da nun Ungarn und Slaven vorwiegend im W
Ministerium säßen, so folge daraus die Nothwendigkeit

preußischen Centralgewalt an der Spitze der deutschen Födera-tion — so ist leicht zu ermessen, was sie erst dann gesagt hätte, wenn Oesterreich auf ihre „deutsche Politik" eingegangen wäre, und seine Geschicke den Entschließungen einer ungarisch-slavischen Parlamentsmehrheit anvertraut haben würde.

Daß der „Nationalverein" Hrn. Maager dringend em-pfahl, ist ganz in der Ordnung, wie aber auch der großdeut-sche Liberalismus in dasselbe Horn stoßen konnte und kann, bleibt uns völlig unbegreiflich. Seine unbesonnenen Rath-schläge hätten Oesterreich faktisch von Deutschland losgerissen; dagegen ist das Diplom vom 20. Oktober nicht nur eine, sondern die deutsche Lösung. Indem es der Neugestaltung Oesterreichs die europäische Bedeutung eines Bruchs mit dem modernen Staatsabsolutismus gab, hat es zugleich den ein-zigen Weg gewiesen, auf dem Deutschland selbst zu der en-gern Vereinigung eines neuen Bundesrechtes gelangen kann. Preußen ist ein bureaukratisch-centralisirter Militärstaat und nur als solcher könnte es die deutsche Einheit auffassen, d. i. im piemontesischen Sinne und mit den entsprechenden Mit-teln; es ist daher überhaupt für diese Aufgabe nicht geeignet. Der Staat, welcher den Gebrechen des Bundes wirklich re-formirend abhelfen will, muß vor Allem selbst der bureaukra-tischen Centralisation entsagt haben und so organisirt seyn, wie Preußen sich nicht organisiren kann, Oesterreich aber jetzt organisirt ist. Die vorstehenden Worte, womit wir einen seit Jahren von uns verfolgten Gedanken ausdrückten, gehö-ren nicht so fast uns, als einem trefflichen Mitarbeiter der Allgemeinen Zeitung *) an, dessen Resumé wir schließlich dem Nachdenken der Leser empfehlen:

---

*) Nummer vom 26. Juli 1860: „Ein großdeutsches Programm".

„Eine mächtige Förderung wird der als Rückkehr zur Selbstthätigkeit der Bürger in Gemeinde, Kreis, Stamm, Land und jeder einem vorhandenen Bedürfniß entsprechenden Körperschaft aufgefaßte Föderalismus auf einer Seite finden, wo man es vielleicht am wenigsten erwarten sollte — in dem großen Oesterreich. Welcherlei Hindernisse auch noch dieser schwergeprüfte Staat auf seiner dornenvollen Bahn zu überwinden haben wird, so ist uns so viel unzweifelhaft, daß die Tage, zwar nicht des gemäßigten Einheitsstaats, aber sicher die der bureaukratischen Centralisation dort vorüber sind. Früher oder später werden wir dort die verheißenen autonomen Körperschaften, die sich selbst verwaltenden Gemeinden, Grafschaften und Provinzen erblicken, also von diesem vielgeschmähten Staate gerade die wesentlichsten Zielpunkte der deutschen und europäischen Politik erfüllt sehen. So unvermittelt diese Vermuthung jetzt erscheinen mag, so könnte doch die Zeit kommen, wo sich an Oesterreich der Spruch bewährt von dem Stein, den die Bauleute verworfen, der aber dann zum Eckstein geworden — zum Eckstein einer großen Föderation, welche, die Interessen der Cultur und der friedlichen Entwicklung in Mitteleuropa zusammenfassend, im Stande wäre dem Drängen des Ehrgeizes und den Eroberungsgelüsten der beiden großen centralisirten Militärstaaten, Frankreich und Rußland, Ruhe zu gebieten."

XLV.

Der Katholicismus in Dänemark.

(Briefliche Mittheilung.)

Da es in jetziger Zeit von hoher Bedeutung ist zu erfahren, inwiefern die Eroberungen der katholischen Religion sich in Europa mit denen in den andern Welttheilen vergleichen lassen, habe ich in den letzten politisch unglücklichen Jahren keine Mühe gescheut, um eine solche Kenntniß zu erlangen, und so bin ich denn auch nach Dänemark gekommen, wo freundliche Verbindungen und einige gütige Winke mir die Mühe erleichtert und mich in den Stand gesetzt haben, etwas Detaillirteres über die hiesigen Zustände in Bezug auf die katholische Mission der Oeffentlichkeit übergeben zu können, als man gewöhnlich liest, und bitte ich Sie daher, mein Herr Redakteur, diesen kurzen Mittheilungen in ihrem geehrten Blatte einen Platz zu gönnen.

Wer den Norden überhaupt kennt, kennt auch die Haupteigenschaften des dänischen Volkscharakters: tiefe Vaterlandsliebe, starkes Nationalgefühl, recht ausgeprägte Intelligenz und ziemlich entwickeltes Religionsgefühl — dieß sind die besten und schönsten Seiten im Charakter des Dänen und diese Seiten hat er im Wesentlichen mit den übrigen Völkern des Nordens gemein. Was ihm aber allein gehört und ihn um Vieles tiefer als seine Nachbarn stellt, ist jener gänzliche Mangel an Energie, jener vollendete

iwranten ang
für jene Elasti
machen, wo er
über die Schwi
liche Elasticität
mag, hat er ga
dann aber auch
ist er auch im
mehr über Allerl
Hypochonder wie
die Ursachen des
Lande. Das Kla
den Dänen. Ein
ihm erzählt, wie
der Welt ausrichte
das Klagen ist ih
Seine Passivität be
die Klage ist doch
Zustand. Als Bele
ten, daß das ganze
durch fast in allen
beklatschen, welche
einer förmlichen Mis

können. Es existirt eine Legende des Inhalts, daß Dänemark die Perle in des Teufels Krone sei! Ich glaube daran. Denn wem die unerhörten Abnormitäten, die sich im Charakter des Dänen befinden, einleuchtend geworden sind, der begreift auch mit hoffnungsloser Klarheit, daß mit ihnen nichts anzufangen ist. Kann man nun aber nicht annehmen, daß sich diese Verhältnisse ändern lassen, so darf man auf der andern Seite auch das Land doch nicht aufgeben. Nein, die Mission muß sehen, nach und nach Anknüpfungspunkte bei verschiedenen Ständen zu finden, bei den einflußreichsten zuerst: dieß ist der einzige mögliche Weg, so schwer er auch immer seyn mag.

Und er ist schwer, unerhört schwer — hören wir weßhalb. Der einflußreichste Stand ist der Adel. Nun ist aber am dänischen Adel im Allgemeinen nichts dran. Ohne Tradition und Pflichtgefühl, welches ein alter Stammbaum aus verflossenen Jahrhunderten mit sich bringt, ohne Interessen, die im Mindesten zur Idee eines Edelmannes passen, ohne Standes-Bewußtseyn oder Standes-Einigkeit, ohne wahre Vaterlandsliebe wuchert dieser Adel, der zumeist nur noch aus ganz neuen Geschlechtern besteht, einer Schmarotzer-Pflanze gleich am Boden des Landes dahin, eine wahre Parodie jener vornehmen und großartigen Herren und Frauen, die einst die fruchtbaren Gefilde Dänemarks bewohnten, ein Gegenstand des Achselzuckens aller gebildeten Leute. Wenn nun gleich einige große Gutsbesitzer von dieser Regel eine rühmliche Ausnahme bilden und einige arme junge Edelleute, die sich ihr Brod zu verdienen haben, sehr ehrenhafte Wege gehen, so macht doch, wie man zu sagen pflegt, eine Schwalbe keinen Sommer, was so viel bedeutet, als daß man von den Wenigen sich auch nur Weniges erwarten darf, selbst dann noch, wenn unter ihnen der Wille gut ist. Denn wo die Meisten mißrathen, werden die Gutgesitteten nur lächerlich.

Jedenfalls muß aber die Mission bei diesen wenigen Gutgesitteten anknüpfen und steht dieses noch zu erwarten. Schwer mag es ihr allerdings werden, da nirgends der exclusive Hochmuth der höhern Stände sich mehr als hier breit macht und die Berührung mit den niedrig geborenen Convertiten verachtet. In-

von Hedemann, vor einige
treten; so ist im eigentlich
Löwenskiold denselben Weg
geistvolle und muthige Bar
diesem Jahre das katholisch
die beiden Letzteren, deren
bekannt ist, mögen hier fol
Die Baronin von Löwenski
Staatsmannes und persönli
nisters von Kaas, dessen (
geblüht hat. Als Mutter
burg, eines der größten G
Beziehung eine der vornehm
rum ihre Conversion um se
senalter noch die Kraft besi
schen Leben zu brechen, und
und Gespötts ihres ganzen
sie als wahr und unverände

Ihr Enkel, der Erbe
wenburg, stammt durch se
hausen Wolff aus Kurland,
ab, unter dessen Ahnen der

seiner Energie Alles zu erwarten, was ein Einzelner zu thun vermag. Wie ich höre, wird er in kürzester Zeit auf einige Jahre nach Bayern übersiedeln.

Diese Conversionen sind die einzigen, die im dänischen hohen Adel vor sich gegangen sind; die übrigen Convertiten gehören fast sämmtlich den niederen Ständen an. Alle Bürger, die übertreten, müssen mehr oder weniger darben lernen, wenn sie selber kein Vermögen besitzen; alle anstellungsfähigen Leute, die die protestantischen Vorurtheile beseitigt haben und Katholiken geworden sind, müssen sämmtlich auswandern, da man ihnen troß der Religions-Freiheit nichts zum Leben gibt und sie doch leben müssen. So sieht es denn kläglich genug mit den Fortschritten unseres heiligen Glaubens in diesem Lande aus. Was indeß das Kläglichste ist, das ist der Umstand, die Thatsache, daß der Widerwille gegen den Katholicismus sich auf Gründe stützt, die in Vernirtheit wurzeln.

Gegen Dummheit kämpfen selbst Götter vergeblich an: sagt der große Dichter; fügen wir hinzu: wohl Götter, jedoch wird derjenige, der den Satz gelehrt: „in hoc signo vinces" auch wissen selbst Dummheit zu bewältigen. Hoffen wir daher das Beste für dieses arme Land, das einst mächtig und stark, jetzt nur noch eine armselige Existenz fristet, hoffen wir auf den Sieg der Wahrheit auch in diesen Gegenden, hoffen wir, daß was weiß ist, ihnen auch weiß erscheinen möge, und daß die elenden Rathschläge der Uebelstifter und Uebelgesinnten endlich einmal sich in dem Lichte zeigen mögen, in welchem sie gegeben werden — mit andern Worten, daß die Kinder dieses „erleuchteten Jahrhunderts" einmal dahin kommen selbst zu untersuchen, selbst sich ein Urtheil zu bilden, selbst in ihrem Gewissen und ihren Erfahrungen zu lesen. Dann trägt das wahre Licht den Sieg davon, dann wird die Hülfsbedürftigkeit der Nationen nicht mehr zu verkennen seyn, dann wird dem tief erschütterten Gemüthe der Weg nicht länger verborgen bleiben, den es gehen muß um zu dem Ziele zu gelangen, das den Schwachen stärkt, den Muthigen läutert, den Sünder heiligt und den Demüthigen

erhöht — dann wird der unruhige, gequälte, gehetzte Sohn des 19ten Jahrhunderts die Ruhe finden, nach der sich sein Herz sehnt, und wird sehen, wie nirgends das Glück und der Segen blühen, als in dem Herzen des wahren katholischen Christen.

Beten wir daher für unsere armen verblendeten Mitmenschen, beten wir mit der Kraft der Ueberzeugung, daß Gott uns zu Hülfe kommen werde, wenn wir auf Ihn bauen! Das Gebet ist des katholischen Christen furchtbare Waffe, furchtbar denjenigen, die es verspotten; beten wir daher und seien wir des Erfolges gewiß: denn Alles, um was wir den Vater in Jesu Namen bitten, wird Er uns geben — so lautet die beseligende Zusicherung, die die Welt überwinden wird.

Da ich selbst ein Convertit und zwar ein unter sehr schwierigen Verhältnissen Bekehrter bin, kann ich wohl von der Kraft der Fürbitte reden, der ich so viel verdanke — und sie allen Gläubigen an's Herz zu legen, ist nur eine dringende Pflicht in meinen Augen.

Zum Schluß noch ein charakteristischer Zug. Ein Däne, dem ich diesen kurzen Aufsatz zum Lesen gegeben, und der wohl Manches darin als wahr anerkennen mochte, sagte mir, nachdem er die Lektüre beendet: „Mein Herr, wir sind bornirt, aber das sage ich Ihnen: lieber will ich bornirt seyn, als katholisch!“ So ein Sprößling der Nation, die sich für die gebildetste der Welt hält!

XLVI.

Magdeburg, Tilly und Gustav Adolf*).

I.

Um Mittsommer 1630 landete der Schwedenkönig Gustav Adolf mit einem Heere von mancherlei Nationen und Völkern**) in Pommern, fiel auf die Knie, betete und predigte den Religionskrieg. Einige Monate später schloß er mit dem französischen Cardinal Richelieu ein Bündniß des ausdrücklichen Inhaltes, daß er den Krieg gegen den deutschen Kaiser **nicht** als Religionskrieg führen wolle. Dieß war für die Franzosen, die Venetianer und den Papst Urban VIII, welche sämmtlich dem deutschen Kaiser einen energischen Feind wünschten — jenes Wort vom Religionskrieg war für die Deutschen.

Glaubten es die Deutschen von damals? Ihre Fürsten, ob katholisch oder protestantisch, reichten in denselben Tagen zu Regensburg dem Kaiser eine endlos lange Reihe von Beschwerden über seinen Feldherrn ein, den Fürsten der Söldner, dessen Schaaren von den Alpen bis zur Ostsee wie ein fressender Aussatz das deutsche Land aussaugend bedeckten. Die Klagen enthalten viel und mancherlei. Von einem Religions-Drucke ist darin nicht die Rede. Wallensteins Heer bestand

---

*) Von einem protestantischen Geschichtsforscher.

**) Eigene Worte des Königs bei Arlanibacus, Arma Suecica p. 23.

mehr als zur Hälfte aus Protestanten. Gegen Tilly ward zu Regensburg überhaupt keine Klage erhoben, geschweige denn diejenige eines Religionsdruckes. Man wußte nichts von einem solchen. Nachdem Tilly drei Jahre lang mit großer Macht im Lande Hessen-Kassel gestanden, kam der calvinische Landgraf Moritz auf den Verdacht: die wahre Absicht Tillys sei, das Hessenland wieder lutherisch zu machen *). Er offenbarte diese Entdeckung seinen Räthen, die aus sich den Scharfsinn zu einer solchen nicht besessen zu haben scheinen. Uns Späteren aber ist dieser Verdacht des Landgrafen Moritz fast ein eben so starker Beweis für die milde Schonung, die Tilly allen Religionsmeinungen bewies, als seine eigene Aufforderung an die protestantischen Geistlichen von Deutschland, daß sie kühnlich auftreten und sagen möchten, wann und wo er jemals einen von ihnen gekränkt und beleidigt, und nicht vielmehr geschützt habe **). Eine Antwort auf diese Forderung ist nie gegeben, weder auf dem Tage zu Regensburg 1630, noch sonst.

Es ist wahr, der Kaiser hatte ein Jahr zuvor das Restitutions-Edikt erlassen. Allein dasselbe forderte Güter und Besitzthümer zurück: die Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben, das eigentliche Evangelium des Protestantismus, ward dadurch nicht angetastet. Das Lutherthum der Pommern, der Brandenburger, der Sachsen ward durch das Restitutions-Edikt nicht bedroht. Sollten sie dennoch nach zwölfjährigen Kriegsleiden einen abermaligen neuen Krieg willkommen geheißen haben, damit dieser oder jener Fürst einige Kirchengüter, die er widerrechtlich an sich gebracht, nicht herauszugeben habe? Eine solche Vermuthung würde eine Fähigkeit der Aufopferung von so ungewöhnlicher Art voraussetzen, daß sie nur auf sehr starke Zeugnisse hin geglaubt werden kann.

---

*) Rommel: hessische Geschichte VII. 633.

**) Londorp: acta publica III. 871.

Nicht diese Zeugnisse sind vorhanden, sondern das Gegentheil. Bevor der Schwedenkönig abstieß, schickten der Herzog Bogislav und seine Stände, die seit drei Jahren sich wanden und krümmten unter Wallensteins habgierigen Schaaren, eine Gesandtschaft mit der flehenden Bitte nach Elfsnaben: der König wolle sie mit seiner Befreiung verschonen*). Er kehrte sich nicht daran. Er landete. Niemand kam ihm entgegen, Niemand hieß ihn willkommen. Er zwang den Herzog Bogislav und die Stände von Pommern, ihm willig zu seyn. Er stand ein Jahr lang auf deutschem Boden, ohne daß ein deutscher Fürst ihn suchte, als der Landgraf Wilhelm von Kassel, über dessen Haupte das Meer der Schulden zusammenschlug **). Die protestantischen Kurfürsten mit den katholischen und dem Kaiser erklärten ihn zu Regensburg für einen Feind des Reiches. Er dagegen predigte den Religionskrieg. Wie auch sollte er anders? Es ist nicht die Weise der Eroberer, zu dem Volke und Lande, das sie unterjochen wollen, dieses grobe Wort selber zu reden: sie bringen hier die Religion, dort die Freiheit. Gustav Adolf brachte die Religion; aber die Deutschen von damals waren nicht also verblendet, wie man sie in späterer Zeit hat schildern wollen. Seine Worte verhallten. Sie fanden Anklang nur in einer deutschen Stadt, in dem von Grund aus zerwühlten Magdeburg.

Die Stadt war nicht reichsfrei: mithin war der Souverainetätsschwindel, an welchem, ähnlich wie die kleinen deutschen Fürsten, auch die Oligarchien der Patricier in Nürnberg, Frankfurt, Straßburg und anderen Orten zeitweilig krankten, dort nicht vorhanden. Wie der Administrator Christian, ein Hohenzoller, in den sieben ersten Jahren des Krieges treu zu Kaiser und Reich hielt: so auch der Rath von Magdeburg.

---

*) Chemnitz S. 54.

**) Zeitschrift für hessische Geschichte Band IV. 134.

dem Tage seines Einzug
losen Leiden des unglückl
als Feind gekommen.
des Landes dem Kaiser
überhaupt in der Zeit
von der kurzen Zeit sein
Land betreten, das er
gesinnt erfunden hätte.
nicht in blühendem Woh
sein eigenes Mecklenburg
Räthe von dem Kaiser e
nem anderen Zustande v
rung und Verödung. D
und seinen Schaaren äh
Brandenburg.

Die Noth dieser Zei
werbe und Handel siecht
von Jahr zu Jahr, und
Der Rath beharrte in se
friedlich auszugleichen un
Stimmen in der Bürgers

des Krieges das Elend desselben auch über die nicht betheiligten Länder ausstreute. Die Verfassung des Rathes war weitläufig, verwickelt, schwerfällig. Auch das konnte geändert werden. Langsam klaffte der Zwiespalt weiter und weiter.

Die Führung der Partei, die gegen den Rath stand, war bei einer besondern Gesellschaft*). Dieselbe bestand zum großen Theil aus moralisch verkommenen Subjekten, Bankerotteurs und ähnlichen Schlages, mit bedeutenden Talenten zu Volks-Reden und zum Aufwühlen der Leidenschaften des Haufens. Man nannte sie nach einer Schenke, in der sie sich versammelten, die Brüder aus der Dingebank. Mit ihnen verband sich der Führer der städtischen Söldner, ein Oberstlieutenant Schneidewind. Gegen diesen Mann erhob der kaiserliche General Altringer eine Anklage auf Raub und Mord und verlangte die Auslieferung desselben. Der Rath gewährte nicht, sondern behielt sich selber die Untersuchung vor, und wies dem Schneidewind als Gefangenen auf Ehrenwort das Wirthshaus zur goldenen Krone an Dasselbe ward fortan der Sammelplatz aller Unzufriedenen. Sie stimmten mit Schneidewind überein, daß die Klage gegen ihn unberechtigt, daß der Rath ihm für die verletzte Reputation eine reiche Entschädigung schuldig sei. Namentlich traten zu dieser Partei einige der Geistlichen von Magdeburg.

Denn es ist sehr bedeutsam für jene Zeiten, daß die inneren Unruhen unserer deutschen Städte sich niemals vollziehen ohne rege Theilnahme der lutherischen oder calvinischen Geistlichen. Wir finden sie durchweg auf der Seite der demokratischen Partei gegen die aristokratische des Rathes. Der Grund liegt nahe. Die Geistlichen gehörten durchweg den untern Lebensständen an. Ihre Ausstattung war dürftig. Die

*) Gerike: Chronik der Eroberung d. St. M. — Hoffmann: Geschichte von Magdeburg III. S. 42. N. 1.

... Es war um
schweig dem dänische
einem Religionskrieg
erwidern, daß sie i
würden durch Tilly
lediglich durch die ra
schen Garnison in B

Es ist merkwürd
wie er die dämonisch
Er macht den Zusam
ein Ende. Er beläßt
ner Verbrechen für v
gute, kaiserlich getreue
lichen predigen öffen
Heer ***). An geeig
es ja die Wallensteine
gar den Versuch, dem
haufen die Thore zu
von weiteren Schritten

Der Rath bleibt
mit Wallenstein. Er

der Vorstädte, die nicht unter der Jurisdiktion von Magdeburg standen, und läßt das Gekaufte zur besseren Befestigung der Stadt zerstören. Nach dem Rechte, mit welchem Wallenstein verkaufte, ward nicht gefragt. Aber die Bürgerschaft wollte dem Rathe das Geld für Wallenstein nicht hergeben.

Im Januar 1629 richtete Wallenstein seine Forderung an die Stadt selbst. Er verlangte, daß die Stadt ein Regiment Soldaten einnehme und unterhalte. Die Stadt weigerte sich. Wallenstein drohte mit Gewalt. Es ist dasselbe rechtlose Verfahren des Zwingherrn, wie ein Jahr zuvor wider den Willen und Auftrag des Kaisers an Stralsund. Er hatte den kaiserlich und deutsch gesinnten Rath von Stralsund dahin getrieben, die dargebotene, die halb aufgedrungene Hülfe des Schwedenkönigs nicht mehr ablehnen zu können und diesem das Thor nach Deutschland zu eröffnen. Sein Verfahren gegen Magdeburg mußte unausbleiblich Früchte bringen von ähnlicher Art. Indem Magdeburg sich widersetzte, übte jeder Erfolg gegen den äußeren Feind seinen Rückschlag nach innen. Jeder Erfolg erschien als eine Bestätigung dessen, was die Wortführer, voran unter ihnen einige Theologen, längst verkündet hatten, daß nämlich der bisherige Druck nur der Unschlüssigkeit, dem Mangel an Willen im Rathe zur Last falle. Jeder Erfolg nach außen hob die Partei des Umsturzes höher, und unterwühlte tiefer die gesetzliche Autorität des Rathes. In Stralsund war das Ende der glücklichen Abwehr Wallensteins die Herrschaft eines fremden Königs, in Magdeburg unabwendbar diejenige der Ochlokratie, für die Stadt, das deutsche Reich und die Nation zu unsäglichem Verderben.

Der Ausgang des Angriffes auf Magdeburg war für Wallenstein noch kläglicher als derjenige von Stralsund. Im Juni 1629 jubelte er, daß die Magdeburger ihm einen Vorwand gäben, sie anzufallen *). Im September forderte Pap-

---

*) Chlumecky: Regesten 2c. p. 171.

penheim für den Frieden von der Stadt 300,000 Thlr. Die Magdeburger gingen zu Wallenstein selbst und dangen herunter auf 10,000 Thlr. für angehaltenes Getreide. Das war Alles, und damit war der Friede hergestellt.

Der Friede nach außen, aber nicht nach innen. Denn nun doch schien es offenbar, daß es nur des entschlossenen Auftretens gegen das kaiserliche Heer bedürfe, um sich desselben überall zu erwehren. Der gemeine Mann, der schwer unter der Nahrungslosigkeit litt, war davon überzeugt. Für diese Anschauung handelte der Rath offenbar zu furchtsam, zu bedenklich. Es konnte besser stehen um Magdeburg, wenn nicht dieser Rath das Ruder in Händen hielt. Und dazu drohte nun noch das Restitutions-Edikt des Kaisers. Wenn es durchgeführt wurde, so kam beinahe der dritte Theil der Stadt in die Hände katholischer Grundherren, des Domkapitels und der Collegiatstifte in Magdeburg *).

Der Rath hatte sich darein ergeben müssen, daß ihm für die Dauer der Belagerung achtzehn Vertreter der Bürgerschaft mit dem unheilweissagenden Namen der Plenipotenzer beigesellt wurden. Die Belagerung war zu Ende; aber der Rath durfte nicht wagen, die Plenipotenzer wieder zu beseitigen. Sie blieben, regierten fort mit dem Rathe und wandten sich an den Vorort der Hanse um eine Aenderung der Verfassung.

Der Hansetag zu Lübeck nahm sich der Streitigkeiten an. Er schickte Deputirte mit dem Auftrage der gütlichen Beilegung, jedoch ohne auffallende Neuerungen **). Die hansischen Deputirten langten an. Sie sahen, wie der Strom der großen Menge rann. Sie fürchteten einen Tumult. Sie ent-

---

*) Hoffmann II. 330.

**) Wahrhafte und ausf. Relation bei Calvisius 682. Gerike wurde Mitglied des neuen Rathes, deßhalb ist er über die Rathsänderung unzuverlässig.

schloßen sich, dem Volkswillen nachzugeben, die Stadtverfassung zu ändern, einen neuen Rath wählen zu lassen mit beschränkter Zahl der Mitglieder. Der alte Rath protestirte feierlich gegen ein solches Verfahren vor Notar und Zeugen. Er verwahrte sich hoch und theuer, daß er an allem Unglücke, das hieraus entstehe, vor Gott, vor dem Kaiser, vor der Nachwelt entschuldigt seyn wolle. Er wies alle und jede Theilnahme zurück. Die Urkunden über die Veränderung wurden unterzeichnet von den Deputirten der Hansa auf der einen Seite, von den Plenipotenzern und Viertelsherren auf der anderen. Der alte Rath protestirte gegen jeden einzelnen Schritt auf's neue.

Und dann fand ein seltsam unerhörtes Verfahren statt. Zuerst wurde gemäß der Urkunde der neuen Verfassung auf jedem der achtzehn Bezirke der Stadt je ein Körherr erwählt. Diese achtzehn sollten den neuen Rath kören, der aus vier und zwanzig Personen bestehen, lebenslänglich seyn sollte. Der alte Rath sträubte sich; er wollte die Neuwahl nicht gestatten. Die Körherren wußten ein Mittel. Sie hielten die geöffnete Thüre der Rathsstube besetzt. Vor derselben wogte das Volk und übertäubte den Widerspruch durch das Geschrei: kaiserliche Schelme und Verräther! Wenn die Mitglieder des alten Rathes lebendig vom Rathhause kommen wollten: so blieb kein anderes Mittel, als schweigend in das Unabänderliche sich zu fügen *).

Die hansischen Deputirten scheinen erkannt zu haben, in welchen Handel sie sich eingelassen. Es war zu spät. Die Urkunden waren ausgefertigt. Zurücktreten war nicht mehr möglich. Was von ihrer Seite noch angewandt werden konnte, war die möglichste Vorsicht bei der eigentlichen Wahl. Diese Vorsicht glaubten sie aufzubieten. Sie setzten die Körherren

*) Der Protest des alten Rathes bei Hoffmann III. 74. Nr. 3.

neuen gelang
Recht des V
stimmt wurde
ben, noch le
chen, auf welc
chen der Bejal
neinung eine
auf sein Wam
geeignete hin.
wieder erwählt.
der Brüder aus

Noch einm
Deputirten erka
konnten sie noch
mahnte zu Fried
Rath getreu in
aber neue Händel
städte sich ihrer
von dem Bunde
Rath nach herköm

kommenden Dinge. Die hansischen Deputirten kehrten heim, im März 1630. Wenige Tage später blitzte wie ein Lichtstrahl das letzte Ziel der Leiter des neuen Rathes hervor. Der Willkommenstrunk auf dem Brauer-Gildehofe löste einem der neuen Rathsherren die Zunge. „Wir sind nun gut schwedisch", rief er*). Bestürzt starrten die Anderen ihn an. Noch waren solche Worte zu unerhört.

In denselben Tagen vernahm man, daß Heinrich Pöpping, einer der vornehmsten Führer der Dingebankbrüder, der wegen Bankerotts nicht länger in Magdeburg bleiben durfte, auf und davon gegangen sei, um in Hamburg in die Dienste des Markgrafen Christian Wilhelm zu treten. Das war auffallend. Pöpping war Bürger und Kaufmann zu Magdeburg gewesen, mithin unerfahren in fürstlichen Diensten zu stehen. Die Frage, was er dort suchen möge, gab Stoff zu vielem Nachdenken**). Was trieb und wollte damals Christian Wilhelm?

Nach seinem Abgange hatte das Domkapitel den sächsischen Prinzen August wieder erwählt. Der Kaiser erklärte die Wahl, weil nicht kanonisch vorgenommen, für ungültig Er wollte seinem Sohne Leopold das Erzbisthum zuwenden. Christian Wilhelm dagegen gab die Hoffnung nicht auf. Er kam nach mancherlei Irrfahrten zu Gustav Adolf, und legte diesem Könige abenteuerliche Plane vor***). Er wollte in einer und derselben Nacht sämmtliche kaiserliche Truppen im Erzstifte erwürgen. Der Scharfblick des Schweden durchschaute die geistige Unfähigkeit seines Verwandten. Er ging auf die weitschweifigen Entwürfe desselben nicht ein; aber er gedachte ihn zu benutzen, wozu er gut war. Der Markgraf bedurfte zum

---

*) Calvisius p. 88.

**) Gerike p. 19.

***) Chemnitz p. 74 ff.

im Februar 1
nach Hamburg
Heinrich Pöpp
und der dadur
an, mit der P
sich bald Geleg
Deputation zu
eigenmächtig au
grafen und nah
der mit nach M
delszweck, nicht ü

Denn obwo
die Dingebankbrü
hörte: so waren
scheint, daß der c
der deutschen Städ
Rath angehaucht h
Mitglieder dieses n
aller begründeten F
ren dennoch, nach
und anderen M

Reichsoberhaupt zu verharren, und die Erledigung der Beschwerden nur auf dem verfassungsmäßigen Wege eines Reichstages zu suchen. Und zur Verwirklichung dieser Hoffnungen war ja damals, im Frühlinge 1630, wo der Kaiser die Kurfürsten nach Regensburg berufen, alle Hoffnung vorhanden.

Anders verstand es die andere Partei. Pöpping war ein auserlesenes Werkzeug zum Wühlen. Er hatte zwei Schreiben bei sich, eines vom Schwedenkönige, eines vom Markgrafen. Mit diesen Briefen ging er umher, geschäftig von Einem zum Anderen, drei Wochen lang. Alsdann erst bat er Gehör beim Rathe und legte seine Briefe vor. Derjenige des Königs ging nicht weiter, als er selber klar sehen konnte, wie die Dinge lagen. Er eröffnete seinen Plan, daß und warum er nach seinen üblichen Redensarten in Deutschland einbrechen wollte. Der Markgraf dagegen bat um Aufnahme einer Besatzung zum Wiedergewinne des Erzstiftes, und verhieß dafür reiche Schenkungen. Der Rath war sehr bedenklich. Er erwog und beschloß die hochwichtige Sache dem Gutachten der Hansestädte anheim zu stellen. Das war eine Ablehnung in milder Form.

Die Gesandten nach Lübeck wurden erwählt. Bevor sie abgingen, erhielt der Rath ein Schreiben von Johann Stalmann, der wie Pöpping zugleich in schwedischen und markgräflichen Diensten stand. Er meldete, wie die Aussichten der beiden Fürsten sich täglich günstiger gestalteten. Er bat, daß man keine Entscheidung treffe vor seiner Ankunft in Magdeburg; denn er habe wichtige Dinge mitzutheilen. Das gab der Partei neuen Muth. Die Absendung der Deputirten unterblieb.

In denselben Tagen wurden die Gemüther in Magdeburg durch eine neue Kunde aufgeregt. Der Reichshofrath Hämmerle ließ heimlich in der Nacht vom 6. Juli an die Thüren des Domes ein offenes Mandat anschlagen, welches den protestantischen Domherrn auferlegte binnen acht Tagen ihre Pfründen abzutreten. Das Verfahren war eine Häufung

hatte. Kannte Hämmerle nicht di
zerwühlten Stadt? Wußte er nich
seit langem vom Religionskriege pr

In eine solche Stimmung der
daß der Schwedenkönig in Pomme
und predige wie ein Pastor, und
zum Schutze der Religion.

Diese Strömung bot sich zur
eilte nach Hamburg. Dort erwo
Häuflein dieser Männer, daß de
wissen des Rathes heimlich nach
Wirth zur goldenen Traube erhob
das Abreisen. Der Markgraf ha
bezahlt. Durfte ein solcher Umst
dern? Es gelang den besorgten
beschwichtigen, daß der Markgraf
wolle, um da Geld zu holen
len *). Das ließ der Mann sic
auf: der Markgraf, ein gewisse
nglich ein K

ter von den Schweden zu Magdeburg wegen Verrathes gehängt. Der Markgraf hatte sich als Kaufmann verkleidet. Am Abend des 26. Juli betrat ihr Unheil bringender Fuß das Ulrichsthor von Magdeburg. Heimlich begaben sie sich in ihre Quartiere.

Am folgenden Tage bat Stalmann, der sich einen schwedischen Ambassadeur nannte, den Rath um Absendung zweier Deputirten. Es geschah. Stalmann legte eine königliche Vollmacht unter Handschrift und Siegel vor, nach welcher er in Deutschland die Kurfürsten und alle anderen Reichsstände zum Bündnisse mit dem Schwedenkönige einladen sollte. Er handhabte mit fast gleicher Gewandtheit wie der König selbst den Kunstgriff, statt der Worte: schwedische Eroberungsplane, mit besserem Wohlklange zu setzen: „evangelisches Wesen". Er begehrte Ueberbringung seiner Worte an den Rath und sprach: „Nachdem es nunmehr durch göttliche Verleihung dahin gediehen ist, daß sich die benachbarten Kurfürsten, Fürsten, Stände und Städte mit dem Könige zu Schweden zwar noch in großem Geheimnisse zu einem besonderen Bunde vereinigt haben: so möge auch die Stadt Magdeburg dem evangelischen Wesen beistehen und in gleicher Kraft heben und legen helfen".

Ob diese beiden Deputirten des Rathes von Magdeburg wußten oder ahnten, daß an dieser Rede Stalmann's auch nicht ein einziges Wort wahr seyn konnte, daß damals, am 24. Juli 1630, der Schwede auf deutschem Boden keinen anderen Verbündeten hatte, als den armen Bogislav von Pommern, den er umklammerte mit eisernen Armen?

Stalmann erörtert weiter die Sache. Es sei gar kein Nachtheil zu befürchten, sagte er. Die Stadt solle sicher seyn gegen alle Feindseligkeiten, und dafür sollten die Generalstaaten, die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, die Hansestädte zu Bürgen gestellt werden. Dagegen hob er die Vortheile hervor: neue Privilegien und Güter. Aber Eile thue

Noth, sagte Stalmann, dringende Eile; denn er müsse weiter reisen auch zu anderen, und es stehe auf eine versäumte Stunde Leibes- und Lebensgefahr. Darum möge der Rath sich ja eilig, eilig erklären.

Der Rath hatte nicht diese Eile. Die Mehrheit wollte bedächtig seyn. Sie vergaß, durch welche Elemente sie emporgehoben war. Wenn sie auch der gewandten Frechheit Stalmanns und seinen Lügen widerstand: so hatte dieser doch eine feste Stütze in der Strömung des großen Haufens, den er mit den Theologen bethörte. Diese Strömung schwoll an hoch und höher.

Es ist ein seltsames Tückespiel der Lüge, das hier getrieben ward, ein Spiel, wie es auch sonst oft mag getrieben seyn, aber kaum jemals so wichtig, so folgenreich. Denn es handelt sich ja nicht bloß um die eine Stadt. Nicht bloß Magdeburgs Geschick spinnt sich ab in den Mauern von Magdeburg. Es ist mehr als das. Es ist Deutschland selbst, das Reich, die Nation, über welche damals das Schicksalsloos geworfen ward in den Mauern von Magdeburg.

Die wiederholten Versuche Stalmann's bei dem Rathe blieben fruchtlos. Unterdessen verbreitete sich in der Stadt das Gerücht, daß am 4. August alle evangelischen Kurfürsten und Stände sich erheben würden gegen die Papisten. Der Markgraf habe 4000 Mann in der Nähe. Schon sei er in der Stadt. In der That enthüllte Stalmann seine Puppe und verlangte Absendung von Deputirten an den Markgrafen. Es war in der Sonntagsfrühe des 12. August. Abermals erschöpfte Stalmann seine Beredtsamkeit, und der Markgraf ließ die Predigt aufschieben. Es half nichts: die Deputirten blieben fest. Dann schritten sie mit einander zum Dome. Ringsum drängte das Volk in endlosen Schaaren, voll Freude und Jubel ob dieses Tages, der in ihren Augen die Morgenröthe des Friedens, das Aufhören des unendlichen Kriegs-Druckes zu verheißen schien. Eine andere Mahnung verkün-

bete das Evangelium des Tages. Es war die Weissagung des Herrn über die Zerstörung von Jerusalem. Der Vergleich mit dem, was da vor Augen geschah, lag gar zu nahe, und der würdige Prediger Bake brach auf der Kanzel in den Seufzer aus: Gott wolle gnädig abwenden, daß das nicht ein böses Omen sei, daß es Magdeburg nicht ergehe, wie einst Jerusalem.

Den Markgrafen und Stalmann kümmerte das wenig. Sie hatten in Magdeburg nur zu gewinnen und nichts zu verlieren. Die Gelegenheit war günstig über Erwarten: man mußte sie benutzen. Am Nachmittage erschien im Namen des Markgrafen Pöpping vor dem Bürgermeister, und verlangte die Berufung des gesammten Volkes, damit es entscheide. Das verstieß allzusehr gegen allen Brauch und alle Ordnung einer Stadt des deutschen Reiches. Um zu willfahren, so weit möglich war, berief der Bürgermeister den Rath, und gab der Versammlung desselben die größte Ausdehnung, die nur eben denkbar war. Kaum war man beisammen, als der Markgraf und Stalmann gemeldet wurden. Niemand hatte das Herz, sie abzuweisen. Stalmann begann zu reden. Draußen stand das Volk dicht geschaart, wie ein halbes Jahr zuvor bei der Rathswahl. Stalmann verlangte sofortige Entscheidung. Einige wagten ihr Befremden über diese Hast, dieses Drängen auszusprechen. Was half es? Stalmann redete weiter. Er schilderte die Vortheile des Bündnisses, zu welchem bereits die beiden Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, die Generalstaaten und viele Städte gehörten. Die Stadt habe gar nichts herzuschießen, vielmehr wollten der König und der Markgraf den Krieg auf eigene Kosten führen, die Stadt dagegen mit Nahrung und Reichthum begaben. Er versprach der Stadt 90,000 Thlr. für ihre Bedürfnisse und den Festungsbau *). Wohl mochte Mancher es durchschauen,

*) Gerike a. a. O. Calvis. 92.

daß abermals dieß Alles nur ein Gewebe von Lügen sei; aber man hatte keine Zeit zur ruhigen Erwägung, weil man sie nicht haben sollte. Stalmann redete und redete. Wo man nicht sofort sich entscheide: so müsse der Administrator sich [illegible] die Bürgerschaft wenden. Diese stand draußen harrend, [illegible] Führer wohl vorbereitet. Sie glaubte an die allgemeine Erhebung, die Stalmann auf den 4. August angesetzt. Wenn der Markgraf und Stalmann sie fragen würden, so wußte der Rath die Antwort im Voraus. Aber nun forderten sie diejenige des Rathes selbst. Nicht einmal eine Berathung ward mehr gestattet. Was sollten die Hülflosen thun? Sie saßen da, zagend und bangend auf denselben Polstern, von denen sie Befähigtere zu verdrängen sich so viele Mühe gegeben hatten.

Es war ein wichtiger Moment nicht bloß für Magdeburg, sondern für die deutsche Nation.

Keiner unter diesen Berathern von Magdeburg hatte den Muth zu sagen, daß man nicht Beschlüsse fasse in Gegenwart von Fremden. Der Syndikus bestürzt, verblaßt, übereilt*), sammelte die Vota ein. Ihm hallte ein wirres Gerede entgegen von vielen Stimmen zugleich: man müsse bei Gottes Wort stehen, dem Könige zum Besten der evangelischen Sache den Paß verstatten, hieß es, und ähnliche Dinge mehr. Der Syndikus faßte sich und brachte als den Willen der Mehrheit die Erklärung hervor: zur Beförderung des allgemeinen evangelischen Wesens, und damit nicht durch die Zögerung der Stadt Magdeburg den Ständen des Reiches, die mit dem Könige von Schweden verbündet seien, eine Gefahr erwachse, solle der Paß durch die Stadt für den König offen stehen.

Der Beschluß selbst drückt die Lüge aus, welche gegen die Unglücklichen angewendet, die Täuschung, in welcher sie

---

*) Gerike's Worte p. 36.

befangen waren. Es hatte sich noch Niemand mit dem Schwedenkönige verbündet als der arme Pommernherzog, der im Bereiche seiner Kanonen war. Wiederum schimmert durch den Beschluß die Bedenklichkeit selbst dieser Partei, dem Könige von Schweden allzu viel einzuräumen. Der Rath von Magdeburg bewilligt dem Könige nichts weiter als den Paß durch die Stadt. Es war die Aufgabe Stalmann's und Anderer mit oder ohne Willen des Rathes dieses Zugeständniß zu erweitern. Fürerst waren er und der Markgraf zufrieden. Sie traten auf jeden Einzelnen zu und reichten ihm die Hand. Frohen Muthes stiegen die beiden vom Rathhause hernieder. Ob die Mehrheit des Rathes wohl auch so leichten Herzens von dannen ging?

Daß sie unmuthig war, gewahrte Christian Wilhelm sehr bald. Nachdem er zuerst den Schneidewind der Haft entlassen, ihn zum Obersten gemacht, dem Pöpping die Domherrn-Schenke verliehen, verlangte er von dem Rathe einen Theil der städtischen Söldner, um seine 6000 Mann zu holen, die auf der Haide von Gardelegen versteckt seien*). Die neue Lüge war gar zu maßlos. Der Rath schlug das Begehren ab. Aber nicht der Rath war Herr. Die Bürgerschaft wurde nach den Bezirken in die Häuser der Viertelsherren berufen, und dort bewilligte die Mehrheit den Auszug. Die 6000 Mann wurden nicht aufgefunden. Dagegen lief anderes Kriegsvolk zu. Die Werbetrommel wirbelte ringsum, lockend winkte die Aussicht auf Beute. In der Kirche zu Köthen fand man 25,000 Thlr. Sie reichten hin, um Handgeld zu zahlen. Aber der Markgraf hatte kein Pulver, und der Rath weigerte sich, das städtische Magazin zu eröffnen. Solche Weigerung, rief man, diene zur Verhinderung des evangelischen Wesens**).

---

*) Calvisius p. 93.

**) Gerike p. 40.

eine feste Stütze i
er mit den Theolo
hoch und höher.

Es ist ein se
trieben ward, ein
ben seyn, aber ka
es handelt sich ja
Magdeburgs Geschi
deburg. Es ist me
Reich, die Nation,
geworfen ward in t

Die wiederhol
blieben fruchtlos.
das Gerücht, daß a
und Stände sich er
Markgraf habe 400
der Stadt. In der
und verlangte Absent
Es war in der So
erschöpfte Stalmann

dete das Evangelium des Tages. Es war die Weissagung des Herrn über die Zerstörung von Jerusalem. Der Vergleich mit dem, was da vor Augen geschah, lag gar zu nahe, und der würdige Prediger Bake brach auf der Kanzel in den Seufzer aus: Gott wolle gnädig abwenden, daß das nicht ein böses Omen sei, daß es Magdeburg nicht ergehe, wie einst Jerusalem.

Den Markgrafen und Stalmann kümmerte das wenig. Sie hatten in Magdeburg nur zu gewinnen und nichts zu verlieren. Die Gelegenheit war günstig über Erwarten: man mußte sie benutzen. Am Nachmittage erschien im Namen des Markgrafen Pöpping vor dem Bürgermeister, und verlangte die Berufung des gesammten Volkes, damit es entscheide. Das verstieß allzusehr gegen allen Brauch und alle Ordnung einer Stadt des deutschen Reiches. Um zu willfahren, so weit möglich war, berief der Bürgermeister den Rath, und gab der Versammlung desselben die größte Ausdehnung, die nur eben denkbar war. Kaum war man beisammen, als der Markgraf und Stalmann gemeldet wurden. Niemand hatte das Herz, sie abzuweisen. Stalmann begann zu reden. Draußen stand das Volk dicht geschaart, wie ein halbes Jahr zuvor bei der Rathswahl. Stalmann verlangte sofortige Entscheidung. Einige wagten ihr Befremden über diese Hast, dieses Drängen auszusprechen. Was half es? Stalmann redete weiter. Er schilderte die Vortheile des Bündnisses, zu welchem bereits die beiden Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, die Generalstaaten und viele Städte gehörten. Die Stadt habe gar nichts herzuschießen, vielmehr wollten der König und der Markgraf den Krieg auf eigene Kosten führen, die Stadt dagegen mit Nahrung und Reichthum begaben. Er versprach der Stadt 90,000 Thlr. für ihre Bedürfnisse und den Festungsbau *). Wohl mochte Mancher es durchschauen,

*) Gerike a. a. O. Calvis. 92.

es sollen dann zur Schonung der Bürger eine oder zwei Schiffbrücken geschlagen werden. Der tiefer liegende Grund mochte die Furcht seyn, daß die Schweden beim Durchziehen sich des Brückenkopfes am rechten Elbufer, der wichtigen Zollschanze, bemächtigen könnten. Nachdem so der Rath, wie er meint, in Einzelheiten für die Sicherheit der Stadt gesorgt, fügt er am Schlusse noch einmal hinzu, daß das Bündniß in keiner Weise dem freien Stande der Stadt nachtheilig seyn dürfe. In Wahrheit, wenn es in solchen Dingen auf Worte ankam: so hatte man sich den Umständen nach möglichst verwahrt.

Der Schwedenkönig genehmigte alle Forderungen des Rathes von Magdeburg sofort, voll und unbedingt. Er fügte abermals das Anerbieten einer Unterstützung hinzu mit Geld und Truppen für die Stadt*). Willfährig nahm der Rath die Worte dieses Anerbietens an, am 27. August 1630. Da mußte es doch Vielen scheinen, als sei dieser König lauter Großmuth, als denke er nur an Geben und niemals an Nehmen, an Opfer seinerseits für Andere und niemals an das Opfern Anderer für ihn.

Dennoch war das Nationalgefühl damals noch nicht so abgestumpft, daß sich nicht auch bei den Eifrigsten das Gewissen geregt hätte, ob es recht sei, dergleichen Erbietungen von einem fremden Könige anzunehmen. „Es ist zwar eine bedenkliche Sache“, meinten sie bei sich**), „von dem Commissär eines auswärtigen Potentaten, welcher der Reichsmatrikel nicht einverleibt ist, welchem auf des Reiches Boden kein Recht zusteht, Privilegien anzunehmen und dagegen von dem rechten Haupte zu wanken“. Der Knoten war unläugbar da. Er

*) Hoffmann III. 87. N. 1.

**) Fax Magdeburgica bei Calvisius p. 50. Es ist die heftigste Parteischrift, und doch thatsächlich reich an wichtigen Aufschlüssen.

befangen waren. Es hatte sich noch Niemand mit dem Schwedenkönige verbündet als der arme Pommernherzog, der im Bereiche seiner Kanonen war. Wiederum schimmert durch den Beschluß die Bedenklichkeit selbst dieser Partei, dem Könige von Schweden allzu viel einzuräumen. Der Rath von Magdeburg bewilligt dem Könige nichts weiter als den Paß durch die Stadt. Es war die Aufgabe Stalmann's und Anderer mit oder ohne Willen des Rathes dieses Zugeständniß zu erweitern. Fürerst waren er und der Markgraf zufrieden. Sie traten auf jeden Einzelnen zu und reichten ihm die Hand. Frohen Muthes stiegen die beiden vom Rathhause hernieder. Ob die Mehrheit des Rathes wohl auch so leichten Herzens von dannen ging?

Daß sie unmuthig war, gewahrte Christian Wilhelm sehr bald. Nachdem er zuerst den Schneidewind der Haft entlassen, ihn zum Obersten gemacht, dem Pöpping die Domherrn-Schenke verliehen, verlangte er von dem Rathe einen Theil der städtischen Söldner, um seine 6000 Mann zu holen, die auf der Haide von Gardelegen versteckt seien*). Die neue Lüge war gar zu maßlos. Der Rath schlug das Begehren ab. Aber nicht der Rath war Herr. Die Bürgerschaft wurde nach den Bezirken in die Häuser der Viertelsherren berufen, und dort bewilligte die Mehrheit den Auszug. Die 6000 Mann wurden nicht aufgefunden. Dagegen lief anderes Kriegsvolk zu. Die Werbetrommel wirbelte ringsum, lockend winkte die Aussicht auf Beute. In der Kirche zu Köthen fand man 25,000 Thlr. Sie reichten hin, um Handgeld zu zahlen. Aber der Markgraf hatte kein Pulver, und der Rath weigerte sich, das städtische Magazin zu eröffnen. Solche Weigerung, rief man, diene zur Verhinderung des evangelischen Wesens**).

---

*) Calvisius p. 93.

**) Gerike p. 40.

stigsten Falle erst später vollzogen werden; aber der unmittelbare Vortheil war sein und zwar sofort. Es war der Vortheil, daß eine gesicherte, feste Stadt ihre Wohlfahrt an diejenige eines landflüchtigen, geächteten Mannes knüpfte, dem von allen Besitzthümern der Erde nichts geblieben war als seine fürstliche Geburt und sein Name. Und diesem Vertrage fügte man hinzu, daß der Schwedenkönig, die Generalstaaten, die Hansestädte beide Theile bei ihren Rechten schützen würden. Auch dieser Zusatz kann abermals nichts Anderes bezweckt haben, als eine Täuschung des armen verblendeten Volkes, welches zuletzt büßen mußte für die Sünden seiner Führer.

Man war in solchen Täuschungen für die Magdeburger eifrig, und mußte es seyn, weil allmählig durch alle Spalten und Ritzen des morschen Bauwerkes der Lüge das Licht der Wahrheit hindurch zu schimmern begann. Es erwies sich durch die That, daß alles Gerede von einer allgemeinen Erhebung der Protestanten am 4. August nichtig sei. Es leuchtete ein, daß Magdeburg völlig allein stand, daß diese Stadt allein mitten im deutschen Reiche die schwedische Fahne erhoben. Man erfuhr durch die That, daß weder die benachbarten Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, wie es Stalmann verkündet, noch die Hansestädte die Sache billigten. Es trat ein, was der Lübecker Syndikus Winkler bei Gelegenheit der Umwälzung im März vorhergesagt, daß bei Erregung neuer Händel in Magdeburg der Bund der Hansa sich ferner um die Stadt nicht kümmern werde. Die Kurfürsten und die Hansa weigerten auf ihrem Gebiete jegliche Werbung für Magdeburg. Sie untersagten und hinderten die Ablieferung der für die Stadt gekauften Munition*). Der Schwedenkönig war weit. Er hatte noch viel zu thun, um bis Magdeburg

*) Gerike: Chronik u. s. w. S. 44.

Wie emsig war man von Seiten des Rathes bemüht, auch da noch in Worten sich zu verwahren gegen die grelle Wirklichkeit! Der König von Schweden will die evangelische Freiheit retten, heißt es: zu diesem Zwecke verbindet sich mit ihm die Stadt Magdeburg. Das Bündniß ist nicht gerichtet gegen den Kaiser, nicht gegen das Reich, nicht gegen die Kurfürsten und Stände desselben, sondern nur gegen die Störer des Friedens, welche wider die Versicherungen des Kaisers die evangelischen Stände bedrängen. Wer diese seien, sagt der Vertrag nicht. Der Schwedenkönig verspricht, wenn die Stadt seinetwegen angegriffen wird, sich ihrer anzunehmen, sie auf seine Kosten zu schützen und in keiner Noth zu verlassen.

Wir haben namentlich diese beiden letzten Punkte in's Auge zu fassen. Gustav Adolf durfte demgemäß von der Stadt keine Geldleistungen fordern, und mußte unter allen Umständen ihr zu Hülfe kommen. Es fragt sich, ob Gustav Adolf diese Bedingungen einging mit dem Willen sie zu halten. Wir werden diese Frage später beantworten.

Die Stadt verpflichtet sich den König und seine Officiere und Beamten in ihre Mauern aufzunehmen, nicht sein Heer. Dieses soll auf's Land verlegt werden, oder ein Feldlager beziehen. Wenn mithin Gustav Adolf auf Magdeburg zog, sei es auch zur Hülfe der Stadt: so hatte er nach dem Vertrage keinen Anspruch darauf, daß seinem Heere die Thore geöffnet würden. Nur 500 Mann will die Stadt einnehmen; doch müssen dieselben auf Kosten des Königs und des Markgrafen verpflegt werden. Des Markgrafen, der nichts besaß? Des Königs, der bis dahin an Geld nicht viel mehr hatte, als der Markgraf? Der Rath war sehr vorsichtig. Diese Truppen müssen, auch unter dem Befehle des Königs und des Markgrafen, dennoch der Stadt vereidigt werden. Die Bürgerschaft hat für den Unterhalt der fremden Truppen nichts zu contribuiren. Der König darf auch mit mehr Mannschaft durch die Stadt ziehen, jedoch nicht über die Elbbrücke, sondern

... Wahrheit, wenn es in
so hatte man sich den Umst

Der Schwedenkönig ge
thes von Magdeburg sofort
abermals das Anerbieten ei
und Truppen für die Stad
die Worte dieses Anerbietens
mußte es doch Vielen schein
Großmuth, als denke er nur
men, an Opfer seinerseits f
Opfern Anderer für ihn.

Dennoch war das Natio
abgestumpft, daß sich nicht
wissen geregt hätte, ob es re
von einem fremden Könige an
bedenkliche Sache", meinten sie
missär eines auswärtigen Potent
nicht einverleibt ist, welchem au
zusteht, Privilegien anzunehmen
Haupte ...

war sehr verworren, schwierig zu lösen. Der Scharfsinn der Dingebankbrüder erlahmte an dieser Aufgabe. Nicht freilich derjenige einiger Theologen. Diese nahmen das ihnen eigenthümliche Schwert zu Hülfe und zerhieben den Knoten. „Wenn es Gott also gefällt", sagten sie, „so kann weder der Kaiser, noch der Papst mit allen Jesuiten es umstoßen. Deßhalb muß es seiner Allmacht anheimgestellt bleiben". Freilich, wenn nun aber Gott keinen Gefallen hat an dem Verrathe gegen Vaterland, Gesetz und Obrigkeit —

Noch immer stand es damals in der Macht der Stadt, sich loszuwinden von dem Markgrafen Christian Wilhelm *). Erst am 14. Sept. kam der Vertrag mit ihm zu Stande. Christian Wilhelm bedurfte der Stadt, und nicht bedurfte die Stadt seiner. Statt diese Lage der Dinge so zu benutzen, daß man wenigstens dieses Mannes sich entledigte, gedachte der Rath sie ganz und gar zu seinem Vortheile zu verwerthen **). Christian Wilhelm war in der Lage, Alles bewilligen zu müssen, was man von ihm forderte. Deßhalb legte ihm der Rath Bedingungen vor, welche der Markgraf weder halten konnte, noch wollte, welche er nicht halten zu können seinem Werkzeuge Stalmann zuvor offen eingestand ***). Er vergab dieß, er vergab jenes, was ihm nicht gehört haben würde, auch wenn er rechtmäßiger Inhaber des Erzstiftes gewesen wäre. Er vergab dem längst gehegten Wunsche der Magdeburger gemäß die Vorstädte Neustadt und Sudenburg. Er vergab die Klöster in der Stadt und Vorstadt an den Rath als Eigenthum. Er mochte immerhin schenken; denn den nächsten Vortheil hatte doch nur er. Seine Schankungen konnten im gün-

*) Ausf. und wahrh. Relation bei Calvis. 94.

**) Cf. Hoffmann III. 92.

***) Mailath III. 232 aus dem k. k. g. Haus-, Hof- und Staatsarchive.

haben, als ei
welches zuletzt

Man war
eifrig, und muſ
und Ritzen des
Wahrheit hindur
die That, daß
der Proteſtanten
daß Magdeburg
mitten im deutſch
Man erfuhr durc
Kurfürſten von S
verkündet, noch di
ein, was der Lüb
Umwälzung im M
Händel in Magdeb
die Stadt nicht fü
Hanſa weigerten
Magdeburg. Sie
der für die Stadt g

zu gelangen. Der Administrator Christian Wilhelm freilich war da. Allein man sah und erkannte, daß dieser Mann, der den Krieg auf seine Kosten zu führen versprochen, kein anderes Geld und keine anderen Kriegsmittel besaß, als was er auf den Plünderungszügen zusammenbrachte. Das hörte bald auf, namentlich seitdem er einige empfindliche Niederlagen erlitten. Das Kriegsvolk ward nicht mehr bezahlt. Auch erhielt es kein Brod. Dennoch wollten die Söldner leben, und zwar gut. Die Bürgerschaft von Magdeburg war vertragsmäßig berechtigt, nichts zu zahlen. Sie hielt fest an diesem Vertrage. Also nahmen die Söldner das, was sie brauchten, von den noch übrigen wehrlosen Bewohnern der Vorstädte Sudenburg und Neustadt, oder des umliegenden Landes. Die Söldner bankettirten unziemlich. Die Blokade der Stadt Magdeburg begann nicht erst durch die kaiserlichen Truppen, sondern durch diejenigen des Markgrafen, weil vor diesen, vor dem Obersten Schneidewind kein Landmann mehr sich nach der Stadt getraute. Die Wallensteiner hatten es arg gemacht, die Markgräflichen machten es ärger. Sie brachen das Holzwerk des Klosters Bergen ab bis auf die Mauern, und verkauften es in die Stadt Magdeburg *).

Der Markgraf suchte Geld zu schaffen, aber woher? Die Bürger von Magdeburg hielten fest an dem Vertrage. Dennoch fand sich etwas in der Stadt. Es war früher Gold und Silber in die sichere Stadt geflüchtet und den wohlhabenden Umwohnern des neuen Marktes in Verwahrung gegeben worden. Man lud diese Magdeburger vor. Man zwang sie durch die Forderung eines Eides, alles ihnen anvertraute Gut als Anleihe herzugeben. Der Kaiserornat, die Kleinodien des Domes wurden zu Geld gemacht. Der Hoftheologe des Markgrafen

*) Gerike a. a. O.

der fähigsten, der entschlossensten, der erprobtesten seiner Leute ausgesucht habe, ist vorauszusetzen. Als solchen hatte Falkenberg sich bewährt. Er hatte bei dem Einbruche des Königs in das Herzogthum Preußen, als Gustav Adolf seinem armen Schwager von Brandenburg Pillau wegnahm, militärisch sich ausgezeichnet. Er hatte dann im Haag seine diplomatische Begabung dargelegt. Er hatte dann auf der holländisch deutschen Grenze eines der Regimenter angeworben, mit denen Gustav Adolf in Pommern landete. Näheres vernehmen wir über ihn auf seiner Reise nach Magdeburg.

In Hamburg traf Falkenberg zusammen mit dem hessischen Gesandten Wolf*), der im Auftrage des Landgrafen Wilhelm den fremden König aufsuchte, um für den überschuldeten**) Wilhelm bei dem fremden Eroberer den ersten Preis des Verrathes am deutschen Vaterlande zu erlangen. Falkenberg forderte Aufstand des Hessenlandes. „Jetzt", sprach er, „wo Alles zu verlieren oder zu gewinnen ist, wo man gerechte Rache nehmen und sich an den Ländern der Pfaffen erholen kann: jetzt kommt es auf einen männlichen Entschluß an." Das war dem Hessen Wolf ein bedenkliches Ding. Wie sollte man das Land insurgiren, dessen Bewohner von einem Religionsdruck auch nicht das leiseste wußten, dessen Stände sieben Jahre zuvor unter ungleich günstigeren Umständen dem alten Moritz jegliche Beisteuer gegen den Kaiser verweigert hatten? Falkenberg drängte. Wenn Hessen nicht aufstehe, wenn der König ohne Hülfe des Landgrafen seine Feinde von dort vertreibe: so werde er das Hessenland behandeln, wie Pommern. Falkenberg gibt uns hier die klare Antwort auf die wichtige Frage, ob die damals nur deutsch gesinnten Pommern nach

---

*) Rommel: Geschichte von Hessen VIII. 91 ff.
**) Zeitschrift für hess. Geschichte IV. 134.

zu seiner Tafel, schickte ihnen Vieh und andere Dinge, die von Klöstern und Aemtern hereingebracht wurden: Ochsen, Schweine, Butter und dergleichen, damit sie das Volk fleißig vermahnten. Auch wurden ihnen die Pfründen und Canonicate der Domherren in Aussicht gestellt. Das mochte wirken. Die Geistlichen predigten wieder wie vordem vom Schutze und der Vertheidigung der evangelischen Religion, und das Volk hörte ihnen zu*).

Unterdessen war die Nachricht des Geschehenen nach Wien gelangt. Der Kaiser erließ am 14/24. Sept. 1630 eine Abmahnung, freundlich, ohne Drohen. Der Kaiser hat mit Befremden vernommen, daß der Markgraf Christian Wilhelm heimlich in die Stadt geschlichen und dann öffentlich als Administrator aufgetreten ist. Einige Mitglieder des Rathes haben ihm bei seinem bösen Vorhaben Hülfe geleistet, die Warnung der Verständigen ist von dem wild erregten Haufen verworfen Der Kaiser ermahnt die Stadt und gebietet ernstlich, sich des Markgrafen nicht mehr anzunehmen, sondern denselben als Reichsfeind aus der Stadt zu schaffen. Wenn dieß geschieht, will der Kaiser der Stadt Magdeburg in Gnaden gewogen bleiben. Wir sehen, eine mildere Sprache konnte das Oberhaupt des Reiches gegen die in solcher Art rebellische Stadt nicht führen. Abermals lag das Geschick derselben in den Händen des Rathes.

Er antwortet dem Kaiser am 10/20. Nov.; die Schrift**) ist ein Knäuel von Verworrenheit, das rechte Bild der Zustände von Magdeburg. Ein Mitglied des Rathes, unser Ge-

*) Gerike 47. — Ausführl. und wahrh. Relation bei Calvis. 94. Der Verfasser der letzteren war aller Wahrscheinlichkeit nach ein Mitglied des alten Rathes, Gerike, wie bekannt, des neuen.

**) Calvis. p. 137.

Hessenlandes, die Wolf für geeignet zum Aufstande hielt, ist nicht wesentlich verschieden von derjenigen der Anstifter der Umwälzung in Magdeburg. Wir werden später ersehen, ob Falkenberg jenes Menschen in Magdeburg bedurfte, ob er nicht auch dort verzweifelte Kerle finden konnte, bereitwillig, wenn nicht schlafenden Einquartierten den Garaus zu machen, doch zu Thaten von ähnlicher Art.

Falkenberg kam im November 1630 unbekannt, in Schiffertracht nach Magdeburg. Er brachte weder einen Soldaten mit, noch einen Thaler Geld. Und dieser Mann sollte die militärische Oberleitung ganz in seine Hände zu bringen suchen! Das Wort militärisch bedeutete noch etwas mehr. Die absolute Direktion des Krieges, sagt Gustav Adolf, bedingt Alles. Dieß Vertrauen also, wir wiederholen es, mußte der Schwedenkönig zu Falkenberg haben, dieser mußte es in sich selber fühlen.

Falkenberg trat vor den Rath und legte seine schriftliche Vollmacht von dem Schwedenkönige vor. Er berichtete, wie der König mit hochbetheuerlichen Worten versichert: er hoffe mit dem Entsatze noch wohl eher nach Magdeburg zu kommen, als Falkenberg. Dieser war über Hamburg gereist. Er für sich betheuerte dem Rathe, wie er es an Mühe und Fleiß zum Schutze der Stadt nicht fehlen lassen, wie er alle Freiheit und Gerechtigkeit der Stadt in Acht nehmen und schützen wolle*). Das vernahm der Rath gar gern. Es entsprach ja ganz und gar dem Vertrage mit dem Schwedenkönige. Um so mehr durfte man beruhigt seyn.

Das war Alles, was Falkenberg dem Rathe zu sagen hatte. Konnte der Rath wissen, ob Falkenberg nicht noch weitere Instruktionen hatte, die er nicht vorwies? Kannte auch

---

*) Gerike p. 52.

bedingt ergeben. Es hatte sich nicht verpflichtet sein Heer aufzunehmen: es hatte sich ausdrücklich dagegen verwahrt. Deßhalb paßte Magdeburg nicht völlig hinein in den Plan des Schweden, in den Plan, der als erste, nothwendige Bedingung forderte: die absolute Direktion des Krieges. Denn „die absolute Direktion des Krieges bedingt Alles"*), sagt Gustav Adolf. Aber Magdeburg war sehr nützlich. Es bot den Vortheil, daß es geeignet war einstweilen die Gegner zu beschäftigen, und zwar ohne daß dieß dem Schwedenkönige einen Mann und einen Pfennig kostete. Das Weitere mußte sich finden.

Nur war es nothwendig, daß Magdeburg beharrte. Der Schwede ermahnte dazu von Pommern aus, von Mecklenburg. Dennoch war es unverkennbar, daß im Herbste 1630 die Sache dort durch ihre innere Haltlosigkeit in sich zu zerfallen drohte. Die unglückliche Verkettung der Schicksale der deutschen Nation, die Lage der Dinge in Regensburg, welche die Uebernahme des Oberbefehls durch Tilly hinausschob, verhinderte es, daß gleich damals im Herbste 1630 ein thatkräftiger Mann mit einer bedeutenden Macht auf Magdeburg rückte, und dem traurigen Wirrsale dort ein Ende machte. Daß dieß geschah, ließ sich für Gustav Adolf vermeiden, wenn er selbst dort die Hände in's Spiel brachte. Auch dazu fand er einen Weg. Die Unfähigkeit des Markgrafen Christian Wilhelm zur militärischen Leitung war notorisch. Mithin durfte Gustav Adolf darauf rechnen, daß sein Angebot, einen kriegserfahrenen Offizier zu senden, bereitwilligst dort ergriffen würde. Also geschah es. Er erwählte den Hofmarschall und Obersten Dietrich von Falkenberg, einen geborenen Hessen. Daß der Scharfblick des Schwedenkönigs für einen solchen Posten einen

---

*) Söltl: Religionskrieg Bd. III. S. 275.

Hessenlandes, die Wolf für geeignet zum Aufstande hielt, ist nicht wesentlich verschieden von derjenigen der Anstifter der Umwälzung in Magdeburg. Wir werden später ersehen, ob Falkenberg jenes Menschen in Magdeburg bedurfte, ob er nicht auch dort verzweifelte Kerle finden konnte, bereitwillig, wenn nicht schlafenden Einquartierten den Garaus zu machen, doch zu Thaten von ähnlicher Art.

Falkenberg kam im November 1630 unbekannt, in Schiffertracht nach Magdeburg. Er brachte weder einen Soldaten mit, noch einen Thaler Geld. Und dieser Mann sollte die militärische Oberleitung ganz in seine Hände zu bringen suchen! Das Wort militärisch bedeutete noch etwas mehr. Die absolute Direktion des Krieges, sagt Gustav Adolf, bedingt Alles. Dieß Vertrauen also, wir wiederholen es, mußte der Schwedenkönig zu Falkenberg haben, dieser mußte es in sich selber fühlen.

Falkenberg trat vor den Rath und legte seine schriftliche Vollmacht von dem Schwedenkönige vor. Er berichtete, wie der König mit hochbetheuerlichen Worten versichert: er hoffe mit dem Entsatze noch wohl eher nach Magdeburg zu kommen, als Falkenberg. Dieser war über Hamburg gereist. Er für sich betheuerte dem Rathe, wie er es an Mühe und Fleiß zum Schutze der Stadt nicht fehlen lassen, wie er alle Freiheit und Gerechtigkeit der Stadt in Acht nehmen und schützen wolle*). Das vernahm der Rath gar gern. Es entsprach ja ganz und gar dem Vertrage mit dem Schwedenkönige. Um so mehr durfte man beruhigt seyn.

Das war Alles, was Falkenberg dem Rathe zu sagen hatte. Konnte der Rath wissen, ob Falkenberg nicht noch weitere Instruktionen hatte, die er nicht vorwies? Kannte auch

---

*) Gerike p. 52.

der Rath von Magdeburg das Wort des Schwedenkönigs: die absolute Direktion des Krieges bedingt Alles? Fortan vertrauten die Magdeburger ihr Geschick, ihr Leben, ihre Habe, ihr Alles diesem Manne an, den sie nicht kannten, von dem sie nichts wußten, als was er selbst ihnen sagte, einem Manne, der in Magdeburg nichts sein eigen nannte, der seinem Herrn, dem fremden Könige vereidet war, nicht der Stadt Magdeburg und ihrem Rathe. Die Stadt hatte mit diesem Könige ein Bündniß geschlossen auf dem Fuße der Gleichheit: waren darum die Interessen der beiden Theile identisch geworden? Und wenn sie collidirten? — Wir wissen nicht, ob solche Fragen im Rathe von Magdeburg erwogen wurden; aber es ist klar, daß ein solches blindes Vertrauen zu dem Fremden nur möglich war in einem von Grund aus zerrütteten Gemeinwesen, in welchem alle Leitung fehlt, in welchem man froh ist, nur überhaupt irgend eine Leitung zu haben, die mit kräftiger Hand in die Zügel faßt. Darum auch mochte man sich wenig darum kümmern, ob die Befehle des Königs an Falkenberg vielleicht noch andere Verwickelungen der Dinge in's Auge faßten, als die unmittelbar vorlagen. Wir Spätern aber haben nach 230 Jahren dem Gange der Dinge nachzuspüren, ob es möglich sei eine weitere Instruktion Falkenbergs, nicht aus geschriebenen Worten und vom Papiere, sondern aus Thaten wieder abzulesen.

I. Christenthum
Jos. Ign. v
IV. 464.

Wäre die P
gen: wenn je ein
der Höhe seiner
lautloseste Epoche
der Verfasser nicht
schaftlichen Methode
auch deutliche Antw
lich-politischen Gege
zu werden pflegen.
das bunte Gewühl
ersten Kirche gegrün
nes eingehenden Bli

bildeten eines jeden Faches empfohlen werden darf. Aber Hr. von Döllinger gibt nur die fertigen Resultate, er sagt dem Leser nicht, mit wie viel saurer Mühe sie gewonnen worden, noch gegen wen sie zunächst gemeint sind. Nur ein einziges Mal nennt er die Irrlehre, welche er bekämpft; und doch ist es wahr, daß manches angesehene Werk häretischer Theologen erst jetzt seine katholische Widerlegung von ebenbürtigem Rang erhalten hat.

Man erkennt in dem Verfasser den abgesagten Feind jenes prahlerischen Geräusches, das bei gelehrten Arbeiten heutzutage Mode ist. Er scheint uns die Anspruchslosigkeit sogar zu übertreiben. Manche von der bisherigen Annahme abweichende Angabe ist so unvermittelt hingestellt, als wenn sie sich sozusagen von selbst verstünde, weil der Autor von seinem Apparat nicht mehr als absolut nöthig sehen lassen will.

Indeß wäre es ein Irrthum, die stillschweigende Polemik gegen die religiös-politischen Erscheinungen der neueren und neuesten Zeit als ausschließlichen Inhalt des Buches anzusehen. Es trägt diesen Charakter allerdings, so zwar daß sich ihm eine Bearbeitung der Kirchengeschichte seit 1517 am füglichsten anreihen würde; es hat aber wie der Gott Janus zwei Gesichter: während das eine die kritisch erläuterte Geschichte des Heilandes und der Apostelzeit der Gegenwart und Zukunft vergleichend vor die Augen stellt, schaut das andere rückwärts auf die vorchristliche Welt in Judenthum und Heidenthum.

Die Vorrede betont den Standpunkt, daß das Werk des Menschgewordenen im Gegensatze zur Welt vor Christus, aber als identisch mit der ganzen Welt nach Christus begriffen werden wolle. Es ist der Grundirrthum der neuern Häresie, daß sie dieser organischen Entwicklung widerspricht. In dem vorliegenden Buche hingegen erscheint die Kirche in jedem Moment der Weltgeschichte als ein Organismus, der aus dem vom Herrn in Fleischesgestalt gelegten Samenkorn erwachsen

ist und noch immer erwächst, so zwar daß die ganze Folgezeit in dem heiligen Samen keimweise enthalten war, und auch das Wesen der Urkirche selbst an der Hand der Entwicklung folgender Jahrhunderte immer noch vollständiger zur Erkenntniß kommt. „In dem Maße dieser langen Erfahrung, in welcher jedes Zeitalter als erläuternder Commentar des vorausgegangenen dient, ist uns die Möglichkeit gegeben, tiefer in den Geist der apostolischen Kirche einzudringen, als frühere Geschlechter dieß vermochten".

Hr. von Döllinger nimmt es mit der Vorstellung des perennirenden Organismus der Kirche so ernst, wie das innerste Bedürfniß der Gegenwart gebietet. Er liefert keineswegs eine Geschichte abstrakter Lehrbegriffe des neuen Testaments, sondern eine Beschreibung des urchristlichen Geistes und Lebens. In scharf gemeißelter plastischer Erhabenheit hebt sich der Christ zunächst auf dem dunkeln Hintergrund der vergangenen Zeit hervor. Bekanntlich hat der Verfasser ein eigenes großes Werk unter dem Titel „Heidenthum und Judenthum, Vorhalle zur Geschichte des Christenthums" (1857) zur Schilderung der düstern Versunkenheit vorausgeschickt, über welcher die Gnadensonne der Incarnation aufgehen mußte, wenn die Menschheit nicht vergehen sollte. In dem vorliegenden Buche ergeben sich die Rückblicke von selbst; sie sind nicht nur scharfsinnig und frappant gezeichnet, sondern auch so warm aufgefaßt, daß der Leser nicht selten den bleibenden Eindruck der Rührung empfängt.

Wie schön ist z. B. der Vergleich zwischen dem Gebet der Christen und dem Gebet der Heiden, und wie weit läßt der Verfasser den trockenen Historiker hinter sich, wenn er das eigenthümlich christliche Gebet als den mächtigsten Hebel sittlicher Erneuerung, intellektueller Volksbildung und durchgreifender Civilisation charakterisirt! Wenn er den schweigenden Idolen und den klanglosen Tempelräumen der Heiden die Macht des lebendigen Worts in den christlichen Versammlun-

gen, oder wenn er dem dünkelvollen Misanthropismus der Juden und der methodischen Menschenverachtung der Philosophen die neuen Christentugenden der Nächstenliebe, Geduld und Demuth entgegenhält! Wenn er endlich darthut, wie das Christenthum ganz neue sociale Begriffe in die Welt brachte, wie es die politisch-bürgerliche Anschauung der Menschheit von Grund aus umgestaltete, die Idee der ächten Freiheit erst in und mit Christus an das Licht geboren ward. Vermöchte unsere Mitwelt der letzten Anforderung der Revolution nachzukommen und jede Spur christlicher Lehre von sich abzuthun, so bliebe doch das Leben der Civilisation immer noch wesentlich christlich, und die Gesellschaft müßte den Ast absägen auf dem sie sitzt, wenn sie das „veraltete" Christenthum abschaffen wollte. Nicht minder macht das vorliegende Buch freilich auch die Thatsache klar, wie unermeßlich der Rückfall unserer Tage aus der christlichen Idee vom irdischen Daseyn in den mitternächtigen Materialismus des Heidenthums bereits ist.

Wie der Verfasser überhaupt keine Schwierigkeit und keinen Schlagbaum der modernen Kritik umgehen zu müssen meinte, so hat er es unternommen, das ganze Gebäude der katholischen Lehre und Lebensführung aus der heiligen Schrift selbst zu reproduciren. Einer der schlagendsten Abschnitte des Buches handelt von der Tradition und stellt sie als den großartig providentiellen, aber doch ebenso nothwendigen als durchaus natürlichen Proceß zur Sicherung des Glaubensinhalts dar, wobei die enge Wechselwirkung zwischen der häretischen Uebertreibung des Inspirationsbegriffs und der Läugnung der Tradition thatsächlich hervortritt, und erstere ihre, vielleicht etwas zu grelle, Berichtigung findet. Für seine Person beschränkt sich aber der Verfasser auf die kritische Exegese der heiligen Schrift, um das Leben und die Lehre des Heilandes und der Apostel aus der unbezweifeltsten Quelle darzustellen. Dieser Theil des Buches sieht sich wie ein kunstreiches Gewebe historisch zergliederter Schriftstellen an, das sich nicht nur über die geschichtli-

ist und noch immer erwächst, so zwar daß die ganze Folgezeit in dem heiligen Samen keimweise enthalten war, und auch das Wesen der Urkirche selbst an der Hand der Entwicklung folgender Jahrhunderte immer noch vollständiger zur Erkenntniß kommt. „In dem Maße dieser langen Erfahrung, in welcher jedes Zeitalter als erläuternder Commentar des vorausgegangenen dient, ist uns die Möglichkeit gegeben, tiefer in den Geist der apostolischen Kirche einzudringen, als frühere Geschlechter dieß vermochten".

Hr. von Döllinger nimmt es mit der Vorstellung des perennirenden Organismus der Kirche so ernst, wie das innerste Bedürfniß der Gegenwart gebietet. Er liefert keineswegs eine Geschichte abstrakter Lehrbegriffe des neuen Testaments, sondern eine Beschreibung des urchristlichen Geistes und Lebens. In scharf gemeißelter plastischer Erhabenheit hebt sich der Christ zunächst auf dem dunkeln Hintergrund der vergangenen Zeit hervor. Bekanntlich hat der Verfasser ein eigenes großes Werk unter dem Titel „Heidenthum und Judenthum, Vorhalle zur Geschichte des Christenthums" (1857) zur Schilderung der düstern Versunkenheit vorausgeschickt, über welcher die Gnadensonne der Incarnation aufgehen mußte, wenn die Menschheit nicht vergehen sollte. In dem vorliegenden Buche ergeben sich die Rückblicke von selbst; sie sind nicht nur scharfsinnig und frappant gezeichnet, sondern auch so warm aufgefaßt, daß der Leser nicht selten den bleibenden Eindruck der Rührung empfängt.

Wie schön ist z. B. der Vergleich zwischen dem Gebet der Christen und dem Gebet der Heiden, und wie weit läßt der Verfasser den trockenen Historiker hinter sich, wenn er das eigenthümlich christliche Gebet als den mächtigsten Hebel sittlicher Erneuerung, intellektueller Volksbildung und durchgreifender Civilisation charakterisirt! Wenn er den schweigenden Idolen und den klanglosen Tempelräumen der Heiden die Macht des lebendigen Worts in den christlichen Versammlun-

kirche von der ausgebildeten Kirche zu unterscheiden scheint, hat vorzüglich darin seinen Grund, daß der gläubige Sohn Abrahams erst dann der Kirche allein und nicht mehr seinem Volke und der Synagoge angehörte, „als der Alles zusammenhaltende Schlußstein, das Nationalheiligthum des Tempels durch höheres Eingreifen zerstört war". Insbesondere macht der Verfasser die allmählige Ausscheidung der kirchlichen Aemter aus dem Apostolat, speciell des Episcopats, davon abhängig. Die Beweise sind so stringent, daß man ihm von gewisser Seite nur etwa wird vorwerfen können, warum er sich auf die bekannte Speculation, was dann geschehen wäre, wenn die Juden als Nation Christum angenommen hätten, nicht eingelassen habe.

Ueberhaupt gehört die Frage von der ersten Verfassung der christlichen Gemeinde und von dem Ursprung der kirchlichen Aemter zu den Punkten, deren vielfach dunkle Partien dem Döllinger'schen Buche am meisten neues und überraschendes Licht verdanken. Dahin zählt unter Anderm der Nachweis, daß die zu Gehülfen der Apostel erkorenen Siebenmänner nicht eigentliche Diakone, sondern Priester gewesen seien, das Presbyterat also das erste wie das Episcopat das letzte in der Abstufung der kirchlichen Aemter. Es gibt aber auch keine praktische Frage über die anfängliche Stellung der Diener und Dienerinen der Kirche, die hier nicht möglichst eingehend behandelt wäre. Besonders ist der Cölibat in einer Weise begründet, daß die Gegner sich ferner billig schämen sollten, die bekannten Stellen im ersten Briefe an Timotheus und an die Corinther von dem Bischof, der Eines Weibes Mann seyn soll, und von den Schwestern, welche die Apostel mit sich führten, für sich anzuziehen.

Es war aber außer der jüdischen Nationalkirche noch etwas Anderes, was in der ersten Apostelzeit die christliche Hierarchie im unentwickelten Keime zurückhielt, nämlich die in den Gemeinden damals allgemein verbreiteten Geistesgaben

chen Personen, sondern auch über die Dogmen erstreckt, welche von den Häresien der Folgezeit verkehrt worden sind.

Es versteht sich, daß hier die Soteriologie den ersten Rang einnimmt, und die Darstellung sich durch die schlimmsten Labyrinthe der außerkirchlichen Theologie hindurchwinden muß. Aber auch bei diesem Thema verläßt die Eleganz des Ausdrucks und die durchsichtige Feinheit der Rede den gelehrten Verfasser keinen Augenblick. Um so größer ist sein Verdienst um die katholische Sache; es war eine im annähernden Verkehr mit Andersgläubigen von weltmännischer Bildung längst gefühlte Lücke, welche durch sein Buch auf's glücklichste ausgefüllt wird.

Ueber keinen Bestandtheil des neuen Testaments mangelt die eingehendere Würdigung des Inhalts und des Autors. An die kritische Untersuchung des Verhältnisses Petri zur römischen Kirche schließt sich eine neue Vereinigung des Katalogs der ersten Päpste an. Mit sichtlicher Vorliebe wird aber Paulus, sein wechselvolles Leben und seine geisterfüllte Feder Schritt für Schritt verfolgt. Gegen die außerkirchliche Verzerrung, welche den hochbegnadigten Bahnbrecher der neuen Weltordnung um jeden Preis zur unbequemen Person sowohl für die Mitapostel selbst als für die Kirche der Nachwelt gemacht sehen will, tritt St. Pauli wahres Bild in lebensvollen Zügen auf. Seine mißverstandene Rechtfertigungslehre hat der Glaubensspaltung vor dreihundert Jahren zum Vorwande gedient; seine außerordentliche Berufung zum Apostolat hat noch in jüngster Zeit einer neuen Sekte die Grundlage der Organisation bieten müssen; seine Mittelstellung zwischen dem altberechtigten Judenthum und der künftigen Kirche aus den Heiden ist noch die unerschöpfte Gebärmutter neuer Superfötationen der Häresie. Vor allen diesen Zumuthungen hat die Kritik des vorliegenden Buches den Weltapostel verwahrt.

Ihren rothen Faden bildet namentlich das Verhältniß der ersten Gläubigen zum Judenthum. Denn Alles, was die Ur-

Glossolalie, im Vergleich mit ähnlichen Phänomenen unserer Tage nicht fehlt.

Leider ist es uns nicht möglich, die ganze Fülle des interessanten Inhalts auch nur anzudeuten, geschweige denn durch Auszüge zu veranschaulichen. Zwei Untersuchungen aber, welche für die Tagesgeschichte von unmittelbarem Interesse sind, möchten wir noch besonders notiren. Die eine betrifft die protestantischen Theorien von der Ehescheidung, die andere richtet sich gegen die in unserer Zeit so auffallend verbreiteten chiliastischen Neigungen.

Die protestantische Mißhandlung der Schrift in Sachen der Ehe hat den Hrn Verfasser viel beschäftigt, und es ist ihm gelungen, die Quelle dieser Ausflüchte so vollständig zu verstopfen, daß der Streit nothwendig aufhören müßte, wenn er jemals ehrlich gewesen wäre. Es handelt sich um die streng abgegrenzte Bedeutung eines einzigen Wortes, welche unseres Wissens den katholischen Theologen bisher entgangen ist, von den protestantischen aber entweder gleichfalls nicht beachtet, oder aus guten Gründen ignorirt und verschwiegen wurde. Bekanntlich lassen drei Zeugen, Markus, Lukas und Paulus, den Herrn die Ehe für schlechthin unauflöslich erklären, während der einzige Matthäus angibt, Christus habe seiner Regel zweimal die Beschränkung beigefügt: es sei denn, daß die Scheidung geschehe „wegen Hurerei" (πορνεία). Nun hat man unter Porneia ohne weiters Ehebruch oder Untreue in der Ehe verstanden; der Hr. Verfasser weist aber unwidersprechlich nach, daß „Porneia" niemals die Unzucht Verehlichter, was stets als μοιχεία bezeichnet sei, sondern immer nur die Fleischessünde Unvermählter bedeute, so daß also Matthäus den Herrn nur in dem Falle die Scheidung gestatten läßt, wo eine Braut sich für jungfräulich ausgegeben, ohne es zu seyn. Für diesen Fall bestand aber nach jüdischem Gesetze gar keine Ehe, der Akt war nicht nur null und nichtig, sondern die Betrügerin auch noch der Todesstrafe der Steinigung ver-

oder **Charismen**. Indeß sind die Außerkirchlichen vergebens bemüht, die große Veränderung über das apostolische Zeitalter hinaus zu verlegen; der Beweis, wie die geordnete Beamtung noch zu Lebzeiten des Apostel Paulus an die Stelle der verloren gegangenen Charismen trat, gehört zu den glänzendsten Partien des Buches. In seinen frühern Briefen gedenkt der Apostel nirgends fester Gemeindeämter, sondern nur der Geistesgaben und der charismatischen Würden (Propheten, Lehrer, Hirten), in seinen letzten Briefen ist es hingegen gerade umgekehrt. Dort also war die Begabung nicht bedingt durch die Beamtung; die außerordentlichen Gnadengaben, welche die Apostel durch ihre Händeauflegung mittheilten, waren so verbreitet und vertheilt, daß fast Jeder oder doch Viele, wenigstens zeitweise, Antheil an der einen oder andern Gabe hatten. „Es war dieß", sagt der verehrte Hr. Verfasser, „ein in der Geschichte einziger Zustand, der sich späterhin nie mehr wiederholt hat, und den wir in Ermanglung der Erfahrung nur annähernd uns vorzustellen vermögen; man möchte sagen: das Metall der Kirche war noch glühend, flüssig, formlos und gewährte einen ganz andern Anblick als nachher im Zustande des kalt und fest gewordenen Gusses". In den paulinischen Pastoralbriefen aber ist Alles schon so gefaßt, als ob es keine Charismen im weitern Umfange mehr gäbe, als ob an die Stelle des ersten pneumatischen Aufschwungs bereits die trockene Prosa des kirchlichen Lebens getreten wäre; die früher von Paulus nicht erwähnten Kirchenämter, die den zu Ordinirenden nöthigen Eigenschaften werden eingehend besprochen, aber auch hier ist es kein einziges eigentliches Charisma, welches Paulus für einen Presbyter fordert; desgleichen ist in den Schriften des Johannes nichts, was auf die Fortdauer des charismatischen Zustandes in den kleinasiatischen Gemeinden schließen ließe (S. 299). Es versteht sich, daß in dem Buche auch ein eigener Abschnitt über das muthmaßliche Wesen der Charismen, besonders des Zungenredens oder der

gesagt, der größte Theil der Gesichte sei längst erfüllt, insbesondere seien das Thier und der falsche Prophet nachweisbar vom altheidnischen Götzendienst gemeint, wie auch nur ein Uebersetzungsfehler des κατέχων die Ursache war, daß die Exegeten in dem obengenannten „Menschen der Sünde" nicht den Kaiser Nero erkannten, sondern die Stelle von einer künftigen antichristischen Persönlichkeit verstanden, die selbst der Offenbarung Johannis fremd sei. Mit dem Ende der heidnischen Herrschaft im römischen Reich ist der erste Theil der biblischen Weissagungen deutlich erfüllt; aber von da an macht die Apokalypse einen nicht meßbaren Sprung bis an's Ende der gegenwärtigen Weltordnung, wo Satan noch einmal aus seinem Kerker hervorgehen und als Völkerverführer auftreten wird, jedoch nur, um für immer zu unterliegen und die wirkliche Auferstehung, das Weltgericht nach sich zu ziehen. Das Wann war den Aposteln trotz der symbolischen Zahlen nicht weniger verborgen als uns.

Es ist sicher nicht zu viel gesagt, wenn man Döllinger's Werk als ein epochemachendes bezeichnet und als einen neuen Beweis, daß die katholische Wahrheit die tiefste Sonde der Wissenschaft nicht zu scheuen hat. Daß der berühmte Gelehrte sie rücksichtslos aber redlich eingeführt hat, wird man hüben und drüben anerkennen dürfen. Eine solche Arbeit auf etlichen Seiten zu besprechen, wie wir gethan, ist schwer, aber um so leichter — wir wiederholen es — ist das Buch selber zu lesen!

II. *Analecta Juris Pontificii.* Dissertations sur divers sujets de Droit Canonique, Liturgie et Théologie. Rome 1854 sq. Vol. I (Livrais. 1—20) 2956 pag. Vol. II (Livrais. 21—38) 2410 pag. in Fol.

Im J. 1854 begann D. Luigi Chaillot, Consultor der S. Congreg. Episcoporum et Regularium, einer der gelehrtesten

wird historisch nachgewiesen, daß da
auch unter römischer Herrschaft der
konnte, und in einer weitern Beilag
weniger geflissentlichen Verwechslunger
Moicheia, sowie die empörenden Folg
protestantischerseits aus der Parenthes
zu werden pflegen.

Durch die traurigen Zustände de
die Verzweiflung außerhalb, ja theil
Kirche gegenüber den gewöhnlichen M
macht war es ferner geboten, daß
apokalyptischen Theilen oder St
ments, insbesondere den Ideen von d
tichrist, außergewöhnliche Sorgfalt n
Stelle des Buches gehört hieher, und
des räthselhaften Ausdrucks vom „M
Thess. 2 — ein als crux interpret
eine Beilage von erstaunlicher Belesen
gen vom „Antichrist“ aus der Zeit v

gesagt, der größte Theil der Gesichte sei längst erfüllt, insbesondere seien das Thier und der falsche Prophet nachweisbar vom altheidnischen Götzendienst gemeint, wie auch nur ein Uebersetzungsfehler des κατέχων die Ursache war, daß die Exegeten in dem obengenannten „Menschen der Sünde" nicht den Kaiser Nero erkannten, sondern die Stelle von einer künftigen antichristischen Persönlichkeit verstanden, die selbst der Offenbarung Johannis fremd sei. Mit dem Ende der heidnischen Herrschaft im römischen Reich ist der erste Theil der biblischen Weissagungen deutlich erfüllt; aber von da an macht die Apokalypse einen nicht meßbaren Sprung bis an's Ende der gegenwärtigen Weltordnung, wo Satan noch einmal aus seinem Kerker hervorgehen und als Völkerverführer auftreten wird, jedoch nur, um für immer zu unterliegen und die wirkliche Auferstehung, das Weltgericht nach sich zu ziehen. Das Wann war den Aposteln trotz der symbolischen Zahlen nicht weniger verborgen als uns.

Es ist sicher nicht zu viel gesagt, wenn man Döllinger's Werk als ein epochemachendes bezeichnet und als einen neuen Beweis, daß die katholische Wahrheit die tiefste Sonde der Wissenschaft nicht zu scheuen hat. Daß der berühmte Gelehrte sie rücksichtslos aber redlich eingeführt hat, wird man hüben und drüben anerkennen dürfen. Eine solche Arbeit auf etlichen Seiten zu besprechen, wie wir gethan, ist schwer, aber um so leichter — wir wiederholen es — ist das Buch selber zu lesen!

II. *Analecta Juris Pontificii.* Dissertations sur divers sujets de Droit Canonique, Liturgie et Théologie. Rome 1854 sq. Vol. I (Livrais. 1—20) 2956 pag. Vol. II (Livrais. 21—38) 2410 pag. in Fol.

Im J. 1854 begann D. Luigi Chaillot, Consultor der S. Congreg. Episcoporum et Regularium, einer der gelehrtesten

Theologen und Canonisten Roms, die Herausgabe der „Analecta Juris Pontificii", von denen nunmehr mit der im Juni d. Jrs. erschienenen 38. Lieferung zwei stattliche Foliobände gedruckt vorliegen. Während diese treffliche Zeitschrift in England, Frankreich, Italien, Amerika weite Verbreitung gefunden, ist sie in Deutschland bislang nur wenig bekannt geworden. Und doch verdient sie wegen ihres reichen Inhalts und der werthvollen Quellen, aus denen der Herausgeber und seine Mitarbeiter schöpfen (die handschriftlichen Schätze der römischen Bibliotheken, die Akten der Congregationen der Riten, des Concils, der Bischöfe und Regularen u. s. w.), im hohen Grade beachtet zu werden; und zwar nicht etwa bloß von den Fachgelehrten, sondern auch vom Curatklerus.

Die in den ersten zwei Bänden der „Analecta J. P." enthaltenen Abhandlungen und Beiträge betreffen verschiedene theologische und kirchenrechtliche Objekte. Für das Studium der heil. Schrift kommen insonderheit die gründlichen Abhandlungen über Bibelübersetzungen (II, 14), speciell die Vulgata, die Geschichte ihrer Verbesserung und ihre im Vatican aufbewahrten Correctorien (I, 1321; II. 683, 1011), sowie des P. Carlo Vercellone Vortrag über den von Card. Angelo Mai edirten berühmten griechischen Bibelcodex (II, 1979) in Betracht. Kirchengeschichtlich bedeutend sind die gelehrten Untersuchungen über die zeitliche Souverainetät und den social-politischen Einfluß des heil. Stuhls seit Constantin d. Gr., das Verhältniß der römischen Päpste zu den heil. Stätten Palästinas seit den Zeiten der Kreuzzüge bis auf unsere Tage (I, 593), die Geschichte der Rückkehr Englands zum katholischen Glauben im J. 1554 unter der Königin Maria (I, 1825), über Fenelon und den Quietismus (I, 442, 1342), die Sammlung von Documenten zur Kirchengeschichte Frankreichs am Ende des vorigen und Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts (II, 819), vor Allem aber die schöne Monographie über die fünf letzten Lebensjahre (1798—1802) des Cardinals Gerdil (II, 1107, 2340). Letztere ist

eine wesentliche Ergänzung zur Biographie Gerdils, die P. Piantoni nach dem Vorgang von Fontana zu Rom 1851 veröffentlicht hat, in der jedoch der gelehrte Cardinal mehr oder einseitig nach seiner schriftstellerischen Wirksamkeit geschildert wird. Die „Analecta" haben dieses Moment nicht unterschätzt — ist doch gerade durch sie eine Reihe früher unbekannter literarischer Produkte Gerdils (die metaphysischen Principien der christl. Moral, eine Widerlegung des Engländers Hobbes u. s. w.) ans Licht der Oeffentlichkeit gebracht — daneben aber vorzüglich die kirchenpolitische Thätigkeit, die der scharfsinnige Verfechter des Primats gegenüber dem Febronianismus am Schluß seines Lebens entwickelte, einer eingänglichen Analyse unterworfen. Es sind für diese an werthvollen Details reichhaltige Monographie eine Reihe von Bänden der handschriftlich im Barnabiten-Archiv aufbewahrten Correspondenz Gerdils ausgebeutet worden. — Kanonistische Materien finden sich in den „Analecta J. P." oft und mit großer Schärfe erörtert vor. — Bleibenden Werth haben die geschichtlich-rechtlichen Studien über den römischen Index, über den heil. Kirchenrath von Trient (I, 1446), über die Autorität der Provincialconcilien (I, 1544), die Pastoralvisitationen (I, 511, 1984), die verschiedenen römischen Congregationen nach ihrem Ursprung und ihrer Praxis, über den Generalvicar und die apostolischen Protonotare, über Ordensgelübde und Klöster. Eherechtliche Fragen, Hindernisse und Dispensen, Entscheidungen der S. Congr. Concilii (Verzeichniß der Länder, in denen das Trident. Decret über die Clandestinität publicirt ist) sind vielfach besprochen. In liturgischer Hinsicht verweise ich auf die Tractate über die liturgische Einheit in der Kirche (I, 685), das Brevier (I, 1846; II, 593), den heil. Rosenkranz (II, 1379), die Ceremonien der heil. Woche (I, 373), die ewige Lampe vor dem hochwürdigsten Gut (I, 1305, 1421), die Missa Marcelli (II, 1465), die rechten Principien christlicher Malerei (II, 137). — In pastoral-theologischem Betracht sind

der Verwaltung des Bußsacraments, dem österlichen Kirchengebot und dem Krankenbesuch beachtenswerthe Abschnitte gewidmet. — Interessant erscheinen ferner mehrere speciell auf die heilige Stadt, die römische Diöcese und den Kirchenstaat bezügliche Aufsätze; so namentlich das lebendige und klare Bild, das I, 2732 von der Diöcesanverwaltung Roms und seines Distrikts (Cardinal-Vicar, Seminarien, Examina, Parochien, Klöster) entworfen ist; weiter die ausführlichen Bemerkungen über Kirchenmusik (I, 1297), die Observanz der Feste (I, 1123), die Katechismusunterweisung in Rom (II, 983) und über den öffentlichen Unterricht im Kirchenstaat überhaupt (I, 1730). Die „Analecta J. P." liefern neben diesen größern Beiträgen bibliographische Uebersichten über die theologisch-kanonistische Literatur. Was ihren Werth noch erhöht, ist der Umstand daß sie sofort den Wortlaut der päpstlichen Encykliken, Breven, Consistorialallocutionen, Concordate bringen und unter dem Titel „Vermischtes" fortlaufend alle Decrete der verschiedenen Congregationen der Riten, der Indulgenzen, des Concils, der Bischöfe und Regularen u. s. w., die von universeller Bedeutung sind, mittheilen oder aber alte Wahrheiten aus dem „Thesaurus Resolutionum" von Neuem auffrischen. Endlich erhalten wir stets treue Berichte über die Beatifications- und Canonisationsprocesse der Jetztzeit, verbunden mit recht artigen Lebensbildern derer, die am Sternenhimmel der Seligen und Heiligen glänzen. Schließlich möchten wir noch auf die seit August 1860 als Seitenstück der „Analecta J. P." wieder erscheinende „Correspondance de Rome" aufmerksam machen" deren Redakteur gleichfalls der obenerwähnte D. Luigi Chaillot ist und die in vielen Hinsichten ein treffliches Bindeglied zwischen der Santa Roma und den einzelnen katholischen Ländern zu werden verspricht.

XLVIII.

Zeitläufe.

In Paris sitzt ein verzweifelter Spieler —

so oft er sich aber keinen Rath mehr weiß, hilft irgend ein thörichter Wurf der Anderen ihm aus der Noth. Das ist seine Stärke und das Unglück Europas. Aergere Mißgriffe haben aber die vorlautesten unter den großmächtigen Mitspielern vielleicht nie gemacht als in den letzten zwei Monaten. Nachdem der perfide Verrath von Castelfidardo und Ancona geschehen war, flüsterte sich die uneingeweihte Welt allenthalben in die Ohren: Rußland werde sich nun zu Warschau mit den deutschen Mächten vereinigen, um den übermüthigen Imperator mit seinem Turiner Vasallen in ihre Schranken zu weisen, England selbst habe die Coalition heimlich eingefädelt und Lord Palmerston nähere sich Oesterreich ebenso sachte als ehrlich, denn auch bei ihm sei die Einsicht endlich durchgedrungen, daß die Sicherheit Europas am Kaiserstaat hänge. Wie schmerzlich hat die Wirklichkeit diese Illusionen Lügen gestraft!

In den Tagen, als die Hoffnungen auf Warschau in ihrer Blüthe standen, hat ein Pariser-Correspondent die Nachricht verbürgt, daß Graf Cavour im Gespräch mit einem ihm befreundeten Staatsmann folgendes Urtheil über Napoleon III.

Ist dieß wahr und übe
den Nimbus seiner intimsten
sind es doch jedenfalls gerade
seiner ernstlichsten Furcht, von
eben jetzt befreit haben. Sie
tor jemals gewagt hat, die T
ein Recht in Europa nicht me
ren, wird auch niemals mehr
kommen. Ihre Schuld und
ist es, wenn über kurz oder l
ter den Mächten erklärt wird:
Jeder wie er kann". Das w

Wir hatten uns nicht ge
deutschen Monarchen in Warsc
den Tuilerien ein eigenhändige
ren ein, worin der Autor, v
die Vorgänge in Italien versi
Lage sei, dagegen einzuschreiten
delbar auf dem Vertrage von
dem conservativsten Gesichte

rüchtigte Note vom 27. Okt., worin er alle Annexionen des Raubkönigs förmlich anerkannte und ausführlich erklärte, daß „die englische Regierung keinen Grund zu dem strengen Tadel sehe, welchen Oesterreich, Frankreich, Preußen und Rußland über die Schritte des Königs von Sardinien ausgesprochen haben“.

Vergleicht man diese Daten, so wird man sich weniger darüber wundern, daß kein rettender Beschluß für Italien von Warschau ausgegangen ist, als vielmehr darüber, daß die Nothwendigkeit der Verständigung mit Frankreich und der Isolirung Englands nur von den großen Diplomaten Rußlands, Fürst Gortschakoff und Graf Kisseleff in Paris, hinter den Coulissen Vertretung fand. Uebrigens beschränkten sich die Souveraine auf eine Verabredung wegen der sie alle gleichmäßig bedrohenden Bewegung in Polen und Ungarn; die eigentliche Stellung Rußlands aber hat sich so wenig geklärt, daß gerade jetzt auch seine besten Freunde in Deutschland nicht Vorsicht genug anzurathen wissen, da eine Wiederannäherung der russischen Politik an Frankreich nichts weniger als unwahrscheinlich sei.

Der Imperator hat alle Ursache, über die negativen Resultate von Warschau sich vergnügt die Hände zu reiben und den — englischen Staatsmännern den wärmsten Dank nachzutragen. Nur daß die Engländer das Verdienst nicht allein haben, vielmehr die preußische Diplomatie, nach glaubwürdigen Berichten und nach Gewohnheit, so wesentlich dazu geholfen hat, daß schon an ihr jede ernste Entschließung gegen den Cavourismus von vornherein scheitern mußte. Bei der Koblenzer Conferenz vom 12. Okt. hat Lord Russel den preußischen Minister natürlich ganz in dem Sinne bearbeitet, welchen vierzehn Tage später seine berüchtigte Note der Welt verkündete; daß die Schleinitzische Note vom 13. Okt. das Widerspiel zu besagen schien, ist eben bloß ein Beweis von der Volubilität dieses Staatsmanns, und jedenfalls hat sie nicht

schauung noch durch die mißv
August beherrscht war. Seit
ner Note vom 27. Okt. den
ben hat, kann auch die An
mehr unverständlich seyn: „di
gesprochen habe, mache beinah
schrieb“.

Aus Koblenz war nämlic
13. Okt. datirt, worin dem
man in Berlin zwar auch das
die guten Beziehungen mit Hr
sche, dessen annexirende Schritt
mehr zu vereinigen wisse. „
vour und steckte das Produkt
litik mit den ostensibeln Verw
selbe Tasche. Hingegen hat
theoretische Mißbilligung sehr
durch einen bekannten Zwischen
plomatie die massivsten Grobh

seyn wolle, kurz weder kalt noch warm sei, müsse man nothwendig allen Einfluß auf die europäischen Angelegenheiten verlieren.

Trotz der Note vom 13. Okt. und trotz der Einladung Rußlands seinem Beispiele zu folgen und den preußischen Gesandten gleichfalls von Berlin abzurufen, ist dieß bekanntlich nicht geschehen; Hr. Brassier de St. Simon steht seinem Freunde Cavour bis heute getreulich bei, und wohnt neben Sir James Hudson, Lord Minto II., wohlgefällig den Parlamentsreden bei, die den Oesterreichern in Venedig den Krieg bis auf's Messer ankünden. Seltsam, daß selbst diese Thatsache den englischen Zorn über die formelle Bemäckelung des Turiner Heiligthums nicht zu besänftigen vermochte, und die Russel'schen Daily News noch eigens versichern mußten: Preußen habe in Warschau gutgemacht, was es durch die Koblenzer Note verbrochen!

Und in der That, eine Coalition gegen die Uebergriffe Frankreichs und der Revolution hat man von Warschau gutmüthig erwartet, anstatt dessen hat nun der Imperator die Wahl, mit wem er sich „verständigen" will, obschon er — was wohl zu bemerken ist — die orientalische Frage noch gar nicht ausgerufen hat und die Warschauer Conferenz sich ängstlich hütete, diesen Erisapfel auch nur mit dem kleinen Finger anzurühren. Seit Ende August war der 2. Dec. sichtlich wieder in eine Periode des Schwankens eingetreten: die widersprechenden Dep schen an den Herzog von Grammont in Rom scheinen mehr auf einen Zustand kläglicher Rathlosigkeit als auf bewußte Verrätherei, um die Armee des Papsts an das Banditenmesser Cialdini's zu liefern, hinzudeuten. Das war ein Moment, wo ein kräftiges Wort der legitimen Regierungen den Imperator eine ganz andere Furcht als die vor Orsini-Bomben und Palmerston lehren, und die Völker aus der grassirenden Versumpfung emporheben konnte. England, Rußlands erster

Minister und Preußen wußten das wohl, und ebendeßhalb wollten sie **nicht**. Es ist seit dem 25. Okt. nur noch klarer als zuvor, daß bloß Eine Großmacht mit der Revolution nicht in geheimer Gütergemeinschaft lebt, alle anderen behalten sich die „Verständigung mit Frankreich“ vor.

Diesen Ausschlag hat England gegeben, dasselbe **England**, welches keiner andern Politik fähig ist, als durch Dick und Dünn seinen schmutzigen Interessen nachzulaufen. Am 26. März hat Russel die plumpe Drohung ausgesprochen, man werde trotz Cavour und Handelsvertrag endlich andere Allianzen suchen müssen, und hätte die Warschauer Conferenz ihre Schuldigkeit gethan, so wäre die Note vom 27. Okt. sicher ungeschrieben geblieben. Es ist thöricht, für Recht und Ehre irgend eine Initiative von England zu erwarten, wohl aber wäre es den Andern nachgelaufen der Wohlfeilheit wegen. Selbst der Stimulus des wahnsinnigsten Papsthasses — der als Hauptmotor der italienischen Politik von St. James nur ja nicht unterschätzt werden darf — wird augenblicklich kraftlos, sobald der allmächtige Wollsack berechnen lernt, daß die schreckhaft anwachsende Last des Kriegsbudgets den Gewinn, welchen das revolutionär verwüstete Italien einbringen kann, mehr als aufzehrt. Man verfällt immer wieder in den Fehler, der englischen Politik Grundsätze, seien es auch cavourische, oder moralisches Gefühl oder auch nur gesunden Menschen-Verstand zuzutrauen, und so argumentirt man denn jetzt viel hin und her, wie die Aussprüche der Note vom 27. Okt. über das Recht der „unterdrückten Völker“ gegen die „schlechten Regierungen“ in ihrer Anwendung auf Irland und Indien, Malta und die jonischen Inseln, Canada und Neuseeland sich ausnehmen würden. Den Engländer rührt das gar nicht, er fühlt sich mit Stolz als den gemeinen Kerl in der Politik, und thut eben das am beflissensten, was er Andern zum Verbrechen macht. Ist ja auch selbst Lord Russel, der Ausbund des liberalen Doktrinarismus jenseits des Kanals, nur

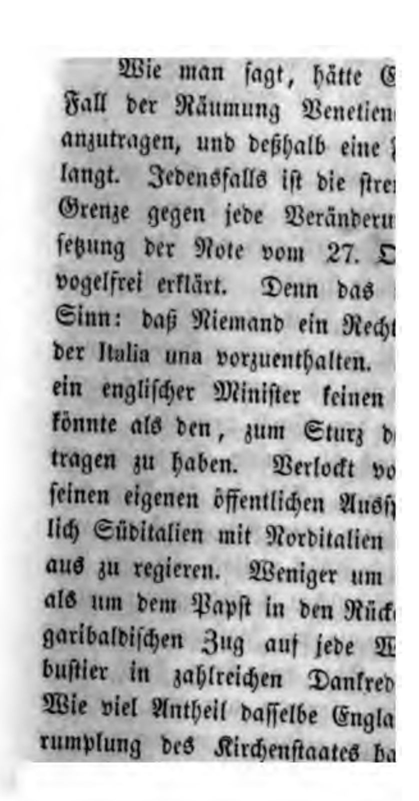
in Italien revolutionär, in Schleswig-Holstein ist er gut dänisch, und vollends ist ganz England auf der andern Seite des adriatischen Meeres stockconservativ. Der Papst muß fort, aber dem Großtürken darf kein Haar gekrümmt werden; und wenn morgen wieder 60,000 Christen in einer türkischen Provinz geschändet und niedergemetzelt würden, so ist doch ein englischer Minister, der das „Recht der unterdrückten Völker gegen die schlechten Regierungen" auf diesen Fall anwenden würde, geradezu undenkbar. In Honduras läßt man den amerikanischen Garibaldi erschießen, weil er das Acajou-Holz zu vertheuern droht; dem italienischen Walker schickt man eine Flotte zu Hülfe, weil er den Cotton-Zoll und den sicilischen Schwefel wohlfeiler macht. Das ist der materialistische Protestantismus in der Politik; man mag ihn anspeien als eine Schande der Menschheit, aber nur ja nicht mit Rechtsgründen bekämpfen. Die fettere Speckseite ist das Einzige was hilft, und auf dieses Lockmittel hat sich der Imperator von jeher trefflich verstanden.

Freilich ist er zu klug, jemals auf eine volle „Verständigung" mit England einzugehen, denn dadurch würde er Rußland abstoßen und sich die unschätzbare Zwickmühle verderben, die ihm wieder so gut gedient hat. Nicht als wollten wir die Aussöhnung der beiden Monarchen des Ostens bezweifeln; sie hat überhaupt ihre guten Gründe, denn durch die Bewegung der Polen, Ungarn, Rumänen, Südslaven ist der Czar nicht weniger bedroht als der Kaiser, und wenn das Diplom vom 20. Okt. die Berge der Schwierigkeit in Oesterreich ebnet, so hat es sie in Rußland sicher nur erhöht. Aber Italien? Hatte der Czar nicht vor allen Mächten heilige Pflichten gegen die alliirte Dynastie von Neapel, und hat er nicht auch sonst starke Worte über die Turiner Frevel ausgesprochen — wo bleibt nun die That? Daß Napoleon III. nur den orientalischen Köder auszuwerfen brauche, um auch diese Gewissens-Scrupel zu beschwichtigen, haben wir freilich nie bezweifelt;

Lage; denn es steht
jener Nachbarmacht
macht. Kann die pr
land und England
man ihr so oft n
Zweideutigkeit alle
wird dann glückliche
Ueberraschung erklär
ster Zeit die tapfern
plötzlich ganz vergas
einer Verständigung
als bloßes Gerede
Zahl von Anhänger
ßens fortwährend a
dem Wege der Re
Führung des Bund
Ende nichts übrig a
land zu machen, od
ben. Solche Eröffn
zusammen, wornach
in persönlichem Einv

gen von Warschau nur noch gestiegen. Am verwickeltsten scheint uns aber nach wie vor die Stellung Englands in der dreifachen Beziehung seiner revolutionären Interessen in Italien, seiner conservativen im Orient und seiner gemischten gegenüber Frankreich. Täglich wird die Thatsache sichtbarer, daß jede dieser Tendenzen die beiden andern aufhebt, und daß England in Italien eine kadmeische Drachensaat ausgestreut hat, die in der Türkei und am Niederrhein endlich als Rächer seiner gewissenlosen Verblendung aufstehen wird; und je tiefer wir auf den Gegenstand eingehen, desto gewisser scheint es uns, daß das Schicksal Italiens im Lichte der englisch-französischen Rivalität am besten erkannt wird.

Was England in Italien will, ist nicht mehr zweifelhaft. Savoyen-Nizza und die Interessen der Schweiz scheint man in London preiszugeben, dafür soll aber das übrige Italien ohne Ausnahme piemontesisch werden, namentlich auch sämmtliche Besitzungen des Papsts, und zwar soll, was die Hauptsache ist, Frankreich nicht den geringsten Gewinn mehr davon haben. Der Imperator soll die ganze Halbinsel sardinisch machen und insbesondere den Papst vertreiben helfen, aber dafür weder Genua, noch die Inseln Sardinien und Elba, kurz er soll nichts bekommen. Dieß hat die Note vom 31. August deutlich und klar, sogar unter Kriegsdrohung ausgesprochen. Man hat das Schriftstück vielfach als eine Umkehr zu den Grundsätzen des öffentlichen Rechts mißverstanden, weil es eine dringende Abmahnung der Italiener von einem Angriff auf Venedig enthält. Aber das Recht hatte damit nicht das Mindeste zu schaffen, sondern nur die egoistische Furcht. Denn Sardinien könnte geschlagen werden und die Restauration des Papsts mit andern vertriebenen Fürsten die unmittelbare Folge seyn; oder Sardinien könnte siegen, aber mit offener oder heimlicher Hülfe Frankreichs, also mittelst einer neuen Vergrößerung desselben am Mittelmeer; oder endlich Sardinien könnte siegen, aber mit überwiegender Hülfe


Wie man sagt, hätte E
Fall der Räumung Venetien
anzutragen, und deßhalb eine
langt. Jedensfalls ist die stre
Grenze gegen jede Veränderu
setzung der Note vom 27. D
vogelfrei erklärt. Denn das
Sinn: daß Niemand ein Recht
der Italia una vorzuenthalten.
ein englischer Minister keinen
könnte als den, zum Sturz d
tragen zu haben. Verlockt vo
seinen eigenen öffentlichen Auss
lich Süditalien mit Norditalien
aus zu regieren. Weniger um
als um dem Papst in den Rück
garibaldischen Zug auf jede W
bustier in zahlreichen Dankred
Wie viel Antheil dasselbe Engla
rumplung des Kirchenstaates ha

sachen vollbracht sind, im englischen Kabinet deponirt werden."

Wir sind überzeugt, daß der englische Fanatismus die treibende Seele der dunkeln Verschwörung war, welche zuerst den Flibustier als Sturmbock gegen Rom über Sicilien und Neapel vorschob und dann den königlichen Unhold selbst auf die garibaldische Basis übersetzte. Vielleicht zu seinem Unheil! Während der Imperator mit lauernder Katzenfreundlichkeit das „Princip der Nichtintervention" festhält, sei es aus wirklicher Furcht vor den Bomben Orsini's oder weil er seine Leute kannte, scheint es fast, als wenn der gekrönte Bandit bereits sein Capua gefunden habe. Zwischen den zwei Feuern der treuen Royalisten und der auftauchenden Republik bedarf er jedenfalls eines großen Heeres, um den Betrug seines suffrage universel nicht nur inmitten der durch Belagerungsstand und Standrecht niedergedrückten Provinzen, sondern auch inmitten der tiefgrollenden Hauptstadt selbst aufrechtzuhalten, und seine Schaaren fremder Aemterjäger und erkaufter Verräther zu schützen. König Franz hat sich spät, aber um so heldenmüthiger gefaßt, und bei dem leicht beweglichen Volke Süditaliens könnte sich die Belagerung von Gaeta über Nacht einmal in eine Belagerung der cavourischen Creaturen in Neapel verwandeln. Die Schwierigkeiten sind seit dem Einzug des Usurpators nicht gemindert, sondern sie wachsen im Gegentheil bergeshoch an, und zwar am meisten für „Orsini-Palmerston et Comp." — der Imperator hingegen gewinnt die schönste Gelegenheit, Stellung zu nehmen je nach den Umständen wie immer.

Diese Lage der Dinge hat die englische Note vom 27. Oktober freilich noch nicht vor Augen gehabt. Wohl aber sah ihr Autor einerseits, daß das erhabene Oberhaupt der Kirche Franz II. und allen Vertheidigern des Rechts mit dem Beispiele des Heldenmuths vorangehe, daß weder die listigen

Quälereien des Imperators noch die perfiden Lockungen Englands ihn aus der heiligen Stadt zu entfernen vermöchten; daß andererseits der siegreiche Usurpator nur das Spottbild eines gemalten „Königs von Italien" sei, daß er insbesondere dem großen Reiche des Südens keine andere Stellung als die entwürdigende und empörende einer piemontesischen Provinz anzubieten habe, so lange er nicht auf dem Quirinal residire. Daher faßte England sich ein Herz und sprach zu den Franzosen: „Sein achtzehnhundertjähriges Haus liefert es uns aus!" Dieß ist der Sinn der Note vom 27. Oktober. Ob der Imperator gehorchen wird? ist jetzt die Frage; mit andern Worten, ob er sich seinem rothen Vetter, den ganz Frankreich verachtet und verabscheut, wirklich und in allweg assimiliren will?

Nehmen wir aber auch an, daß er bereit wäre, einen fertigen König von Italien auf den Quirinal zu setzen, so stünde England erst recht vor zwei Abgründen, die der Napoleonide ihm für alle Eventualitäten mit dämonischer Vorsicht gegraben hat. Die Italia una kann und wird er selbst interimistisch und in der bestimmten Voraussicht, daß das Ungeheuer binnen Kurzem an dem Gift der eigenen Eingeweide zerplatzen werde, nur unter zwei Bedingungen freigeben. Entweder muß er ausreichende Entschädigung in Italien selbst erhalten, als da wären Genua oder die Inseln Sardinien und Elba; denn wie die Revue contemporaine jüngst noch sagte: der Treue Italiens ist man nur dann sicher, wenn man ihm das Knie an die Gurgel setzt. Oder Italien muß ihm als Kanonenfutter der losgelassenen Weltrevolution dienen, unter deren Blitz und Donner er sich selber die Entschädigung am Rhein und in Belgien holen mag.

Keines von beiden ist mit der Voraussetzung der englischen Noten vom 31. August und 27. Oktober vereinbar. Dagegen scheint die staatsmännische Weisheit der Italia una selber wenigstens zu unterscheiden. Cavour würde im Falle der Noth

eher die erstere Bedingung eingehen, als sich dem morschen Wrak einer Weltrevolution anvertrauen, für welche das andere Haupt der Bewegung, Garibaldi schwärmt. So gut der schlaue Cavour auch weiß, daß, ganz abgesehen von dem unwiderstehlichen Drang der Dinge, die Lombardei ohne Venedig nicht leben und nicht sterben kann, so fürchtet er das Unternehmen doch ernstlich selbst für den Fall des Sieges. Wenn er immer wiederholt: gerade um die Revolution aufzuhalten, habe Piemont den Kirchenstaat und Neapel überrumpeln müssen, und wenn sein königliches Sprachrohr aus Ancona vom 9. Oktober schrieb: Italien dürfe nicht der Heckplatz kosmopolitischer Sekten werden weder der Reaktion noch der „Universaldemagogie," im Gegentheil „weiß ich, daß meine Politik in Italien die Periode der Revolutionen abschließt" — so sind dieß zwar sehr thörichte Reden, aber es ist ihnen damit wirklicher Ernst.

Ueberhaupt irrt man sich und thut nicht klug, wenn man alle diese Gegensätze und Spannungen kurzweg mit dem Schlagwort „Komödie" beseitigt. So gewiß als der Teufel in seinem Reich keine Harmonie zu gründen vermag, bestehen sie wirklich und dürften die Welt noch durch ungeahnte Wirkungen überraschen. So ist insbesondere Garibaldi nichts weniger als ein cavourischer oder napoleonischer „Komödiant," er ist auch nicht völlig der Marschall Englands oder Mazzini's, sondern die eigenthümliche Incarnation des Antagonismus der beiden Großmächte und der zweierlei Arten italienischer Revolution. Eben darum bildet er auch überall die Brandfackel der Zwietracht und Verwirrung, wo er auftritt.

Garibaldi ist der Todfeind Napoleons und Cavours, die ihm sein italienisches Vaterland Nizza geraubt und gleich Venedig zum „Sklaven des Fremden" gemacht haben; er würde sicher alle Rothhemden und alle Dolche der geheimen Clubs gegen die aufbringen, welche noch einmal eine Verschacherung italienischer Erde an Frankreich wagen wollten. Das hat in

die „Idee“ eines französischen Principats über alle romanischen Völker verfolge, ja daß er in diesem Moment ganz von der „Idee“ besessen sei, Frankreich von der Obedienz des Stuhles Petri loszureißen und dem kaiserlichen Papstthum einer schismatischen Staatskirche zu unterwerfen? Ohne Zweifel hängt er für seine Person solchen Ideen nach, aber zur Zeit will Frankreich überhaupt von seiner Ideenwelt nichts wissen; er hat durch eine Reihe der compromittirendsten Vorgänge nicht nur die gläubigen Katholiken und die „alten Parteien“ auf's ärgste scandalisirt, nicht nur den Corpsgeist des Heeres und alles ritterliche Ehrgefühl in der Nation tief verletzt, selbst seine glühenden Verehrer, die Bonapartisten-Fraktion des Journals Pays weiß sich seine Politik nicht mehr zu reimen. Noch ein paar Schritte im Nebel und er wird einem Menschen gleichsehen, der den Kopf völlig verloren hat. Neue „Ideen“ können den keimenden Verdacht gegen seine Besonnenheit nicht niederschlagen, es bedarf dazu neuer Erfolge und diese wachsen nur am Rhein, in Belgien, an der englischen Küste. Dann allerdings, wenn der Rhein erreicht wäre von Basel bis Dordrecht und England gedemüthigt, dann wäre die Mission der Revolutions-Dynastie erhärtet und dem Sieger jede Rache an der Kirche und der Freiheit der Völker erlaubt — eher aber nicht.

Seine nächsten Schritte in Rom werden daher Alles entscheiden; will er hier den Anträgen von London und Turin gefällig seyn, so wird er in anderer Richtung schleunigst den Gegenschlag in's Werk setzen müssen und zwar, wie gesagt, um den Preis seiner Existenz. Ein solches Vabanque wird freilich den Beifall Englands um so weniger haben, als es unzweifelhaft ist, daß in der Glühhitze der italienischen Bewegung die orientalische Frage zeitigte, und daß mit der Katastrophe in Italien plötzlich auch der Ausbruch im Türkenreich in seiner ganzen unverschiebbaren Riesengröße dastehen wird. Um erstere zu sichern, hat England die Einigung in

Warschau durch Preußen hintertrieben, und eben dadurch hat es den letztern beschleunigt, welche Nemesis! Jetzt scheint Oesterreich, das mißhandelte, betrogene, verrathene, die allianzbedürftigste Macht zu seyn; so bald aber der Tanz recht angehen und sonach Italien hinter den Rheinlanden und der illyrischen Halbinsel weit zurücktreten wird — werden England und Preußen noch allianzbedürftiger seyn, oder sie müssen sich selbst aufgeben. Und die Denkmäler ihres Unglücks wird die Geschichte mit der Inschrift zieren: „Untreue schlägt den eigenen Herrn"!

In einigen Tagen jährt sich der 2. December wieder, und der Mann steht in seinem Schicksalsmonat. Was er vor einem Jahre und vor zwei Jahren um diese Zeit gethan, das muß er jetzt corrigiren oder krönen. Es mag ihm heiß werden am letzten Scheidewege, aber es gibt kein Drittes mehr. Wenn er jetzt Miene macht, seinen Kammern ein freieres Wort zu vergönnen, so beweist dieß nur, wie tief das Mißtrauen in Frankreich bereits gewurzelt, und wie sehr sein Selbstvertrauen gesunken ist, aber es frischt ihm weder den verblichenen Nimbus auf, noch bringt es ihm Geld in die banquerotten Kassen. Liberale Concessionen sind für ihn der Anfang vom Ende, oder er muß schleunig die große Entscheidung wagen — Alles oder Nichts!

Den 25. November 1860.

XLIX.

Die katholische Mission in Hamburg.

I.

Das am 1. September ausgegebene Heft dieser Blätter bringt Aphorismen aus dem dänisch-deutschen Missions-Gebiet. Dem Verfasser sind wir zu Danke verpflichtet, daß er darin mit treffenden Zügen auf den Druck hingewiesen, welcher in diesem Gebiete auf der katholischen Kirche und deren Bekennern lastet. Es kann dieß nicht oft genug geschehen. Die Machthaber in jenen Gegenden scheinen zum guten Theile taub zu seyn gegen die nur zu wohl begründeten Klagen der armen Katholiken und die norddeutsche Presse, deren Spalten selbst den unbedeutendsten und unbegründetsten Beschwerden der Protestanten in katholischen Ländern jeder Zeit offen stehen, ignorirt geflissentlich den Heloten-Zustand, in welchem sich die Katholiken der nordischen Missionen selbst noch auf deutschem Bundesgebiete befinden. Je aufrichtiger der Dank ist, welchen wir dem Verfasser der Aphorismen aus dem angeführten Grunde verschulden, desto mehr hätten wir gewünscht, die Mittheilungen über die katholische Mission zu Hamburg möchten nicht eine Färbung gewonnen haben, welche eine irrige Vorstellung von Personen und Zuständen daselbst zu erzeugen geeignet ist. Die nachstehenden Bemerkungen werden hier deßhalb nicht am unrechten Orte seyn.

Die über das ganze Hamburger Gebiet zerstreute katholische Gemeinde zählt reichlich sechstausend Seelen. Der weitaus größte Theil derselben ist in seinen äußern Lebensverhältnissen von der zahlreichen und wohlhabenden protestantischen Bevölkerung abhängig; ein nicht geringer Theil gehört dem Arbeiterstande an. Die Zahl alter erbgesessenen Familien ist verhältnißmäßig nicht groß. Die meisten Familien haben aus den verschiedensten Gegenden der Welt sich in Hamburg zusammengefunden. An den Gefahren, welche für religiösen Sinn und gute Sitte aus den Verhältnissen einer großen Welthandels- und Hafenstadt erwachsen, fehlt es leider auch in Hamburg nicht. Die Gemeinde hat nur eine, für das Bedürfniß nicht ausreichende Kirche und nur einfache Elementarschulen. Eine höhere Unterrichtsanstalt einzurichten, hat es bis jetzt an den nöthigen Mitteln gefehlt und sehen deßhalb viele Katholiken, welche ihren Kindern einen über den Kreis der Volks-Schule hinausgehenden Unterricht zu geben wünschen, nicht aber die Mittel besitzen ihre Kinder auswärtigen katholischen Unterrichtsanstalten anzuvertrauen, sich genöthigt, dieselben an dem Unterrichte in protestantischen Anstalten Theil nehmen zu lassen. Die gesammte Seelsorge in dieser weitverzweigten und, wie nach dem Angeführten sich von selbst ergibt, mit den Schwierigkeiten der verschiedensten Art ringenden Gemeinde ruht auf den Schultern von nur drei Missionären.

Daß unter solchen Verhältnissen nicht Alles so vollkommen in der Gemeinde ist, wie man es wohl wünschen könnte, ist anzuerkennen, und ein ernster Mahn- und Weckeruf, nicht nachzulassen in dem Streben nach immer größerer Vervollkommnung, ist hier, wie fast überall, gewiß nicht überflüssig. Es kommt nur darauf an, daß ein solcher Ruf von der Stelle ausgeht, welche dazu den nächsten Beruf hat, und daß derselbe an dem rechten Orte vernommen wird. Der Verfasser der Aphorismen wird bei näherer Erwägung diesen Beruf gewiß selbst nicht für sich ansprechen und ohne Zweifel darin einverstanden seyn, daß es richtiger gewesen wäre, die kirchlichen Obern auf etwaige Mängel aufmerksam zu machen, als so ohne Weiteres den Weg in die Oeffentlichkeit einzuschlagen, zumal es an passender Gelegenheit zu einer derartigen Mittheilung an die kirch-

lichen Obern nicht gefehlt hat, indem der Hochwürdigste Herr Bischof von Osnabrück, welcher als apostolischer Provicar sich der nordischen Missionen mit eben so viel Eifer als Erfolg annimmt, während seiner kurzen Amtsführung behuf kirchlicher Zwecke schon dreimal in Hamburg war, und Jedermann bei ihm bereites und freundliches Gehör fand. Auf allen Fall wäre ein solcher Ruf in das Gewand freundlich gewinnenden Worts einzukleiden gewesen, während die Aphorismen da, wo sie Mängel rügen zu müssen glaubten, dieß vielfach in einer ungerechtfertigten Schärfe thun, und über Vieles Klage erheben, was einen genügenden Anlaß zur öffentlichen Beschwerde nicht gewährt. So beruht, um nur Einiges anzuführen, das, was über das ewige Licht beigebracht wird, auf einem faktischen Irrthum. Dasselbe wird ordnungsmäßig unterhalten. Zum Gottesdienste an den Sonn- und Werktagen werden regelmäßig die Glocken geläutet. Dieß wird unbedenklich auch zum Angelus geschehen, sobald es die Verhältnisse gestatten. Die Wahl der Vorsteherin des Elisabeth-Vereins entsprach den Wünschen der großen Mehrzahl der Gemeinde und dem Votum des Vereins. Die Erfahrung hat bewiesen, wie wohl motivirt dieser Wunsch für die gute Sache war.

Wurde unter dem ausgesprochenen Vorbehalte anerkannt, daß nicht Alles in der Gemeinde so vollkommen seyn möge, wie wohl gewünscht werden könne, so gilt dieß in nicht minderem Grade von den meisten katholischen Gemeinden in Deutschland und darüber hinaus. Menschliche Schwächen, menschliche Fehler gibt es überall. Auch ist nicht zu leugnen, daß, wenn die Katholiken immer ihre Pflicht erfüllten, wenn dieselben namentlich mit Entschiedenheit und nachhaltiger Kraft, nicht minder aber auch mit Umsicht und unter sorgfältiger Berücksichtigung der gegebenen Verhältnisse in Sanftmuth und wahrer christlicher Liebe bei jeder Gelegenheit mannhaft für ihre Sache einträten, es um die Kirche viel besser bestellt seyn würde, als dieß jetzt der Fall ist. Gewiß ist auch in Hamburg in dieser Rücksicht aus falscher Menschen-Furcht und schwächlicher Indolenz, nicht minder aber auch durch unüberlegten Eifer und ungemessenen Ungestüm viel verfehlt und viel gesündigt. Aber es ist in dieser Richtung dort nicht mehr verfehlt und nicht mehr gesündigt, als anderswo auch, und es ist entschieden Unrecht, in dieser Richtung besondere Anklage gegen die Hamburger Gemeinde zu erheben, und daneben die vorzugsweise schwierige Lage unberücksichtigt zu lassen, in der diese Gemeinde sich befindet. Ueberhaupt darf unbedenklich die Behauptung ausgesprochen werden, daß die katholische Gemeinde zu Hamburg in ächt katholischer Haltung und wahrer Frömmigkeit die erfreulichsten Fortschritte gemacht hat, und deßhalb den

Vergleich mit anderen Gemeinden keineswegs zu scheuen braucht. Der fleißigere Kirchenbesuch, der öftere Empfang der heil. Sakramente, die opferwillige und thätige Liebe von Einzelnen und frommen Vereinen — es sind in jüngster Zeit in der katholischen Gemeinde Hamburgs ein Vincentius- und ein Gesellen-Verein, außer dem Elisabeths-Verein eingeführt worden, welche sich alle einer eifrigen Theilnahme und Wirksamkeit erfreuen — geben hiefür Zeugniß, und eben in dem gegenwärtigen Augenblicke werden die erheblichsten Anstrengungen gemacht, um für die Schule, für die Waisen, für die Armen Einrichtungen in's Leben zu rufen, welche den reichsten Segen verheißen.

Ein guter Theil dieser Erfolge ist nächst Gott den eifrigen und umsichtigen Bemühungen der Hamburger Missionäre zu verdanken, und verdient deßhalb die Thätigkeit derselben und zwar namentlich auch die des verehrten Pastors prim. die vollste Anerkennung. Irgend welcher Tadel der Predigten derselben insbesondere wäre unbegründet, da jeder aufmerksame Zuhörer bezeugen wird, daß dieselben aus der Quelle ächt katholischen Glaubens und der darin begründeten wahrhaft christlichen Liebe geschöpft sind. Mögen die Herren Missionäre sich in ihrem segensreichen Wirken nicht beirren lassen, den Lohn ihrer Mühe nur von Gott erwarten und eine Aufmunterung finden in dem Vertrauen, welches der überwiegend größte Theil der Gemeinde ihnen entgegen trägt und welches dem Vernehmen nach der ihnen vorgesetzte Hochwürdigste Herr Bischof noch bei seiner letzten Anwesenheit als ein wohlbegründetes bezeichnet hat.

II.

Was die Verhältnisse der katholischen Kirche zu der Hamburger Staatsgewalt betrifft, so haben die Katholiken durch den Art. 110 der neuen unlängst publicirten Verfassung einen Rechts-Boden gewonnen, mit dem die wesentlichsten seitherigen Beschränkungen ihrer kirchlichen Freiheit durch die Senats-Reglements vom 19. Sept. 1785 und vom 20. Okt. 1820, sowie des Senatsconclusums vom 16. Dec. 1819 nicht länger vereinbar sind; sie erhalten in ihren kirchlichen Verhältnissen namentlich eine verfassungsmäßig garantirte Existenz, während diese bis dahin auf einer jeder beliebigen Modification, ja dem vollen Widerrufe unterworfenen Concession beruhte.

Man braucht nicht gerade den äußersten Fall des gänzlichen Widerrufs der Concession vor Augen zu haben, um zu ermes-

sen, welche folgenreiche Bedeutung diese veränderte Lage hat. Diese Bedeutung sollte Niemand verkennen und kann es der guten Sache sicher nicht nützen, nachträglich die Schritte einer tadelnden Beurtheilung zu unterwerfen, welche geschehen sind, um eine verfassungsmäßige Garantie für das gute Recht der Kirche zu gewinnen. Die von den Vertretern der katholischen Gemeinde eingereichte Vorstellung an die Bürgerschaft war für diesen Zweck und für die besonderen in Hamburg obwaltenden Verhältnisse durchweg angemessen. Es konnte bei Abfassung derselben nicht sowohl darauf ankommen, daß alle Beschwerdepunkte erschöpfend aufgeführt, als vielmehr darauf, daß das Princip bezeichnet wurde, nach welchem die Verhältnisse im Einzelnen zu ordnen seyn werden. Es handelte sich ja um Verfassungs-Bestimmungen. Daneben kam es besonders auch darauf an, daß die Vorstellung in einem Tone abgefaßt wurde, welcher in der Bürgerschaft, an die sie gerichtet war, einen günstigen Eindruck zu machen geeignet erschien. Die letzte Rücksicht war es, welche dem Vernehmen nach das Kirchencollegium veranlaßte, die Abfassung der Vorstellung einem mit den Anschauungen und Stimmungen der Bürgerschaft vertrauten und zugleich einflußreichen Mitgliede dieser Versammlung anzuvertrauen.

Uebrigens sind wir weit entfernt, das gewonnene Resultat zu überschätzen. Wir wissen nur zu wohl, welche Ausstellungen an den erreichten Verfassungsbestimmungen noch zu machen sind, wie Alles wesentlich von der Ausführung dieser Verfassungsbestimmungen abhängt, und wie vielfach in anderen Verfassungs-Staaten die vorbehaltene staatliche Oberaufsicht zum Nachtheil der Katholiken mißbraucht worden ist. Aber ein wesentlicher Schritt zum Bessern ist geschehen. Es ist ein Ausgangspunkt gewonnen, von dem aus mit Geduld, mit Beharrlichkeit und in umsichtiger Berücksichtigung aller einschlagenden Verhältnisse das noch Fehlende erreicht werden kann, wenn alle Katholiken Hamburgs die Kraft des Wahlspruchs nicht vergessen, den wir ihnen zurufen möchten: „Unitis viribus"!

L.

Magdeburg, Tilly und Gustav Adolf.

II.

Am 26. Nov. 1630, wenige Tage nach der Ankunft des schwedischen Obersten Falkenberg in Magdeburg, erhob sich am Nachmittage zwischen drei und vier Uhr ein solch grausamer und schrecklicher Sturmwind, daß deßgleichen bei Menschengedenken nicht erhört war *). An der St. Johanniskirche zu Magdeburg riß er den größeren der beiden Thürme um, und warf ihn über das Dach, daß dasselbe ganz davon zerschlagen wurde. Auch der kleinere Thurm ward in seinen Grundfesten erschüttert und drohte den Einsturz. Noch vier andere Kirchthürme zu Magdeburg verloren ihre Spitzen. Der Wind durchheulte die Vorhalle des Domes, das Paradies genannt, in welchem nach alter Weise viele Dinge und Geschichten des alten und neuen Testamentes abgebildet waren. Dort riß er den klugen Jungfrauen die Lampen aus der Hand und zerschmetterte sie. Fünf Windmühlen und sechs Wassermühlen wurden zerbrochen und unsäglicher Schaden angerichtet. Auch andere Wunder und Vorzeichen geschahen zur selben Zeit im

*) Arlanibacus: Arma Suecica p. 83.

großer Zahl. Verständige Leute, also heißt es, machten daraus sich die Rechnung: das bedeute ohne Zweifel ein großes Unglück für die Stadt. Vielleicht brachten die verständigen Leute bei ihrer Rechnung auch noch andere Dinge als den Aufruhr der Elemente mit in Anschlag. Nicht in gleicher Weise faßten es die Geistlichen zu Magdeburg, und unter ihnen predigte Gilbert de Spaignart laut und ungescheut, daß das lauter Gnadenzeichen seien *).

Um dieselbe Stunde hielt der alte Tilly Kriegsrath zu Hameln an der Weser. Er war eben angelangt von Regensburg. Dort hatte man dem ruhebedürftigen Greise die schwere Aufgabe zugewälzt, neben seinen erprobten Veteranen auch Wallensteins zuchtlose Banden anzuführen, das Erbtheil des Hasses der Deutschen gegen den unseligen Mann auf sich zu laden und gar die unendlichen Versäumnisse desselben wieder gut zu machen. Der Greis brachte die Sehnsucht nach stillem Frieden seiner letzten Tage dem Gehorsam zum Opfer. Auf dem Rathhause zu Hameln befragte er seine Obersten, was zu thun sei gegen Magdeburg, die Stadt des deutschen Reiches, die eben noch den Obersten eines fremden Königs, des Feindes der Nation und des Reiches, in ihre Mauern aufgenommen. Während sie berietheu, brach das Unwetter herein mit entsetzlicher Gewalt **). Es zerschmetterte das große Wasser-Rad in der Weser. Das niederstürzende Eisen schlug helle Funken aus den Steinen. Sie sprühten umher; sie fanden den Weg in das Pulvermagazin. Bei dem Krachen des auflohenden Pulvers, dem Geheule des Sturmes sprang der alte Feldherr von seinem Sitze, warf sich auf die Knie und betete laut.

Als der Sturm sich legte, erörterten sie weiter die Frage.

---

*) Calvisius p. 92.

**) Wassenbergs deutscher Florus.

Pappenheim meinte, 4000 Mann würden hinreichen. Tilly schätzte nie einen Gegner gering. Er wies Pappenheim darauf hin, daß er hier nicht mit österreichischen Bauern zu thun habe, sondern daß starke Mauern und hohe Wälle ihm entgegen stünden *). Pappenheim zog mit 6000 Mann in das Erzstift. Tilly rief die zerstreuten Besatzungen vom Südwest und Nordwest, aus Schwaben und Ostfriesland, zu sich heran, und rückte langsam nach. Gegen das Ende des Jahres 1630 war er zu Halberstadt, und forderte von da aus den Rath zu Magdeburg und den Markgrafen Christian Wilhelm auf zur Umkehr von dem betretenen Wege der Rebellion **).

Tilly's Forderung ist ernst und wohlmeinend. Er droht niemals, weder hier, noch sonst. Er warnt; er weist hin auf das Unrecht, welches die Stadt auf sich lade gegen die anderen benachbarten Fürsten und Stände, deren Unterthanen leiden müssen für das unverantwortliche Beginnen von Magdeburg. „Denn ihr habt“, sagt er, „zu irgend einer Widersetzlichkeit auch nicht die allergeringste Ursache. Ihr habt ganz unnöthiger Weise zu den Waffen gegriffen“. Er fragt sie, was für sie selber das Ende des Beharrens seyn könne, als Untergang und Verderben? „Das sehen wir gleichsam vor Augen“, sagt er. Er weist sie hin auf das Beispiel aller derjenigen, die bislang sich gegen den Kaiser als die von Gott gesetzte höchste Obrigkeit aufgelehnt haben. Daran mögen sich die Magdeburger spiegeln. „Also“, fügt er am Schlusse hinzu, „ist es meine gutherzige Warnung an euch“. In ähnlicher Weise schrieb er an den Markgrafen. Dieser entgegnete mit den üblichen Reden, daß er ungehört und uncitirt entsetzt, darum aber vor Gott und der Welt seiner obrigkeitlichen Verpflichtung gegen die Landschaften nicht erlassen sei, sondern die-

*) Westenrieder: Beiträge u. s. w. VIII. 174. 176.

**) Das Schreiben bei Calvis. p. 166.

selben schützen müsse*). Und eben so wenig entsprach der Rath von Magdeburg der Aufforderung Tilly's. Es verstrichen volle vier Wochen, bis die Behörde sich zu einer Antwort an den Feldherrn entschloß. Dann berichteten am 17/27. Januar 1631 die Väter der Stadt, daß das Weihnachtsfest sie an der Antwort verhindert habe **). Es sei ihnen niemals, sagen sie, in den Sinn gekommen, von der treuen Devotion gegen den Kaiser abzuweichen. Erst kürzlich, sagen sie, haben wir ein Schreiben vom Kaiser empfangen, ihm darauf unsere Klagen gemeldet, und sind nun der kaiserlichen Entscheidung darauf gewärtig. Darum hoffen sie, daß Tilly sie weiter nicht beschweren, sondern sich bei dem Kaiser darüber erkundigen werde. Was sollte der Feldherr an der Spitze seines Heeres mit einer solchen Antwort von einer Stadt, die seit einem halben Jahre sich feindlich gegen alle Truppen des Kaisers verhielt? Es war klar, daß in Güte nichts zu erreichen stand. Tilly mußte wohl oder übel die Waffen walten lassen. Er beließ Pappenheim vor Magdeburg, um selber weiter zu ziehen gegen den Schwedenkönig.

Das Bestreben des deutschen Feldherrn in diesem Winter-Kriege ist nur darauf gerichtet, den Schweden zu einem Haupttreffen zu bringen. Deßhalb begibt sich Tilly zuerst an die Oder. Aber Gustav Adolf ist nicht dort: er hat sich nach Mecklenburg gewendet. Tilly kehrt um; er zieht nach Mecklenburg, um dort den König aufzusuchen. Auch von dort hat bei Tillys Ankunft der Schwedenkönig mit dem Hauptheere sich hinweggewendet nach Stettin. Sofort nach der Eroberung von Neubrandenburg kehrt auch Tilly wieder zurück, um dem Schweden den Paß die Oder hinauf zu verlegen. Gustav Adolf will nicht schlagen. Er steht im festen Lager bei Schwedt,

*) Theatrum Europ. II. 355.

**) Calvisius p. 168.

wohl verschanzt, so daß ein Angriff Tillys auf diese Schanzen nur mit großem Nachtheile möglich ist. Denn es ist die Strategik des Königs, nicht gegen Tilly in das offene Feld zu treten. Gustav Adolf hat dazu verschiedene Gründe. „Mein Heer", sagt er zu denen, die damals ihn aufforderten, etwas zu wagen, damit er Magdeburg entsetze, „mein Heer, besonders die Reiter sind durch die harte winterliche Zeit übermäßig angestrengt. Der Kurfürst von Brandenburg versagt mir den Paß von Küstrin und schwächt mich dadurch sehr. Das Heer Tillys ist neu gestärkt und frisch, seine Macht ist größer. Deßhalb wäre es wider alle Vernunft, das ganze evangelische Wesen auf einen einzigen ungewissen, ja sehr gefährlichen Schwertschlag zu setzen. Und wenn ich dadurch den Karren umwürfe: so wäre dadurch der Stadt Magdeburg damit so wenig gedient, daß sie vielmehr eben dadurch selbst dem Feinde in die Hände fallen würde" *).

Prüfen wir diese Gründe. Dem Torquato Conti und den anderen unfähigen Führern der ehemaligen Wallensteiner, die einige Wochen zuvor im Winter einen Stillstand begehrten, hatte Gustav Adolf sagen lassen: die schwedischen Truppen seien im Winter eben so gute Soldaten, wie im Sommer. Angenommen auch, dieß sei in Bezug auf die Nationalschweden ganz richtig gewesen: so machten diese Nationalschweden kaum den dritten Theil des Heeres aus **). Die Anderen waren ein Conglomerat aus allerlei Nationen, leider viele Deutsche, ferner Schotten u. s. w., wie eben die Lust am Kriegsgetümmel, die Gier nach Beute, die Furcht vor Rad und Galgen der Heimath diesen oder jenen hinaus getrieben hatte. Dem Conti und den anderen Führern von gleichem Schlage

*) Kurzer und w. Bericht, warum K. M. von Schweden der Stadt M. nicht u. s. w., bei Calvis. p. 190.

**) Die Zahlen bei Arlanibaeus: Arma Suecica p. 89.

gegenüber waren noch im December 1630 diese Schaaren in den Augen des Königs winterfest: dem alten Tilly gegenüber waren sie es im Februar nicht mehr. Und waren denn die Truppen Tillys in der That neu gestärkt und frisch? Sie waren es nicht. Sie kamen zum großen Theile so eben weit her, aus Schwaben, aus Ostfriesland, aus Oldenburg. Von dort her waren sie marschirt im Ungemach, im Schnee und harter Winterkälte. Aber der Paß von Küstrin? Hatte dieser in Wahrheit die Wichtigkeit für Gustav Adolf, welche er demselben hier beimaß? Wir sehen ihn gleich darauf sich weiter südwärts nach Frankfurt a./O. wenden, ungeachtet er des Passes von Küstrin nicht sicher war. Wir vernehmen das Urtheil des alten kriegserfahrenen Tilly und Pappenheims. Sie sprechen ihre Besorgniß aus, daß dem Könige nach der Einnahme von Frankfurt a./O. die kaiserlichen Erblande offen lägen. Sie hegen diese Besorgniß und sprechen sie aus, ungeachtet sie wissen, daß Küstrin nicht in den Händen des Schwedenkönigs ist. Es steigt in ihnen nicht der Gedanke auf, daß der Schwedenkönig durch den Nichtbesitz von Küstrin sich abhalten lassen sollte, in Schlesien einzubrechen. Fügen wir nun endlich hinzu, daß Gustav Adolf diese seine Gründe, warum er gegen Tilly nicht schlage, vorbringt in seiner späteren Entschuldigung, weßhalb er Magdeburg nicht zu Hülfe gekommen sei, und zwar in seiner Entschuldigung, die an das große Publikum gerichtet ist: so enthüllt sich uns völlig die Hohlheit dieser angegebenen Gründe, und es bleibt nur der eine übrig, der alle Schwierigkeiten löst: Gustav Adolf wollte auch nach Tillys Rückkehr aus Mecklenburg nicht mit Tilly schlagen, weil er ihn fürchtete. Deßhalb hielt Gustav Adolf sich in seinem festen Lager bei Schwedt, wo er für Tilly unangreifbar war *).

---

*) Arlanib. p. 141.

Wenn aber Gustav Adolf für Magdeburg Hülfe und Entsatz bringen wollte: so mußte er mit Tilly schlagen. Auf diesen Satz baute Tilly seine weiteren Plane. Da er bei Schwedt den König nicht zum Treffen bringen konnte, nahm er von da aus seinen Weg nach der Elbe, augenscheinlich mit dem Entschlusse, die Stadt Magdeburg mit aller Kraft anzugreifen. Denn er hoffte, also sagt uns der später officiell für diesen Krieg und das schwedische Interesse bestellte Geschichtschreiber Chemnitz *): wenn Gustav Adolf die Stadt Magdeburg nicht verloren gehen lassen wollte, so werde er um dieser Stadt Magdeburg willen zu einer Schlacht sich gezwungen sehen. Tilly dachte mithin, Gustav Adolf würde ihm an die Elbe folgen.

Gustav Adolf that das nicht. Er schlug, ungeachtet Küstrin nicht in seinen Händen war, statt der südwestlichen Richtung auf Magdeburg die südöstliche auf Frankfurt ein. Tilly sah seine Erwartung getäuscht. Kaum vor Magdeburg angekommen, wendete auch er sich um in der Richtung nach Frankfurt a/O. Hier mußte es gelingen, den Schweden zum Treffen zu nöthigen, wenn nämlich Frankfurt sich nur einige wenige Tage hielt. Es geschah nicht. Frankfurt fiel rasch und unerwartet am 3/13. April nicht ohne Verdacht des Verrathes durch den Obersten Fahrensbach **), der vielfach im bunten Wechsel der Farben schillernd früher unter dem Schweden gedient. In Jüterbock erhielt Tilly die Nachricht von dem Falle der Stadt. Ob da endlich nach diesem Siege Gustav Adolf ein Haupttreffen annehmen würde? Tilly hörte, daß der Schwede weiter gezogen sei und zwar nordöstlich nach Landsberg an der Warthe. Bis dahin durfte der deutsche Feldherr ihm nicht folgen. Er kehrte zurück vor Magdeburg in der besten Hoffnung und Zuversicht,

---

*) Chemnitz p. 129 a.

**) Adlzreitter: Annales B. G. Pars III. lib. 17. nr. 41.

daß Gustav Adolf diese Stadt nicht verlassen werde, daß es dort gelingen müsse, den zum Entsatze herannahenden Schwedenkönig zum Treffen zu zwingen. Und um nach der Ansicht des kaiserlichen Feldherrn den Schwedenkönig desto eher und rascher herbeizuziehen, mußte nun die Berennung der Stadt mit allem Nachdrucke in's Werk gerichtet werden.

Wir haben zu fragen, wie bei dieser dritten Ankunft Tillys dort die Sachen standen. Der schwedische Oberst Falkenberg fand bei seiner Ankunft die Dinge dort nicht so, wie er sie sich gedacht. Als man ihm Alles berichtete, namentlich wie der Markgraf Christian Wilhelm sich in die Stadt eingeschlichen und sich zum Herrn derselben gemacht, äußerte er sich: wenn er das Alles vorher gewußt, sollten ihn zwölf Pferde nicht in die Stadt gebracht haben*). Indessen er war nun einmal da. Andererseits waren viele Bürger nicht sehr erfreut über die Art und Weise seiner Ankunft**). Sie hatten sich sehr nachdrücklich aus dem Vertrage mit dem Schwedenkönige den Satz eingeprägt, daß der König ihnen helfen und sie schützen wolle auf seine Kosten, und nicht auf die ihrigen. Nun war aber Falkenberg gekommen ohne Truppen und ohne Geld. Woher also sollte dieses kommen, als von den Magdeburgern selbst? Falkenberg behauptete, daß in Hamburg schwedische Gelder lägen. Er forderte die Bürger auf, Gold, Geld und Silber dem Könige vorzuschießen, und gab dafür Wechsel auf Hamburg. Die Freunde Falkenbergs stellten den besorgten Bürgern vor, daß ja dieß ein ganz vortreffliches Mittel sei, sich zu decken, selbst für den Fall, daß die Stadt Magdeburg in feindliche Hände falle, indem dann die Verleiher die vorgeschossenen Gelder in Hamburg sicher wieder in Empfang nehmen könnten. Das leuchtete diesem und jenem ein, und

*) Calvis. p. 96.
**) A. a. O. p. 94 ff.

sie brachten Geld. Sie bedachten nicht, daß bis zu diesem Termine des Wiederzahlens noch viele Dinge sich verändern könnten.

Indessen Falkenberg hatte nun doch etwas Geld und begann damit zu werben. Auch der Markgraf gab seine noch vorhandenen Truppen, soweit sie nicht aus Hunger und Mangel wieder entlaufen waren, unter Falkenbergs Befehl.*) Er behielt für sich nur seine Leibcompagnie von 250 Mann. Da wieder Handgeld bezahlt wurde, liefen auch wieder Söldner zu. Aber dann kam es auf den Unterhalt und die Verpflegung dieser neugeworbenen Truppen an. Falkenberg wollte die Mannschaft bei den Bürgern ins Quartier legen; für die Löhnung und Verpflegung versprach er zu sorgen. Allein viele Bürger wollten von einem Quartiergeben an Soldaten gar nichts hören. Sie hatten in den Vorstädten das Walten der Söldner handgreiflich vor Augen gesehen; sollten sie sich freiwillig derselben Gefahr aussetzen, die um ihretwillen über ihre unschuldigen Nachbaren gekommen war? Nicht also lautete der Vertrag. Es war den Magdeburgern nicht genug, daß diese Soldaten vermeintlich auf schwedische Kosten geworben waren. Der Vertrag mit dem Könige sagte mehr. Der Schwedenkönig war nicht bloß verpflichtet diese Truppen zur Vertheidigung der Stadt auf seine Kosten zu werben; er war auch verpflichtet sie auf seine Kosten zu unterhalten. Man hielt dem Falkenberg entgegen: seine Forderung laufe wider die Verheißung, daß die Stadt mit dem Kriege nichts zu thun haben, auch nichts herschießen, sondern daß der König und der Administrator allein die Kosten tragen wollten.*) Es ward den Bürgern darauf eingewendet, daß diese Söldner, wenn man sie entließe, sich zum Feinde schlagen würden und daß es ja die

---

*) Gerike p. 53.

**) Ausführlich bei Calvis. S. 95 ff.

Aufgabe dieser Söldner sei die Stadt bei der Religion zu schützen, welche die kaiserlichen Truppen ihr nehmen wollten. Es gelang der Ueberredungsgabe des Falkenberg es durchzusetzen, daß ein Regiment von 800 Mann mit Widerwillen in die Stadt aufgenommen wurde. Bevor die Thore sich dieser Mannschaft eröffneten, nahm man ihr vorsichtig den Eid ab für die Stadt. Falkenberg ließ dem einzelnen Manne dieses Regiments aus den Geldern, die er in der Stadt anlieh, wöchentlich 21 Groschen für die Verpflegung zahlen. Es sollte nur auf sechs Wochen seyn, sagte Falkenberg. Das geschah im Dezember 1630.

Wer auch sollte das nicht glauben, daß es nur auf sechs Wochen sei? Sowohl schriftlich als mündlich ließ der Schwedenkönig die Stadt oft und theuer das Entsatzes versichern.*) Auf jeden Fall wolle der König das kaiserliche Heer so beschäftigen, daß die Stadt keine Gefahr zu befürchten haben solle. Falkenberg und Christian Wilhelm trieben diese Ermuthigungen noch ein wenig weiter. Bei jedem neuen Begehren, welches sie erhoben, waren sie so vorsichtig, allemal am neuen Markte in den vornehmsten Höfen und Häusern Anstalten für das Quartier des Königs treffen zu lassen.**)

Die Erfolge des Grafen Pappenheim während des Winters vor Magdeburg waren gering. Nur der Oberst Schneidewind, einer der ersten Urheber des Wirrsals von Magdeburg, ließ sich mit seinen Truppen gefangen nehmen, und ward darauf von Falkenberg in Magdeburg bei dreimaligem Trommelschlage für ehrlos erklärt.***) Daß Schneidewind sich feig benommen, lag zu Tage. Es scheint dazu noch der Vorwurf des Verrathes gekommen zu seyn. Doch erkannte später Gustav

*) Gerike p. 54.
**) Calvis. p. 95.
***) Gerike p. 55.

Adolf die guten Dienste dieses Schneidewind in Magdeburg an, und gab ihm die Landgüter, welche der Markgraf zuvor als Entschädigung für Schneidewinds Rechtsklage gegen den Rath von Magdeburg versprochen. — Weiter erlangte Pappenheim nicht viel. Seine Macht von 5—6000 Mann reichte zu nachdrücklichen Angriffen gegen die Stadt nicht hin. Dazu wurden seine Bemühungen gelähmt durch das schlechte Einverständniß zwischen ihm und seinem Mitanführer, dem Grafen Wolf von Mansfeld.*) Sie konnten die Auszüge der Magdeburger nicht wehren. Eben so wenig vermochten Pappenheim und Mansfeld andere Arbeiten zu hindern, mit denen Falkenberg die Bürger und Soldaten beschäftigte: die Anlage neuer Befestigungen. Und hier erfordert die Lage der Stadt Magdeburg unsere Aufmerksamkeit.

Nach Süden, Osten, Westen war die eigentliche Stadt Magdeburg völlig fest, und, wie sich später erwies, durch einen Sturm nicht zu nehmen. Wir haben nur die eine Seite der Stadt in's Auge zu fassen, wo später der Sturm gelang, die Seite nach Norden, wo unmittelbar an die Befestigungen von Magdeburg die Neustadt sich anschloß. Diese Seite erfordert unsere ganz besondere Aufmerksamkeit **).

Bei dem Beginne des Krieges im Jahre 1625 ließ der Rath von Magdeburg die Häuser der Neustadt, welche nahe an dem Graben der Altstadt standen, für die Sicherheit der Werke dort abbrechen. Es war der Plan, dort ein neues, großes Bollwerk zu errichten. Zu diesem Zwecke wurden zunächst die alten, zu beiden Seiten hoch ausgemauerten Gräben ausgefüllt. Die Bürgerschaft murrte darüber und meinte: das diene dazu, in dieser Kriegszeit dem Feinde gleichsam eine

---

*) Theatr. Europ. II. 356 ff.

**) Das Folgende, wie sich von selbst versteht, streng nach dem urtheilsfähigen Augenzeugen Otto Gerike p. 80.

dieß neue Werk
Walle stand. D
Vieler, daß die
drohende neue V
chen Festung du
Wunsch fand kein
genüber blieb un
Zustande *).

Falkenberg be
eine Reihe neuer
war sehr thätig u
Schanzen sollten di
res **), wenn der
gern sehr. Es ben
eine Aufnahme des
nicht dachten, wenn
sen die Frage auf,
Schanzen dienen sollt
können; vielmehr n
der Geschütze, der M

kenberg sei ein kriegserfahrener Mann, und darum müsse man ihm Vertrauen beweisen. Es scheint, daß man damals noch nicht einmal gewußt habe, aus welchem Materiale diese so schnell entstandenen Schanzen errichtet seien. Man hatte es bald zu erfahren. Folgen wir dem Gange der Belagerung.

Am 30. März/9. April zog Tilly mit großer Macht von Pechau daher. Mehrere der Schanzen fielen sofort. Dann jedoch wurden diese Erfolge Tillys unterbrochen durch den Zug, den er in den nächsten Tagen unternahm, um Frankfurt a/O. zu entsetzen. Wir haben gesehen, wie er nur bis Jüterbock kam, wie er dort die Nachricht erhielt, daß Frankfurt am 3/13. April bereits gefallen sei. Er kehrte wieder um vor Magdeburg, und erst von da an galt es dieser Stadt mit aller Macht. Es galt derselben, weil ihre Gefahr den Schweden-König herbeirufen sollte, damit er endlich sich zu einem Treffen stelle *). Das vereinte kaiserlich ligistische Heer vor Magdeburg bestand damals aus 7,000 Reitern und 23,000 Fußgängern **).

Falkenberg hatte unterdessen, wie die Magdeburger glaubten, eingesehen ***), daß die weit abgelegenen Schanzen und Redouten nicht zu halten seien. Deßhalb ließ er im Anfange des Aprilmonates zu besserer Vertheidigung der Elbbrücke, welche die Zollschanze, das feste Bollwerk am rechten Elbufer mit der Stadt am linken Ufer verband, eine Reihe anderer Werke anlegen. Auch diese wurden hauptsächlich von den Bürgern und Einwohnern von Magdeburg gemacht. Das neue Bollwerk dagegen an der Nordseite der Stadt blieb wie es war.

---

*) Gerike p. 60.

**) Schreiben Pappenheims bei Mailath: Geschichte von Oesterreich. III. 286.

***) Gerike p. 61.

Ferner unternahm Falkenberg während Tillys Abwesenheit einen großen Auszug fünf bis sechs Meilen weit südöstlich. Man holte von den Landbewohnern so viele Beute auf, daß die Preise in der Stadt erheblich sanken. Man brachte allein 2000 fette Schweine mit, so daß das Stück derselben, welches sonst 8 bis 9 Thlr. werth war, um 2 bis 3 Thlr. verkauft wurde. Dazu hatte man Pferde, Rindvieh, Schafe in großer Menge*).

Dennoch wurde bei dem Allen die Bürgerschaft überdrüssig und verdrießlich. Allzu lang nun, hieß es, sei man vertröstet, und des Wachens, des Schanzens sei kein Ende. Es sei fraglich, ob jemals ein Entsatz komme**). Falkenberg, der Markgraf und Stalmann beriethen mit dem Magistrate, was zu thun sei. Es fand sich ein Advokat, Namens Hermann Cummius, der für das Versprechen einer guten Belohnung den Schwedenkönig aufsuchen wollte, wo auch immer er anzutreffen sei. Also geschah es. Cummius reiste ab und kam wieder. Er berichtete dem Rathe und Ausschusse und wer sonst ihn fragte, auf Treue und Glauben, daß der König Gustav Adolf bei seinem Worte und bei seiner Würde sich vielfach gegen ihn erklärt: er wolle die Stadt Magdeburg königlich entsetzen und über die rechte Zeit nicht ausbleiben. Als Cummius weiter in ihn gedrängt, die Noth und Gefahr der Stadt nachdrücklich vorgestellt, habe der König erklärt, daß er auf's allerlängste unfehlbar zu Ausgang des Aprilmonates kommen werde.

Ob Cummius Alles entdeckte, was er beim Könige vernommen? Er erzählte***) später nach der Eroberung der Stadt: er habe vorgestellt, daß die Bürgerschaft von

---

*) Arlanib. p. 133.
**) Gerike p. 58 ff.
***) Mailath III. 237.

Magdeburg sich von dem Entsatze und der Ankunft des Königs längst andere Hoffnungen gemacht. Der König habe geantwortet: „Ja, ich habe nicht gewußt, daß der Markgraf so früh gehen würde". Es ist wahr, der König hatte diesem angerathen, den Kaiser noch einstweilen durch Unterhandlungen über seine wahren Absichten zu hintergehen*). Aber dann, nachdem die Stadt den Markgrafen aufgenommen, hatte der König ihr seine vielfachen Erbietungen und Versprechen gethan, und von irgend welcher Einschränkung dieser wiederholten Verheißungen, von irgend einem Bedingtseyn derselben durch die Voreiligkeit des Markgrafen war bis dahin auch nicht ein Wort gefallen.

Es ist merkwürdig, daß der König den Bescheid über den Entsatz an Cummius nicht schriftlich gegeben. Dennoch lesen wir keine ausdrückliche Bemerkung der Berichterstatter, daß dieß aufgefallen sei. Einige waren der Meinung, daß Cummius noch wohl besondere Aufträge an Falkenberg, Stalmann, den Markgrafen mitgebracht habe. Der König hatte ihm eine Belohnung von 200 Dukaten versprochen. Cummius erhielt später dafür die Erlaubniß, das geschmolzene Kupfer in den Ruinen der Stadt sich anzueignen.

Wie dem auch sei: die Magdeburger hatten nun abermals wieder das königliche Wort, daß Gustav Adolf bis spätestens zu Ende April den Entsatz bringen werde. Das mochte ihnen einigen Trost gewähren bei dem abermaligen und zwar sehr drohenden Herannahen Tillys.

Denn nach dieser Wiederkehr desselben begann die Belagerung mit allem Nachdrucke. Jeder Tag brachte neue Erfolge. Es erfand sich, daß die anscheinend starken Bollwerke, die Falkenberg errichtet, nur aus losem Sande aufgeführt waren. Sie fielen ohne besonderen Verlust der Belagerer,

*) Chemnitz p. 76 b.

ohne sonderlichen Widerstand der Belagerten *). In wenigen Tagen waren alle Außenwerke, etwa zwanzig an der Zahl, in den Händen der Kaiserlichen. Diejenigen, welche Falkenberg zum Schutze der Zollschanze errichten ließ, waren zum Theile noch nicht einmal vollendet. Am 19 29. April war nur noch das wichtigste aller Außenwerke übrig, die Zollschanze am rechten Elbufer. Sie war das wichtigste, einestheils durch ihre Stärke an sich, anderntheils weil sie die Verbindung der Stadt mit dem rechten Elbufer sicherte. Wenn von dorther Entsatz oder Hülfe kam: so war die Zollschanze der Paß über die Brücke nach Magdeburg. Die Zollschanze zwang den kaiserlichen Feldherrn, sein Heer auf beide Ufer des Stromes zu vertheilen, zugleich die Stadt am linken Ufer einzuschließen und die Zollschanze am rechten Ufer zu berennen. Wenn Gustav Adolf rasch und unversehens kam: so konnte diese den Umständen nach unvermeidliche Theilung des Heeres den Kaiserlichen sehr gefährlich werden. Deßhalb mußte vor der eigentlichen Berennung von Magdeburg selbst die Zollschanze am rechten Elbufer in Tillys Händen seyn. War die Zoll-Schanze gefallen, so konnte Tilly sein Heer ganz auf das linke Stromufer hinüber ziehen, die Stadt selbst angreifen und doch in Ruhe die Ankunft des Schwedenkönigs erwarten, weil derselbe dann, durch den Strom von dem kaiserlichen Heere getrennt, es nicht überraschen konnte **).

Die Nebenwerke der Zollschanze waren bis zum 19/29. April gefallen oder verlassen. Tilly ließ an diesem Tage einen Angriff unternehmen; aber die Ungunst der Witterung wehrte ab. Es wehte heftig, der Regen strömte kalt hernieder. Die Soldaten konnten in den nassen Laufgräben nicht dauern. Tilly verschob den Sturm auf die Frühe des nächsten

---

*) Chemnitz p. 151.

**) Man vgl. die Fax Madeb. bei Calvis. p. 55.

Morgens. Der Gedanke, daß derselbe vielleicht nicht mehr nöthig seyn möchte, kam ihm nicht in den Sinn. Und dennoch war es so.

Spät Abends um 11 Uhr am 19/29. April berief der schwedische Oberst Falkenberg den Rath von Magdeburg *). Er sprach der Versammluug seine Ansicht aus, daß es rathsam sei, die Zollschanze eben so ohne Schwertstreich preis zu geben, wie es bereits mit mehreren anderen Werken geschehen sei. Die Begründung dieses Vorschlages war eigenthümlich. Falkenberg hatte bei der ersten Anlage von Schanzen im Winter dieselben verstreut und vereinzelt. Bei der zweiten Anlage im Beginne des April hatte er Bedacht darauf genommen, die vorhandenen Werke zu schützen. Also war es die allgemeine Meinung; denn die Fehler der verzettelten Schanzen von Sand lag ja vor Augen, und diesen Fehler, meinte man, suchte nun Falkenberg wieder gut zu machen. Zu diesem Zwecke hatte er eine neue Anlage von drei ganzen und zwei halben Bollwerken um die Zollschanze abstecken lassen, und den Rath ersucht, daß die Bürgerschaft dieß Werk zu bauen auf sich nehme. Es war damit der Anfang gemacht. Weit gediehen konnte es den Umständen nach nicht seyn. Nun waren die Kaiserlichen bis in den Graben dieser neuen Anlage vor der Zollschanze gekommen. Demnach erschien es in Falkenbergs Augen nicht möglich, diese neue Anlage noch zu halten. Wenn aber dieß Werk der neuen Anlage verlassen werden müsse, sagte Falkenberg: so gebe das den Gegnern eine bequeme Brustwehr und einen großen Vortheil zur Gewinnung der Zollschanze selbst. Deßhalb erachtete Falkenberg hier rathsam, nicht allein dieß neu aufgeworfene Werk vor der Zollschanze, sondern auch die Zollschanze zugleich mit aufzugeben, und das Kriegsvolk zu desto besserer Verwahrung der Stadt an andern Posten zu vertheilen.

---

*) Gerike p. 62 ff.

Es war ein sonderbarer Vorschlag, bei dem sich gar mancherlei Fragen diesem oder jenem Rathsmitgliede aufdringen mochten. Es war seltsam, daß die Anlage weitläufig neuer Werke, welche diese wichtige Schanze decken sollten, dem Erfolge gemäß nur dazu gedient hatten, dem Feinde die Annäherung zu erleichtern. Darauf ließ sich erwidern, daß diese weitläufig neuen Werke nicht fertig geworden seien. Auch das war richtig. Aber hatte man denn auch wohl vorher ernstlich überlegt, ob sie fertig werden konnten? Hatte man die Anlage auch wohl mit der ernsten Absicht auf Vollendung unternommen? Weßhalb doch, wenn die Nichtvollendung dieser Werke so gefährlich werden konnte, wie es für einen kriegskundigen Mann auch wohl im voraus zu erkennen war: weßhalb doch hatte Falkenberg den Rath ersucht, diese weitläufig neuen Werke durch Bürger machen zu lassen, die nur mit Widerwillen schanzten, deren Gehorsam und Fleiß überhaupt nicht auf gleiche Weise in der Hand Falkenbergs war, wie derjenige der Soldaten? Immerhin nun, welche Antwort man auch auf diese Fragen finden konnte, es war nicht zu läugnen: sobald die unvollendete neue Anlage vor der Zollschanze in Tillys Händen fiel, war die Zollschanze bedroht. Aber zur Zeit, in der Nacht, wo Falkenberg Berathung hielt, war jene neue Anlage noch nicht in Tillys Händen. Und wenn sie wirklich darin war: so war die Zollschanze auch noch nicht mehr als bedroht. War das ein Grund, dieß wichtige Bollwerk, das allein die Möglichkeit schwedischer Hülfe sicherte, so dahin zu geben, ohne Schwertstreich, in der Stille der Nacht heimlich daraus zu schleichen?

Wir wissen nicht, ob die Mitglieder des Rathes von Magdeburg diese Einwendungen erhoben. Daß die Bürgerschaft sehr unmuthig *) seyn würde, durfte Falkenberg erwar-

---

*) Fax Magdeb. bei Calvis. p. 55. Bei allem Grimm ihres Fanatismus enthält diese Schrift einen Schatz von Fingerzeigen zur Enthüllung der Wahrheit.

ten. Deßhalb machte er seine Vorschläge um Mitternacht, mit dem Zusatze der Nothwendigkeit sofortiger Ausführung. Einige Mitglieder des Rathes wandten ein, daß die Zollschanze doch noch wohl zu halten sei *). Falkenberg erwiderte, daß man auch 1550 bei der Belagerung durch den Kurfürsten Moritz die Zollschanze ohne Nachtheil für die Stadt geräumt habe. Daß die Zollschanze dießmal unendlich wichtiger sei, als je zuvor, brachte Niemand zur Geltung. Die Mehrheit des Rathes war der Meinung, daß man die eigene Ansicht der Kriegserfahrung Falkenbergs unterordnen solle. Der Rath genehmigte den Vorschlag. Die Ausführung geschah sofort. Mitten in der Nacht rief Falkenberg die Besatzung der Zollschanze ab. Sie hob ein Joch der Brücke aus und zog in die Stadt.

Als im Morgengrauen die kaiserlichen Truppen sich zum Sturme auf die neuen Werke anschickten, war drinnen Alles still. Kein Schuß ward gethan, kein Wort ward laut, keine Waffe ward geschwungen. Es war bald kein Zweifel mehr: die Schanze war verlassen. Man berichtete es dem Feldherrn. Tilly traute der Nachricht nicht. Er hielt sie nicht für möglich. Er besorgte eine Kriegeslist irgend welcher Art, etwa eine Anlage von Minen, welche die Eindringenden in die Luft sprengen würden. Den ganzen Tag über wagte er nicht seine Soldaten die Schanze betreten zu lassen **). Jetzt am Abend zogen einige Fähnlein hinein und verbrannten zunächst die Brücke, damit nicht ihnen dennoch von der Stadt aus irgend ein Leid geschähe. Alle Berichte von Freund und Feind sind einstimmig, daß der Feldherr mit der Besitznahme der wichtigen Schanze auf so leichte Weise sehr zufrieden gewesen sei.

Nicht also war man es in denselben Tagen in der Stadt Magdeburg ***). Viele wurden stutzig. Sie erörterten, ob es

---

*) Gerike a. a. O.
**) Calvis. p. 32.
***) Gerike p. 65 ff.

nicht besser sei, die beiden Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, die Hansestädte um ihre Vermittlung zu ersuchen, daß man durch diese einen Stillstand und die Aufhebung der Belagerung erhalten möge. Falkenberg dagegen empfing andere Berichte und streute sie aus. Der König, sagte er, habe einen Capitän abgesandt, und dieser Capitän wiederum einen Mann über die Elbe mit der Meldung an Falkenberg geschickt: der König sei in der Mark Brandenburg bereits im Marsche auf Magdeburg begriffen, und bitte bei seiner Seelen Seligkeit, daß Magdeburg sich getrost halte: er wolle sie bald königlich entsetzen. Das beruhigte wieder die Gemüther und brachte diejenigen, welche von Vermittelung geredet, zum Schweigen. Dazu thaten die Geistlichen das Ihrige. Die Mehrzahl derselben predigte in den Kirchen: man wolle sich doch solcher Gedanken, daß mit den Päpstlern und Feinden des Evangelii zu unterhandeln sei, völlig entschlagen. Denn, fügten sie hinzu, diejenigen, die das thun wollten, könnten keine Hoffnung, noch Vertrauen auf Gott haben, der sein Wort gewiß erhalten und der Stadt in einer so gerechten Sache wohl beispringen werde. Vielmehr wollten solche Leute, die derartige Vorschläge des Unterhandelns machten, lieber dem Teufel dienen, und ihr Vaterland dem abgöttischen Papstthum in den Rachen stecken.

Während diese Männer, die sich Diener Gottes nannten, also predigten, wandte sich die ganze kaiserliche Macht herüber auf das linke Stromufer, um nach den Vorbereitungen zur Hauptsache zu kommen. Pappenheim, der bislang am rechten Ufer gelegen, zog mit fünf Regimentern über eine Schiffbrücke bei Schönebeck, und lagerte sich nordwärts an der Stadt Magdeburg zunächst vor der Neustadt. Das neue Bollwerk an der Nordseite von Magdeburg, wo die Neustadt die Altstadt berührte, blieb wie es war.

Dagegen entwickelten sich in der Stadt andere sonderbare

Dinge*). Am selben Tage, als Tilly nicht trauen wollte, ob denn in Wahrheit die Zollschanze so verlassen sei, wie man ihm berichtete, am 20/30. April trug Falkenberg dem Rathe von Magdeburg vor, daß die kleine Besatzung nicht hinreiche, die wenig befestigte Vorstadt Sudenburg im Süden der Stadt zu vertheidigen. Deßhalb sei es erforderlich, an die dort noch stehenden Häuser Feuer zu legen und sie zu verbrennen. Der Rath bat dringend, daß dieß, wenn es möglich sei, unterbleibe. Falkenberg entgegnete, daß das Interesse der Vertheidigung also es erfordere. Demnach beschloß der Rath von Magdeburg, daß der kriegserfahrene schwedische Commandant schalten und walten möge nach seiner Discretion. Ein Tag ward zum Ausräumen vergönnt. Am Abend des 21. April 1. Mai loderte diese Vorstadt und der anstoßende Flecken St. Michael empor. Sudenburg hatte eine schöne Kirche, und von den Häusern war kein einziges mit Stroh gedeckt. Von den unglücklichen Bewohnern mochten die Bemittelten sonst ein Obdach finden, den Armen und Kranken überließ man den Kreuzgang der St. Nikolauskirche in Magdeburg. Dort durften sie erwarten, was etwa ihnen dargeboten wurde von frommer, mildthätiger Hand**).

Am folgenden Tage ward ein Adjutant Tillys gefangen, der mehrere wichtige Schreiben bei sich hatte. Der Schweden-König hatte an die Stadt Magdeburg ein Schreiben abgesandt, daß er im vollen Marsche sei, die Stadt zu entsetzen: so wahr als er ein König in Ehren sei, er wolle sie nicht lassen***). Von anderen Briefen des Königs an die Stadt

---

*) Gerike p. 68 ff.

**) Gerike a. a. O.

***) Truculenta expugnatio oder kurzer, jedoch wahrhafftiger und eigentlicher Bericht u. s. w. Daraus die Fax Magdeb. bei Calvisius p. 50.

penheim an seinem A
hindert sei durch den

War es mithin
bedrohten Neustadt au
Sache an. Er trug
im Norden von Magd
fen wollte, in Asche g
ließ das der Disciplin
berg vertröstete die Ei
Ankunft des Schweden
teln wolle. Die Vertr
glücklichen nicht hin.
Geschick; sie sträubten
Tage kam rasch Pappe
fort. Da diese eine solc
gend verstehen mochten,
kommener gelungen, als
den großen steinernen
den an Wänden, Maue
daß sich die kaiserlichen
dahinter versch

gann Pappenheim sofort seine Laufgräben aufzuwerfen, nun unmittelbar gegen die Stadt. Die Keller der einstigen Neustadt erleichterten die Arbeit, die bald sich nahe heran bis unter die Kanonen vorwärts schob. Das neue Bollwerk der Stadt Magdeburg gegen die Neustadt, das auch damals wie zuvor durch einen Graben leicht abzuschneiden war, ließ Falkenberg unverändert wie bisher.

Zugleich mit den Vorstädten, die man, wie Falkenberg sagte, im Interesse der Vertheidigung ihres Obdaches beraubte, hatten nun auch sämmtliche Soldaten in die Stadt Magdeburg aufgenommen werden müssen. Wir haben gesehen, wie die Bürger anfänglich dieß wider Willen nur für die achthundert gestattet hatten, die Falkenberg angeworben, und zwar, wie er sagte, nur für sechs Wochen; denn innerhalb sechs Wochen würde ja der König kommen. Aus den sechs Wochen waren reichlich sechszehn geworden, und nun sollte man auch noch die Truppen des Markgrafen aufnehmen. Die Zahl derselben war nicht mehr so groß. In der ersten Zeit, im Spätsommer 1630, als jeder neue Tag einen neuen Raubzug in die Umgegend verhieß, waren die Söldner stark zugelaufen. Ihre Zahl stieg bis auf 8000 zu Fuß und 600 zu Roß *). Vertragsmäßig gab die Stadt Magdeburg nichts dazu her. Der Markgraf mußte diese Truppen unterhalten. Da nun die anfängliche Beute bald erschöpft war, da wenig Neues dazu kam, da von den Vorstädtern, denen man diese Truppen auferlegte, bald nichts mehr zu erpressen war: so verliefen diese Söldner bis auf den fünften Theil. Etwa 1500 zu Fuß und 250 bis 300 zu Roß blieben übrig. Diese mußten nun bei der Zerstörung der Vorstädte wider den Wortlaut des Vertrages mit dem Schwedenkönige und dem Markgrafen, und darum mit höchstem Unwillen von den Magdeburgern innerhalb der Stadt aufgenommen werden.

---

*) Relation bei Calvisius p. 95.

Es geschah in Wahrheit mit höchstem Unwillen, den Söldnern sehr fühlbar. Auch schon vorher hatte man diejenigen in der Stadt es bitter entgelten lassen, daß man sie unterhalten müsse, während doch dem Vertrage gemäß allein der Schwedenkönig und der Markgraf diese Kosten auf sich nehmen sollten. Die Soldaten bettelten umher um Brod*). Mehrere starben vor Hunger und an dem Genusse des elenden Commis-Bieres. Aehnlich erging es nun den andern Truppen, die nach Abbrennung der Neustadt in Magdeburg aufgenommen wurden. Die Reiter zeichneten sich in jenen Zeiten vor den Fußgängern durch alle Untugenden der Söldner aus, und diese Schaar hatte das an den Neustädtern bewiesen. Die Magdeburger wollten sie nicht in's Haus nehmen. Die Reiter lagen Tage und Nächte unter freiem Himmel**), auch den Offizieren wollte man nicht ein Zelt leihen. Endlich verschaffte ihnen der Rath Quartiere; aber Verpflegung war für sie nicht zu erwarten. Dieselbe ward nur dadurch möglich, daß einige wohlhabende Rathsmitglieder eine Summe Geldes herliehen. Davon wurden jedem Soldaten wöchentlich 20 Gr. gereicht, für die er sich seine Bedürfnisse einkaufte. Auch für die Offiziere lieh Falkenberg Geld auf den Credit des Schweden-Königs, dessen baldige Ankunft man ja hoffte. Er, also erwarteten die Darleiher kraft des Vertrages mit ihm, werde ja Alles bezahlen.

Dennoch gewann nun erst***), als man von der Stadt aus gewahrte, wie Pappenheim an vier Stellen zugleich regelrechte Laufgräben anzulegen begann, bei Vielen die Ueber-

*) Man vgl. Calvis. 33, ferner die Trucul. expugnatio und mit dieser einstimmend die Fax. Magd. bei Calvis. 69, auch Hoffmann III. 100.

**) Gerike spricht nur von zwei Tagen und einer Nacht. Es ist zu bemerken, daß die Vorwürfe der Truc. exp. ungleich schwerer sind.

***) Calvis. 33.

zeugung die Oberhand, daß Tilly eine ordentliche Belagerung vorhabe. Daß es dahin kommen werde, hatten diese arg bethörten Menschen bis dahin nicht glauben wollen. Selbst der Markgraf Christian Wilhelm scheint dieser Ansicht gewesen zu seyn. Nun erst traten alle Mängel der Festung hervor. Nun erst rügte man das Versäumniß, daß man statt in ordentlichen wehrhaften Stand sich zu setzen, im Herbste des vorigen Jahres nach Raub und Beute das Land durchstreift hatte.

Auch Tilly baute auf diese Erkenntniß die Hoffnung einer friedlichen Lösung. Nachdem man ihn ohne nachdrücklichen Widerstand so viele Fortschritte hatte machen lassen, nachdem man die Zollschanze freiwillig geräumt, die Vorstädte nicht zu vertheidigen gewagt hatte: nach solchen Erfahrungen, die nicht auf eine energische Vertheidigung zu deuten schienen, glaubte er auf Nachgiebigkeit rechnen zu dürfen. Zugleich mochte der aufgefangene Brief des Schwedenkönigs mitwirken. Tilly gedachte die Sache gütlich abzumachen, bevor Gustav Adolf käme. Denn daß der Schwedenkönig kommen wolle, daran zweifelte ein Ehrenmann wie Tilly nicht.

Deßhalb erließ der Feldherr des Kaisers und Reiches am 24. April 4. Mai drei mahnende Briefe an den Rath der Stadt, an den Markgrafen Christian Wilhelm, an Falkenberg. Tilly droht auch dießmal nicht. Er warnt und mahnt und stellt die unausbleiblichen Folgen vor Augen *).

„Ihr werdet bereits mehr als euch lieb seyn mag", schreibt er an den Rath von Magdeburg, „durch die That erfahren haben, in welchen großen Schaden ihr durch eure Halsstarrigkeit und Rebellion gegen den Kaiser gerathen seid. Ihr seid fast um alle eure zeitliche Güter und Wohlfahrt gekommen, und die Sache steht so, daß es in meiner Hand ist, euch mit allem noch Uebrigen, mit Weib und Kindern zu ver-

*) Copia Manifesti etc. findet sich oft, auch abgedruckt bei Calvisius.

derben. Allein ich zweifle gar nicht daran, daß ihr schon jetzt herzlich bereut, und wünscht zur schuldigen Devotion gegen den Kaiser zurückzukehren. Deßhalb erinnere ich euch aus getreuer Sorgfalt und Wohlmeinung gegen euch, ermahne und warne euch in Ernst, daß ihr euch die Gnadenthür, die euch noch offen steht, nicht verschließt. Ich zweifle nicht, ihr werdet selbst euer Bestes wissen. Ihr werdet es nicht zum Aeußersten kommen lassen, welches für euch, eure Weiber, eure Kinder, für Hab und Güter das höchste Unglück heraufführen würde. Das wäre mir selbst herzlich leid. Ihr habt es ja auch bereits durch die That erfahren, und es ist klar vor Augen, daß diejenigen, welche euch zu vertheidigen und zu schützen übernommen, gar nicht Willens sind, euren und der Eurigen Nutzen zu fördern, sondern nur sinnen auf des ganzen Landes Verderben."

Eindringlicher noch sind die Worte des alten Feldherrn an den Markgrafen Christian Wilhelm. Tilly kennt die Magdeburger Faction. Er weiß, daß sie allein Schuld ist an all dem Jammer, der über Magdeburg kommen kann und bereits vor der Thüre steht. „Aber damit", sagt er, „E. F. Gnaden erkennen, daß man auf unserer Seite gar keine Lust noch Gefallen, sondern vielmehr den höchsten Abscheu vor diesem Unheil trage: so bitte ich nochmals aufrichtig und wohlmeinend, erinnere treulich und mahne, E. F. Gnaden wollen in sich selbst gehen, sich der unverantwortlichen Faction entschlagen und sich nach Pflicht und Recht dem Kaiser unterwerfen. Dadurch werden E. F. Gnaden das bevorstehende Unglück abwenden, sich beim Kaiser die Gnadenthür wieder öffnen, und für Magdeburg eine erträgliche Capitulation bewirken, zu welcher die Stadt nachher vielleicht nicht mehr gelangen könnte. Dieß wird für E. F. Gnaden und die Magdeburger um so nöthiger seyn, weil sie selbst sehen und spüren, daß sie von Fremden und Ausländern, auf deren Hülfe und Beistand sie sich so sicher verlassen, auf deren Rath sie sich, wie es scheint,

in diese Wirrsale gestürzt haben, nur mit Vertröstungen in Worten vergeblich hingehalten werden."

Wir sehen, Tilly kennt die Lage der Dinge. Doch kennt er sie vielleicht nicht bis auf den Grund, wie auch die Magdeburger selbst sie nicht also kannten. Er wendet sich an Falkenberg. „Das Unglück und Verderben von Magdeburg", spricht Tilly, „ist vor der Thür. Weil wir eben an solchem Unglück kein Belieben noch Gefallen tragen, sondern dasselbe durch die schuldige Unterwerfung der Stadt unter den Kaiser viel lieber abgewendet sehen möchten; weil es ferner", also spricht Tilly dringend zu Falkenberg, „nicht christlich, noch billig, viel weniger vor dem Allmächtigen verantwortlich ist, daß so viele unschuldige Menschen mit Verlust Leibes und Gutes, auch aller zeitlichen Wohlfahrt in das äußerste Elend gestürzt, und die Soldaten des Königs nutzlos geopfert werden: so wollen wir den Herrn als einen Reichsunterthan an seine Pflicht gegen den Kaiser erinnern, daß er die Magdeburger in ihrem Unfuge nicht weiter stärke, sondern sie zur schuldigen Unterwerfung ermahne. Und dieß um so mehr, da wir nicht dafür halten können, daß der König von Schweden unter solchen Umständen anders handeln würde, oder anders zu handeln befohlen habe. Ein Succurs ist nicht mehr möglich".

Auf diesen Gedanken legt Tilly Gewicht in allen drei Briefen. Allein die Umstände waren für eine bereitwillige Aufnahme dieser Worte nicht günstig. Erst in den Tagen zuvor war ja den Magdeburgern der Brief des Schwedenkönigs in die Hände gefallen, den zuerst Tilly aufgefangen und dann an Pappenheim geschickt, der Brief mit den inhaltsschweren Worten Gustav Adolfs: so wahr er ein König in Ehren sei, er wolle Magdeburg nicht verlassen. Demnach war es für Falkenberg und die betreffende Partei leicht, die Aufforderung Tillys als eine Wirkung seiner Besorgniß vor dem herannahenden Schwedenkönige darzustellen. Die Hinweisung Tillys, daß ein Entsatz nicht mehr möglich sei, verlor nicht bloß alle

Kraft: sie verwandelte sich in das Gegentheil. Der Entsatz durch den Schwedenkönig war nach dem Briefe desselben in den Augen der eifrigen Partei nicht bloß möglich, sondern gewiß.

Dennoch wurde im Rathe auch die andere Meinung erhoben und verfochten, so sehr, daß mehrere Tage vergingen, bis Falkenberg und seine Anhänger eine Antwort in ihrem Sinne durchsetzten *). Dagegen erlangten sie so viel, daß am selben Tage die Vertheidigung neu geordnet ward. Dem Hofmarschall des Königs von Schweden ward abermals die Oberleitung des Kriegswesens in der deutschen Stadt bestätigt. Wir haben von seinen Maßregeln und Anordnungen, von dem, was er that und was er unterließ, nur eins in's Auge zu fassen. Er beließ das neue Werk im Norden von Magdeburg gegen die Neustadt in demselben Zustande, in welchem es war, und übergab die Bewachung und den Schutz desselben dem von ihm geworbenen Regimente **). Falkenberg nahm diesen Posten meistentheils selbst in Acht, und darauf verließ sich die Bürgerschaft ***), denn Falkenberg war ja ein kriegserfahrener Mann. Er mußte wissen, ob Gefahr sei oder nicht.

Nicht besseren Erfolg als das Schreiben Tillys hatten am selben oder vorhergehenden Tage die Bemühungen eines Bürgers der Stadt. Johann Alemann †), früher selbst Mitglied des Rathes von Magdeburg, damals auf seinem Gute bei Sohlen ††), unfern von Tillys Hauptquartiere, erfuhr von den höheren Offizieren, daß und wie man gesonnen sei, die Belagerung seiner Vaterstadt mit allem Nachdrucke zu betreiben. Er schrieb deßhalb an seine Frau, die noch in Magde-

*) Gerike p. 75.

**) Gerike p. 70.

***) Fax. Magdb. bei Calvis. 54.

†) Calvis. 97.

††) Hoffmann III. 141. n. 2.

burg weilte, an seinen Schwager, den Bürgermeister Kühlewein: das rathsamste Mittel sei die Abordnung einer Deputation an Tilly. „Wenn man mich mit dazu haben will", sagte Alemann, „so hege ich das Vertrauen, daß das Vorhaben der nachdrücklichen Belagerung der Stadt noch abzuwenden sei" *). Der Brief lief um. Er wurde vielen Leuten kund, insbesondere der Brauer-Innung, welche die wohlhabendsten und angesehensten Leute der Stadt, überhaupt die Partei des alten Rathes unter sich zählte. Eine große Anzahl derselben, der Mehrheit nach ältere Männer, traten zur Besprechung zusammen. Man wies einander hin auf das klägliche Schauspiel der abgebrannten Vorstädte. Die rauchgeschwärzten Trümmer derselben predigten eine sehr eindringliche Mahnung. Niemand wisse, sagte bekümmert dieser und jener, ob nicht dasselbe Schicksal, das da über die Vorstädte verhängt sei, auch über Magdeburg kommen werde. Man erwog, was das Kriegsrecht dem Soldaten erlaube in einer Stadt, die mit Sturm genommen sei. Man einigte sich, den Brief des Mitbürgers und ehemaligen Rathsherrn Alemann dem Rathe der Stadt mitzutheilen, und dort nachzufragen, ob nicht dieser Vorschlag ein geeignetes Mittel sei, der Stadt zu helfen. Vorher jedoch verwahrte sich die Innung durch eine ausdrückliche Protestation, daß sie nicht beabsichtige, dem Rathe in seinen Befugnissen vorzugreifen. Während man schon darüber einig war, trat Hans Herkel hervor, ein unruhiger Mensch und verdorbener Apotheker, vor der Rathsveränderung der Führer der Plenipotenzer, welche dieselbe durchgesetzt hatten**). Er pflegte sich an andern Orten zu äußern: ehe man akkor-

*) Alemanns Schrift: Vortrab vorhabender Ausführung, aus was Grund u. s. w. die gute Stadt Magdeburg u. s. w. Hildesheim 1633.

**) Sein Name steht unter dem Recesse bei Gerike oben an.

dire, solle lieber Alles über und über gehen *). Deutlicher noch hatte er seine Meinung kund gegeben mit den Worten: „Ehe wir vom Kaiser hören wollen, soll lieber kein Stein auf dem anderen bleiben". Waren solche Worte buchstäblich zu nehmen, oder war es nur eine allgemeine Drohung? — Der Name des Kaisers war dem Herkel so verhaßt, daß er denselben in keinem schriftlichen Vorschlage, in keiner Berathung leiden wollte. In gleicher Weise redete er nun auch hier vor der Brauer-Innung. Die alten Herren, sagte er, wollten gern wieder auf den rothen Polstern sitzen. Sie hätten lieber den Bürgern ihr Gold und Silber im Beutel belassen und die Kaiserlichen nachdrücklicher angreifen sollen: so säßen sie wohl noch da. Das Ziel des Vorschlages, den die Brauerinnung an den Rath zu bringen gedenke, laufe auf Akkordiren hinaus. Die Innung kehrte sich nicht weiter an die Reden dieses Mannes. Sie erwählte eine Deputation von acht der Ihrigen, um dieselben mit dem Notare der Innung nach dem Rathhause zu senden.

Unterdessen eilte Hans Herkel dahin voran. Er fand dort einen der Prediger, theilte diesem das Vorgefallene mit, und beide ließen sich in der Rathsstube melden. Sie erhielten sofort Einlaß. Sie berichteten, daß die Brauerinnung beisammen sei, wegen des Schreibens von Alemann berathe, und in Beziehung dessen Anträge an den Rath richten wollte. Sofort wurden zwei Rathsherren mit einem Sekretär nach dem Gildehofe der Brauerinnung entsendet. Sie erklärten der Innung: der Rath wisse, was sie bezwecke. Nun sei aber der Brief des Johann Alemann ein Privatschreiben, auf welches der Rath keine Rücksicht zu nehmen habe; vielmehr erwäge man bereits andere Punkte und denke auf andere Mittel. Deßwegen möge

*) Relation bei Calvis. p. 98. cf. damit den Verhörauszug bei Mailath III. 238.

die Innung sich versichert halten, daß der Rath die Mittel habe, durch welche die Stadt aus dem Labyrinthe gebracht werden könne. Die Innung möge sich ruhig verhalten und die Zusammenkünfte abstellen. Die Mitglieder der Brauergilde fügten sich und kamen nicht wieder zusammen. Sie mußten gehen mit den Anderen, zum Ziele derselben.

LI.

Historische Novitäten.

I. Quellen zur Geschichte der Stadt Cöln. Erster Band. Herausgegeben von Dr. Leonard Ennen, Archivar der Stadt Cöln und Dr. Gottfried Eckertz Oberlehrer am kgl. Fried. Wilh. Gym. zu Cöln. Cöln, Du Mont Schauberg. gr. 8. 1860.

Dieses Werk darf wohl unbestritten als der wichtigste Beitrag, durch den neuester Zeit die deutsche Städtegeschichte bereichert worden ist, angesehen werden. In keiner andern Stadt am Rheine, von dem innern Deutschland gar nicht zu reden, kommen wie in Cöln, um es zur bedeutendsten Stadt des Mittelalters zu machen, so viele Momente zusammen, wenn schon einzelne, auch mehrere derselben auch bei andern Städten mögen gefunden werden. Noch, wie schon ihr Name besagt, aus der ersten Kaiserzeit Roms stammend, Sitz eines Erzbischofs, Heimath eines reichen und stolzen Städteadels, mächtig erst durch eigenen Handel und Gewerbe, dann ein Vorort der Hansa, die hier zum erstenmal 1367 zu einem großen Bunde zusammentrat, wird Cöln durch die heilige Ge-

schichte, obgleich diese auch andern Städten, Trier, Mainz u. s. w. ihr Theil zugemessen hat, doch in einem solchem Grade geschmückt, daß sie mit Recht vorzugsweise die heilige Stadt heißt und auf dem ältesten Stadtsiegel von 1159 Sancta Colonia Dei Gratia Romanae Ecclesiae fidelis filia genannt wird. Was man bisher gewußt und gekannt hat, gibt allerdings in flüchtig gezeichneten Umrissen einen allgemeinen Begriff von der Bedeutung der Stadt, aber dennoch tritt jetzt erst der ganze Reichthum ihrer geschichtlichen Beziehungen zu Tage. Die Vorrede zu obengenanntem Werke führt die bereits veröffentlichten primären, fast sämmtlich in Pertz's Monum., einige in Böhmer's Fontes zu findenden, dann auch die secundären Quellenschriften, unter denen die „Cronica van der hilligen Stat Collen" obenan steht, der Reihe nach auf und bemerkt, daß die Aufschlüsse, welche die Cölner Geschichte aus all diesen Druckwerken gewinnen kann, nicht im Stande sind, dieselbe nach allen Seiten hin aufzuklären. Es ging bei Cöln wie bei den meisten oder allen andern Städten, deren Geschichte im vorigen Jahrhundert geschrieben oder nur theilweise behandelt worden ist; man hatte dabei in der Regel nur ein polemisch-politisches Ziel im Auge und gerade das gesellschaftliche und sittengeschichtliche Element, ohne das man von dem Leben eines organisch-gegliederten Wesens nie eine befriedigende Anschauung erhalten kann, wurde dabei entweder nur gelegentlich oder auch gar nicht beachtet. Eine solche Anschauung kann nur durch die an sich scheinbar trockenen Urkunden, Ordnungen und Satzungen u. s. w. in Verbindung allerdings mit persönlichen Aufzeichnungen, Chroniken, gewonnen werden. Hievon ist nun in Cöln eine reiche Fülle vorhanden. Gleichwohl würde man irren, wenn man glaubte, Cöln sei von dem allgemeinen Schicksal der Verwahrlosung und Verschleuderung der Urkunden befreit gewesen. Zwar mögen Kundgebungen des städtischen Gemeinwesens der ältern Zeit nur sehr spärlich gewesen seyn, indessen ist es doch

bezeichnend, daß die notorisch älteste städtische Urkunde, mit Nro. 1. als Archivs-Signum gezeichnet, erst von 1159 ist. Alle früheren, allerdings bis 844 hinaufgehenden Briefe beziehen sich auf Kirchen und Klöster und sind zum Theil in der allgemeinen Verwirrung im Ausgange des vorigen Jahrhunderts durch Einzelne, unter denen besonders Ferdinand Walraf zu nennen ist, gerettet worden. Noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts war aus der Zeit der Merovinger im Archiv des Domstiftes ein Diplom vorhanden; es wurde — berichtet man — zum Einband eines neuen Chartulars zerschnitten. Andere gingen auf andere Weise zu Grunde. Dennoch blieb ein großer Vorrath übrig. Wie für diesen allmählig Sorge getragen wurde bis 1797, als Cöln seine Selbstständigkeit verlor, wird in der Vorrede genau berichtet. Es war übrigens fast ein Wunder, daß, mit Ausnahme der allerdings wichtigen Rechnungen über die vom 13. bis 18. Jahrhundert ausgeführten städtischen Bauten, das städtische Archiv auch nachher vollständig erhalten und der Stadt belassen wurde, so daß sich auch heute noch eine reiche Ausbeute darbietet, etwa 40,000 Pergamenturkunden, 150,000 Originalbriefe (130 Copialbücher enthalten Abschriften von etwa 120,000 Briefen von 1367 bis in das 17. Jahrhundert), ein massenhafter Vorrath von Akten vom 13. Jahrhundert bis zur preußischen Besitznahme, endlich eingebundene Schriftstücke von mannigfaltigstem Inhalt, Chroniken, Abhandlungen u. s. w. von den Reichstagsverhandlungen von 1497 an bis herab auf die werthvollen Monographien des Ober-Sekretärs Peter Fuchs, dem im zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts das Archiv anvertraut war.

Aus diesem reichen Vorrath wird nun das angezeigte Werk, dessen erster Band vorliegt, zusammengestellt werden. Dieser zerfällt wieder in zwei Abtheilungen, deren erstere die das innere Leben der Stadt (Verfassung, Bruderschaften, Handel, Gewerbe 2c.) betreffenden Urkunden und Satzungen ent-

hält, und zwar in Unterabtheilungen: 1. Eidbücher von 1321 bis 1395. 2. Rathsverzeichnisse. Es waren wie in den meisten Städten ein enger Rath, ein weiter Rath, Rathsbeamte. Bei den sowohl hier als auch weiter unten in der Richerzeche und den Gerichten vorkommenden „Juden" (Daniel Judeus im engen Rath 1304, Gobil Juden ritter 1344, Lodewich Jude 1382, Johan Jueden 1383, etc.; Daniel Judaeus 1282, Goddart der Jude 1326, Gobelin Jude 1347, Ludowicus Judaeus 1388, Johan Jude 1395; Sander (Alexander) Jude, Ritter p. 199) sei die Bemerkung erlaubt, daß diese Juden, von denen der Jude Daniel oder auch Herr Daniel der Jude aus Godefrit Hagen's Reimchronik, wo er z. B. v. 1727, 1758, 3490 u. a. a. genannt wird, wegen seiner Mannhaftigkeit längst bekannt ist, so gute rechtgläubige Christen waren, als die Overstolzen, die Abdcht, die Kleingedaenck, und wie ihre Genossen immer hießen, und daß es durchaus grundlos ist, aus diesem Juden Daniel einen Beweis für die Streitbarkeit der Juden im Mittelalter herzunehmen. Daß ihre Abstammung dorthin zurückführte, ist möglich, aber ihre ganze bürgerliche Stellung war so, daß sie nur von Christen eingenommen werden konnte. 3. Rathsverordnungen, hauptsächlich Handel und Gewerbe betreffend. 4. Die Richerzeche. Da die Herausgeber selbst in der Vorrede (XXXV.) diese Verbindung oder Genossenschaft räthselhaft nennen, so wird es genügen, hier in ihr den Gipfel und die äußerste Abgeschlossenheit der städtischen Aristokratie zu bezeichnen, der auch Gold und Bunt (Pelz) zu tragen erlaubt war. Ihr Sturz trat mit dem Ende des 14. Jahrhunderts ein. Sodann Bürgerverzeichnisse. In ihnen sind sowohl die verzeichnet, welche einfach als Bürger in die Concivilitas, als auch welche nachher noch in die Weinbruderschaft (fraternitas vini), der das Recht des Weinzapfens zustand, aufgenommen waren. Beides hing von der Richerzeche ab. In diesen Verzeichnissen finden sich hauptsächlich aus dem Rhein-

land eingewanderte, doch auch einzelne weiter herkommende Namen, unter Andern ein Friz Finsinch van Nurenberch, der am Montag nach Reminiscere 1365 an die concivilitas und 1366 post Pentecostes (hier fehlt wahrscheinlich die feria) als Friz de noyrinberch in die Weinbruderschaft aufgenommen wird. Es ist dieß der in Ulman Stromer als „friz pfinzing von köln genannt" vorkommende, dessen Tochter „Jungfrau Cristein, Frizen Pfinzings von Cöln seligen Tochter," am 1. Juli 1391 dem Karl Holzschuher verlobt wurde (Cod. dipl. Holzsch. n. 76 p. 82). Den härtern Laut Pfinzing hatte die „melodische rheinische Mundart" in einen Finsinch umgewandelt. Auch ein Conzo de norinberch sellator (Sesselmacher) wird 1366 in die concivilitas aufgenommen. 5. Gerichte und Schreine. Von vielem Eigenthümlichen heben wir nur hervor, wie auf höchst einfache Weise der Anfang der am Montag, Dienstag, Mittwoch (Gudesdag) und Donnerstag gehaltenen Sitzungen für die kürzere Jahreszeit (von 1. Okt. bis Ostern) wie für die längere nach dem Stand der Sonne bezeichnet wird (p. 193), die einzelne näher bezeichnete Punkte beleuchtet. 6. Die Münzer Hausgenossenschaft. Hier steht ein von König Philipp 1208 zu Worms gegebenes deutsches (selbstverständlich übersetztes) Diplom voran. 7. Die Mühlenerben. Die voranstehende lateinische Urkunde ist 1275 von Erzbischof Sigfried gegeben, sie betrifft, wie die nachherigen Satzungen, die im Rhein befindlichen Mühlen. 8. Zünfte und Bruderschaften. Hier wird man nun vollständig in das Gewerbwesen eingeführt; wir geben der Kürze wegen nur die Ueberschriften der einzelnen 17 Abschnitte: Bettziechenweber; Hutmacher; Pannatores, Linwatmenger rc. (Tuchmacher); Buch der Bruderschaft unter den Gaddenna; Vertrag zwischen den Wollengewandschneidern und den Wollengewandmachern; Wollenamt; Färber; Kannengießer (Duppengeißer); ein ungenanntes Amt; Decklakenmacher; Gürtelmacher; Schilder; Sarwörter (in Mitteldeutschland Sarwörker, Har-

nischmacher); Nikolaus-Bruderschaft; Schröder-Bruderschaft; Jakobs-Bruderschaft; Agatha-Bruderschaft. Hier ist für das innere Leben ausnehmend viel gegeben. Beiläufig kann man auch sehen, wie trotz allem echt Germanischen dennoch das Romanische in der Sprache stets vorhanden war, entweder von alter Zeit her, oder von der Nachbarschaft: das Collisch paygement statt Cölnischer Währung ist die Regel und in den lateinischen Urkunden nimmt der Ausdruck manchmal einen „makkaronischen" Charakter an: z. B. p. 414. magistri (der Jakobsbruderschaft) dabunt fratribus unam comestionem . . et dabunt tria bona fercula et unum intremeys (entremets) et unum gemüse et placentes (as?). Et dabunt ante comestionem Claretum (Claret, Bleichert) etc. Den Schluß der ersten Abtheilung macht 9. die innern Kämpfe im 14 Jahrhundert, das neue Buch, chronistische Erzählung eines ungenannten Zeitgenossen über die 1396 zum Siege der Volksherrschaft, Sturz der Richerzeche und Herstellung eines Zunftregiments gediehenen Kämpfe. Diese ganze Abtheilung ist auch an sittengeschichtlichen Eigenthümlichkeiten so fruchtbar, daß es reichlich der Mühe lohnt sie durchzulesen und die einzelnen das Leben reich und mannigfaltig gestaltenden Züge herauszuheben. (Eine solche Erscheinung ist auch der an den Händen lahme aber mit den Füßen zu allen Verrichtungen und Künsten geschickte Mann p. 342).

Die zweite Abtheilung (p. 445—619) gibt 118 eigentliche a. 844 anfangende Urkunden, zum Theil schon gedruckt bei Hartzheim, Lacomblet, Sudendorf und andern, zum Theil hier neu. Die schon erwähnte erste Stadt-Cölnische Urkunde von 1159 ist n. 73. Kirchliche Verhältnisse werden natürlich von den meisten behandelt, doch fehlen auch nicht weltliche, wie die vom 8. Februar 1194, vorin König Richard von England die Cölner Kaufleute von den zwei Schillingen (Solidi) befreite, welche sie von ihrer Gildhalle in London jährlich zu geben hatten.

Indem wir beim Schlusse dieser Anzeige noch darauf hinweisen, daß außer Lübeck und Magdeburg namentlich Cöln für das Recht anderer Städte, so insbesondere für Freiburg im Breisgau, maßgebend geworden ist, glauben wir, daß in Anerkennung der Bedeutsamkeit dieses Werkes sich alle Stimmen vereinigen werden, und wünschen dem glücklich angefangenen Unternehmen einen gedeihlichen und erfreulichen Fortgang.

II. Die Chronik der Stadt Rosenheim, bearbeitet und herausgegeben von Dr. Otto Titan von Hefner. Rosenheim 1860. 4. 279 S.

Der Magistrat und die Gemeinde des großen und wohlhabenden Markts Rosenheim am Inn haben sich durch die Hervorrufung dieses Zeitbuches ein bleibendes Denkmal gesetzt. Freilich aber werden es sich die guten Rosenheimer gefallen lassen müssen, wenn man den Mißgriff, die Bearbeitung der Geschichte ihres heimathlichen Bodens einem in provinziellen Vorurtheilen aufgewachsenen Bayern anzuvertrauen, nach Gebühr rügen sollte. Sie hätten vielmehr die Arbeit einem gebildeten Berliner übergeben müssen, der sie dann sicherlich auf den richtigen Standpunkt zur Beurtheilung ihrer Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft geführt hätte. Herr von Hefner, ein Münchner, der sich oft und lange Zeit in Rosenheim aufgehalten hat, ist schon deßhalb nicht dazu befähigt mit der nöthigen Objektivität und Kälte den Lebensprozeß eines bayerischen Markts im ächthistorischen Style beschreiben zu können.

Doch genug des Scherzes in einer beim Lichte betrachtet weit mehr traurigen als spaßhaften Sache. Jedenfalls ist

festzuhalten, daß es auch noch andere historische Bücher geben dürfe, als diejenigen welche der Gelehrte für den Gelehrten schreibt. Eine zum Nutzen und Frommen einer Gemeinde und im Auftrage derselben verfaßte Chronik, und eine historische Studie nach dem allerneuesten Canon historiae scribendae, sind wesentlich verschiedene Dinge. Was hier zum Lobe gereicht, müßte dort getadelt werden.

Aus dem Titel Chronik könnte man schließen, daß die gewöhnlich als chronikalisch bezeichnete Form gewählt worden sei. Es ist dieses indessen nicht der Fall. Der Verfasser hat im Gegentheile die einzelnen Materien nach besonderen Abschnitten behandelt und, allerdings nach dem Gesetze der Zeitfolge, ein lebendiges, anschauliches Bild zu zeichnen versucht. Zuerst gibt er eine Einleitung, dann die Entwicklung des Marktes und der Verfassung desselben, hierauf historisch-topographische Nachweisungen über dessen besondere Merkwürdigkeiten, Nachrichten über Kirchen, Stiftungen, Schulwesen, Handel und Gewerbe, Krieg und Frieden und endlich unter der Rubrik „Allerlei" sehr brauchbare Notizen über das Herkommen vieler adelicher und bürgerlicher Familien, über einzelne Persönlichkeiten, Einrichtungen u. s. w. Zur bequemeren Uebersicht dienen, neben einem kurzen Inhaltsverzeichnisse, ausführliche Orts-, Personen- und Sach-Register.

Das Archiv des Marktes, welches Herrn v. Hefner zur Benutzung anvertraut war, ist dessen hauptsächlichste Quelle, doch werden auch Druckschriften benutzt, wo solches zweckdienlich erschien. Daß man in andern Archiven noch manche Nachlese werde halten können, ist an sich einleuchtend und kann daher bei einsichtsvollen und billigen Lesern den Werth des Gegebenen nicht vermindern. Daß der Verfasser nicht jede Schublade und jeden Aktenfascikel genau numerirt hat, wie man gegenwärtig so dringend verlangt, können wir ihm eben so wenig zum Vorwurfe machen, als wir uns von der Nütz-

lichkeit einer zu weit getriebenen Präcision in Citaten von ungedruckten Urkunden zu überzeugen vermögen. Die Controle welche hiedurch erzielt werden soll, ist eine ziemlich illusorische, und man bleibt trotz der genauesten Citate in Wirklichkeit doch immer auf das Ermessen und die Auswahl des Autors angewiesen. Auch mag bei diesem Anlasse bemerkt werden, daß bei der größten formellen Genauigkeit in Beziehung auf Quellengebung Reticenzen aller Art doch nicht controlirt werden können und daß namhafte Anhänger der exakten modernen Schule, wie man denselben beweisen kann, die Quellen zuerst durch das Sieb ihres Systems laufen lassen, das heißt gegen Alles, was nicht in ihren Kram taugt, hyperkritische Bedenklichkeiten aufwerfen, um es in dieser Weise abzufertigen.

Sehr ansprechend war uns der Abschnitt, welcher von den Kapuzinern in Rosenheim handelt (Seite 63—72). Hier stehen nun freilich ganz fürchterliche Dinge zu lesen, z. B. „das Ueble, was man demselben (dem Orden) hie und da nachsagen will, muß gänzlich verschwinden vor der Anerkennung, welche dessen Leistungen von Hoch und Nieder gezollt wurde und noch wird," oder: „zwei Dinge vorzüglich lassen sich aus der Geschichte der christlichen Welt seit dem Aufblühen dieses Ordens zu dessen Gunsten unwiderleglich darthun: daß die Väter Franziskaner und Capuziner stets mit ehrlichem Eifer und gutem Erfolge der Seelsorge obgelegen sind und mit unwiderstehlicher Gewalt als Volksprediger gewirkt haben, sodann daß sie sich nie gescheut, Wahrheit und Recht auch den größten und gewaltigsten Männern, Freund und Feind gegenüber zu behaupten und zu verfechten".

Ein Jünger der modernen Schule würde die Rosenheimer Kapuziner etwa in einer Note abgefertigt haben; Herr v. Hefner gibt uns dagegen recht schöne Einzelnheiten. Wir erhalten über die durch Herzog Maximilian patronisirte und insbesondere durch die Opfer des reichen Kaufherrn Papin in's Werk

haben. Was die Aufheb[...]
sie, „als die Ideen der [...]
kamen und Alles zu vernic[...]
Religion, oder wie es die [...]
und Aberglauben zusammen[...]
am 28. Okt. 1803 Vormitt[...]
Befehl an den Magistrat, [...]
zuweisen. Nachmittags 3 [...]
ten sich unter ergreifende[...]
Im Jahre 1856 wurde, [...]
abermals ein Kapuzinerh[...]

Recht erfreulich sind [...]
tungen in Rosenheim. [...]
jährlich bei 14,000 Gul[...]
Marktflecken gewiß eine [...]
daß es noch eine ander[...]
derne, die den frechsten [...]
Egoismus paart. Obgle[...]
und fleißige Bewohner [...]

ten Archivalien des Marktes. Wollte man dem Verfasser zum Vorwurfe machen, daß er sein Urtheil über die Veranlassungen der einzelnen Kriegszüge, an welchen die Rosenheimer Theil nahmen oder von welchen sie heimgesucht worden sind, nicht zurückgehalten habe, so würde man unseres Erachtens mehr thun als billig ist. Freilich wird es sehr mißliebig aufgenommen werden, daß z. B. der Schmalkaldische Bund nicht nach Rankeschen Diktaten beurtheilt wird. Es gibt aber gewisse Wahrheiten, die man gar nicht zu oft aussprechen kann. Die Bürger von Rosenheim dürfen es wohl erfahren, welche Bewandtniß es eigentlich mit dem Schmerzensschrei der Unterdrückten hatte, dürfen wohl inne werden, weßhalb in weiterer Folge der Schwede und der Franzose in's Reich kamen und Kisten und Kästen fegten.

Völlig unbefangen wird über die Stellung Bayerns und dessen unnatürliche Bundesgenossenschaft mit Frankreich während des spanischen Erbfolgekrieges geurtheilt. Ueber die Belagerung von Kufstein, welches Kurfürst Max Emanuel im Erblande seines Kaisers friedlich eingenommen und besetzt hielt, über die nach der Schlacht am Schellenberge erfolgte Besetzung Bayerns durch kaiserliche Truppen und den sodann, unter dem Namen der Landesdefension, erfolgten Aufstand des bayerischen Volkes, werden werthvolle Einzelnheiten erzählt, die auch dem Forscher sicherlich willkommen seyn dürften. Doch waltet auch hier das kulturhistorische Moment vor, und namentlich in dieser Rücksicht möchten wir das Buch unsern Lesern empfohlen haben. Man schreibt noch immer viel zu viel Geschichte im großen Styl und versäumt darüber oftmals die vielen kleinen Dinge, die auf den Gang des Lebens sowohl des Einzelnen, als ganzer Stämme und Völker mächtigen Einfluß üben, gehörig kennen zu lernen und richtig darzustellen.

III. Dr. Heinrich Vorreiter: Luther's Ringen mit den antichristlichen Principien der Revolution. Halle, Mühlmann 1860. S. 418.

Die Lebensstellung des Verfassers ist uns gänzlich unbekannt, aber der Inhalt seines Buches ist sehr interessant und erweist ihn als einen ernsten, tüchtigen Forscher, wenn auch die Form etwas an schlotteriger Breite leidet. Hr. Vorreiter scheint zu den Hallensischen Gelehrten der Kirchen- und Welt-Geschichte zu zählen, welche aus Leo's Schule hervorgegangen sind. Ob er auch selbst in irgend einer Beziehung zu der merkwürdigen Erfurter Versammlung stund, wo einige gläubigen Katholiken und wohlmeinende Protestanten sich zum gemeinsamen Kampf gegen das Antichristenthum unserer Zeit zu vereinigen suchten, das wissen wir nicht. Aus seinem Buche kann man mit gleichem Recht auf Beides schließen, sowohl daß er in das gespreizte Angstgeschrei der Kreuzzeitung um die Glaubens- und Geistesschätze der evangelischen Freiheit auch dann nicht eingestimmt haben würde, wenn es sich in Erfurt wirklich um eine protestantische Massenbekehrung gehandelt hätte, wie voreilige Journalstimmen berichteten, als auch auf das Gegentheil, daß er in den Lärm über „böswillige Verläumdung" mit eingefallen wäre.

Dieß ist nun einmal die haltlose Schwäche des Neuluthertthums. Indeß ist doch bis jetzt noch kein anderer Schriftsteller dieser Richtung in der historischen Zurechtsetzung der unter seinen Glaubensgenossen herrschenden Ansichten über Luther so weit vorgedrungen wie Hr. Vorreiter. Es ist nämlich, wie bekannt, in neuester Zeit schwierig geworden, den Reformator in seiner Ganzheit auf den Standpunkt einer der

streitenden Parteien zu stellen; man hat daher beiderseits das Salomonische Urtheil an ihm vollzogen und ihn zum Behuf der Ausscheidung mitten entzwei gehauen. Hr. Schenkel und die Kinder des Bunsen'schen Geistes wollen nur den Luther vor 1526 als den ächten gelten lassen und annehmen, denn nachher sei der große Mann handgreiflich reaktionär geworden; hingegen bekennen sich Hr. Kliefoth und die verschiedenen Schattirungen der Neulutheraner nur zu dem Luther nach 1526, denn vorher sei er revolutionär gewesen. Hr. Vorreiter geht nun bis zu der Behauptung fort, daß der Reformator aus dem Zauberkreis des Revolutionsgeistes gar nicht mehr hinausgekommen sei.

Bei genauerer Untersuchung findet er nämlich, daß Luther schon im Oktober 1518 vom reformatorischen Beruf abgefallen sei, und unter dem Einfluß des Hutten'schen Geistes die zum Werke nöthige strenge Geisteszucht verloren habe. Der Beweis liege in der Thatsache, daß er sich schon um diese Zeit „die wichtigste reformatorische Idee von der Gesammtschuld der Kirche" entschwinden ließ, und in die dem einseitigen Zornmuth des natürlichen Wesens zusagende Idee sich verirrte, daß das Papstthum für sich das Antichristenthum sei. Durch die Mittheilung dieser Idee aber habe er sich und sein ganzes Werk in die falsche Bahn gebracht. Hr. Vorreiter gibt sich, wie wir sehen werden, selbst viel mit dem Antichristenthum in der Kirche ab; dieß hindert ihn aber nicht die bis auf den heutigen Tag fortwirkenden Folgen der schreckhaften Abirrung Luthers zu durchschauen:

„Welch' eine unselige Macht ist dieser Gedanke! ich will nicht von dem Jammer früherer Jahrhunderte reden, man blicke nur in die Verhältnisse der Gegenwart. Ich schlage ein Buch auf von einem tief frommen eifrigen Protestanten, Merle d'Aubigné: le protecteur; . . . wie würde ein sonst so gewissenhafter Autor zu solchen Ungerechtigkeiten kommen, wenn ihn nicht die unselige Idee beherrschte: der Katholicismus ist rechtlos, er

zu freuen? Es ist eine f
danke Luthers: der Papst i
rein Ausdruck revolutionäre
meinsamen Verderbens, welc
tern des kranken Organism
entstehen sieht?" x. (S.

Aus der Anschauun
Luther so lange dem ref
er, seine und aller Welt S
Kirche zur Buße und Besse
Kloster ein heiligmäßiger
Bußprediger aller Zeiten
von der reinigenden Selbs
mehr auf Andere und na
warf, trat die Revolutio
und was zunächst mit
war die Läugnung der r
findet Herr Vorreiter, da
schlecht begründete Lehre vo

ganismus der Kirche auf die gemeinsame Glaubensüberzeugung reducirte, ist die Folge gewesen, daß seine Anhänger sich nun auf das Wesentliche beschränkten, und der mangelnde Trieb auf Liebesthätigkeit ist durchaus nicht, wie uns katholische Schriftsteller gern Schuld geben möchten, auf unsere Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben zu schieben, sondern darauf daß unsere Idee von einer unsichtbaren Kirche, welche eben als Kirche gar nicht handeln kann, uns auf dem Weg zur Liebe, die ja eben ein Thun ist, hemmend entgegentrat. Die weitere natürliche Folge war dann, daß der Glaube, welcher nicht in dem Triebe sich selbst in der Liebe auszuwirken erhalten würde, leicht zur bloßen Glaubensmeinung zusammenschrumpfte, besonders wenn hinzu kam, daß man den Antichrist nur von Rom her glaubte fürchten zu müssen und mit dogmatischer Verpallisadirung nach diese Seite sicher zu seyn. Doch diese Folgen, welche bewirkt haben, daß die orthodoxen Lutheraner ihre Kirche realiter bloß in den Symbolen haben, sind erst später zu hervortretender Entwicklung gekommen. Zunächst griff die Anschauung Luthers von der Kirche als einer wesentlich unsichtbaren in seine übrigen reformatorischen Gedanken scharf bestimmend und verderbend ein." (S. 396.)

Alle die blutenden Wunden, welche von den gläubigen Protestanten eben jetzt schmerzlicher als je empfunden werden, führt der Verfasser auf diesen Grundirrthum zurück. Galt das Wesen der Kirche einmal als unsichtbar, so war es nicht mehr als natürlich, daß jedes Verständniß für die rechtsbildende Kraft der Kirche verloren ging, das Amt der Kirchenleitung thatsächlich aufhörte, die Anstalten der Zucht keinen Platz mehr fanden, und der weltlichen Obrigkeit, um nur die Kirche nicht in lauter Autonomien der Einzelnen zerfallen zu sehen, ein göttliches Recht über dieselbe zuerkannt wurde. Die äußere Kirche mußte eben selbst den Charakter der Heiligkeit einbüßen und der bloßen Natürlichkeit verfallen; die Sakramente mußten, troß aller Widersprüche Luthers auf diesem Gebiet, verflüchtigt und im Grunde zu Geschöpfen des subjektiven Dafürhaltens herabgesetzt werden; die ganze Reformation fand

sich wesentlich auf das Gebiet der Lehre hinübergedrängt und ihr Kernpunkt von der Rechtfertigung aus dem Glauben blieb, wie der Verfasser meint, in haltloser Isolirung hängen. Herr Vorreiter stellt sich nämlich vor, daß das Sola fide nur in der sichtbaren Kirche am Platze sei, und indem Luther die reale Kirche mit ihren Gnadenmitteln darangegeben, „weise er den Glauben von seinen trostreichen Objekten ab und in sich selbst hinein, so daß der Glaube in seinem formalen Daseyn seine Selbstgewißheit finden sollte."

Vernünftigerweise ist dieß allerdings nicht möglich, und es ist richtig, daß hier der Prädestinatianismus oder die Annahme eines blinden Rathschlusses Gottes sehr nahe liegt, indem derjenige, welchem die sichtbare Kirche fehlt, sehr leicht auf einen dem Menschen gegenüber willkürlich und mit zwingender Nothwendigkeit handelnden Gott verfällt. Aber der Verfasser scheint die furchtbaren Verzerrungen der Imputationslehre nicht gehörig zu würdigen, wenn er den Pelagianismus oder das selbstische Vertrauen auf den Anfang der Heiligung, als die andere der Klippen darstellt, zwischen welchen Luther selbst in den erschütternden Seelenkämpfen, „aus denen er sein Leben lang nicht hat heraus kommen können," hin und her geworfen worden sei.

Ueberhaupt hat uns an dem ganzen Buche nichts *mehr* verwundert, als daß der Verfasser einerseits die Rechtfertigung aus dem Glauben getrennt von der sichtbaren Kirche als theoretisches Abstraktum durchschaut, andererseits aber doch nicht erkennt, daß der rechtfertigende Glaube in seiner richtigen Stellung zur Kirche eben der katholische ist. Ja, er stellt das katholische Glauben sogar als untröstlich in Gegensatz zum Alleinglauben. Anstatt Ernst zu machen mit dem Verhältniß des rechtfertigenden Glaubens zur sichtbaren Kirche, läßt er sich vom Gespenst des Pelagianismus — den die fiducialgläubige Häresie von jeher als Popanz mit sich geführt hat — durch die ganze christliche Geschichte jagen. Der Pela-

glanismus soll die Sünde, der Fall, das Antichristenthum der Kirche gewesen seyn, ihm soll sich der feine oder grobe Rationalismus der Humanisten naturgemäß beigesellt, und so die Kirche ihrer gottgegebenen Naturbasis dergestalt entfremdet haben, daß die That Luthers durchaus gerechtfertigt war, wenn sie nur nicht in Revolution ausartete. Daß diese Ausartung eingetreten, gesteht der Verfasser entschieden zu; aber es ist wohl der vorgefaßten Meinung, welche überall pelagianischen Abfall wittert, zuzuschreiben, wenn das Buch schließlich doch nicht zu sagen weiß: was nun? sondern ex abrupto abbricht und die Leser im Zweifel läßt, ob denn nun eine Aussöhnung mit der alten Kirche oder etwa eine kirchliche Neugründung nach irvingianischer Art angezeigt sei.

Die historischen Erläuterungen des Herrn Verfassers sind, wie gesagt, sehr interessant und sein Begriff vom Wesen der Kirche zeugt von seltener Einsicht. Er kann sich die Kirche von vornherein nicht anders vorstellen, denn als eine sichtbare organische Einheit, weil sonst weder von Rechtsordnung und Reformation noch von Revolution bei ihr die Rede seyn könnte; ebenso anerkennt er die Ursprünglichkeit der hierarchischen Ordnung und ist weit entfernt, sie einem angeblich göttlich berechtigten Zustand in der Apostelzeit entgegen zu setzen. Fußend auf die rechtsbildende Kraft der unter ihrem Amt gegliederten Gemeinde, verwirft er insbesondere das anorganische Mißverständniß, als wenn man dem geordneten Amt die Charismen substituiren könne. Andererseits würdigt er die lebensvolle Realität einer solchen Kirche im scharfen Gegensatz zur dürren Buchstäblichkeit des Confessionalismus.

„Wie die apostolische Kirche in Folge ihrer zur vollen Darstellung gekommenen Lebendigkeit keine Aengstlichkeit pietistischer Art in ihrer Aufnahme neuer Glieder kennt, so kennt sie auch keine Aengstlichkeit des Orthodoxismus. Ist die Kirche ein in sich so reales, in ihrer geistig-leiblichen in Christo ruhenden Eigenthümlichkeit so überzeugend Vorhandenes, wie es der Staat Frankreich

in seiner Art ist, so braucht sie den Irrthum ihrer Glieder, so ferne diese sich sonst nur als dem Leibe treu erweisen, so wenig zu fürchten, als ein kräftiges Staatswesen die verschiedenen Rechtstheorien seiner Staatsrechtslehrer . . . Die katholische Kirche hat bei ihrem festen Kirchenwesen noch lange Zeit etwas von diesem Vorzuge der apostolischen Kirche bewahrt, und wo nicht gerade ein gemein-hierarchisches Interesse ins Spiel kam, eine viel größere Weitherzigkeit hinsichtlich der Lehrform bewahrt, als die lutherische und reformirte Kirche; sie hat geglaubt, daß die Realität ihrer Erscheinung die unendlichen Consequenzen, welche freilich mit jedem Irrthum gegeben sind, überwältigen würde. (S. 52.)

Folgerichtig erklärt der Herr Verfasser endlich mit deutlichen Worten: der Principat sei es Jerusalems oder Roms, die Bedeutung der allgemeinen Concilien und die Kraft der Tradition seien der Autorität der Kirche so wesentlich, daß eine Reformation, welche principiell gegen diese drei Punkte verstoße, den Vorwurf revolutionären Vorgehens verdiene. Wer sollte demnach nicht glauben, daß der Verfasser die Kirche an sich für unfehlbar halten müsse? Aber keineswegs; sie ist gefallen, in Lehre und Leben vom Antichrist mit fortgerissen worden, und „erst am Ende wird der Kampf wieder aus der Kirche herausfallen.“

In den gnostischen und montanistischen Wirren war, nach der Vorstellung des Verfassers, das Antichristenthum noch außerhalb der Kirche, nachher aber drang es in die Kirche selber ein, verführte sie zur Aufrichtung eines neuen Rechts im Namen menschlicher Würde, zur Ketzerei des Pelagianismus, welche die Regierung und Beamtung, ja die Sakramente der Kirche von oben bis unten durchdrang, und endlich bei Einem Haar zum humanistischen Rationalismus: „Der frivole Unglaube an das Recht der Kirche, welchen die Häupter derselben zu Rom ziemlich unverholen äußerten, war der höchste Punkt, welchen das Verderben erreichen konnte, noch ein Schritt und das Antichristenthum herrschte

in der Kirche". Nun sei zwar, meint Hr. Vorreiter, kraft der göttlichen Verheißung dieser Schritt nicht geschehen; „aber wir halten das fest, daß die Kirche bis zu einem Punkte des Verderbens gekommen war, wo in Folge einer ungeheuern Gesammtschuld der Bischof, welcher ein Organ des gesammten Lebens der Kirche seyn sollte, Organ des Antichristenthums zu werden drohte".

Man muß sich auf den Standpunkt des Verfassers stellen, um zu begreifen, wie er sich einerseits die zornigsten Ausfälle Luthers über die Zustände der Kirche aneignen, andererseits fortwährend erklären kann, „das stereotype Schelten der protestantischen Kirchenhistoriker auf Rom als die Ursache des Verderbens sei durchaus pharisäisch". Denn nicht die Schuld Einzelner, sondern Gesammtschuld sei es gewesen, und insbesondere habe es den allgemeinen Concilien nicht weniger angehangen als Rom; so sei man z. B. in Constanz und Basel mit nichts Anderem umgegangen, „als daß man den kirchlichen Mechanismus anders mechanisirte". Daß Luther dieß übersah, daß er sich den Fall der ganzen sichtbaren Kirche nicht zu gestehen wagte: das war der Grundfehler, und bis heute irren sowohl der Katholicismus als der Protestantismus, indem sie die Möglichkeit einer durch den Abfall hindurchgehenden Entwicklung der wahren Kirche läugnen. Daß die Protestanten von ihrer unsichtbaren Kirche dergleichen nicht zugestehen können, versteht sich von selbst; der Verfasser bezeichnet es aber noch eigens als den katholischen Irrthum, daß nur eine Abirrung einzelner Persönlichkeiten, niemals ein Rechtsbruch der ganzen Kirche möglich sei.

In der That befindet man sich mit der Vorreiter'schen Anschauung in Verlegenheit. Einerseits enthält sie manches Wahre, da ja wirklich die Glieder nicht weniger verschuldet hatten als einzelne Häupter; andererseits widerstrebt es dem Gefühl des Hrn. Vorreiter selbst, eine Herrschaft des Antichrist über die göttliche Heilsanstalt anzunehmen. Er befindet

in seiner Art ist, so braucht sie den Irrthum ihrer Glieder, so ferne diese sich sonst nur als dem Leibe treu erweisen, so wenig zu fürchten, als ein kräftiges Staatswesen die verschiedenen Rechtstheorien seiner Staatsrechtslehrer . . . Die katholische Kirche hat bei ihrem festen Kirchenwesen noch lange Zeit etwas von diesem Vorzuge der apostolischen Kirche bewahrt, und wo nicht gerade ein gemein-hierarchisches Interesse ins Spiel kam, eine viel größere Weitherzigkeit hinsichtlich der Lehrform bewahrt, als die lutherische und reformirte Kirche; sie hat geglaubt, daß die Realität ihrer Erscheinung die unendlichen Consequenzen, welche freilich mit jedem Irrthum gegeben sind, überwältigen würde. (S. 52.)

Folgerichtig erklärt der Herr Verfasser endlich mit deutlichen Worten: der Principat sei es Jerusalems oder Roms, die Bedeutung der allgemeinen Concilien und die Kraft der Tradition seien der Autorität der Kirche so wesentlich, daß eine Reformation, welche principiell gegen diese drei Punkte verstoße, den Vorwurf revolutionären Vorgehens verdiene. Wer sollte demnach nicht glauben, daß der Verfasser die Kirche an sich für unfehlbar halten müsse? Aber keineswegs; sie ist gefallen, in Lehre und Leben vom Antichrist mit fortgerissen worden, und „erst am Ende wird der Kampf wieder aus der Kirche herausfallen.“

In den gnostischen und montanistischen Wirren war, nach der Vorstellung des Verfassers, das Antichristenthum noch außerhalb der Kirche, nachher aber drang es in die Kirche selber ein, verführte sie zur Aufrichtung eines neuen Rechts im Namen menschlicher Würde, zur Ketzerei des Pelagianismus, welche die Regierung und Beamtung, ja die Sakramente der Kirche von oben bis unten durchdrang, und endlich bei Einem Haar zum humanistischen Rationalismus: „Der frivole Unglaube an das Recht der Kirche, welchen die Häupter derselben zu Rom ziemlich unverholen äußerten, war der höchste Punkt, welchen das Verderben erreichen konnte, noch ein Schritt und das Antichristenthum herrschte

in der Kirche". Nun sei zwar, meint Hr. Vorreiter, kraft der göttlichen Verheißung dieser Schritt nicht geschehen; „aber wir halten das fest, daß die Kirche bis zu einem Punkte des Verderbens gekommen war, wo in Folge einer ungeheuern Gesammtschuld der Bischof, welcher ein Organ des gesammten Lebens der Kirche seyn sollte, Organ des Antichristenthums zu werden drohte".

Man muß sich auf den Standpunkt des Verfassers stellen, um zu begreifen, wie er sich einerseits die zornigsten Ausfälle Luthers über die Zustände der Kirche aneignen, andererseits fortwährend erklären kann, „das stereotype Schelten der protestantischen Kirchenhistoriker auf Rom als die Ursache des Verderbens sei durchaus pharisäisch". Denn nicht die Schuld Einzelner, sondern Gesammtschuld sei es gewesen, und insbesondere habe es den allgemeinen Concilien nicht weniger angehangen als Rom; so sei man z. B. in Constanz und Basel mit nichts Anderem umgegangen, „als daß man den kirchlichen Mechanismus anders mechanisirte". Daß Luther dieß übersah, daß er sich den Fall der ganzen sichtbaren Kirche nicht zu gestehen wagte: das war der Grundfehler, und bis heute irren sowohl der Katholicismus als der Protestantismus, indem sie die Möglichkeit einer durch den Abfall hindurchgehenden Entwicklung der wahren Kirche läugnen. Daß die Protestanten von ihrer unsichtbaren Kirche dergleichen nicht zugestehen können, versteht sich von selbst; der Verfasser bezeichnet es aber noch eigens als den katholischen Irrthum, daß nur eine Abirrung einzelner Persönlichkeiten, niemals ein Rechtsbruch der ganzen Kirche möglich sei.

In der That befindet man sich mit der Vorreiter'schen Anschauung in Verlegenheit. Einerseits enthält sie manches Wahre, da ja wirklich die Glieder nicht weniger verschuldet hatten als einzelne Häupter; andererseits widerstrebt es dem Gefühl des Hrn. Vorreiter selbst, eine Herrschaft des Antichrist über die göttliche Heilsanstalt anzunehmen. Er befindet

sich in stetem Schwanken zwischen Ja und Nein, und um nur die halbe Bejahung aufrechtzuhalten, muß er sich einen wunderlichen Pelagianismus der Kirche zurechtmachen, von dem er selbst den heiligen Augustin nicht ganz frei spricht, und welcher die Quelle des aristotelischen Rationalismus in der Scholastik und der allgemeinen Verweltlichung gewesen seyn soll. Aber auch in den spätern Mystikern sieht er nichts Anderes als Halbrationalisten und Pelagianer, kurz überall Abfall von der Idee des versöhnenden Verdiensts Christi zur „Werkheiligkeit", wodurch dem vollkommenen Antichristenthum im neuheidnischen Humanismus, mit andern Worten der Vergötterung des Menschenthums, die Wege gebahnt worden seien. Schließlich sieht er sich denn auch wirklich zu dem Ausspruche gedrängt: „daß die weltlich gewordene Kirche allerdings dem Antichristenthum, wenn auch in seiner mildesten pelagianischen Form, Raum gegeben habe".

Der Popanz des Pelagianismus ist für die fiducialgläubige Theologie ein lebendiger Dämon geworden, der sie endlos im Kreise herumführt und ihr die grünen Fluren der Kirchengeschichte in dürres Haideland verwandelt. Weil der Verfasser sich mit dem Talisman der fides formata nicht gehörig vorgesehen, spielt der Dämon auch ihm allerlei Possen. Er sieht das Antichristenthum in der Kirche herrschen, und doch soll wieder das gottgestiftete Amt das Bollwerk gegen dessen Macht gewesen seyn bis auf unsere Tage. Während die Glaubensgenossen des Hrn. Vorreiter in den klösterlichen Orden und in den Reformen Gregor's VII. den Ausbund des Pelagianismus sehen, erklärt er dagegen, man würde völlig irren, wollte man das Mönchsthum wesentlich auf Selbstgerechtigkeit zurückführen. Dafür macht er den heiligen Eiferern der mittelalterlichen Zeit den Vorwurf, daß sie, „anstatt ihr ganzes Ich an eine Umkehr der ganzen Kirche zu ihren Anfängen zu setzen, die Kirche mehr oder weniger fallen gelas-

sen, und die Wahrheit derselben in besondere Kreise verlegt (Mönchsthum und Klerus), in Kirchlein in der Kirche, welche doch nur die Gesundheit und das Heil der letztern bedrohten". Aber er gibt dennoch wieder zu: „von dem Mönchsthum sei der Versuch wahrer Reformation, der Aufruf zur Buße und zur Rückkehr zu der Gemeinschaft der ersten Liebe in großartigster Weise an die ganze Kirche ergangen".

Fragen wir nach der Grundursache, welche den dogmatischen und historischen Blick des trefflichen Verfassers beirrt, so kann die Antwort nicht zweifelhaft seyn: er ist Chiliast und geht bei seiner geschichtlichen Diagnose von apokalyptischen Voraussetzungen aus, welche auf vermeintlich „unzweideutigen" Schriftstellen beruhen sollen. Dahin gehört z. B. eine Interpretation und Deutung von 2. Theff. 2, welcher Döllinger ihre Unrichtigkeit eben noch glänzend nachgewiesen hat. Vermöge jener Voraussetzungen nimmt der Verfasser ein antichristliches Weltreich als das zweifellose Resultat der ganzen Geschichte an und er schließt daraus, daß der Gegensatz zwischen Gottesreich und Widerchrist von Anfang an das Treibende innerhalb der kirchlichen Entwicklung seyn mußte. Daher sein Bemühen, den rothen Faden des Antichristenthums durch alle Perioden der Kirchengeschichte auszuspinnen und da, wo der Faden auszugehen droht, Erscheinungen in die Kirche zu verpflanzen, welche ihrer Natur nach außerhalb derselben stehen. Am auffallendsten geschieht dieß mit dem klassischen Humanismus der Italiener und der Deutschen. Die Kirche wird sonst von protestantischer Seite beschuldigt, daß sie sich abwehrend und feindlich gegen den wiederauflebenden Classicismus verhalten habe; Hr. Vorreiter macht sie umgekehrt für die antichristlichen Ausschweifungen desselben verantwortlich.

Seine Darstellung jener Bewegung, welche man das Garibaldi-Fieber des 14ten und 15ten Jahrhunderts nennen könnte, ist übrigens, abgesehen von dem inquisitorischen Rigo-

rismus der antipelagianischen Kritik, von treffender Wahrheit. Die sehr ausführliche Würdigung des Bundes, welchen der Humanismus mit der revolutionsbedürftigen deutschen Ritterschaft einfädelte und umgekehrt, ist hier insoferne am Platz, als die leibhaftige Personifikation dieser Allianz, der gottlose Ritter Hutten, nach Hrn. Vorreiter der eigentliche Verführer Luthers war, und dieser „mehr als man das protestantischerseits gerne zugibt, auf das Treiben Hutten's einging". Wäre der Reformator seinem Princip treu geblieben, so hätte er allerdings mit den humanistischen Tendenzen in einen noch schärferen Gegensatz kommen müssen als mit der Scholastik, wozu es auch Anfangs allen Anschein hatte. In dem Maße aber, als er alle Pietät gegen den sichtbaren Organismus der Kirche verlor, sah er sich nothwendig zu denen hingedrängt, welche zwar aus wirklich antichristlichem Geiste heraus, aber doch mit den gleichen Worten wie er, das „Antichristenthum des Papsts" bekämpften. Schon im Frühling 1519 fing er an, denen zu schmeicheln, deren Grundsätze er sonst laut verabscheut hatte, z. B. dem Erasmus, und von da an entwickelte sich schrittweise sein stillschweigendes Einverständniß mit der revolutionären Ritterpartei, bis er endlich in der berüchtigten Schrift an den Christlichen Adel deutscher Nation deren Fahne offen aufpflanzte. Er übertrug hier die Besserung der Kirche von Gotteswegen dem „Laienstande"; mehr wollten die Herren nicht, und wie sie das göttliche Mandat verstunden, hat man bald genug erfahren.

Der Verfasser bemerkt mit Recht, daß das von ihm eingehendst erörterte Verhältniß zwischen Hutten und Luther von der protestantischen Historik bis jetzt sehr stiefmütterlich behandelt worden sei „Unsere Geschichtschreiber ignoriren entweder das Verhältniß der beiden Männer in einem auffallenden Grade; oder sie heben ganz allein die ablehnende Aeußerung Luthers: er wünschte nicht, daß mit Gewalt und Mord für

das Evangelium gestritten würde, hervor; oder endlich man sieht mit der unbegreiflichen Naivetät, mit der man meint, Alles was irgend eine freundliche Beziehung zu Luther hatte, als ein Gott Wohlgefälliges betrachten zu können, auch in Hutten und seinen Parteigenossen nur Freunde der evangelischen Wahrheit. Keine von diesen Ansichten erblickt in Luthers Beziehungen zu Hutten ein besonderes Stadium seiner Entwicklung, und doch hat die letztere, welche dem ältern Protestantismus angehört, das für sich, daß sie lebendiger den Werth begreift, welchen die Verbindung mit den Rittern damals für Luther hatte". (S. 359)

Wenn sich auch Luther nachher aus was immer für politischen Rücksichten von Hutten zurückzog, so war dieß doch keineswegs ein wesentlicher Bruch mit der nun einmal eingeschlagenen Bahn, die Reformation war verfehlt und blieb verfehlt bis auf den heutigen Tag: soweit ist das Resultat des Buches unzweifelhaft. Aber es gibt keinen Bescheid auf die Hauptfrage: was nun? erscheint somit nur wie ein erster Band, der den zweiten mit Nothwendigkeit voraussetzt. Denselben würden wir mit großer Spannung zur Hand nehmen.

LII.

Zeitläufe.

Der Zwischenfall mit Prinz Lucian Murat; dessen Vetter auf dem Seil.

Den 12. December 1860.

Gegen die himmelschreienden Vorgänge in Neapel, wo die blutige Gewaltthat und der tyrannische Betrug am Throne des Usurpators Wache halten, hat Einer energisch protestirt, aber keiner der Pentarchen oder der Schiedsrichter des vermeintlichen Völkerrechts, sondern — Lucian Murat, der unterthänige Vetter des Imperators. Selbstverständlich erhebt sich der Murat nicht im Namen des alten Völkerrechts, sondern er steht durchaus auf dem Boden des neuen Staats- oder „Volks-Rechts", welches vom großen Retter der Ordnung gegründet und von England in diplomatischen Aktenstücken bestätigt worden ist, deren philosophischer Werth durch den Umstand keine Abminderung erleidet, daß sie nicht in der deutschen Sprache der Denker geschrieben sind. Auf dieses neue Recht stützt sich der Prinz, die Volkssouverainetät und die Nichtintervention bilden sein heiliges Credo. Wenn ein Volk seine Dynastie verjagen und durch allgemeines Stimmrecht sich nach Belieben

andere Herrscher geben will, so ist es in seinem guten Recht, und Niemand darf sich dem entgegensetzen oder einmischen, es sei denn daß besagtes Volk der „schlechten Regierung" auf eigene Faust nicht los werden könnte und somit eine auswärtige Macht zu Hülfe rufen müßte. So lautet das neue Evangelium der englischen Politik; Napoleon III. besitzt darin seinen eigenen Rechtstitel auf den französischen Thron, und von dem gleichen Standpunkte aus beurtheilt Prinz Murat die Thaten Viktor Emmanuels in Süditalien. Aber gerade vor dem Richterstuhle dieses Rechts, behauptet er, sei das sardinische Verfahren in Neapel verdammlich und absolut unerträglich.

Das Auftreten des Prinzen ist lehrreich für das Verständniß des neuen Rechts und in mehr als einer Hinsicht bedeutsam. Es verräth für's Erste die Hintergedanken des Imperators und seine wahre Stellung zur Italia una; denn Murat hätte sicher geschwiegen, wenn die Ausdehnung der sardinischen Herrschaft über die ganze Halbinsel die wirkliche Endabsicht seines mächtigen Vetters wäre. Daß er redet und so redet, weist aber zweitens auf die brennende Gefahr, worin England von einem Moment zum andern schwebt, auf den Schleichwegen seiner italienischen Rivalitäts-Politik gleich einer Locomotive im vollen Lauf mit dem französischen Güterzug zusammenzustoßen. Denn täuschen wir uns nicht, wenn England durch Dick und Dünn mit dem garibaldisirten Sardenkönig geht, so ist neben dem wahnsinnigen Papsthaß die hauptsächlichste Triebfeder eben die peinigende Furcht vor einer Einschiebung napoleonischer Dynasten, sei es in Toskana oder Neapel!

Verfolgen wir die Präsentation des Murat'schen Gedankens nach rückwärts, so findet sich eine mitte August zu Paris erschienene Broschüre mit dem Titel Naples et le Piémont, worin L. Murat folgende drei Sätze vertritt: die Bourbonen in Neapel seien fortan unmöglich; ebenso unmöglich sei die

Vereinigung der beiden Sicilien mit Piemont; ihr Heil wie das Heil von ganz Italien sei allein in der vom Kaiser empfohlenen Conföderation zu suchen. Kurz vorher hatte selbst Lord Russel noch die stärksten Zweifel ausgesprochen, ob es jemals möglich seyn werde, Süditalien von Turin aus zu regieren, und wer weiß, ob nicht der Schrecken über die plötzlich aufgetauchte Candidatur Murats hauptsächlich dazu trieb, daß man in London die letzte Schranke niedertrat und sich dem Garibaldismus rücksichtslos in die Arme warf. Die Murat'sche Flugschrift hatte ausdrücklich erklärt: „die wesentlichste Rolle in der italienischen Revolution werde von den geheimen Gesellschaften gespielt, sie seien in dem Worte Annexion übereingekommen und hätten damit auch die gemäßigte Partei mit fortgerissen". Der Verfasser warnt zugleich: wenn die monarchisch Gesinnten sich nicht bald ermannten, so werde die Monarchie völlig dem „unterirdischen Italien" verfallen, mit andern Worten der mazzinistischen Republik. Das war wie gesagt um die Mitte des August, gerade einen Monat später verschrieben sich England und Sardinien den geheimen Sekten mit Haut und Haar. Der Ueberfall des Kirchenstaats vom 16. Sept. hat die Brücke hinter ihnen abgebrochen.

Inzwischen war das heimliche Doppelspiel des Imperators im Namen Murats noch deutlicher an's Licht getreten. Kaum war nämlich dessen Flugschrift in's Publikum gelangt, so erschien in der officiellen Turiner Zeitung ein von Lucian Murat unterzeichneter, aber nicht adressirter Brief, worin derselbe jede Einmischung in Neapel verweigerte, weil dadurch nur die französische Politik engagirt und der Verdacht bestärkt würde, als gedenke der Kaiser seinen Verwandten Throne zu geben. Nur in Einem Falle erklärt der Prinz seine beobachtende Haltung aufgeben zu wollen, wenn nämlich „das von allem äußern Einfluß befreite neapolitanische Volk in feierlicher und loyaler Weise den Wunsch äußert, in mir ein Pfand

des Gedeihens und der Unabhängigkeit zu haben; in diesem Falle würde mein Vetter einstimmen, und ich würde Ihnen das französische Bündniß bringen, welches allein dieser Nation eine dauernde Unabhängigkeit sichern kann". Der Umstand, daß der Imperator diesen Erläuterungen des Prinzen sofort die Sanktion öffentlicher Verläugnung zukommen ließ, erhöht natürlich ihre Bedeutung. Der Brief war nämlich in Frankreich kaum bekannt geworden, so brachte der Moniteur vom 1. Sept. schon eine feierliche Verwahrung gegen „die darin enthaltene Hoffnung, eines Tags mit der Einwilligung und Unterstützung Frankreichs nach Neapel gehen zu können". Prinz Murat beeilte sich zu repliciren: das habe er auch nicht gesagt; „wenn aber die allgemeine Volksabstimmung fern von jedem fremden Einfluß sich zu meinen Gunsten äußerte, so würde der Wille der Bevölkerung für Neapel ohne Zweifel nicht weniger respektirt werden, als dieß für die andern Theile Italiens der Fall war".

Da der Sardenkönig gleich darauf den sacrilegischen Sprung in die Fußtapfen Garibaldi's vornahm, so ist es erklärlich, wenn das größere Publikum von dieser merkwürdigen Correspondenz wenig Notiz nahm und sie bald ganz vergaß, obwohl sie alle Merkmale der napoleonischen Noblesse und ihrer Art, die kaiserlichen Hintergedanken mundgerecht zu machen, an sich trug. Erst auf den Busch klopfen durch ein versuchsweises Aussprechen, dann officielle Abläugnung und endlich faktische Ausführung der verläugneten Absicht: so war es Punkt für Punkt mit Savoyen und Nizza, so wie mit den beiden berüchtigten Broschüren vom Januar und December 1859 gehalten worden. In London scheint man auch wirklich die Murat'schen Scripturen für ungleich wichtiger erachtet zu haben als im großen Publikum, und die enthüllende Zukunft wird lehren, ob sie nicht auf die Beschleunigung der Katastrophe in Italien wesentlich eingewirkt haben. Mußte ja doch

selbst das vom englisch-garibaldischen Geiste völlig mitfortgerissene Journal des Débats gestehen: daß der Murat'sche Gedanke allerdings einer „hundertjährigen Tendenz der traditionellen Politik Frankreichs" entsprechen würde.

Was ihr hingegen schnurstraks widerspricht, ist die englisch-garibaldische Idee einer Vereinigung von ganz Italien unter sardinischem Scepter. Daß der Imperator eine solche Unifikation selbst bloß interimistisch und in der bestimmten Voraussicht ihrer baldigen Wiederauflösung nur gegen die bedeutendsten Gegendienste und Landabtretungen gestatten könnte, war unsere beständige Meinung Seine wirkliche Absicht läuft ohne Zweifel auf die Einschiebung napoleonischer Dynastien und auf eine italienische Conföderation unter französischem Protektorat hinaus. Mit der wahren Farbe ist er niemals hervorgetreten, aber man erkennt sie an den schillernden Widersprüchen seiner Stellung auf der ganzen Halbinsel, insbesondere im Patrimonium und vor Gaeta. Nirgends wollte er bis jetzt die Schiffe hinter sich verbrennen, sondern alle Möglichkeiten für sich offenhalten, um je nach den Umständen endgültig zu handeln, unter allen Umständen aber so theuer als möglich sei es an die Reaktion oder an die Revolution sich zu verkaufen. Da die bourbonische und die piemontesisch-garibaldische Partei in Neapel sich allem Anschein nach in einem Bürgerkrieg bis auf's Messer aufreiben wollen, so ist es nicht undenkbar, daß der kleine Anhang Murats am Ende noch obenauf komme. Wenn aber der Imperator diesen Throncandidaten nur schüchtern dann und wann hinter dem Vorhang hervor schielen läßt, so ist der Grund sehr einfach. Denn Bruch und Kampf mit England wäre mit jeder offenen Unterstützung Murats gleichbedeutend. Die weiland so spröde Seekönigin hat seit der Prostitution vor Cherbourg hundertfältig bewiesen, wie viel Schmach und Niedrigkeit ihr Straußenmagen verdauen kann; ein Murat in Neapel aber zählt sicher

zu den englischen Unmöglichkeiten. Dennoch leibt und lebt der Candidat für die Wechselfälle der Zukunft, und erst noch unterm 25. November hat er einen neuen höchst interessanten Brief durch die Blätter laufen lassen.

Indem der Prinz da abermals zum „Cultus für das neue Volksrecht" schwört, verfehlt er nicht auch dem Grabe des „Princips des göttlichen Rechts" ein paar Thränen zu weihen, denn es habe lange unter allgemeiner Hochachtung durch die Klugheit und die Tugend großer Könige gelebt. An dem neuen Volksrecht sei es nun, dem alten Princip nicht nur gleich zu werden, sondern es an Klugheit und Tugend noch zu übertreffen. Was man aber anstatt dessen von dem neuen Recht in Italien erleben müsse? fragt sich der Prinz und er läßt vernichtende Andeutungen gegen die Politik der Turiner Verschwörung fallen. Der gegenwärtige Versuch, einen Einheitsstaat herzustellen, sagt er, scheine ihm ganz künstlich und ganz gewaltsam; die raschen Unternehmungen der Gewaltthätigkeit, das wisse er, dauerten nicht lange; aus Abscheu vor jeder Tyrannei schlage er nochmals die Conföderation vor als die einzige der Nationaltradition angemessene Form der Einigung. Bis auf Weiteres will der Prinz für die „beten," welche sich zu Regeneratoren des italienischen Volkes aufgeworfen haben, dieses Volkes „das bis jetzt in Ruhm und Unglück als ein Muster für die Menschheit dastand," und nun — wie er zu verstehen gibt — von den Vertretern seiner Souverainetät so schmählich mißbraucht werde. Es ist der Mühe werth, diesen Theil der prinzlichen Kritik wörtlich in's Auge zu fassen, denn sie ist ebensowohl auf die Akte Viktor Emmanuels und Garibaldi's als auf die Noten Cavours und Russels gemünzt:

„Ich beklage laut, daß die Herrschaft des Volksrechts in Italien nicht von dem unerläßlichen Cortege aller großen Bürgertugenden begleitet gewesen ist. Wohl sehe ich auf den öffentlichen Plätzen

die Wahlurnen öffnen, aber ich bin entrüstet Bestechung und Gewaltthätigkeit um sie herum schleichen zu sehen. Es ist mir schmerzlich zu vernehmen, daß in Neapel mit Magistraturstellen und d.n öffentlichen Interessen Handel getrieben wurde. Die Ereignisse von 1848 sind noch zu neu, als daß wir nicht Beispiel und Lehre daraus entnehmen sollten. Die französische Republik fiel, weil sie Alles bedrohte, und versucht hat Alles zu zerstören, ohne es verstanden zu haben zu schaffen und wieder aufzubauen. Mögen die coalisirten Parteien, welche heute Italien regieren· diese Lehre nicht vergessen: sie zeigten sich bis jetzt tyrannischer als die gestürzten Regierungen. Durch Argwohn und Tyrannei weiht man schlecht die Freiheit ein. Was bedeutet die Entwaffnung so vieler Gemeinden? was der in so vielen Provinzen proklamirte Belagerungsstand? Dergleichen Maßregeln sind weit entfernt für die Freiwilligkeit der allgemeinen Volkswahl und für das Vertrauen der entstehenden Gewalt zu sprechen. Der Genius der Nation bewahre uns vor neuem Unheil!"

Lord Russel in der Note vom 27. Oktober und Prinz Murat in dem Briefe vom 25. Nov. haben nicht nur die Hingebung an das neue „Volksrecht" des 2. Dec, sondern sichtlich auch den Freimaurer-Ton im Ausdruck mit einander gemein. Aber der Lord schweigt zu dem Widersinn, daß die Volksabstimmung in Neapel über eine Million Ja für Piemont oder nahezu Einstimmigkeit des „ganzen Volkes" ergeben haben soll, und ein paar Tage später der Belagerungszustand über 7 von 14 Provinzen, ja nahezu über das ganze Land und über die Hauptstadt selbst verhängt war mit Standrecht und Füsilladen aller waffentragenden „Bauern" so wie aller des Aufruhrs Verdächtigen. Vor dieser Blöße des neuen „Volksrechts" in Neapel drückt England die Augen zu, Murat aber nicht; er redet offen davon und fast nennt er das Kind als eine infame Komödie und blutigen Betrug von unerhörter Frechheit beim rechten Namen. Da aber der Prinz sicherlich

ohne Genehmigung des hohen Vetters überhaupt nicht reden und am allerwenigsten so reden dürfte, so liegt der Schluß nahe, daß die italienische Einheits-Bewegung denn doch trotz Alldem und Alldem in den Tuilerien und in St James mit sehr verschiedenen Augen angesehen wird. Sonach könnte man es sogar noch erleben, daß der Sardenkönig zwar nicht nach den Gesetzen des alten Völkerrechts, aber nach den Gesetzen des neuen Volksrechts gestraft würde, wäre es auch um den Preis eines Kriegs mit England. So viel ist gewiß, daß unter den horchenden Diplomaten und den schreibenden Reporters zu Paris bis heute immer noch die große Frage schwebt, ob die napoleonischen Nothwendigkeiten über den Kanal oder an den Rhein sich Luft machen werden. Die Veranstaltungen an der untern Donau und auf der ganzen illyrischen Halbinsel bilden zunächst eine Diversion für Oesterreich, sie sind aber ferner eine französische Brücke, die ebensogut gegen England wie gegen Deutschland führen kann.

Die englische Politik hat in der Huldigung vor dem napoleonischen Staatsrecht aller Scham und Scheu für ewige Zeiten abgeschworen; ihre Staatsmänner sind bombenfest gegen die vernichtende Applikation, womit die Irländer und der Senator Dandolo auf den jonischen Inseln den Russel'schen Spieß gegen sie selber kehren. Der Imperator aber hat sich keineswegs Alles vergeben, er hat nicht einmal gleich England die mittelitalischen Annexionen anerkannt, und heute noch wäre er jeden Augenblick im Stande, über den ehr- und gewissenlosen Mißbrauch, den die italienischen Parteien mit seinem neuen Staatsrecht trieben, die Schamröthe gekränkter Unschuld wenigstens zu heucheln. Unter den vielen Wendungen und Anwandlungen, die seit dem 14. Januar 1858 über ihn gekommen sind, ist auch diese bereits dagewesen. Oder erinnert man sich nicht mehr der Zeit vor der Abstimmung in Mittelitalien, wo die officiösen Blätter feierlich erklärten: das Princip

des Suffrage universel, worauf der napoleonische Kaiserthron ruhe, sei der französischen Nation allzu ehrwürdig, als daß sie dasselbe im Auslande compromittiren lassen dürfte, wie denn auch die Lombardei bekanntlich ohne Abstimmung an Sardinien überlassen worden ist? Freilich konnte damals der Scham über die sardinischen Wahlgeschäfte kein ernstlicher Nachdruck gegeben werden, denn die Einverleibung von Savoyen-Nizza stand noch bevor und hier bedurfte man gemäß den Turiner Beschlüssen der Komödie selber. In Neapel sei nun aber der Scandal und die Beleidigung aller Menschenwürde doch gar zu arg: sagt Prinz Murat, und es brächte unendlichen Humor in die Sache, wenn der hohe Vetter ihm früher oder später beipflichten würde, um so mehr Humor, als England der „dumme Teufel" wäre, der die Kosten des Lustspiels zu bezahlen hätte.

Es ist eine peinliche Lage für den Beobachter der Tages-Geschichte, immer wieder auf eine Art perscrutatio animi Napoleonis, auf eine kritische Anatomie von An- und Absichten zurückkommen zu müssen, die aller Wahrscheinlichkeit nach bei ihm selbst nicht von heute auf morgen feststehen. Aber was bleibt uns sonst? Darin liegt eben der kürzeste Ausdruck des europäischen und vor Allem des deutschen Elends, daß es absolut nichts Geltendes und Maßgebendes, keinen Anhaltspunkt in der Politik mehr gibt als seine wechselnden, erheuchelten, verläugneten Gedanken. Was der venetianische Gesandte einst von Cromwell berichtete, das gilt jetzt von der europäischen Diplomatie: „er hat den Areopag auseinandergejagt und redet und lügt nun ganz allein". Seit den Tagen von Baden-

Baden, Teplitz und Warschau weiß man nur um so gewisser, daß es so ist. Und um der allgemeinen Entwürdigung die Krone aufzusetzen, hat dieser Grund- und Eckpfeiler der Geschicke des Welttheils, der Mann, von dem jede politische Berechnung ausgehen und zu dem sie zurückkehren muß — selbst nicht eine Handbreit festen Bodens unter den Füßen.

Er geht auf der Schneide, wie der Seiltänzer Blondin über den Niagara balancirt: umkehren ist höchst gewagt, hinabfallen bringt unbedingt den Tod, sei es im Strudel der rothen Revolution, oder an den kahlen Klippen des Liberalismus. So aber wie er seit dem Briefe an Orsini im Frühjahre 1858 auf der schmalen Linie der „monarchischen Revolution" behutsam dahinschritt, als ein „zugleich liberales und conservatives Kabinet", um mit Herrn Cavour zu reden — so geht es nun einmal nicht mehr; denn der Mann des kunstvollen Gleichgewichts hat sich an Etwas schmerzlich gestoßen. Nicht an den vier Großmächten zusammengenommen, auch nicht an der Waffenmacht Oesterreichs, noch weniger an der Flotte Englands, und am allerwenigsten am Nationalgefühl der Deutschen, nicht einmal am Zorn der Industriellen und sogar nicht an der Angst der Börsenmänner, kurz an keiner von allen politischen und materiellen Gewalten der Welt, sondern bloß am Stuhle Petri hat er sich gestoßen.

Dieß ist nicht etwa eine specifisch ultramontane Anschauung. „Nur allein das Papstthum ist ihm zur Zeit noch gefährlich": hat ein protestantischer Publicist in Berlin vor einigen Wochen geschrieben, und seitdem hat der Imperator selbst durch das Dekret vom 24. Nov. öffentlich bekannt, wie sehr er in der Klemme sei. Wir waren von jeher der Meinung, daß der heilige Vater nicht so fast durch die Franzosen in Rom, als durch die Franzosen in Frankreich geschützt sei, und diese Hoffnung hat sich nicht getäuscht. Was dem Im-

perator das Gefühl einer unsichern Stellung im eigenen Lande einflößte und ihm die unerwartete Ueberraschung vom 24. Nov. abzwang, war nichts anderes als die sogenannte „Opposition des Klerus“. Es liegen allzu zahlreiche Belege vor, wie sehr er früher den Beistand des „Klerus“ zu schätzen wußte, als daß der Sinn seiner Concessionen vom 24. Nov. zweifelhaft seyn könnte. Angeblich will er den legislativen Körpern eine „größere unmittelbare Theilnahme an der allgemeinen Politik“ einräumen; in Wahrheit will er mit Hülfe der Liberalen und der Servilen die ganze Nation mit seinen dynastischen Aggressiv-Plänen solidarisch verwickeln, so daß das Ausland nicht mehr zweifeln könne, als wenn er nicht ganz Frankreich hinter sich habe, selbst für den Fall, daß die Interessen des Napoleonismus die definitive Beraubung des heiligen Stuhles erheischten. Und diesen Consens kann er von der liberalen Sekte allerdings erlangen, noch dazu recht gern, aber — nicht umsonst. Mit dem kleinen Finger sind die fraglichen Mächte niemals zufrieden, am wenigsten wenn er einem Gewaltherrscher in Verlegenheit angehört, sie verlangen immer die ganze Hand. Das bekommt Napoleon III. jetzt bereits zu schmecken.

Wie unschuldig die Liberalen an der That vom 24. November gewesen, hat ihre naive Ueberraschung genugsam bezeugt; sie haben selbst fast mit dürren Worten gesagt, daß ihnen die Ehre völlig unverdient in den Schooß gefallen. Ihretwegen hätte der Meister ganz ruhig seyn können. Um so größer war aber die Gier, womit sie sich nun auf die „Concessionen“ warfen, und kaum hatten sie daran geleckt, so stieg der Heißhunger von Stunde zu Stunde. Immer die alte Geschichte! Eine Adresse debattiren dürfen, wenn auch nur bei verschlossenen Thüren, seine Reden in allen Blättern gedruckt sehen, die Gesetze nicht bloß en bloc annehmen oder verwerfen, sondern sie auch amendiren können, Minister ohne Portefeuille vor sich haben, denen man die Hölle heiß machen

kann: das ist nun zwar Alles recht schön und verspricht reichliches Futter für die Tribüne, bringt aber doch im Grunde nur den großen Abstand zwischen einer napoleonischen Legislative und einer wirklichen Volksvertretung, geschweige denn einer „Freiheit wie unter Louis Philipp," um mit der Allgemeinen Zeitung zu reden, neuerdings zum Bewußtseyn. So ist es nicht zu verwundern, daß die ministeriellen Blätter bereits eine wachsende „Partei der Mißvergnügten" zu bedauern haben. Vor Allem sieht Jedermann ein, daß an der gegenwärtigen, aus der Kunstwahl-Presse der Präfekten hervorgegangenen Kammer alle und jede Concessionen verloren sind; wenn es damit Ernst sei, so müsse, meint man mit Recht, vor Allem eine allgemeine Neuwahl unter Beseitigung des obligaten Regierungs-Drucks veranstaltet werden; und diese Ansicht fällt um so mehr ins Gewicht, als die entschlossenen Mitglieder der Opposition es in ihrer Hand haben, durch Mandatsniederlegung wenigstens partielle Neuwahlen mit verdoppeltem Eklat zu erzwingen.

Hat der Imperator schon von dem Ausfall neuer Wahlen sicherlich wenig Gutes zu erwarten, so müßte er seine Franzosen schlecht kennen, wenn er die Tendenz einer neu-concessionirten Kammer überhaupt nicht zum voraus zu bemessen wüßte. In dem Moment, wo sie den Moniteur von 25. November lasen, ist ihnen der Parlamentarismus „wie unter Louis Philipp" wieder in alle Glieder gefahren; im euphemistischen Rothwelsch des Liberalismus nennen sie das „die Regierung der Nation durch sich selbst." Bisher trat niemals ein Minister Napoleon's III. vor die Kammer; nominell ist er selber verantwortlich, und der Präsident des Staatsraths war mit der Vertretung des Regime's vor den Abgeordneten betraut. Diese ängstliche Hintanhaltung jedes Scheins von Minister-Verantwortlichkeit und jeder Möglichkeit, daß ihm Männer, die nicht rein seine alleinigen Werkzeuge wären,

aufgedrungen werden könnten, hat sein Staatsrecht der „geregelten Demokratie“ am besten charakterisirt, mehr noch als die abgeschnittene Oeffentlichkeit und das Gesetz, wonach die Kammerdebatten nur nach dem Bericht des Amtsblatts wiedergegeben und die Reden nur entweder ganz oder gar nicht nachgedruckt werden dürften. In dieses Netz vorsichtiger Cautelen hat das Dekret vom 24. November einen nur durch die Unbesonnenheit eines Nothstandes erklärlichen Capitalriß gemacht, indem es „Minister ohne Portefeuille“ ernennt, welche die Regierung vor der Kammer vertreten sollen. Besteht die Kammer heute oder morgen aus den rechten Leuten, so wird aus den Schattenministern wie durch Zauberschlag ein verantwortliches Ministerium erwachsen und somit jenes System wieder auferstehen, von welchem der Napoleonismus seit acht Jahren sprüchwörtlich gemacht hat, daß es „dreimal in zwanzig Jahren Frankreich ins Verderben geführt habe.“ Und das ist leider nur zu wahr, obwohl die Allgemeine Zeitung kein Wort davon weiß!

Nun aber trauen wir dem Imperator Alles zu, nur das Eine nicht, daß er am Faulfieber des Liberalismus untergehen werde wie weiland der Bürgerkönig. Niemand weiß besser als er, daß das Kaiserreich nicht sechs Monate bei dem System bestehen würde, welches Louis Philipp achtzehn Jahre lang ausgehalten hat, bis er mit dem Regenschirm unterm Arm in rathloser Feigheit davongelaufen ist. Der Napoleonismus steht und fällt mit der „Einheit der Gewalt;“ mit einer „Selbstregierung“ parlamentarischer Majoritäten ist er so unverträglich wie Feuer und Wasser — der dritte Napoleon als Spielball ehrgeiziger Parlamentirer ein ebenso undenkbares Ding wie der erste. Andererseits hat er aber durch das Decret vom 24. November seine unheimliche Isolirung eingestanden; er ist mit jener Politik, von welcher der Senator

Larochejaquelin sagt, daß Niemand mehr wisse was davon zu denken und zu halten sei, an den Grenzen der Möglichkeit angekommen. Es gibt für ihn kein Drittes mehr: er muß entweder den Rückzug auf die vor-orsinischen Positionen antreten oder er muß gemeinsame Sache machen mit der socialistisch-kosmopolitischen Revolution.

Mit dem Rückzug dürfte es aber seine Schwierigkeiten haben, denn der Gewaltherrscher ist mit den gefährlichsten Elementen des Umsturzes tief eingelassen und die Wagnisse in Italien haben eine fast unausfüllbare Kluft zwischen ihm und seinem Ausgangspunkt gerissen. Um den Abstand zu ermessen, braucht man nur seine gegenwärtige Lage mit der Thronrede zu vergleichen, welche er am 18. Januar 1858, vier Tage nach dem Mordschlag Orsini's, zwei Tage vor dem Schreckensruf des Grafen Morny, daß ganz Frankreich mit einem Netz von geheimen Gesellschaften überzogen sei, vor Europa gehalten hat. Von der Sonnenhöhe eines anerkannten Retters der Ordnung herab rühmte er sich damals des „aufrichtigen Vertrauens" aller Mächte. Denn er mische sich in nichts ein, was Frankreich nicht direkt berühre, und sei erst noch im Neuenburger Handel der Gefahr für die Ruhe Europa's zuvorgekommen. Als erklärter „Feind aller abstrakten Theorien" eiferte er gegen „die Freiheit ohne Schranken, welche nur die Schwäche um den Preis einer ephemeren Popularität sich entreißen lasse, die aber in jedem Lande, wo eine verbissene Fraktion die Grundbedingungen des Regierens mißkenne, nur eine Waffe in der Hand der Umsturzmänner sei". Er donnerte gegen die „Unruhstifter und Complottirer, sie sollten wissen daß ihre Zeit vorbei sei," er sprach von den „offenen und hoch gehaltenen Fahnen, welche allein aufrichtige Hingebung einflößen könnten." Vor Allem machte er aber der Kirche sein Compliment. „Es ist der Wille der Regierung,"

sagte er, „daß das Princip der Freiheit der Culte eine Wahrheit sei, ohne zu vergessen, daß die katholische Religion die der großen Mehrheit der Franzosen ist; auch war diese Religion nie mehr geachtet und nie freier; die Provincialconcilien versammeln sich ohne Anstand und die Bischöfe verwalten in aller Vollgewalt ihr heiliges Amt."

So sprach er am 18. Januar 1858. Heute hingegen ist das „Mißtrauen" von ganz Europa sein beständiges Thema; die verpönten Schlagworte und die abstrakten Theorien von damals hat er ein Jahr später selbst auf seine Fahnen geschrieben; die Unruhstifter und Complottirer, welche vor drei Jahren seine erbittertsten Feinde waren, sind heute die Vertrauten seiner dunkeln Machinationen, die Bundesgenossen seiner Umtriebe in Italien, Ungarn und wer weiß wo noch; kein atheistischer Hetzer der ihm damals fluchte, welcher ihn heute nicht segnete. Die Kirche ringt mit ihm nicht bloß um den weltlichen Besitz des Primats, sondern auch um die Integrität ihrer rein geistlichen Würde,*) und wenn er den Bischöfen damals ihre Freiheiten vorrechnete, so können sie heute mit ihren Fesseln prunken. Damals galt er als Schild und Schwert des Katholicismus; wessen man ihn heute fähig hält, das hat jüngst die Aufnahme der Broschüre „Papst und Kaiser" zu unserer eigenen Ueberraschung erwiesen.

---

*) Die Kirchenstaats-Frage ist nämlich weitaus nicht die einzige Differenz zwischen ihm und Rom. Außer der vom heiligen Stuhl zurückgewiesenen Ernennung des Prof. Maret zum Bischof von Vannes, soll der Papst noch fünf andere Vorschläge für erledigte Bischofsitze in Frankreich beanstanden, im Ganzen nicht weniger als fünfundzwanzig Nominationen des Empires unannehmbar gefunden haben. Schon daraus erklärt sich die napoleonische Mißgunst mehr als genug.

Der Broschüren-Trödel von Paris kennt kaum etwas Elenderes als dieses Pamphlet; dumm und plump geschrieben verräth es auf jeder Seite die totale Ignoranz des Verfassers, der nicht einmal zwischen Gregor VII. und Gregor dem Großen zu unterscheiden weiß. Als Autor hat sich zudem ein gewisser Cayla genannt, ein durch alle Wasser der revolutionären Journalistik gewaschenes Subjekt von so obscurem Namen, daß man ihn in Paris anfänglich für erdichtet hielt. Wir hätten uns kaum getraut, eine Verbindung desselben mit den reformsüchtigen Popen der russischen Gesandtschaft zu muthmaßen, so grob und absurd ist sein Vorschlag, wie die französische Kirche zwar im Dogma katholisch bleiben, aber nach dem Beispiele der protestantischen und schismatischen Landeskirchen künftig vom Souverain, und zwar mittelst einer constitutionellen Synode mit einem Patriarchen von Paris und kaiserlichen Cardinälen an der Spitze, regiert werden solle. Schon der Gedanke, daß alle Seelsorger der kaiserlich gallikanischen Kirche durch das allgemeine Stimmrecht von unten auf zu wählen seien, gehört unbedingt in's Irrenhaus. Dennoch ist nicht nur das fanatische England in hellen Freudenjubel über diese Ausgeburt eines kranken Hirns ausgebrochen und malte sich selbst der conservative Herald die seligen Zeiten aus, wo Napoleon III. die evangelischen Wege Heinrich's VIII. betreten würde; sondern auch in Frankreich hat man das Produkt mit einem Ernste angesehen, der uns fast entsetzt hat. Nicht bloß als ein allerdings bedeutsames Vorzeichen, daß mit dem Verlust der Souverainetät des Papsts die Stellung der Souveraine zu ihm nothwendig wesentliche Aenderungen erleiden müßte, hat man diese Schrift betrachtet; sondern angesehene Kirchenfürsten haben eigene Hirtenbriefe gegen die Vorschläge derselben erlassen, die katholischen Journale brachten lange Widerlegungen, und die meisten schienen wirklich zu glauben, was manche Correspondenten gerade heraus sagten: daß Cayla

nur der Strohmann sei, Staatsrath Laguerronnière der eigentliche Urheber, und daß die Schrift die eigenhändige Censur des Imperators passirt habe.

Bei so weit gediehener Entfremdung wird ihm eine Rückkehr auf den Standpunkt vom Januar 1858, selbst wenn er wollte, nahezu unmöglich seyn. Daß er aber den süßen Genuß einer kleinlichen Rache, die ihm der Liberalismus bieten könnte, um den Preis der Existenz erkaufen sollte, ist ebenso wenig zu glauben. Eher wird er sich der vollen Revolution in die Arme werfen. Unterm 24. November hat er auch den Staatsminister Fould entlassen. Die Einen erklären sich dieß aus der Rücksicht auf die fromme Gemahlin, welcher der hetzende Jude unausstehlich gewesen sei. Es kann aber im Gegentheil auch den Bruch mit andern zarten Rücksichten bedeuten, nämlich mit den Rücksichten auf den börsianischen Oeconomismus, der unter den Stützen des die Ordnung und die Geschäfte rettenden Kaiserthrons nicht am leichtesten gewogen hat.

Der Entschluß wird dem Imperator augenscheinlich gewaltig schwer. Das letzte Auskunftsmittel liegt im innersten Wesen des Napoleonismus, und dennoch hat ihm bis jetzt davor gegraut. Daß er Frankreich aus den Fängen der wilden Revolution errettet habe, war sein Rechtstitel auf den Dank der civilisirten Welt seit 1852; noch im Jahre 1859 hielt er seiner Angabe nach am Mincio deßhalb inne, weil sie ihm ihre schreckliche Allianz aufdringen wollte. Aber seine Politik der „Nichtintervention" hat neben ihrer bequemen Seite auch die sehr unbequeme Kehrseite gehabt, daß in Italien die sechste Großmacht ihre Apokatastasis feierte. Er hat zu lange unthätig zugewartet, jetzt ist er nicht mehr frei; er hat zu lange mit der unfranzösischen Entschuldigung sich getragen: „er

könne den Sarden nicht wehren"; jetzt bietet die Propaganda aus allen Ländern ihm die Hand, und in dem Maße als alle ehrenhaften Elemente an ihm verzweifeln und ihn verlassen, steht er in Gefahr einschlagen zu müssen. Jeder Bonaparte führt im verborgenen Schubfach der Garderobe die phrygische Mütze mit sich, und stündlich kann der dritte sie hervorlangen.

Dann wäre der vitiöse Zirkel der verfehlten Reaktion vollends durchlaufen und die Revolution im Besitze dessen, was ihr vor zwölf Jahren abging: eines mächtigen Herrschers als Feldobersten mit 600,000 Mann regulärer Truppen. Wer da widerstehen sollte, darnach wollen wir gar nicht mehr fragen. Es liegen zwei treffliche Schriften von geistreichen, in diesen Blättern oft belobten Verfassern*) vor uns, welche die Pflicht eines geeinigten Deutschlands eindringlichst verkünden. Ganz unzweifelhaft kommt uns aber nur die Eine Sentenz des Hrn. Frantz vor, wo er sagt: „wen Gott verderben will, dem nimmt er den Verstand, und darnach scheint es wohl, wir sind schon verloren; denn wer will es läugnen, der Verstand ist fort"!

Eine tröstliche Seite zeigt aber die Zukunft auch im schlimmsten Falle. Die große Revolution wird nicht abermals ohne Ziel und Zweck bloß in nutzlosen Verwüstungen verlaufen, sondern sie wird willkürlich oder unwillkürlich die Aufgabe übernehmen, welche die christlichen Mächte so schuldvoll

---

*) Deutschlands nächste Aufgaben von August und Peter Reichensperger. Paderborn 1860. —
Dreiunddreißig Sätze vom deutschen Bund von C. Frantz. Berlin 186'.

und strafwürdig versäumt haben. Was mögen die österreichi- schen Staatsmänner, durch welche diese wichtigste Angelegen- heit des Jahrhunderts vor fünf Jahren so kläglich verpfuscht wor- den ist, jetzt denken, wenn sie eben aus jenen über die Achsel angeschauten Donauländern das schwere Gewitter heranziehen sehen, und wie wird England zittern, wenn sich im Türken- reich die eigenen Sünden gegen seine gräuelvolle Perfidie er- heben! Man hat die große Mission dem Imperator ganz al- lein überlassen, so gewiß als seine Truppen ganz allein in Syrien stehen; das ist seine Stärke, und möge Gott die Wie- ner Politik erleuchten, damit es nicht auch seine — Entschul- digung werde!





